This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

$B 80 944

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received , 190 .
Accession No. 84381 . Class No. 854
M397
v.1

Digitized by Google

Digitized by Google

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received , 190 .
Accession No. 84381 . Class No. 854
M397
v.1

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Masius,

Deutsches Lesebuch.

I.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsches Lesebuch

für

höhere Unterrichts-Anstalten.

Herausgegeben von

Dr. Hermann Masius.

Erster Teil.

Für untere Klassen.

Elfte Auflage.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Halle a. S.,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1890.

Digitized by Google

Digitized by Google

PF3117
D48
1889
v.1
MAIN

Vorwort zur siebenten Auflage.

Auch dieser Auflage glaubt der Herausgeber die Bemerkung vorausschicken zu dürfen, daß er derselben seine ganze Sorgfalt gewidmet hat. Namentlich ist soweit möglich der Wortlaut der Originale von neuem verglichen und die gesamte Auswahl abermals auf ihren pädagogischen Wert geprüft und gesichtet worden. Konnten hierbei mehrfach die dankenswerten Andeutungen der eingehenderen Rezensionen benutzt werden, welche dem Buche auch in der vorigen Auflage zu teil geworden, so standen freilich in einzelnen Punkten die geltend gemachten Wünsche einander geradezu entgegen. Namentlich traf dies auf die mundartlichen Stücke. Ich habe an denselben festgehalten, indem ich an dem Glauben festhalte, die Benutzung der Mundarten im deutschen Unterricht sei kein bloßes Spiel. Zum mindesten würde ein solches Spiel seinen guten Ernst haben. Ohr und Mund des Schülers zu üben an der melodischen Tonfülle des Dialekts, ihn nachdenken zu lehren über den Unterschied des geschriebenen und des gesprochenen Wortes, ihn die Bedeutung der Stelle ahnen zu lassen, welche die Mundarten in der geistigen Lebensentwickelung des Volkes einnehmen, ihn aufmerksam zu machen auf die naive Poesie derselben, ihm die Erkenntnis nahe zu bringen, wie die Sprache an Geistigkeit gewinnt, was sie an sinnlicher Stärke verliert, und endlich durch Vergleichen und Übersetzen das Sprachgefühl zu steigern: das dünkt mich sei eine hinlänglich belohnende und selbst für die untere Stufe noch teilweis erreichbare Aufgabe. Übrigens ist den derartigen Musterstücken ein so bescheidener Raum zugewiesen, daß auch, wer den Mundarten geradezu aus dem Wege gehen zu müssen glaubt, dadurch von einer Einführung des Buches in die Schule nicht wird abgehalten werden.

Digitized by Google

84381

— Wenn schließlich dieser und noch mehr der zweite Teil des Lesebuchs durch neue Stücke bereichert wurde, so bedarf das wohl kaum einer besondern Rechtfertigung. Denn sie gehen überall darauf hin, den Gesichtskreis der Schüler zu klären und zu erweitern, sie für deutsches Leben zu erwärmen und insbesondere auch die großen Kämpfe und Siege unserer Tage mit hellem, hohem Klang in ihren Herzen wiederklingen zu lassen.

Leipzig, Ende Dezember 1873.

H. M.

Die achte Auflage

hat wesentlich eingreifende Veränderungen nicht erfahren. Doch ist für dieselbe die minder gedrängte, klarer vors Auge tretende Druckschrift der beiden übrigen Teile in Anwendung gebracht worden und, um diese Verbesserung nicht durch einen vergrößerten Umfang und erhöhten Preis des Buches zu erkaufen, eine kleine Zahl von Prosastücken in Wegfall gebracht. In der, wie ich glaube, berechtigten Hoffnung, daß man diese Ausscheidungen nicht als Einbuße empfinden werde, empfehle ich auch die neue Auflage vertrauend dem alten Wohlwollen.

Leipzig, Oktober 1876.

H. M.

Der zehnten Auflage

habe ich nur die Bemerkung hinzuzufügen, daß dieselbe abermals durchgesehen worden, übrigens aber, abgesehen von dem der neueren Orthographie gemäß geregelten Drucke, völlig unverändert geblieben ist.

Leipzig, Oktober 1883.

H. M.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
			Prosa.	
			Erste Abteilung.	
1	1	1	Der goldene Schlüssel	Brüder Grimm.
2	1	2	Strohhalm, Kohle und Bohne	Brüder Grimm.
3	2	3	Geschichte vom Nußknacker	F. v. Pocci.
4	3	4	Der Fuchs und die Katze	Brüder Grimm.
5	4	4	Fuchs und Krebs	L. Bechstein.
6	5	5	Der Hering und die Scholle [Mecklenburg-Schweriner Mundart.]	J. M. Firmenich.
7	5	5	Die Brosamen auf dem Tisch [Schweizer Mundart.]	W. Wackernagel.
8	6	6	Das Lumpengesindel	Brüder Grimm.
9	7	7	Der Zaunkönig und der Bär	Brüder Grimm.
10	9	9	Die Bremer Stadtmusikanten	Brüder Grimm.
11	11	11	Der Wolf und der Mensch	Brüder Grimm.
12	12	12	Das kluge Gretel	Brüder Grimm.
13	13	13	Sonne, Mond und Wind	Brüder Schott.
14	15	15	Der Gevatter Tod	Brüder Grimm.
15	17	17	Die Boten des Todes	Brüder Grimm.
16	18	18	Vater Hahn [Altmärkische Mundart.]	J. M. Firmenich.
17	20	20	Abdallah	G. v. Herder.
18	24	24	Doktor Allwissend	Brüder Grimm.
19	25	25	Drei zu Bett [Holsteinische Mundart.]	K. Müllenhoff.
20	26	26	Drei Wünsche	P. Hebel.
21	28	28	Die schwarze Gret	K. Müllenhoff.
22	29	29	Die Füße der Zwerge	Brüder Grimm.
23	30	29	Das Totenbeinchen [Schweizer Mundart.]	W. Wackernagel.
24	30	30	Selbergethan [Altmärkische Mundart.]	A. Kuhn.
25	31	31	Otto mit dem Bart	Brüder Grimm.
26	34	33	Karls Heimkehr aus Ungerland	Brüder Grimm.
27	36	36	Das brave Mütterchen	K. Müllenhoff.
28	37	36	Brot und Salz segnet Gott	Brüder Grimm.
29	38	37	Halt den Mittelweg!	M. Arndt.
30	39	39	Kurzweiliger Zweikampf zweier Hasenherzen	G. Schwab.
31	43	43	Der eiserne Heinrich	K. Müllenhoff.
32	44	43	Der Grützkopf im friesischen Wappen	K. Müllenhoff.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
33	44	44	Das Licht der treuen Schwester	K. Müllenhoff.
34	45	44	Kaiserin Kunigunde	K. Immermann.
35	45	45	Sankt Christophorus	aurea legenda.
36	47	46	Die Auffindung d. heil. Lanze zu Antiochien	F. v. Raumer.
37	48	48	Die Schildkröte und die Enten	A. Kuhn.
38	49	48	Der Hahn und der Fuchs	L. Bechstein.
39	49	49	Der Buchweizen	H. C. Andersen.
40	50	50	Die Eiche und der Grashalm [Rügensche Mundart.]	M. Arndt.
41	52	51	Es ist ein Unterschied	H. C. Andersen.
42	54	53	Die beiden Feuer	A. Moritz.
43	55	54	Der Fischreiher	J. A. C. Löhr.
44	56	55	Die kluge Maus [Heinsberger (Rheinische) Mundart.]	J. M. Firmenich.
45	56	56	Stadtmaus und Feldmaus	M. Luther.
46	57	56	Die beiden Äxte	G. Meißner.
47	57	57	Die beiden Pflugschare	G. Meißner.
48	58	57	Die Kuh, das Pferd, das Schaf und der Hund [Waldbröler (Rhein.) Mundart.]	J. M. Firmenich.
49	58	58	Der alte Löwe	G. E. Lessing.
50	59	58	Der Besitzer des Bogens	G. E. Lessing.
51	59	58	Zeus und das Schaf	G. E. Lessing.
52	60	59	Die Pfirsiche	A. Krummacher.
53	60	60	Der Weinstock	G. v. Herder.
54	61	60	Die Lüge und die Wahrheit	J. v. Eichendorff.
55	63	62	Das Rotkehlchen	A. Krummacher.
56	63	62	Ein Gespenst	B. Auerbach.
57	63	63	Das Bild des Lebens	F. Jacobs.
58	64	63	Die drei Freunde	G. v. Herder.
59	64	64	Die Stimme des Gerichts	A. Krummacher.
60	65	65	Brief Hebels an sein Patchen	J. P. Hebel.
61	66	65	Der Bescheid des Thorschreibers	J. H. Campe.
62	67	66	Kindesdank und Undank	P. Hebel.
63	68	67	Der Jude aus Livorno	Zeitschrift.
64	68	68	Der Streit um die Wiese	Fr. Ahlfeld.
65	69	68	Zum siebenten Gebot	Fr. Ahlfeld.
66	69	68	Ehrlichkeit eines Russen	G. Kohl.
67	70	69	Der Zahn und der Thaler	Fr. Jacobs.
68	70	69	Der arme Menrad [Rheinische Mundart.]	J. M. Firmenich.
69	71	70	Friedrich der Große und sein Page	F. Kugler.
70	71	70	Der Bredil	K. Stöber.
71	74	73	Michael Mort	J. v. Hormayr.
72	75	74	Norwegischer Soldatensinn	Th. Mügge.
73	75	74	Norwegische Treuherzigkeit	Nacherzählt.
74	76	75	Topphalten	K. Müllenhoff.
75	76	75	Einer oder der andere	P. Hebel.
76	77	76	Herzog und Schneider	L. Storch.
77	79	78	Die Auswanderer	Neuenhaus' Ausw.
78	83	81	Das Mittagessen im Hof	P. Hebel.
79	83	82	Das Glück durch die Gelbwurst	B. Auerbach.
80	85	84	Der gekreuzte Dukaten	B. Auerbach.
81	87	86	Vom Glück	J. Rank.
82	89	88	Feindesliebe	Fr. Ahlfeld.
83	89	88	Der silberne Löffel	P. Hebel.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
84	90	89	Ein gutes Rezept	P. Hebel.
85	91	90	Der Bergmanns-Knabe	G. H. v. Schubert.
86	95	94	Der Knabe von Solenhofen	K. Stöber.
87	100	98	Gelimer	O. Klopp.
88	102	101	Belisar	E. v. Houwald.
89	104	102	Die Freunde in der Not	B. Auerbach.
90	105	103	Der Gefangene	G. H. v. Schubert.
91	107	106	Geiz ist die Wurzel alles Übels	Fr. Ahlfeld.
92	109	107	Der Barbierjunge von Segringen	P. Hebel.
93	110	108	Der Star von Segringen	P. Hebel.
94	111	109	Der gelehrte Kanarienvogel	F. Jacobs.
95	113	111	Die Auswanderer-Lerche	Emma Niendorf.
96	117	115	Englische Kunstfertigkeit	A. Lewald.
97	118	116	Lange Kriegsfuhr	P. Hebel.
98	120	118	Der Star	F. Jacobs.
99	122	120	Gefahren der Gemsjagd	F. v. Kobell.
100	124	122	Die Verschütteten	K. Stöber.
101	126	124	Wenn die Not am größten, ist uns Gott am nächsten	Chr. Barth.
102	130	128	Ein rechter Mann	J. Rank.
103	132	129	Das Bild des Großvaters	W. Müller.
104	135	133	König Friedrich und sein Nachbar	P. Hebel.
105	136	134	Prinz Heinrich	H. Zschokke.
106	137	134	Der Krieg	F. Jacobs.
107	142	139	Untreue schlägt den eigenen Herrn	P. Hebel.
108	143	140	Kühne List gegen tückische Hinterlist	G. H. v. Schubert.
109	145	142	Ein merkwürdiger Fall	J. Kerner.
110	146	143	Deutscher Heldenmut	F. Jacobs.
111	147	144	Der sprechende Papagei	F. Jacobs.
112	147	145	Hansel von Dietfurt	G. H. v. Schubert.
113	153	150	Züge aus Napoleons Leben I—IV.	P. Hebel. Zeitschr.
114	157	154	Das verlorne Kamel und die drei aufmerksamen Brüder	Palmblätter.
115	158	155	Herr Charles	P. Hebel.
116	161	158	Der Schatz aus Hamburg	Chr. Barth.
117	163	160	Das Ei des Kolumbus	Fr. Förster.
118	164	160	Herr Baron v. Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben	G. Bürger.
119	167	164	Der Incognitotitel	G. H. v. Schubert.
120	169	166	Der kaiserliche Gast	Zeitschrift.
121	170	167	Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser	G. H. v. Schubert.
122	176	172	Seelengröße I. II.	M. Arndt. H. Petis-
123	177	173	Der Furtwanger in Philippsburg	P. Hebel. [cus.
124	177	174	Almansur und Asmai	J. v. Hammer.
125	179	175	Die Zeichensprache	G. H. v. Schubert.
126	183	179	Zwei Züge aus dem Leben Suwarows. I. II.	M. Arndt.
127	184	180	Der Schneider in Pensa	P. Hebel.
128	188	184	Die teure Zeche	Zeitschrift.
129	189	185	Der Wettermacher	P. Hebel.
130	190	186	Der Mittag auf dem Königssee	F. Jacobs.
131	198	194	Die Bundesgenossen Heinrich des Vierten	Th. Abbt.
132	198	195	Wie schön leuchtet der Morgenstern!	F. Ahlfeld.
133	200	196	Der Landgeistliche und sein Vikar	Zeitschrift.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
134	202	198	Wißt ihr, welchen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?	W. Osterwald.
135	204	200	Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten. I—VI.	Fr. Eylert.
136	209	204	Der kluge Hund	E. v. Houwald.
137	218	213	Das Christgeschenk	F. Rochlitz.
			Zweite Abteilung.	
138	222	217	Die Pflanzen	P. Hebel.
139	224	219	Das isländische Moos	G. H. v. Schubert.
140	225	220	Das Gold	G. H. v. Schubert.
141	227	222	Die Otter	F. v. Kobell.
142	228	223	Die Spinnen	P. Hebel.
143	230	225	Kriege und Spiele der Ameisen . .	L. Oken.
144	232	227	Das Marienkäferchen	B. Sigismund.
145	235	229	Die Verwandlung der Insekten . .	G. H. v. Schubert.
146	236	230	Der Hamster	G. H. v. Schubert.
147	236	231	Die Mäuse	P. Scheitlin.
148	238	233	Der Wolf	F. v. Kobell u. G. H. v. Schubert.
149	240	235	Die indische Landschildkröte . . .	E. Dieffenbach.
150	242	237	Die grüne Meerschildkröte	H. Masius.
151	244	238	Die Hühner	K. Vogel.
152	245	239	Der Bartgeier	K. Vogel.
153	247	242	Der Seeadler	Neuenhaus' Ausw.
154	250	244	Die Stimmen der Vögel	Zimmermann.
155	253	247	Der Rabe	H. Masius.
156	255	249	Etwas über den Elefanten	H. v. Pückler-Muskau.
157	257	251	Die Brillenschlange	H. Masius.
158	258	252	Die Krokodiljagd	H. v. Pückler-Muskau.
159	260	254	Eine Robbenjagd vor vierzig Jahren .	B. Sigismund.
160	267	261	Der elektrische Aal	A. v. Humboldt.
161	268	261	Ritt auf dem Dromedar	v. Pückler-Muskau.
162	269	263	Die Bergamasker Schafe	F. v. Tschudi.
163	272	266	Der Hering	Th. Mügge.
164	275	268	Der Lappe	Th. Mügge.
165	276	270	Das Renntier	Th. Mügge.
166	278	272	Die Vogelwelt des nordischen Meeres .	Th. Mügge.
167	280	274	Bärenjagd in Nordamerika	F. Gerstäcker.
168	285	278	Neujahrsgeschenk aus Jamaika. I—X.	L. v. Schlözer.
169	296	289	Die Bauernhäuser im Osnabrückschen .	J. Möser.
170	297	290	Norwegischer Bauernhof	Th. Mügge.
171	298	291	Das Volk im Böhmerwalde	J. Rank.
172	300	293	Die Lechebene und ihre Bewohner .	Nach W. H. Riehl.
173	304	297	Der Morgen	F. Jacobs.
174	305	298	Die Ruine	F. Jacobs.
175	307	300	Die Dünen	Jensen.
176	310	302	Der Brand in Hamburg	K. Harms.
177	312	304	Unglück der Stadt Leyden	P. Hebel.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
178	313	305	Wien von der Spitze des Stephansturmes. I. II.	Nach A. Stifter.
179	319	311	Eine Industrie-Ausstellung im Schulzimmer	B. Sigismund.
180	331	323	Die Fabrikation der Stahlfedern	B. Sigismund.
181	338	330	Die Brillen	G. H. v. Schubert.
182	340	332	Eine Nadelfabrik	J. G. Kohl.
183	343	335	Die Luft	G. H. v. Schubert.
184	345	337	Das Wasser	G. H. v. Schubert.
			Dritte Abteilung.	
185	348	340	Aus M. Arndts Jugendleben. I—VI.	M. Arndt.
186	363	355	Aus Karl Immermanns Leben	K. Immermann.
187	366	357	Aus Karl von Holteis Leben	K. v. Holtei.
188	368	360	Aus Justinus Kerners Jugend. I—V.	J. Kerner.
189	378	370	Aus Goethes Leben. I. II.	W. v. Goethe.
190	381	373	Franz Passows Jugend	Fr. Passow.
191	383	374	Ernst Rietschels Kinder- und Knabenjahre. I—VII.	E. Rietschel.
192	399	391	Benjamin Franklin	Kneisel.
193	405	396	Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung	G. Pfizer.
194	408	399	Der Tod des Sokrates	Nach E. v. Houwald.
195	413	404	Der Zug des Xerxes gegen Griechenland	M. Duncker.
196	417	408	Pyrrhos. I—III.	F. Bäßler.
197	426	417	Die Schlacht bei Cannä	O. Jäger.
198	435	426	Cäsars Tod	W. Lanz.
199	439	430	Wie sich der König Peter von Aragonien zum Zweikampf stellt	W. Lanz.
200	445	436	Das Ende Herzogs Ernst von Schwaben	W. v. Giesebrecht.
201	447	437	Ausgang des burgundischen Kriegs	H. Zschokke.
202	449	440	Der Tod Friedrichs des Weisen von Sachsen	L. v. Ranke.
203	450	440	Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg	G. A. H. Stenzel.
204	453	443	Friedrich Wilhelm von Seydlitz	W. Buchner.
205	457	447	Erzherzog Karl von Österreich	W. Buchner.
206	463	453	Blücher	L. Hahn.
207	466	456	Ein Brief der Königin Luise von Preußen	. . . . .
208	467	457	Die Seeschlacht bei Lissa	Nach M. Berndt.
209	471	461	Kolumbus in Spanien	G. H. v. Schubert.
210	482	472	Valentin Jameray Duval	G. H. v. Schubert.
211	514	503	John Franklin. I—V	Nach G. H. v. Schubert.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
134	202	198	Wißt ihr, welchen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?	W. Osterwald.
135	204	200	Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten. I—VI.	Fr. Eylert.
136	209	204	Der kluge Hund	E. v. Houwald.
137	218	213	Das Christgeschenk	F. Rochlitz.
			Zweite Abteilung.	
138	222	217	Die Pflanzen	P. Hebel.
139	224	219	Das isländische Moos	G. H. v. Schubert.
140	225	220	Das Gold	G. H. v. Schubert.
141	227	222	Die Otter	F. v. Kobell.
142	228	223	Die Spinnen	P. Hebel.
143	230	225	Kriege und Spiele der Ameisen . .	L. Oken.
144	232	227	Das Marienkäferchen	B. Sigismund.
145	235	229	Die Verwandlung der Insekten . .	G. H. v. Schubert.
146	236	230	Der Hamster	G. H. v. Schubert.
147	236	231	Die Mäuse	P. Scheitlin.
148	238	233	Der Wolf	F. v. Kobell u. G. H. v. Schubert.
149	240	235	Die indische Landschildkröte . . .	E. Dieffenbach.
150	242	237	Die grüne Meerschildkröte	H. Masius.
151	244	238	Die Hühner	K. Vogel.
152	245	239	Der Bartgeier	K. Vogel.
153	247	242	Der Seeadler	Neuenhaus' Ausw.
154	250	244	Die Stimmen der Vögel	Zimmermann.
155	253	247	Der Rabe	H. Masius.
156	255	249	Etwas über den Elefanten	H. v. Pückler-Muskau.
157	257	251	Die Brillenschlange	H. Masius.
158	258	252	Die Krokodiljagd	H. v. Pückler-Muskau.
159	260	254	Eine Robbenjagd vor vierzig Jahren .	B. Sigismund.
160	267	261	Der elektrische Aal	A. v. Humboldt.
161	268	261	Ritt auf dem Dromedar	v. Pückler-Muskau.
162	269	263	Die Bergamasker Schafe	F. v. Tschudi.
163	272	266	Der Hering	Th. Mügge.
164	275	268	Der Lappe	Th. Mügge.
165	276	270	Das Renntier	Th. Mügge.
166	278	272	Die Vogelwelt des nordischen Meeres .	Th. Mügge.
167	280	274	Bärenjagd in Nordamerika	F. Gerstäcker.
168	285	278	Neujahrsgeschenk aus Jamaika. I—X.	L. v. Schlözer.
169	296	289	Die Bauernhäuser im Osnabrückschen .	J. Möser.
170	297	290	Norwegischer Bauernhof	Th. Mügge.
171	298	291	Das Volk im Böhmerwalde	J. Rank.
172	300	293	Die Lechebene und ihre Bewohner . .	Nach W. H. Riehl.
173	304	297	Der Morgen	F. Jacobs.
174	305	298	Die Ruine	F. Jacobs.
175	307	300	Die Dünen	Jensen.
176	310	302	Der Brand in Hamburg	K. Harms.
177	312	304	Unglück der Stadt Leyden	P. Hebel.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
178	313	305	Wien von der Spitze des Stephansturmes. I. II.	Nach A. Stifter.
179	319	311	Eine Industrie-Ausstellung im Schulzimmer	B. Sigismund.
180	331	323	Die Fabrikation der Stahlfedern	B. Sigismund.
181	338	330	Die Brillen	G. H. v. Schubert.
182	340	332	Eine Nadelfabrik	J. G. Kohl.
183	343	335	Die Luft	G. H. v. Schubert.
184	345	337	Das Wasser	G. H. v. Schubert.
			Dritte Abteilung.	
185	348	340	Aus M. Arndts Jugendleben. I—VI.	M. Arndt.
186	363	355	Aus Karl Immermanns Leben	K. Immermann.
187	366	357	Aus Karl von Holteis Leben	K. v. Holtei.
188	368	360	Aus Justinus Kerners Jugend. I—V.	J. Kerner.
189	378	370	Aus Goethes Leben. I. II.	W. v. Goethe.
190	381	373	Franz Passows Jugend	Fr. Passow.
191	383	374	Ernst Rietschels Kinder- und Knabenjahre. I—VII.	E. Rietschel.
192	399	391	Benjamin Franklin	Kneisel.
193	405	396	Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung	G. Pfizer.
194	408	399	Der Tod des Sokrates	Nach E. v. Houwald.
195	413	404	Der Zug des Xerxes gegen Griechenland	M. Duncker.
196	417	408	Pyrrhos. I—III.	F. Bäßler.
197	426	417	Die Schlacht bei Cannä	O. Jäger.
198	435	426	Cäsars Tod	W. Lanz.
199	439	430	Wie sich der König Peter von Aragonien zum Zweikampf stellt	W. Lanz.
200	445	436	Das Ende Herzogs Ernst von Schwaben	W. v. Giesebrecht.
201	447	437	Ausgang des burgundischen Kriegs	H. Zschokke.
202	449	440	Der Tod Friedrichs des Weisen von Sachsen	L. v. Ranke.
203	450	440	Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg	G. A. H. Stenzel.
204	453	443	Friedrich Wilhelm von Seydlitz	W. Buchner.
205	457	447	Erzherzog Karl von Österreich	W. Buchner.
206	463	453	Blücher	L. Hahn.
207	466	456	Ein Brief der Königin Luise von Preußen	. . . . .
208	467	457	Die Seeschlacht bei Lissa	Nach M. Berndt.
209	471	461	Kolumbus in Spanien	G. H. v. Schubert.
210	482	472	Valentin Jameray Duval	G. H. v. Schubert.
211	514	503	John Franklin. I—V	Nach G. H. v. Schubert.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
134	202	198	Wißt ihr, welchen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?	W. Osterwald.
135	204	200	Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten. I—VI.	Fr. Eylert.
136	209	204	Der kluge Hund	E. v. Houwald.
137	218	213	Das Christgeschenk	F. Rochlitz.
			Zweite Abteilung.	
138	222	217	Die Pflanzen	P. Hebel.
139	224	219	Das isländische Moos	G. H. v. Schubert.
140	225	220	Das Gold	G. H. v. Schubert.
141	227	222	Die Otter	F. v. Kobell.
142	228	223	Die Spinnen	P. Hebel.
143	230	225	Kriege und Spiele der Ameisen	L. Oken.
144	232	227	Das Marienkäferchen	B. Sigismund.
145	235	229	Die Verwandlung der Insekten	G. H. v. Schubert.
146	236	230	Der Hamster	G. H. v. Schubert.
147	236	231	Die Mäuse	P. Scheitlin.
148	238	233	Der Wolf	F. v. Kobell u. G. H. v. Schubert.
149	240	235	Die indische Landschildkröte	E. Dieffenbach.
150	242	237	Die grüne Meerschildkröte	H. Masius.
151	244	238	Die Hühner	K. Vogel.
152	245	239	Der Bartgeier	K. Vogel.
153	247	242	Der Seeadler	Neuenhaus' Ausw.
154	250	244	Die Stimmen der Vögel	Zimmermann.
155	253	247	Der Rabe	H. Masius.
156	255	249	Etwas über den Elefanten	H. v. Pückler-Muskau.
157	257	251	Die Brillenschlange	H. Masius.
158	258	252	Die Krokodiljagd	H. v. Pückler-Muskau.
159	260	254	Eine Robbenjagd vor vierzig Jahren	B. Sigismund.
160	267	261	Der elektrische Aal	A. v. Humboldt.
161	268	261	Ritt auf dem Dromedar	v. Pückler-Muskau.
162	269	263	Die Bergamasker Schafe	F. v. Tschudi.
163	272	266	Der Hering	Th. Mügge.
164	275	268	Der Lappe	Th. Mügge.
165	276	270	Das Renntier	Th. Mügge.
166	278	272	Die Vogelwelt des nordischen Meeres	Th. Mügge.
167	280	274	Bärenjagd in Nordamerika	F. Gerstäcker.
168	285	278	Neujahrsgeschenk aus Jamaika. I—X.	L. v. Schlözer.
169	296	289	Die Bauernhäuser im Osnabrückschen	J. Möser.
170	297	290	Norwegischer Bauernhof	Th. Mügge.
171	298	291	Das Volk im Böhmerwalde	J. Rank.
172	300	293	Die Lechebene und ihre Bewohner	Nach W. H. Riehl.
173	304	297	Der Morgen	F. Jacobs.
174	305	298	Die Ruine	F. Jacobs.
175	307	300	Die Dünen	Jensen.
176	310	302	Der Brand in Hamburg	K. Harms.
177	312	304	Unglück der Stadt Leyden	P. Hebel.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
178	313	305	Wien von der Spitze des Stephansturmes. I. II.	Nach A. Stifter.
179	319	311	Eine Industrie-Ausstellung im Schulzimmer	B. Sigismund.
180	331	323	Die Fabrikation der Stahlfedern	B. Sigismund.
181	338	330	Die Brillen	G. H. v. Schubert.
182	340	332	Eine Nadelfabrik	J. G. Kohl.
183	343	335	Die Luft	G. H. v. Schubert.
184	345	337	Das Wasser	G. H. v. Schubert.
			Dritte Abteilung.	
185	348	340	Aus M. Arndts Jugendleben. I—VI.	M. Arndt.
186	363	355	Aus Karl Immermanns Leben	K. Immermann.
187	366	357	Aus Karl von Holteis Leben	K. v. Holtei.
188	368	360	Aus Justinus Kerners Jugend. I—V.	J. Kerner.
189	378	370	Aus Goethes Leben. I. II.	W. v. Goethe.
190	381	373	Franz Passows Jugend	Fr. Passow.
191	383	374	Ernst Rietschels Kinder- und Knabenjahre. I—VII.	E. Rietschel.
192	399	391	Benjamin Franklin	Kneisel.
193	405	396	Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung	G. Pfizer.
194	408	399	Der Tod des Sokrates	Nach E. v. Houwald.
195	413	404	Der Zug des Xerxes gegen Griechenland	M. Duncker.
196	417	408	Pyrrhos. I—III.	F. Bäßler.
197	426	417	Die Schlacht bei Cannä	O. Jäger.
198	435	426	Cäsars Tod	W. Lanz.
199	439	430	Wie sich der König Peter von Aragonien zum Zweikampf stellt	W. Lanz.
200	445	436	Das Ende Herzogs Ernst von Schwaben	W. v. Giesebrecht.
201	447	437	Ausgang des burgundischen Kriegs	H. Zschokke.
202	449	440	Der Tod Friedrichs des Weisen von Sachsen	L. v. Ranke.
203	450	440	Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg	G. A. H. Stenzel.
204	453	443	Friedrich Wilhelm von Seydlitz	W. Buchner.
205	457	447	Erzherzog Karl von Österreich	W. Buchner.
206	463	453	Blücher	L. Hahn.
207	466	456	Ein Brief der Königin Luise von Preußen	. . . . .
208	467	457	Die Seeschlacht bei Lissa	Nach M. Berndt.
209	471	461	Kolumbus in Spanien	G. H. v. Schubert.
210	482	472	Valentin Jameray Duval	G. H. v. Schubert.
211	514	503	John Franklin. I—V	Nach G. H. v. Schubert.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
			Poesie. **Lieder. Rätsel. Fabeln. Sprüche. Märchen. Balladen.**	
1	536	524	Rätsel	Wunderhorn.
2	536	524	Drei Paare und Einer	F. Rückert.
3	536	524	Gesang des Vogels über dem Walde	L. F. Deinhardstein.
4	537	525	Morgenlied	M. Arndt.
5	537	525	Die Sternlein	M. Arndt.
6	537	525	Winters Flucht	Hoffmann v. Fallersleben.
7	538	526	Frühlingsglocken	R. Reinick.
8	538	526	Regenlied [Holsteinische Mundart.]	K. Groth.
9	538	526	Eichhörnchen	Hoffmann v. Fallersleben.
10	539	527	Lettische Rätsel. I—V.	G. Fr. Daumer.
11	539	527	Das ditmarsische Lügenmärchen [Ditmarsische Mundart.]	Fr. Arndt.
12	540	528	Die wandelnde Glocke	W. v. Goethe.
13	541	529	Wasserneck	L. Dreves.
14	541	529	Kinder am Ufer	A. v. Droste-Hülshof.
15	541	529	Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen	F. Rückert.
16	542	530	Unterm Baum	Fr. Hebbel.
17	543	531	Der Knabe im Erdbeerschlag	Nach Hebel.
18	543	531	Die Kinder im Walde	G. Görres.
19	544	532	Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt	F. Rückert.
20	545	533	Vom Bäumlein, das spazieren ging	F. Rückert.
21	547	535	Die rebellische Musik	F. Förster.
22	548	536	Schneewittchen	Th. Storm.
23	551	539	Des Hahn Gockels Leichenbegängnis	F. Rückert.
24	552	540	Kleiner Haushalt	F. Rückert.
25	552	540	In Bulemanns Haus	Th. Storm.
26	553	541	Des kleinen Volkes Überfahrt	A. Kopisch.
27	555	543	Das Riesenspielzeug	A. v. Chamisso.
28	556	544	Der getreue Eckart	W. v. Goethe.
29	557	545	Der Sandmann	H. Kletke.
30	557	545	Die Siebenschläfer [Rheinische Mundart.]	K. Simrock.
31	557	545	Familienfest	A. v. Chamisso.
32	558	546	Der weiße Hirsch	L. Uhland.
33	558	546	Romanze von den Hennen	F. Rückert.
34	559	547	Das Irrglöcklein	F. Rückert.
35	560	548	Das kranke Kind	J. v. Eichendorff.
36	560	548	Des fremden Kindes heiliger Christ	F. Rückert.
37	561	549	Lied eines Armen	L. Uhland.
38	562	550	Morgenlied	Hoffmann v. Fallersleben.
39	562	550	Pförtners Morgenlied	Fr. v. Schiller.
40	562	550	Frühlingsahnung	W. Müller.
41	563	551	Einkehr	L. Uhland.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
42	563	551	Frühlingsmahl	W. Müller.
43	563	551	Die Sperlinge	J. v. Eichendorff.
44	563	551	Frühlingsstimmen	J. Rodenberg.
45	564	552	Schwalbenlied	J. Sturm.
46	564	552	Der Kirschbaum	Nach Hebel.
47	565	553	Herrgottskinder	Th. Storm.
48	565	553	Noahs Boten	Fr. Güll.
49	566	554	St. Felix von Nola	F. Bäßler.
50	567	555	Jesus und das Moos	H. v. Chezy.
51	567	555	Der Mäuseturm	A. Kopisch.
52	568	556	Das Pferd als Kläger	K. Simrock.
53	569	557	Das Amen der Steine	Th. Kosegarten.
54	569	557	Die Einladung	A. Knapp.
55	571	559	Der Stieglitz	J. Kind.
56	573	561	Der Zeisig und die Nachtigall	F. Gellert.
57	573	561	Der Bauer und sein Kind	J. Sturm.
58	573	561	Die Frösche	W. v. Goethe.
59	573	561	Die Zaunrebe und der Klee	M. Arndt.
60	574	562	Ellengröße	E. Fröhlich.
61	574	562	Hang und Zwang	E. Fröhlich.
62	574	562	Niedres Los	E. Fröhlich.
63	574	562	Wiederfinden	E. Fröhlich.
64	574	562	Fuchs und Pferd	M. Claudius.
65	574	562	Fuchs und Bär	M. Claudius.
66	575	563	Die Schwalbe	Fr. Haug.
67	575	563	Warnung [Schweizer Mundart.]	M. Usteri.
68	576	564	Der Wegweiser [Alemannische	P. Hebel.
69	577	565	Das Spinnlein Mundart.]	P. Hebel.
70	579	567	Der Frosch	F. A. Krummacher.
71	580	568	Matten Haf' [Holsteinische Mundart.]	K. Groth.
72	580	568	Die Farben [Oberbayrische Mundart.]	F. v. Kobell.
73	581	569	Der Winter [Alemannische Mundart.]	P. Hebel.
74	583	571	Rätsel I—X	F. Kind, Mises u. P. Hebel.
75	584	572	Kettenreim [Holsteinische Mundart.]	K. Groth.
76	584	572	Abendlied	M. Claudius.
77	585	573	Sommerlied	P. Gerhardt.
78	586	574	Das Singen	E. Langbein.
79	586	574	Vom Wasser und vom Wein	Wunderhorn.
80	587	575	Zimmerspruch	L. Uhland.
81	587	575	Der Schütz	F. v. Schiller.
82	587	575	Müllers Wanderlied	W. Müller.
83	588	576	Der Müllerbursch [Oberösterreichische Mundart.]	Fr. Tschischka.
84	588	576	Des Schmiedes Lied	N. Lenau.
85	588	576	Musketierlied	P. Hebel.
86	589	577	Des Knaben Berglied	L. Uhland.
87	589	577	Der kleine Hydriot	W. Müller.
88	590	578	Das Horn von Buren	A. Kopisch.
89	590	578	Siegfrieds Schwert	L. Uhland.
90	591	579	Die Schule der Stutzer	K. Simrock.
91	591	579	Klein Roland	L. Uhland.
92	593	581	Roland Schildträger	L. Uhland.
93	596	584	Schwäbische Kunde	L. Uhland.

Digitized by Google

Nr. der 11. Aufl.	Seite der 11. Aufl.	Seite der 10. Aufl.	Titel des Stücks.	Name des Verfassers.
94	596	584	Wither	Wolfg. Müller.
95	597	585	Graf Richard Ohnefurcht	L. Uhland.
96	598	586	Barbarossa	F. Rückert.
97	598	586	Von des Kaisers Bart	E. Geibel.
98	599	587	Der betrogene Teufel	F. Rückert.
99	599	587	Die Heinzelmännchen	A. Kopisch.
100	601	589	Tomte i Garden	A. Kopisch.
101	602	590	Das Schlaraffenland	Nach H. Sachs.
102	603	591	Hochzeitlied	W. v. Goethe.
103	604	592	Die Finger	Frz. Castelli.
104	605	593	Von den sieben Zechbrüdern	L. Uhland.
105	606	594	Türmer und Totengräber	J. G. Seidl.
106	606	594	Der Alpenjäger	F. v. Schiller.
107	607	595	Rätsel I—VII	F. v. Schiller. F. Kind.
108	608	596	Das Habermus	Nach Hebel.
109	610	598	Die Jagd	A. v. Droste-Hülshof.
110	612	600	Das Hirtenfeuer	A. v. Droste-Hülshof.
111	613	601	Der Besuch	F. Rückert.
112	613	601	Der reichste Fürst	J. Kerner.
113	614	602	Bischof Kletus	A. Stöber.
114	615	603	Die Rache	L. Uhland.
115	615	603	Frau Hitt	Egon Ebert.
116	616	604	Der Burgbau	G. Schwab.
117	617	605	Junker Rechberger	L. Uhland.
118	618	606	Das schwarze Roß	A. v. Württemberg.
119	619	607	Die traurige Krönung	E. Mörike.
120	620	608	Die Sonne bringt es an den Tag	A. v. Chamisso.
121	621	609	Der Glockenguß zu Breslau	W. Müller.
122	622	610	Pipin der Kurze	K. Baur.
123	624	612	Der sterbende Roland	A. Stöber.
124	624	612	Der Trompeter	A. Kopisch.
125	625	613	Der Trompeter an der Katzbach	J. Mosen.
126	625	613	Der Läufer von Glarus	A. Stöber.
127	626	614	Fehrbellin	J. Minding.
128	627	615	Alboin I. II.	W. Osterwald.
129	630	618	Schwerting, der Sachsenherzog	E. Ebert.
130	631	619	König Johann von Böhmen bei Crecy	G. Schwab.
131	632	620	Johann von Böhmen	Wolfg. Müller.
132	633	621	Der blinde König	L. Uhland.
133	634	622	Der Schenk von Limburg	L. Uhland.
134	635	623	Graf Rudolf von Habsburg und der Gerber	R. Hagenbach.
135	635	623	Die Befreiung Wiens	Festkalender.
136	637	625	Seydlitz	Th. Fontane.
137	638	626	Zieten	F. v. Sallet.
138	638	626	Des deutschen Knaben Tischgebet	K. v. Gerok.
139	639	627	Die Eichensaat	K. Simrock.
140	640	628	Der Kaiser und der Abt	G. Bürger.
141	644	632	Das Lied vom braven Mann	G. Bürger.
142	646	634	Johanna Sebus	W. v. Goethe.
143	647	635	Harras der kühne Springer	Th. Körner.
144	648	636	Deutsches Weihelied	M. Claudius.

Digitized by Google

Verzeichnis der Schriftsteller und Dichter.

I. Prosaischer Teil.

Abbt, Th. Seite
Die Bundesgenossen Heinrichs des Vierten 198

Ahlfeld, Fr.
Der Streit um die Wiese . . . 68
Zum siebenten Gebot 69
Feindesliebe 89
Geiz ist die Wurzel alles Übels . 107
Wie schön leuchtet der Morgenstern! 198

Andersen, H. C.
Der Buchweizen 49
Es ist ein Unterschied 52

Arndt, M.
Halt den Mittelweg! 38
Die Eiche und der Grashalm (rügensche Mundart) 50
Seelengröße 176
Zwei Züge aus dem Leben Suwarows. I. II. 183
Aus M. Arndts Jugendleben. I—VI. 348

Auerbach, B.
Ein Gespenst 63
Das Glück durch die Gelbwurst . 83
Der gekreuzte Dukaten 85
Die Freunde in der Not . . . 104

Bäßler, F.
Pyrrhos. I—III. 417

Barth, Ch.
Wenn die Not am größten, ist uns Gott am nächsten 126
Der Schatz aus Hamburg . . . 161

Bechstein, L.
Fuchs und Krebs 5
Der Hahn und der Fuchs . . . 49

Berndt, M.
Die Seeschlacht bei Lissa 467

Buchner, W.
Friedrich Wilhelm von Seydlitz . 453
Erzherzog Karl von Österreich . . 457

Bürger, G. Seite
Herr Baron von Münchhausen erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben 164

Campe, J. H.
Der Bescheid des Thorschreibers . 66

Dieffenbach, E.
Die indische Landschildkröte . . . 240

Duncker, M.
Der Zug des Xerxes gegen Griechenland 413

v. Eichendorff, J.
Die Lüge und die Wahrheit . . 61

Eylert, Fr.
Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Dritten. I—VI. . 204

Firmenich, J. M.
Der Hering und die Scholle (mecklenburgische Mundart) 5
Vater Hahn (altmärk. Mundart) . 18
Die kluge Maus (rheinische Mundart) 56
Die Kuh, das Pferd, das Schaf und der Hund (rheinische Mundart) 58
Der arme Menrad (rheinisch) . . 70

Förster, Fr.
Das Ei des Kolumbus 163

Gerstäcker, F.
Bärenjagd in Nordamerika . . . 280

v. Giesebrecht, W.
Das Ende Herzogs Ernst von Schwaben 445

v. Goethe, W.
Aus Goethes Leben. I. II. . . . 378

Digitized by Google

Grimm, Brüder. Seite
Der goldene Schlüssel 1
Strohhalm, Kohle und Bohne . . 1
Der Fuchs uud die Katze . . . 3
Das Lumpengesindel 6
Der Zaunkönig und der Bär . . 7
Die Bremer Stadtmusikanten . . 9
Der Wolf und der Mensch . . . 11
Das kluge Gretel 12
Der Gevatter Tod 15
Die Boten des Todes 17
Doktor Allwissend 24
Die Füße der Zwerge 29
Otto mit dem Bart 31
Karls Heimkehr aus Ungerland . 34
Brot und Salz segnet Gott . . . 37

Hahn, L.
Blücher 463

v. Hammer, J.
Almansur und Asmai 177

Harms, K.
Der Brand in Hamburg 310

Hebel, J. P.
Drei Wünsche 26
Brief Hebels an sein Patchen . . 65
Kindesdank und Undank 67
Einer oder der andere 76
Das Mittagessen im Hof . . . 83
Der silberne Löffel 89
Ein gutes Rezept 90
Der Barbierjunge von Segringen . 109
Der Star von Segringen . . . 110
Lange Kriegsfuhr 118
König Friedrich und sein Nachbar 135
Untreue schlägt den eigenen Herrn 142
Züge aus Napoleons Leben. I—IV. 153
Herr Charles 158
Der Furtwanger in Philippsburg . 177
Der Schneider in Pensa 184
Der Wettermacher 189
Die Pflanzen 222
Die Spinnen 228
Unglück der Stadt Leyden . . . 312

v. Herder, G.
Abdallah 20
Der Weinstock 60
Die drei Freunde 64

v. Holtei, K.
Aus Karl v. Holtei's Leben . . 366

v. Hormayr, J.
Michael Mort 74

v. Houwald, E. Seite
Belisar 102
Der kluge Hund 209
Der Tod des Sokrates 408

v. Humboldt, A.
Der elektrische Aal 267

Immermann, K.
Kaiserin Kunigunde 45
Aus Karl Immermanns Leben . 363

Jacobs, F.
Das Bild des Lebens 63
Der Zahn und der Thaler . . . 70
Der gelehrte Kanarienvogel . . . 111
Der Star 120
Der Krieg 137
Deutscher Heldenmut 146
Der sprechende Papagei 147
Der Mittag auf dem Königssee . 190
Der Morgen 304
Die Ruine 305

Jäger, O.
Die Schlacht bei Cannä 426

Jensen.
Die Dünen 307

Kerner, J.
Ein merkwürdiger Fall 145
Aus Justinus Kerners Jugend. I-V. 368

Klopp, O.
Gelimer 100

Kneisel.
Benjamin Franklin 399

v. Kobell, F.
Gefahren der Gemsjagd 122
Die Otter 227

v. Kobell, F. und v. Schubert, G. H.
Der Wolf 238

Kohl, J. G.
Ehrlichkeit eines Russen 69
Eine Nadelfabrik 340

Krummacher, A.
Die Pfirsiche 60
Das Rotkehlchen 63
Die Stimme des Gerichts . . . 64

Kugler, F.
Friedrich der Große und sein Page 71

Kuhn, A.
Selbergethan (altmärkisch) . . . 30
Die Schildkröte und die Enten . . 48

Digitized by Google

Lanz, W. Seite
Cäsars Tod 435
Wie sich der König Peter von Aragonien zum Zweikampf stellt . . 439

Lessing, G. E.
Der alte Löwe 58
Der Besitzer des Bogens 59
Zeus und das Schaf 59

Lewald, A.
Englische Kunstfertigkeit 117

Löhr, J. A. L.
Der Fischreiher 55

Luise, Königin von Preußen
Ein Brief derselben 466

Luther, M.
Stadtmaus und Feldmaus . . . 56

Masius, H.
Die grüne Meerschildkröte . . . 242
Der Rabe 253
Die Brillenschlange 257

Meißner, G.
Die beiden Ärzte 57
Die beiden Pflugschare 57

Möser, J.
Bauernhäuser im Osnabrückschen . 296

Moritz, A.
Die beiden Feuer 54

Mügge, Th.
Norwegischer Soldatensinn . . . 75
Der Hering 272
Der Lappe 275
Das Renntier 276
Die Vogelwelt des nordischen Meeres 278
Norwegischer Bauernhof 297

Müllenhoff, K.
Drei zu Bett (holsteinisch) . . . 25
Die schwarze Gret 28
Das brave Mütterchen 36
Der eiserne Heinrich 43
Der Grützkopf im friesischen Wappen 44
Das Licht der treuen Schwester . 44
Topphalten 76

Müller, W.
Das Bild des Großvaters . . . 132

Neuenhaus Auswahl.
Die Auswanderer 79
Der Seeadler 247

Niendorf, Emma.
Die Auswanderer-Lerche . . . 113

Oken, L. Seite
Kriege und Spiele der Ameisen . 230

Osterwald, W.
Wißt ihr, welchen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat? 202

Palmblätter, v. Herder und Liebeskind.
Das verlorne Kamel und die drei aufmerksamen Brüder 157

Passow, Fr.
Franz Passows Jugend 381

Petiscus, H.
Seelengröße II. 176

Pfizer, G.
Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung 405

v. Pocci, Fr.
Geschichte vom Nußknacker . . . 2

v. Pückler-Muskau, H.
Etwas über den Elefanten . . . 255
Die Krokodiljagd 258
Ritt auf dem Dromedar 268

Rank, J.
Vom Glück 87
Ein rechter Mann 130
Das Volk im Böhmerwalde . . 298

v. Ranke, L.
Der Tod Friedrichs des Weisen von Sachsen 449

v. Raumer, F.
Die Auffindung der heiligen Lanze zu Antiochien 47

Riehl, W. (und Zachariäs Lehrbuch).
Die Lechebene und ihre Bewohner 300

Rietschel, E.
Ernst Rietschels Kinder- und Knabenjahre I—VII. 383

Rochlitz, F.
Das Christgeschenk 218

Scheitlin, P.
Die Mäuse 236

v. Schlözer, L.
Neujahrsgeschenk aus Jamaika. I-X. 285

Schott, Brüder.
Sonne, Mond und Wind 13

Digitized by Google

v. Schubert, G. H. Seite
Der Bergmannsknabe 91
Der Gefangene 105
Kühne List gegen tückische Hinterlist 143
Hansel von Dietfurt 147
Der Incognitotitel 167
Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser 170
Die Zeichensprache 179
Das isländische Moos 224
Das Gold 225
Die Verwandlung der Insekten . 235
Der Hamster 236
Die Brillen 338
Die Luft 343
Das Wasser 345
Kolumbus in Spanien 471
Valentin Jameray Duval . . . 482
John Franklin. I—V. 514

Schwab, G.
Kurzweiliger Zweikampf zweier Hasenherzen 39

Sigismund, B.
Das Marienkäferchen 232
Eine Robbenjagd vor 40 Jahren . 260
Eine Industrieausstellung im Schulzimmer 319
Die Fabrikation der Stahlfedern . 331

Stenzel, G. A. H. Seite
Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg 450

Stifter, A.
Wien von der Spitze des Stephansturmes. I. II. 313

Stöber, K.
Der Bredil 71
Der Knabe von Solenhofen . . . 95
Die Verschütteten 124

Storch, L.
Herzog und Schneider 77

v. Tschudi, F.
Die Bergamasker Schafe 269

Vogel, K.
Die Hühner 244
Der Bartgeier 245

Wackernagel, W.
Die Brosamen auf dem Tisch . . 5
Das Totenbeinchen (schweizerisch) . 30

Zimmermann.
Die Stimmen der Vögel . . . 250

Zschokke, H.
Prinz Heinrich 136
Ausgang des burgundischen Krieges 447

Aus Zeitschriften entlehnt oder andern Quellen nacherzählt:

Sankt Christophorus 45
Norwegische Treuherzigkeit 75
Der Jude von Livorno 68
Der kaiserliche Gast 169
Die teure Zeche 188
Der Landgeistliche und sein Vikar . 200

II. Poetischer Teil.

Arndt, Fritz. Seite
Das ditmarsische Lügenmärchen (ditmarsische Mundart) 539

Arndt, E. M.
Morgenlied 537
Die Sternlein 537
Die Zaunrebe und der Klee . . 573

Bäßler, F.
St. Felix von Nola 566

Baur, K.
Pipin der Kurze 622

Bürger, G.
Der Kaiser und der Abt 640
Das Lied vom braven Mann . . 644

Castelli, Frz. Seite
Die Finger 604

v. Chamisso, Adalb.
Das Riesenspielzeug 555
Familienfest 557
Die Sonne bringt es an den Tag 620

v. Chezy, Helmine.
Jesus und das Moos 567

Claudius. M.
Fuchs und Pferd 574
Fuchs und Bär 574
Abendlied 584
Deutsches Weihelied 648

Daumer, G. Fr.
Lettische Rätsel. I—V. 539

Digitized by Google

Deinhardstein, L. F. Seite
Gesang des Vogels über dem Walde 536
Treves, L.
Wasserneck 541
v. Droste-Hülshof, Annette.
Kinder am Ufer 541
Die Jagd 610
Das Hirtenfeuer 612
Ebert, Egon.
Frau Hitt 615
Schwerting, der Sachsenherzog . . 630
v. Eichendorff, J.
Das kranke Kind 560
Die Sperlinge 563
Festkalender, aus dem
Die Befreiung Wiens 635
Fontane, Th.
Seydlitz 637
Förster, F.
Die rebellische Musik 547
Fröhlich, E.
Ellengröße 574
Hang und Zwang 574
Niedres Los 574
Winderfinden 574
Geibel, E.
Von des Kaisers Bart 598
Gellert, F.
Der Zeisig und die Nachtigall . . 573
Gerhardt, P.
Sommerlied 585
v. Gerok, K.
Des deutschen Knaben Tischgebet . 638
Görres, Guido.
Die Kinder im Walde 543
v. Goethe, W.
Die wandelnde Glocke 540
Der getreue Eckart 556
Die Frösche 573
Hochzeitlied 603
Johanna Sebus 646
Groth, K.
Regenlied (holsteinische Mundart) . 538
Matten Haf' (holsteinisch) . . . 580
Kettenreim (holsteinisch) 584
Güll, Fr.
Noahs Boten 565
Hagenbach, R.
Graf Rudolf und der Gerber . . 635
Haug, Fr.
Die Schwalbe 575
Hebbel, Fr. Seite
Unterm Baum 542
Hebel, P.
Der Knabe im Erdbeerschlag . . 543
Der Kirschbaum 564
Der Wegweiser 576
Das Spinnlein (alemannisch) . . 577
Der Winter (alemannisch) . . . 581
Rätsel 583
Musketierlied 588
Das Habermus 608
Hoffmann von Fallersleben.
Winters Flucht 537
Eichhörnchen 538
Morgenlied 562
Kerner, J.
Der reichste Fürst 613
Kind, Fr.
Der Stieglitz 571
Rätsel 583
Rätsel 607
Kletke, H.
Der Sandmann 557
Knapp, A.
Die Einladung 569
v. Kobell, F.
Die Farben (oberbayrisch) . . . 580
Körner, Th.
Harras der kühne Springer . . . 647
Kopisch, A.
Des kleinen Volkes Überfahrt . . 553
Der Mäuseturm 567
Das Horn von Buren 590
Die Heinzelmännchen 599
Tomte i Garden 601
Der Trompeter 624
Kosegarten, Th.
Das Amen der Steine 569
Krummacher, F. A.
Der Frosch 579
Langbein, F.
Das Singen 586
Lenau, N.
Des Schmiedes Lied 588
Minding, J.
Fehrbellin 626
Mises (Fechner).
Rätsel 583
Mörike, E.
Die traurige Krönung 619

Digitized by Google

Mosen, J. Seite
Der Trompeter an der Katzbach . 625

Müller, Wilh.
Frühlingsahnung 562
Frühlingsmahl 563
Müllers Wanderlied 587
Der kleine Hydriot 589
Der Glockenguß zu Breslau . . 621

Müller, Wolfg.
Wikher 596
Johann von Böhmen 632

Osterwald, W.
Albvin. I. II. 627

Reinick, R.
Frühlingsglocken 538

Rodenberg, J.
Frühlingsstimmen 563

Rückert, Fr.
Drei Paare und Einer 536
Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen 541
Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt 544
Vom Bäumlein, das spazieren ging 545
Des Hahn Gockels Leichenbegängnis 551
Kleiner Haushalt 552
Romanze von den Hennen . . . 558
Das Irrglöcklein 559
Des fremden Kindes heiliger Christ 560
Barbarossa 598
Der betrogene Teufel 599
Der Besuch 613

Sachs, H.
Das Schlaraffenland 602

v. Sallet, Fr.
Zieten 638

v. Schiller, Fr.
Pförtners Morgenlied 562
Der Schütz 587
Der Alpenjäger 606
Rätsel 607

Schwab, G.
Der Burgbau 616
König Johann von Böhmen bei Crecy 631

Seidl, J. G. Seite
Türmer und Totengräber . . . 606

Simrock, K.
Die Siebenschläfer (rheinisch) . . 557
Das Pferd als Kläger 568
Die Schule der Stutzer 591
Die Eichensaat 639

Stöber, A.
Bischof Kletus 614
Der sterbende Roland 624
Der Läufer von Glarus 625

Storm, Th.
Schneewittchen 548
In Bulemanns Haus 552
Herrgottskinder 565

Sturm, J.
Schwalbenlied 564
Der Bauer und sein Kind . . . 573

Tschischka, Fr.
Der Müllerbursch (oberösterreichisch) 588

Uhland, L.
(Das ditmarsische Lügenmärchen) . 539
Der weiße Hirsch 558
Lied eines Armen 561
Einkehr 563
Zimmerspruch 587
Des Knaben Berglied 589
Siegfrieds Schwert 590
Klein Roland 591
Roland Schildträger 593
Schwäbische Kunde 596
Graf Richard ohne Furcht . . . 597
Von den sieben Zechbrüdern . . 605
Die Rache 615
Junker Rechberger 617
Der blinde König 633
Der Schenk von Limburg . . . 634

Usteri, M.
Die Warnung (schweizerisch) . . . 575

v. Württemberg, A.
Das schwarze Roß 618

Wunderhorn, aus dem
Rätsel 536
Vom Wasser und vom Wein . . 586

Digitized by Google

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Prosa.

Märchen. Sagen. Legenden. Fabeln. Parabeln. Erzählungen.

1. Der goldene Schlüssel.

Zur Winterszeit, als einmal ein tiefer Schnee lag, mußte ein armer Junge hinausgehen und Holz auf einem Schlitten holen. Wie er es nun zusammengesucht und aufgeladen hatte, wollte er, weil er so erfroren war, noch nicht nach Haus gehen, sondern erst Feuer anmachen und sich ein bißchen wärmen. Da scharrte er den Schnee weg, und wie er so den Erdboden aufräumte, fand er einen kleinen goldenen Schlüssel. Nun glaubte er, wo der Schlüssel wäre, müßte auch das Schloß dazu sein, grub in die Erde und fand ein eisernes Kästchen. „Wenn der Schlüssel nur paßt!" dachte er, „es sind gewiß kostbare Sachen in dem Kästchen." Er suchte, aber es war kein Schlüsselloch da; endlich entdeckte er eins, aber so klein, daß man es kaum sehen konnte. Er probierte, und der Schlüssel paßte glücklich. Da drehte er einmal herum, und nun müssen wir warten, bis er vollends aufgeschlossen und den Deckel aufgemacht hat; dann werden wir erfahren, was für wunderbare Sachen in dem Kästchen lagen.

Brüder Grimm.

2. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam; bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herde zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: „Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?" Die Kohle antwortete: „Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß; ich wäre zu Asche verbrannt." Die Bohne sagte: „Ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen; aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden." „Wäre mir denn ein besser Schicksal zu teil geworden?" sprach das Stroh, „alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechzig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft." „Was sollen wir aber nun anfangen?" sprach die Kohle. „Ich meine", antwortete die Bohne, „weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so

Digitized by Google

84381

wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten und, damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fernes Land ziehen."

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: „Ich will mich querüber legen, so könnt ihr auf mir, wie auf einer Brücke, hinübergehen." Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf der neugebauten Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter sich das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst; sie blieb stehen und traute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach; die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht. Brüder Grimm.

3. Geschichte vom Nußknacker.

Zwei Knaben hatten im Walde Haselnüsse gepflückt, saßen unter den Stauden und wollten die Nüsse essen; aber keiner hatte sein Messerlein bei sich, und mit den Zähnen konnten sie sie nicht aufbeißen. Da jammerten sie sehr und sagten: „Ach! käme doch nur jemand, der uns unsre Nüsse aufknacken wollte!" Kaum gesagt, so kam ein kleines Männlein durch den Wald einhergezogen. Aber wie sah das Männlein aus? Es hatte einen großen, großen Kopf, an dem ein langer, steifer Zopf bis an die Fersen herabhing, eine goldene Mütze, ein rot Kleid und gelbes Höslein. Indem es nun so einhertrippelte, brummte es das Liedlein:

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß,
Hans heiß' ich,
Nüsse beiß' ich;
Geh' gern in den grünen Wald,
Wenn die Nuß vom Strauche fallt;
Mach's dem lust'gen Eichhorn nach,
Knack' und nag' den ganzen Tag!"

Die Knaben mußten sich schier zu Tode lachen über den kleinen, drolligen Burschen, den sie für ein Waldzwerglein hielten. Sie riefen ihm zu: „Wenn du Nüsse beißen willst, so komm her und knack' uns diese auf; damit wir sie essen können!" — Da brummte das Männlein in seinen langen weißen Bart:

Digitized by Google

„Hansl heiß' ich,
Nüsse beiß' ich;
Hab' ich aber mich beflissen,
Euch ein Dutzend aufgebissen,
Gebt mir zum Lohn
Ein paar davon!"

„Ja, ja!" schrieen die Buben, „du kannst mitessen, knacke nur fleißig auf." — Das Männlein stellte sich zu ihnen hin — denn am Sitzen hinderte es sein steifer Zopf — und sprach:

„Hebet auf den langen Zopf,
Schiebt die Nuß in meinen Kropf,
Drücket nieder und so fort,
Schnell ist jede Nuß durchbohrt."

Also thaten sie, und hörte das Lachen nicht auf, wenn sie den Kleinen immer beim Zopfe nehmen mußten und nach jedem tüchtigen Knack die Nuß aus dem Munde sprang. Bald waren alle Nüsse aufgebissen, und das Männlein brummte:

„Heiß, heiß,
Beiß, beiß,
Will meinen Lohn
Nun auch davon!"

Der eine der Knaben wollte nun dem Männlein den versprochenen Lohn spenden; der andere aber, ein böser Bube, hinderte ihn daran, indem er sprach: „Warum willst du dem Bürschlein von unsern Nüssen geben? Wir wollen sie allein essen. Geh nur fort jetzt, Nußbeißer, und suche dir deine Nüsse selbst!"

Da ward das Nußbeißerlein gewaltig erzürnt und brummte:

„Giebst du mir keine Nuß,
So machst du mir Verdruß;
Ich nehme dich beim Schopf
Und beiß' dir ab den Kopf!"

Da lachte der böse Bube und sagte: „Du mir den Kopf abbeißen? Mache lieber, daß du fortkommst, sonst lass' ich dich mein Haselstaudengertlein fühlen!" Zugleich drohte er mit seinem Stöcklein; der Nußknacker wurde ganz rot vor Zorn, hob sich mit einem Händchen den Zopf auf, schnappte wie ein Fisch im Wasser, und „Knack" — der Kopf war weg.

Das ist die Geschichte von dem ersten Nußknacker. Habt wohl acht, Kinder, daß euch die Köpfe oder wenigstens die Fingerlein nicht abgebissen werden; denn wie ihr Ahnherr, so machen auch die Enkel und Urenkel des Nußknackergeschlechts mit bösen Kindern nicht lange Federlesens!

F. v. Pocci.

4. Der Fuchs und die Katze.

Es trug sich zu, daß die Katze in einem Walde dem Herrn Fuchs begegnete, und weil sie dachte: „Er ist gescheit und wohl erfahren und gilt viel in der Welt", so sprach sie ihm freundlich zu: „Guten Tag, lieber Herr Fuchs, wie geht's? wie steht's? wie schlagt ihr euch durch in dieser teuren Zeit?" Der Fuchs, alles Hochmuts voll, betrachtete die Katze von Kopf bis zu Füßen und wußte lange nicht, ob er eine Antwort geben sollte.

Digitized by Google

Endlich sprach er: „O du armseliger Bartputzer, du buntscheckiger Narr, du Hungerleider und Mäusejäger, was kommt dir in den Sinn? Du unterstehst dich zu fragen, wie mir's gehe? was hast du gelernt? wie viel Künste verstehst du?" „Ich verstehe nur eine einzige", antwortete bescheidentlich die Katze. „Was ist das für eine Kunst?" fragte der Fuchs. „Wenn die Hunde hinter mir her sind, so kann ich auf einen Baum springen und mich retten." „Ist das alles?" fragte der Fuchs; „ich bin Herr über hundert Künste und habe überdies noch einen Sack voll List. Du jammerst mich, komm mit mir; ich will dich lehren, wie man den Hunden entgeht." Indem kam ein Jäger mit vier Hunden daher. Die Katze sprang behend auf einen Baum und setzte sich in den Gipfel, wo Äste und Laubwerk sie völlig verbargen. „Bindet den Sack auf, Herr Fuchs, bindet den Sack auf!" rief ihm die Katze zu; aber die Hunde hatten ihn schon gepackt und hielten ihn fest. „Ei, Herr Fuchs", rief die Katze, „ihr bleibt mit euern hundert Künsten stecken! Hättet ihr heraufkriechen können, wie ich, so wär's nicht um euer Leben geschehen."

Brüder Grimm.

5. Fuchs und Krebs.

Ein Krebs kroch aus seinem Bach hervor auf das grüne Gras einer Wiese, allda er sich gütlich that. Da kam ein Fuchs daher, sah den Krebs langsam kriechen und begrüßte ihn spöttisch: „Herr Krebs, wie geht ihr doch so gemächlich? Wann gedenkt ihr über die Wiese zu kommen? Scheint mir's doch, als ginget ihr eher rückwärts, denn vorwärts." Der Krebs war nicht dumm, er antwortete alsobald: „Herr Fuchs, ihr kennt meine Natur nicht. Ich bin edel und wert, ich bin schneller und leichter, als ihr und eure Art, und wer mir dies nicht gönnt, den möge der Teufel riffeln. Herr Fuchs, tragt ihr Lust eine Wette mit mir zu laufen? Was gilt's? Einen Thaler?"

„Nichts wäre mir lieber", sprach der Fuchs. „Wollt ihr von Bern nach Basel laufen, oder von Bremen nach Brabant?" „O nein", sprach der Krebs, „das wäre gar zu weit! Ich dächte, wir liefen eine halbe oder eine ganze Meile miteinander, das wird uns beiden nicht zu viel sein!" — „Ha! ha! eine Meile, eine Meile!" hohnlachte der Fuchs. Und der Krebs begann wieder: „Ich gebe euch eine hübsche Vorgabe, wo ihr die nicht annehmt, mag ich gar nicht laufen."

„Und wie soll die Vorgabe beschaffen sein?" fragte der Fuchs. Der Krebs antwortete: „Gerad' eine Fuchslänge soll sie beschaffen sein. Ihr tretet vor mich, und ich trete hinter euch, daß eure Hinterfüße an meine Nase stoßen, und wenn ich sage: Nun wohl hin! — so heben wir an zu laufen." — Dem Fuchs gefiel die Rede wohl; er sagte: „Ich gehorche euch in allen Stücken." — Und da kehrte er dem Krebs sein ander Teil zu mit dem großen, buschigen Schwanz. Den faßte der Krebs mit seinen Scheren, ohne daß der Fuchs es merkte, und rief: „Nun wohl hin!"

Also lief der Fuchs, wie er sein Lebtag noch nicht gelaufen war, daß ihm die Sohlen jückten. Und als nun das Ziel erreicht war, rasch dreht'

Digitized by Google

er sich um und schrie: „Wo seid ihr doch, Herr Krebs? Wie lange wollt ihr säumen?“ — Der Krebs aber, der dem Ziele jetzt näher stund, als der Fuchs, rief hinter ihm: „Herr Fuchs, was will die Rede sagen? Ich stehe schon eine hübsche Weile hier und warte auf euch. Was seid ihr doch so säumig?“

Der Fuchs erschrak schier und fluchte: „Euch muß der Teufel hergebracht haben!“ zahlte seine Wette, zog den Schwanz ein und strich von dannen.

L. Bechstein.

6. Der Hering und die Scholle.[1]

De Fisch' keeken[2] in de Welt; alles harr 'n König odder woll' eenen hebben. Donn[3] kreegen[4] se ook Luft. „Ach, wu schön wier't sien, wenn wie ook 'n König harrn, de Recht un Gerechtigkeit hier unnen in 'n Water boon künn! De verdeent wol de Kron am iersten, de am flinksten schwemmen kann und de Lütten bistaan,[5] wenn em de Grot wat boon will.“

„Ja de am flinksten schwemmen kann, soll König sien!“ repen se all'. Nu stellten se sick an 'n Stran'n[6] up; mennig een seeg[7] sick all na 'ner bunt Muschel üm, de he sick as Kroon upsetten woll. Donn gaf de Heekt[8] dat Teken[9] mit 'n Schwanz. Nu schwümmen se all' los: as 'n Piler[10] schöt[11] de Heekt hin un de Hiring un de Gründling un de Bors[12] un de Karpen un veel anner.[13] Ook de Schull schwümm mit.

„De Hiring is vör!“ repen se ball. — „Wen[14] is vör?“ frög verdreetlich de platt Schull, de wiet torügg bleewen was: „Wen is vör?“ — „De Hiring! de Hiring!“ was de Antwuurt. — „De naakte Hiring?“ reep de affgunste[15] Schull, „de naakte Hiring?“

Sietdem steit de Schull dat Muul scheep.[16]

Germaniens Völkerstimmen von J. M. Firmenich.

7. Die Brosamen auf dem Tisch.

Der Güggel het einisch zue sine Hüenblene[1] gseit: „Chömmet weibli i dStuben use goh Brotbröfmele zämmebicke usem Tisch; euse[2] Frau isch ußgange goh ne Visite mache.“ Do säge do dHüendli: „Nei nei, mer chömme nit; weist dFrau balget amme mit is.“[3] Do seit der Güggel: „Se weiß jo nüt dervo, chömmet er numme;[4] se git is doch au nie nit Guets.“ Do säge dHüendli wider: „Nei nei, 'sisch uß und verby, mer gönd nit use.“ Aber der Güggel het ene kei Ruei glo, bis se endlig gange sind und use Tisch, und do Brotbröfmeli zämmegläse hend in aller Strenge.[5] Da chunt justement dFrau derzue und nimmt gschwind e Stecke und stäubt

1) Die Schollen gehören zu den seltsamsten Fischen des Meeres. Ihr Körper ist unsymmetrisch gebaut. Beide Augen stehen auf einer Seite, und der Mund ist schief gezogen. Sie schwimmen schief, auf eine Seite geneigt. — 2) guckten. — 3) dann, da. — 4) kriegten, bekamen. — 5) dem Kleinen beistehen. — 6) am Strande. — 7) sah. — 8) Hecht. — 9) Zeichen. — 10) wie ein Pfeil. — 11) schoß. — 12) Bars, Barsch. — 13) viele andere. — 14) wer. — 15) abgünstige. — 16) Seitdem steht der Scholle das Maul schief.

1) Der Hahn hat einmal zu seinen Hühnern gesagt. — 2) unsere. — 3) zankt immer mit uns. — 4) kommt ihr nur. — 5) zusammengelesen haben mit allem Eifer.

Digitized by Google

se abe und regiert gar grüseli mit ene. Und wo se do vor em Hus unte gsi sind, so säge do dHüendli zum Güggel: „Gse gse gse gse gse gse gsehst aber?" Do het der Güggel glachet und numme gseit: „Ha ha han is nit gwüßt?" Do händ se chönne goh. W. Wackernagel.

8. Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt." „Ja", antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen." Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Hause gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen." „Du kommst mir recht", sagte das Hähnchen, „lieber geh ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse; nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen; aber selbst ziehen, das thu ich nicht."

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebesvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nußberg gehen? wartet, das soll euch schlecht bekommen!" ging also mit aufgesperrtem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leib, endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat und sich zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!" Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! halt!" und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter; auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten; sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen; doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein; endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Früh morgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie ver-

Digitized by Google

zehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesselkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts, dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hof geblieben war, hörte sie fort schnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinab schwamm; und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen; da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich von einem Ohr zum andern. Dann ging er in die Küche und wollte sich ein Pfeife anstecken; wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf", sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie: „Auweh!" denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Brüder Grimm.

9. Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Walde spazieren. Da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" „Das ist der König der Vögel", sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen." Es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist", sagte der Bär, „so möcht' ich auch gerne seinen königlichen Palast sehen; komm und führe mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst", sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen; er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?" rief der Bär, „das ist ein erbärmlicher Palast! Ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder!" Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in

Digitized by Google

ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht; der Bär ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also ward dem Bären der Krieg angekündigt und ward alles vierfüßige Getier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß und klein, sondern auch die Mücken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlauste unter allem Getier, du sollst General sein und uns anführen.“ „Gut“, sagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Niemand wußte es. Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marschieren; laß' ich ihn aber herunterhängen, so lauft was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog sie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergerannt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem angst und bange ward; und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber schickte die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er, daß er das Bein aufhob, doch ertrug er's und hielt den Schwanz noch in die Höhe; beim zweiten Stiche mußte er ihn einen Augenblick herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles wäre verloren und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das

Digitized by Google

Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leibe zertreten werden." Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Brüder Grimm.

10. Die Bremer Stadtmusikanten.

Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen: dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?" fragte der Esel. „Ach", sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen tot schlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was", sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute und du schlägst die Pauken." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Weg, die machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?" sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht!" antwortete die Katze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Thor der Haushahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein", sprach der Esel, „was hast du vor?" „Da hab ich gut Wetter prophezeit", sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wolle mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus vollem Hals, so lange ich noch kann." „Ei was, du Rotkopf", sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musi-

Digitized by Google

zieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle viere zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deuchte ihn, er sehe in der Ferne ein Fünkchen brennen und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran thäten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns", sprach der Hahn. „Ja ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinaus zu jagen und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thüre, die Katze auf den Herd in die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen", und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, fenrigen Augen der Katze für glühende Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm

Digitized by Google

ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthüre hinaus, aber der Hund, der da lag, biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thüre steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Keule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: Bringt mir den Schelm her! Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten sich die Räuber nicht mehr in das Haus, den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wohl darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm. Brüder Grimm.

11. Der Wolf und der Mensch.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen." „Dazu kann ich dir helfen", sprach der Fuchs; „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter, abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein", antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du los gehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen." Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe", legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts; da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe; da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurück lief. „Nun, Bruder Wolf", sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?" „Ach", antwortete der Wolf, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt: erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt; danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagel-

Digitized by Google

wetter; und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe tot wäre liegen geblieben." „Siehst du", sprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du bist: du wirfst das Beil so weit, daß du's nicht wieder holen kannst."

Brüder Grimm.

12. Das kluge Gretel.

Es war eine Köchin, die hieß Gretel, die trug Schuhe mit roten Absätzen, und wenn sie damit ausging, so drehte sie sich hin und her, war ganz fröhlich und dachte: „Du bist doch ein schönes Mädel." Und wenn sie nach Hause kam, so trank sie aus Fröhlichkeit einen Schluck Wein, und weil der Wein auch Lust zum Essen macht, so versuchte sie das Beste, was sie kochte, so lang, bis sie satt war, und sprach: „Die Köchin muß wissen, wie's Essen schmeckt."

Es trug sich zu, daß der Herr einmal zu ihr sagte: „Gretel, heut abend kommt ein Gast, richte mir zwei Hühner fein wohl zu." „Will's schon machen, Herr", antwortete Gretel. Nun stach's die Hühner ab, brühte sie, rupfte sie, steckte sie an den Spieß und brachte sie, wie's gegen Abend ging, zum Feuer, damit sie braten sollten. Die Hühner fingen an braun und gar zu werden, aber der Gast war noch nicht gekommen. Da rief Gretel dem Herrn: „Kommt der Gast nicht, so muß ich die Hühner vom Feuer thun, ist aber jammer und schade, wenn sie nicht bald gegessen werden, wo sie am besten im Saft sind." Sprach der Herr: „So will ich nur selbst laufen und den Gast holen." Als der Herr den Rücken gekehrt hatte, legte Gretel den Spieß mit den Hühnern beiseite und dachte: „So lange beim Feuer stehen, macht schwitzen und durstig, wer weiß, wann die kommen! derweil spring' ich in den Keller und thu' einen Schluck." Lief hinab, setzte einen Krug an, sprach: „Gott gesegne's dir, Gretel!" und that einen guten Zug. „Der Wein hängt aneinander", sprach's weiter, „und ist nicht gut abbrechen", und that noch einen ernsthaften Zug. Nun ging es und stellte die Hühner übers Feuer, strich sie mit Butter und trieb den Spieß lustig herum. Weil aber der Braten so gut roch, dachte Gretel: „Es könnte etwas fehlen, versucht muß er werden!" schleckte mit dem Finger und sprach: „Ei, was sind die Hühner so gut! ist ja Sünd' und Schand', daß man sie nicht gleich ißt!" Lief zum Fenster, ob der Herr mit dem Gast noch nicht käm', aber es sah niemand, stellte sich wieder zu den Hühnern, dachte: „Der eine Flügel verbrennt, besser ist's, ich ess' ihn weg." Also schnitt es ihn ab und aß ihn auf, und er schmeckte ihm, und wie es damit fertig war, dachte es: „Der andere muß auch herab, sonst merkt der Herr, daß etwas fehlt." Wie die zwei Flügel verzehrt waren, ging es wieder und schaute nach dem Herrn und sah ihn nicht. „Wer weiß", fiel ihm ein, „sie kommen wohl gar nicht und sind wo eingekehrt." Da sprach's: „Hei, Gretel, sei guter Dinge, das eine ist doch angegriffen, thu' noch einen frischen Trunk und iß es vollends auf, wenn's all' ist, hast du Ruhe; warum soll die gute Gottesgabe umkommen?" Also lief es noch einmal in den Keller, that einen ehrbaren Trunk und aß das

Digitized by Google

eine Huhn in aller Freudigkeit auf. Wie das Huhn hinunter war und der Herr immer noch nicht kam, sah Gretel das andere an und sprach: „Wo das eine ist, muß das andere auch sein, die zwei gehören zusammen; was dem einen recht ist, das ist dem andern billig; ich glaube, wenn ich noch einen Trunk thue, so sollte mir's nicht schaden." Also that es noch einen herzhaften Trunk und ließ das zweite Huhn wieder zum andern laufen.

Wie es so im besten Essen war, kam der Herr daher gegangen und rief: „Eil' dich, Gretel, der Gast kommt gleich nach." „Ja, Herr, will's schon zurichten", antwortete Gretel. Der Herr sah indessen, ob der Tisch wohl gedeckt war, nahm das große Messer, womit er die Hühner zerschneiden wollte, und wetzte es auf dem Gang. Indem kam der Gast, klopfte sittig und höflich an der Hausthüre. Gretel lief und schaute, wer da war, und als es den Gast sah, hielt es den Finger an den Mund und sprach: „Still! still! macht geschwind, daß Ihr wieder fort kommt, wenn Euch mein Herr erwischt, so seid Ihr unglücklich; er hat Euch zwar zum Nachtessen eingeladen, aber er hat nichts anders im Sinn, als Euch die beiden Ohren abzuschneiden. Hört nur, wie er das Messer dazu wetzt." Der Gast hörte das Wetzen und eilte, was er konnte, die Stiegen wieder hinab. Gretel war nicht faul, lief schreiend zu dem Herrn und rief: „Da habt Ihr einen schönen Gast eingeladen!" „Ei, warum Gretel? was meinst du damit?" „Ja", sagte es, „der hat mir beide Hühner, die ich eben auftragen wollte, von der Schüssel genommen und ist damit fortgelaufen." „Das ist feine Weise!" sprach der Herr, und ward ihm leid um die schönen Hühner, „wenn er mir dann wenigstens das eine gelassen hätte, damit mir was zu essen geblieben wäre." Er rief ihm nach, er sollte bleiben, aber der Gast that, als hörte er es nicht. Da lief er hinter ihm her, das Messer noch immer in der Hand, und schrie: „Nur eins! nur eins!" und meinte, der Gast sollte ihm nur ein Huhn lassen und nicht alle beide nehmen; der Gast aber meinte nicht anders, als er sollte eins von seinen beiden Ohren hergeben, und lief, als wenn Feuer unter ihm brennte, damit er sie beide heimbrächte. Brüder Grimm.

13. Sonne, Mond und Wind.

Ein zerlumpter Zigeuner begegnete einst auf seinen Wanderungen der Sonne, dem Mond und dem Wind. Als er an ihnen vorüber trollte, sprach er: „Gott grüße von euch dreien eins!" Die Gegrüßten lachten über den lustigen, schwarzbraunen Gesellen, wußten sich aber seinen sonderbaren Gruß nicht zu deuten. „Es ist klar", fing der sonst schweigsame Mond an, „daß der Zigeuner mich gemeint hat, mich, der ich sein steter Begleiter bin, wo er immer seine flatternde Behausung zur Nachtruhe aufschlägt." — „Pah!" fiel hierauf die Sonne ein, „mich hat er gegrüßt, mich, die Königin des Tags; ich nehme seine nackten Kinder in meine warme Hut, unter meiner Sorge wachsen sie heiter und frisch heran." — „St! St!" sauste der Wind, „wozu dies unnütze Reden und Prahlen! Laßt uns schnell dem Gesellen nachgehen und ihn fragen, welchen von uns er mit seinem Gruße gemeint hat."

Digitized by Google

So sprechend fuhr er schnell dem Zigeuner nach, hinter ihm her im stolzen Gang die Sonne, neben welcher der langsame, ernste Mond einherschritt. Der rüstige Wind, der zuerst bei dem Zigeuner ankam, rief diesem zu: „Halt, du Erdensohn!“ Über diesen rauhen Worten erschrak der Angerufene, denn beinahe hätte ihm jener den Rock vom Leibe geblasen, an dem freilich ein paar metallene Knöpfe und Heften mehr wert waren, als alles übrige. „Was ist's? was wollt Ihr von mir, Wind?“ fragte der Zigeuner, als er sich von der Überraschung erholt hatte. „Du sollst uns sagen“, hub dieser wieder an, „wen von uns dreien du mit deinem zweideutigen Gruße gemeint hast.“

Der Gefragte blickte sich um und sah all' die drei himmlischen Mächte neben sich stehen. „Ei!“ sagte er alsdann lachend, „ich grüße immer nur den, welchen ich fürchte“, und nahm dabei seine Schaffellmütze vor dem Wind ab. „He, du undankbarer Taugenichts!“ rief jetzt der erzürnte Mond, „weißt du nicht, daß ich dich samt deinem schwarzbraunen Kindervolke vernichten kann, wenn ich will?“ Wie ist dir denn, du abgedörrter Heide, in einer kalten Winternacht, wenn ich die Wolken am Himmel verteile und mit der Nachtluft auch die kleinste Spur der Tageswärme aus dem Himmelsraum wische? Wirst du dann an mich denken, wenn dir das Mark in den Knochen gefriert und dein Weib samt ihren Kindern zum Tode erstarrt?“ „Oho! Herr Mond!“ erwiderte der Zigeuner, „Ihr könnt mir in der That das bißchen Leben recht sauer machen, aber für das Erfrieren hab' ich schon Mittel. Wie ist's denn, wenn ich rechts und links Feuer anmache, mich mit Weib und Kind dazwischen setze und dann vorn und hinten ein paar Zeltstücke aufhänge? Dann hab' ich Euch durchaus nicht zu fürchten. Ist mir aber der Wind nicht gut, so helfen mir auch mein Feuer und Zeltlappen nichts; er bläst mir das Feuer zur Seite, den Rauch ins Gesicht und die Wärme durch die flatternden Zeltlappen hinaus.“

Der Mond mußte schweigen, da er nichts weiter vorzubringen hatte, und im Vorgefühl ihres Sieges über die beiden andern begann hierauf die Sonne: „Nicht wahr, mein guter Heidensohn, du weißt recht wohl, wen du zu fürchten und zu lieben hast? Du kennst meine belebenden Strahlen und ihre verzehrende Glut; ich dachte es wohl, daß du mir den kalten, bleichsüchtigen Mond nicht vorziehen würdest.“ — „Mag sein, mag sein!“ erwiderte hierauf der Zigeuner, „ich kenne zwar Euer freundliches Antlitz recht gut, habe mich auch schon oft daran erfreut, fürchte aber seinen Zorn nicht besonders, darum galt auch Euch mein Gruß nicht.“ Über diese Geringschätzung nicht weniger aufgebracht, als vorher der Mond, begann die Sonne den Zigeuner auszuschelten, indem sie sagte: „Mir das, Undankbarer? Weißt du nicht, daß ich dich mit meiner Glut verderben könnte, wenn ich wollte? daß ich, wenn ich es der Mühe wert hielte, dich samt deinen armseligen Würmern rösten könnte, wie es die Hölle selbst nicht vermöchte? Schau auf dein verbranntes Fell, und siehe die Male, welche meine Glut darauf zurückließ.“ — „Ei, ei, Frau Sonne!“ sagte darauf spottend der Zigeuner, „was macht Euch so hitzig? Ist's denn nicht klar, daß der Wind viel mächtiger ist, und daß ich ihn deshalb mehr

Digitized by Google

fürchten muß? Seht, Frau Sonne, wenn Ihr auch noch so heiß brennt, so darf ich ja nur den Wind bitten, daß er mir ein wenig helfe, und er macht mir im Augenblick die Luft kühl, wie sehr Ihr auch Eure Kraft verschwendet. Es ist also wohl klar: wenn mir der Wind helfen will, so könnt Ihr mir, so wenig als der Mond, etwas anhaben. Darum höret auf zu streiten: mächtig seid ihr alle; aber ich habe nur den Stärksten von euch gegrüßt, damit er mir beistehe und mich verschone, den Wind; denn mit ihm ist keine Hitze furchtbar und ohne ihn keine Kälte."

Brüder Schott.

14. Der Gevatter Tod.

Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußt' er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich; ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: „Wer bist du?" „Ich bin der liebe Gott." „So begehr' ich dich nicht zu Gevatter", sagte der Mann; „du giebst dem Reichen und lässest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und die Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Teufel." „So begehr' ich dich nicht zum Gevatter", sprach der Mann; „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zum Gevatter." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Tod, der alle gleich macht." Da sprach der Mann: „Du bist der Rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied; du sollst mein Gevattersmann sein." Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen, denn wer mich zum Freunde hat, dem kann's nicht fehlen." Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter.

Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen; steh' ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und giebst du ihm dann von deinem Kraut ein, so wird er genesen; steh' ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst, und kein Arzt in der

Digitized by Google

Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen."

Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht den Kranken nur anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird, oder ob er sterben muß"; so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Gold, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte; der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, stand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen. „Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte", dachte der Arzt; „er wird's freilich übel nehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu; ich will's wagen." Er faßte also den Kranken und legte ihn verkehrt, so daß der Tod zu Häupten desselben zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsteres Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt, diesmal will ich dir's nachsehen, weil du mein Pate bist; aber wagst du das noch einmal, so geht dir's an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort."

Bald hernach verfiel des Königs Tochter in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekannt machen: wer sie vom Tode errettete, der sollte ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen; aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, bethörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald röteten sich ihre Wangen, und das Leben regte sich von neuem.

Der Tod, als er sich zum zweiten Mal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich", packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in eine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick erloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du", sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." „Zeige mir mein Lebenslicht!" sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte und sagte: „Siehst du, das

Digitized by Google

ist es." „Ach, lieber Pate", sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, thut mir's zu Liebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter. „Ich kann nicht", antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, ehe ein neues anbrennt." „So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist", bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches großes Licht herbei; aber weil er sich rächen wollte, versah er's beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten. Brüder Grimm.

15. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße, da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt! keinen Schritt weiter!" „Was?" sprach der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so keck reden darfst?" „Ich bin der Tod", erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen." Der Riese aber weigerte sich und fing an mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Stein zusammensank. Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden", sprach er, wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben nebeneinander zu stehen." Indem kam ein junger Mensch des Wegs, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den Halbohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch", fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?" „Nein", antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." „Ich bin der Tod", sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." „Wohlan", sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein. Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus, bald kamen Schmerzen, die ihn bei Tag plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht", sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber." Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an in Freuden zu leben. Da klopfte ihn eines

Digitized by Google

Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen.“ „Wie?“ antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du selbst kämest, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen.“ „Schweig“, erwiderte der Tod; „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles hat mich mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert? Lagst du nicht in der Nacht, als wärest du schon gestorben?“ Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort.

Brüder Grimm.

16. Vater Hahn.

Vôader Hôahn was flitig,[1] sien Fru, dat Hohn,[2] was ful. Se môakt sick nix to recht un dä[3] nix, as wat se upatt.[4] Vôader Hôahn haa 'n grooten Pott,[5] de was vull Grütt' un Backenbärn.[6] As't nu kolt was un Schnee kamm, kunn dat Hohn buten[7] keen Fräten finnen. As se nu hungrig was, besunn se sick, wat Vôader Hôahn in sin Pott hädd. Dat hat sie nu groote Lust to fräten. Nu log se und sä to ähren Mann: „Vôader, morgen is Sôndag, un uns Frünn[8] lôaten är Kind döpen, ick bin to Vadder bäden,[9] schall ick man henn gôan?“ Vôader Hôahn sä: „Jôa.“ Nun ging dat fule Hohn henn und söcht 'n Pott, wo Vôader Hôahn en verstäken ha'r, un fratt en schlicht[10] aff. As se nôa Hus kamm, frog ähr Mann: „Wu heht dien Vadder?“[11] Se sä: „Schlicht aff.“ Vôader Hôahn sä: „Dat is jo'n närrsch Nôam.“ As't wedder Sôndag was, sä dat Hohn to ähren Mann: „Vôader Hôahn, ick bin to Vadder bäden, schall ick man henn gôan?“ Vôader Hôahn sä: „Jôa.“ Nu ging sien Fru henn, söcht sien Pott un fratt en half uht. As se nôa Hus kamm, frog ähr Mann: „Wu heht dien Vadder?“ Se sä: „Halfuht.“ Vôader Hôahn wunnert sick un sä: „Närrsch Nôam.“ So dä ok dat fule Hohn tum drüddenmôal, fratt'n Pott uht un stülpt em üm und sä to ähren Mann: „Mien Vadder heht Stülpüm.“ Vôader Hôahn wunnert sick. Nu krigt Vôader Hôahn eenmôal sülfften[12] Hunger up watt Good's un ging nôa sien'n Pott. Dôa sä' he, dat de Pott ümstülpt was. Dôa fehl[13] em gliks[14] inn, dat sien Fru seggt ha'r: „Schlicht aff, Half uht, Stülp üm.“ — Dat ärgert Vôader Hôahn, un he wurd bull,[15] datt ämm sien Fru wat vôarlôagen ha'r. Nu namm he se un sedd se upp'n Tuhn.[16]

1) war fleißig. — 2) seine Frau, das Huhn. — 3) that, schaffte. — 4) aufaß. — 5) Topf. — 6) Grütze und Backobst. — 7) draußen. — 8) unsere Freunde, Verwandte. — 9) zum Gevatter gebeten. — 10) gerade, glatt ab. — 11) Wie heißt dein Pate? — 12) selbst. — 13) fiel. — 14) sogleich. — 15) zornig. — 16) Zaun.

Digitized by Google

Nu kamm de Hôawk,[1] packt se un drog se in sien Nest. As se dôa was, gefeel se ämm, he leet se läwen und môakt se to sien Huushöllersche,[2] denn sien Fru was äwe storwen. As Vôader Hôahn dat hört', verdrott ämm dat, un he woll sien Fru wedder hôalen. He môakt sik'n Wôag'n un namm'n Pitsk[3] von Twärn[4] un kutscht aff.[5] As he'n kort En'n föhrt[6] ha, begegnet ämm'n Knuhl Wull'[7] mit ehn'n Stoppnôadel. De sä: „Goden Dag, Vôader Hôahn, wo wist henn?" He seggt: „Nôat Hôawken-Nest, mien Fru wedder hôalen." Stoppnôadel sä: „Nimm mi doch mit." Vôader Hôahn seggt: „Du brickst mien Wôagen inn'twei; wat wist du dôa?" Nu seggt Stoppnôadel: „Ick schall mi räken,[8] 'n Mäken[9] schickt mi aff, de stoppt sick mit mi 'n Strump, un dôa kamm de Hôawk un namm ähr'n Lamm." Dôa leht Vôader Hôahn se uppsitten. Nu kamm een fuhl Goos-Ei[10] un frôagt: „Vôader Hôahn, wo wist henn?" Vôader Hôahn sä: „Nôat Hôawken-Nest, nôa't Hôawken-Nest, mien Fru wedder hôalen." Dat Ei sä: „Nimm mi mit." „Nä", sä de Hôahn, „du brickst mien Wôagen twei; wat hast du dôa to bohn?" Dat Ei sä: „De Hôawk namm de Goos ähr Gössel,[11] un ick schall ähr räken." Dôa leht Vôader Hôahn dat Ei uppsitten un se kutschten sülfdrübbe.[12] Nu kamm ook 'n Dant,[13] de woll mit un klôagt, dat de Hôawk all ähr Kinner hôalt ha'r. Vôader Hôahn namm de Dant ook mit. Dunn kümmt noch'n Zickenbuck lopen, de sach schlimm uht, sien Dog was rot von't Weenen, un de Backen wôaren noch natt von Thrônen; de Hôawk ha'r ämm sin eenzig Kind nôahm. Vôader Hôahn namm ämm mit. Toletzt stund'n Hackblock an'n[14] Weg, de reep un woll ook mit. Vôader Hôahn woll erst nich un sä: „Di hädd he doch nix nôahm." De Hackblock sä: „Mi hedd he wol nix nôahm, öawer he hett he upp mi alles schlacht, wat he namm, un he hett mi beschimpt, datt he upp mi Bloot von so vôal unschullig Deerter[15] vergôaten hett." Dôa namm ämm Vôader Hôahn ook mit.

Kort nôa Middag kôam'n se int Hôawkennest. De Hôawk was nich to Huus, se gingen brieft 'rin und dreepen[16] dat Hohn, dat was vergnögt, as't den Mann säh, leep upp ämm toh un gaff ämm'n Puß. Nu leep se furt un schlähpt Brood un Fleesch 'ran. Nu äten se un worn ganz fründlich. Vôader Hôahn heel[17] sick nich upp, namm sien Fru un föhrt mit ähr nôa Huus. Nu däh se ämm gohd as een flitig Wyf.[18]

Öawerst[19] de Hôawk krigt sien Strôaf. Stoppnôadel leggt sich upp'n Grootvôaderstohl, fuhl Ei kroop[20] in de Asch, de Dant sett sick in de Wôatertunn,[21] Zickenbuck verkroop sick hinnert Handdook,[22] Hackblock steeg upp't Dack.[23] As nu de Hôawk to Huus kamm und fund sien Huushöllersche nich, de ämm kôakt und brôaden ha'r,[24] so verdrobb ämm dat sehr. He sätt sick upp den Stool, dôa prickelt ämm Stoppnôadel in't Lief,[25]

1) Habicht. — 2) Haushälterin. — 3) Peitsche. — 4) Zwirn. — 5) fährt ab. — 6) eine kleine Strecke gefahren. — 7) Knäuel Wolle. — 8) rächen. — 9) Mädchen. — 10) faules Gänse-Ei. — 11) Gänschen. — 12) selbdrei. — 13) Ente. — 14) Hauklotz am Weg. — 15) Tieren. — 16) trafen. — 17) hielt. — 18) Weib. — 19) aber. 20) kroch. — 21) Wasserfaß. — 22) Handtuch. — 23) Dach. — 24) für ihn gekocht und gebraten hatte. — 25) in den Leib.

Digitized by Google

dat he uppsprung und wull sich Licht anmöaken. As he nu in de Asch wöhlt, drapp he dat Ei, dat sprunk äm int Gesicht un begoot ämm mit dat fuhle Wöater. Nu kreeg he'n Schreck, denn he stunk, un wull sick waschen. He kamm by de Tunn, wo de Oant verstäk'n was. De schlog mit ähr Flöggel un möakt ämm ganz natt. Nun leep he nöat Handdook, un as hee't to föaten kreg,[1] stett ämm de Zickenbuck beide Oogen ut. As he nu versöken[2] wull, of he noch sehen künn, ging he ut de Huusdöar,[3] döa fehl Hackblock raff un drapp ämm, datt he upp de Städe dodt bleef.[4]

Nu habd de Deef[5] funnen, wat alle Deewe hört.[6]

Aus M. Firmenichs Völkerstimmen ins Altmärkische übertragen durch F. Danneil.

17. Abdallah.

Ein alter ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bei einer armen Witwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirtete, gewann ihr sein Herz; er wollte ihr die erwiesene Liebe vergelten und sagte beim Abschiede: „Ich sehe, Ihr seid arm, liebe Schwester. Es wird Euch schwer werden, mit Eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung Eures Sohnes Abdallah nötig ist. Wollt Ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen." Die Witwe, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihren Sohn mit. Sie durchzogen drei Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eigenen Sohn; er unterwies ihn in allerlei nützlichen Dingen, und als derselbe in eine tödliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bei jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten, die wahre Dankbarkeit bestehe nicht in Worten, sondern in Thaten; es werde schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo er seine gute Gesinnung an den Tag legen könne.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn", fing der Derwisch an, „jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschieden ist, wenn du meinen Worten gehorchen willst." Abdallah beteuerte, daß er bereit sei, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn", sprach der Derwisch. „In einiger Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen finden, den nimm zu dir; von den übrigen Reichtümern aber, die dabei liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage: Nimm nichts als den Leuchter; denn das übrige ist nicht uns beschieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und

1) (zu fassen bekam) ergriff. — 2) versuchen. — 3) Hausthür. — 4) blieb. — 5) Dieb. — 6) gehört, zukommt.

Digitized by Google

deine Liebe beweisen kannst." Abdallah versprach alles und stieg getrost hinein; sobald er aber die Reichtümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches und füllte seine Kleider von dem Golde und den Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsternis, die ihn auf einmal umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her, um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach und kam aus der Tiefe hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. „Laß den Derwisch sein, wo er will", dachte er; „ich bin nun reich genug, ohne ihn leben zu können."

Seine Mutter fragte bei seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schätze aus und machte allerlei Entwürfe, wie er diese Reichtümer anwenden wolle. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet und sah sie, ohne weiter an den heiligen Derwisch zu denken, für ein Eigentum an, das ihr Sohn durch Mut und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabei und zählten die Goldstücke und Demanten, als mit einemmale, den Leuchter ausgenommen, alles wieder verschwand. „Ach", fing die Mutter weinend an, „wir haben den heiligen Derwisch erzürnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergaßen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen."

Abdallah, der von der furchsamen Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, setzte sich in einen Winkel und verwünschte den Alten samt dem eisernen Leuchter. „Das ist auch 'was Rechtes, was er mir da gelassen hat!" sprach er. „Ich wage mein Leben, um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er fängt noch an zornig zu werden und nimmt, was nicht sein ist, was ich mir durch sauere Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will; mir scheint der Mann eher ein Zauberer, als ein Heiliger zu sein."

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Öllämpchen an und setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hing es an einen Arm des großen eisernen Leuchters. Mit einemmal erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertelstunde lang so schnell wie ein geschlagener Kreisel herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung und versuchte es am folgenden Abende mit allen zwölf Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden einen Docht und zündete sie an. Zwölf braungekleidete Derwische erschienen, drehten sich eine Viertelstunde im Kreise herum und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Sie kamen bei jedem neuen Versuche wieder; mehr

Digitized by Google

dat he uppsprung und wull sich Licht anmoaken. As he nu in de Asch wöhlt, drapp he dat Ei, dat sprunk äm int Gesicht un begoot ämm mit dat fuhle Wöater. Nu kreeg he'n Schreck, denn he stunk, un wull sick waschen. He kamm by de Tunn, wo de Oant verstäk'n was. De schlog mit ähr Flöggel un moakt ämm ganz natt. Nun leep he noat Handdook, un as hee't to föaten kreg,[1] stett ämm de Zickenbuck beide Oogen ut. As he nu versöken[2] wull, of he noch sehen künn, ging he ut de Huusdöar,[3] doa fehl Hackblock raff un drapp ämm, datt he upp de Städe dodt bleef.[4]

Nu hadd de Deef[5] funnen, wat alle Deewe hört.[6]

Aus M. Firmenichs Völkerstimmen ins Altmärkische übertragen durch F. Danneil.

17. Abdallah.

Ein alter ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bei einer armen Witwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirtete, gewann ihr sein Herz: er wollte ihr die erwiesene Liebe vergelten und sagte beim Abschiede: „Ich sehe, Ihr seid arm, liebe Schwester. Es wird Euch schwer werden, mit Eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung Eures Sohnes Abdallah nötig ist. Wollt Ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen." Die Witwe, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihren Sohn mit. Sie durchzogen drei Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eigenen Sohn; er unterwies ihn in allerlei nützlichen Dingen, und als derselbe in eine tödliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bei jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten, die wahre Dankbarkeit bestehe nicht in Worten, sondern in Thaten; es werde schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo er seine gute Gesinnung an den Tag legen könne.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn", fing der Derwisch an, „jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschieden ist, wenn du meinen Worten gehorchen willst." Abdallah beteuerte, daß er bereit sei, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn", sprach der Derwisch. „In einiger Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen finden, den nimm zu dir; von den übrigen Reichtümern aber, die dabei liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage: Nimm nichts als den Leuchter; denn das übrige ist nicht uns beschieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und

1) (zu fassen bekam) ergriff. — 2) versuchen. — 3) Hausthür. — 4) blieb. — 5) Dieb. — 6) gehört, zukommt.

Digitized by Google

deine Liebe beweisen kannst." Abdallah versprach alles und stieg getrost hinein; sobald er aber die Reichtümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches und füllte seine Kleider von dem Golde und den Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsternis, die ihn auf einmal umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her, um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach und kam aus der Tiefe hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. „Laß den Derwisch sein, wo er will", dachte er; „ich bin nun reich genug, ohne ihn leben zu können."

Seine Mutter fragte bei seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schätze aus und machte allerlei Entwürfe, wie er diese Reichtümer anwenden wolle. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet und sah sie, ohne weiter an den heiligen Derwisch zu denken, für ein Eigentum an, das ihr Sohn durch Mut und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabei und zählten die Goldstücke und Demanten, als mit einemmale, den Leuchter ausgenommen, alles wieder verschwand. „Ach", fing die Mutter weinend an, „wir haben den heiligen Derwisch erzürnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergaßen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen."

Abdallah, der von der furchsamen Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, setzte sich in einen Winkel und verwünschte den Alten samt dem eisernen Leuchter. „Das ist auch 'was Rechtes, was er mir da gelassen hat!" sprach er. „Ich wage mein Leben, um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er fängt noch an zornig zu werden und nimmt, was nicht sein ist, was ich mir durch sauere Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will; mir scheint der Mann eher ein Zauberer, als ein Heiliger zu sein."

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Öllämpchen an und setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hing es an einen Arm des großen eisernen Leuchters. Mit einemmal erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertelstunde lang so schnell wie ein geschlagener Kreisel herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung und versuchte es am folgenden Abende mit allen zwölf Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden einen Docht und zündete sie an. Zwölf braungekleidete Derwische erschienen, drehten sich eine Viertelstunde im Kreise herum und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Sie kamen bei jedem neuen Versuche wieder; mehr

Digitized by Google

dat he uppsprung und wull sich Licht anmoaken. As he nu in de Asch wöhlt, drapp he dat Ei, dat sprunk äm int Gesicht un begoot ämm mit dat fuhle Wöater. Nu kreeg he'n Schreck, denn he stunk, un wull sick waschen. He kamm by de Tunn, wo de Oant verstäk'n was. De schlog mit ähr Flöggel un moakt ämm ganz natt. Nun leep he noat Handdook, un as hee't to föaten kreg,[1] stett ämm de Zickenbuck beide Oogen ut. As he nu versöken[2] wull, of he noch sehen künn, ging he ut de Huusdöar,[3] böa fehl Hackblock raff un drapp ämm, datt he upp de Städe dodt bleef.[4]

Nu habd de Deef[5] funnen, wat alle Deewe hört.[6]

Aus M. Firmenichs Völkerstimmen ins Altmärkische übertragen durch F. Danneil.

17. Abdallah.

Ein alter ehrwürdiger Derwisch übernachtete auf einer seiner frommen Wallfahrten bei einer armen Witwe in der Vorstadt von Balsora. Die Freundlichkeit, mit welcher die Arme ihn bewirtete, gewann ihr sein Herz: er wollte ihr die erwiesene Liebe vergelten und sagte beim Abschiede: „Ich sehe, Ihr seid arm, liebe Schwester. Es wird Euch schwer werden, mit Eurer Arbeit so viel zu erwerben, als zur Erziehung Eures Sohnes Abdallah nötig ist. Wollt Ihr mir den Knaben anvertrauen, so will ich für seine Erziehung sorgen.“ Die Witwe, die den Derwisch seit vielen Jahren als einen heiligen Mann kannte, willigte mit Freuden in diesen Antrag und gab ihren Sohn mit. Sie durchzogen drei Jahre lang die schönsten Länder und volkreichsten Städte von Asien. Der Derwisch hielt den Abdallah wie seinen eigenen Sohn; er unterwies ihn in allerlei nützlichen Dingen, und als derselbe in eine tödliche Krankheit fiel, pflegte er seiner mit väterlicher Liebe. Abdallah sprach bei jeder Gelegenheit von seiner dankbaren Gesinnung; der Derwisch pflegte aber immer zu antworten, die wahre Dankbarkeit bestehe nicht in Worten, sondern in Thaten; es werde schon Zeit und Gelegenheit kommen, wo er seine gute Gesinnung an den Tag legen könne.

Eines Tages kamen sie auf ihrer Reise in eine wüste Gegend. „Mein Sohn“, fing der Derwisch an, „jetzt kannst du mir deine Liebe beweisen. In diesem Felsen liegt ein köstlicher Schatz vergraben, der uns beschieden ist, wenn du meinen Worten gehorchen willst.“ Abdallah beteuerte, daß er bereit sei, sein Leben für seinen Wohlthäter zu wagen. Auf diese Versicherung schlug der Derwisch den Felsen mit seinem Stabe. Der Felsen that sich auf. „Geh hinein, mein Sohn“, sprach der Derwisch. „In einiger Tiefe wirst du einen eisernen Leuchter mit zwölf Armen finden, den nimm zu dir; von den übrigen Reichtümern aber, die dabei liegen, rühre nichts an. Merke genau, was ich dir sage: Nimm nichts als den Leuchter; denn das übrige ist nicht uns beschieden. Gedenke, mein Sohn, daß dieses vielleicht die einzige Gelegenheit ist, wo du mir deinen Gehorsam und

1) (zu fassen bekam) ergriff. — 2) versuchen. — 3) Hausthür. — 4) blieb. — 5) Dieb. — 6) gehört, zukommt.

Digitized by Google

deine Liebe beweisen kannst." Abdallah versprach alles und stieg getrost hinein; sobald er aber die Reichtümer sah, die neben dem Leuchter lagen, wurden seine Augen geblendet. Er vergaß die Warnung des Derwisches und füllte seine Kleider von dem Golde und den Edelsteinen, womit die Tiefe bedeckt war. Indessen schloß sich der Felsen wieder zu. Die Finsternis, die ihn auf einmal umgab, machte ihn furchtsam; er griff eilig nach dem Leuchter und tappte in der Dunkelheit hin und her, um einen Ausgang aus der Höhle zu finden. Nach langem Suchen bemerkte er einen schwachen Schimmer von Licht; er ging ihm nach und kam aus der Tiefe hervor. Er sah sich um; allein der Derwisch war nicht mehr da, und zu seinem Erstaunen befand er sich in der Nähe von Balsora, wo seine Mutter wohnte. „Laß den Derwisch sein, wo er will", dachte er; „ich bin nun reich genug, ohne ihn leben zu können."

Seine Mutter fragte bei seiner Ankunft sogleich nach dem heiligen Manne. Abdallah erzählte ihr seine Begebenheit und schloß mit den Worten, daß er den Alten nicht mehr brauche; er wolle nun selbst für sein Fortkommen sorgen. Er legte seine Schätze aus und machte allerlei Entwürfe, wie er diese Reichtümer anwenden wolle. Seine Mutter ward ebenfalls von dem Glanze dieser Kostbarkeiten geblendet und sah sie, ohne weiter an den heiligen Derwisch zu denken, für ein Eigentum an, das ihr Sohn durch Mut und Klugheit gewonnen habe. Sie standen vergnügt dabei und zählten die Goldstücke und Demanten, als mit einemmale, den Leuchter ausgenommen, alles wieder verschwand. „Ach", fing die Mutter weinend an, „wir haben den heiligen Derwisch erzürnt. Er hat uns bloß prüfen wollen, ob wir dankbar wären; da wir aber seiner vergaßen, so hat er uns seine reichen Gaben wieder entzogen. Bring' ihm den Leuchter, mein Sohn; vielleicht kannst du seinen Zorn dadurch wieder besänftigen."

Abdallah, der von der furchsamen Frömmigkeit seiner Mutter nichts geerbt hatte, setzte sich in einen Winkel und verwünschte den Alten samt dem eisernen Leuchter. „Das ist auch 'was Rechtes, was er mir da gelassen hat!" sprach er. „Ich wage mein Leben, um seinen Eigensinn zu befriedigen; und er fängt noch an zornig zu werden und nimmt, was nicht sein ist, was ich mir durch sauere Mühe erworben habe. Meine Mutter mag sagen, was sie will; mir scheint der Mann eher ein Zauberer, als ein Heiliger zu sein."

Indessen ward es Nacht. Die Mutter zündete ein kleines Öllämpchen an und setzte es auf den Tisch. Abdallah wollte es bequemer stellen und hing es an einen Arm des großen eisernen Leuchters. Mit einemmal erschien ein Derwisch in einem langen braunen Kleide. Er drehte sich eine Viertelstunde lang so schnell wie ein geschlagener Kreisel herum, warf einen Asper auf den Tisch und verschwand. Abdallah lachte über diese Erscheinung und versuchte es am folgenden Abende mit allen zwölf Armen, die an dem Leuchter waren. Er that in jeden einen Docht und zündete sie an. Zwölf braungekleidete Derwische erschienen, drehten sich eine Viertelstunde im Kreise herum und verschwanden, nachdem jeder einen Asper auf den Tisch geworfen hatte. Sie kamen bei jedem neuen Versuche wieder; mehr

Digitized by Google

aber als einmal jeden Abend kamen sie nicht. Die tägliche Einnahme reichte zum mäßigen Unterhalte der Mutter und des Sohnes hin; allein der kurze Besitz des verschwundenen Reichtums hatte einen tiefen Stachel in ihren Herzen zurückgelassen, der mit jedem Tage den Wunsch, mehr zu haben, wieder rege machte. Abdallah konnte mit diesen zwölf Aspern auch nicht einen einzigen von seinen vielen Entwürfen ausführen. Er fing daher an zu überlegen, ob es nicht besser wäre, wenn er den alten verrosteten Leuchter zum Derwisch trüge, der ihm dafür, wie er nicht zweifelte, wenigstens das Verschwundene wieder geben würde, da er diesen Leuchter höher geachtet hatte, als allen übrigen Reichtum, der in der Felsenhöhle lag. Da seine Mutter diesen Entschluß billigte, so reisete er gleich am folgenden Morgen mit dem Leuchter ab. Er hatte von dem Derwisch gehört, daß er Abunadar heiße und in der Stadt Magrebi wohne; daher ward es ihm nicht schwer, mit dem Zehrgelde, das er täglich durch den Leuchter bekam, den Derwisch zu finden.

Als er nach Magrebi kam, fragte er, wo der fromme Abunadar wohne. Dieser Mann war in der Stadt so bekannt, daß ihm die Kinder das Haus desselben zeigen konnten. Zehn Thürhüter bewachten den Eingang; der Vorhof wimmelte von Sklaven und Bedienten, und das Haus selbst glich eher dem Palaste eines Fürsten, als der Wohnung eines Derwisches. Abdallah getraute sich nicht, weiter zu gehen. „Entweder haben mich die Leute nicht verstanden", sprach er, „oder man hat mich als einen Fremden verspottet." Er wollte eben wieder umkehren, als ein Sklave zu ihm trat und sagte: „Sei willkommen, Abdallah! Mein Herr hat schon lange auf dich gewartet; ich will dich gleich zu ihm bringen." Er führte ihn in einen glänzenden Saal, wo der Derwisch in seinem gewöhnlichen braunen Kleide auf dem Sofa saß. Abdallah, verblendet von dem Reichtume, den er auf allen Seiten schimmern sah, warf sich vor dem Derwisch nieder und legte ihm den Leuchter zu Füßen. „Du willst mich betrügen, mein Sohn!" redete ihn Abunadar an. „Ich sehe dir in das Herz, du kommst nicht aus Liebe und Dankbarkeit zu mir, sondern du gedenkest mich mit deiner Gabe zu gewinnen. Ich bin gewiß, du würdest mir den Leuchter nicht gebracht haben, wenn du die Kraft desselben gekannt hättest. Ich will dir wenigstens zeigen, wie man ihn nützen kann." Er steckte auf jeden von den zwölf Armen ein Licht und zündete sie an. Die zwölf Derwische erschienen und thaten wie sonst. Als sie sich einige Zeit gedreht hatten, nahm Abunadar einen Stock und gab einem jeden einen derben Schlag. Sie standen alle zwölfe still und verwandelten sich in eben so viel große Haufen Zechinen, Demanten, Smaragden und andere Edelsteine. „Siehe", sprach er zu Abdallah, „auf diese Art kann ein Kenner diesen Leuchter gebrauchen, wiewohl ich ihn in dieser Absicht nicht gesucht habe. Er ist das Werk eines Weisen, dessen Andenken ich verehre; und da ich Vergnügen an der Sammlung solcher seltenen Meisterstücke finde, so wünschte ich auch dieses als eines der vorzüglichsten zu besitzen. Daß dieses wahr sei, davon können dich deine eigenen Augen überzeugen. Hier hast du die Schlüssel zu meiner Schatzkammer, besiehe meinen Vorrat und sage

Digitized by Google

mir wieder, ob sich ein Sterblicher, wenn er auch der geizigste wäre, nicht damit begnügen könnte."

Abdallah gehorchte. Sechs große Gewölbe, die aneinander stießen, waren mit so vielen und so seltenen Reichtümern gefüllt, daß er nicht wußte, welche er zuerst und am meisten bewundern sollte. „Ich Thor", sprach er bei sich selbst, „warum habe ich den Leuchter weggegeben? Wie leicht konnte ich seinen Gebrauch zufälligerweise erfahren! Jetzt muß ich den Reichtum eines andern von fern betrachten, da ich eben so reich sein könnte, wenn ich klüger gewesen wäre." Er kam zurück. Abunadar sah seine Gedanken auf seiner Stirn, that aber, als ob er nichts merke. Er begegnete ihm sehr gütig, behielt ihn einige Tage bei sich und bewirtete ihn wie seinen besten Freund. Als der siebente Tag zu Ende ging, rief er ihn zu sich und sprach: „Die Hälfte der Schätze, die du in meinem Hause gesehen hast, habe ich von meinem Vater geerbt; das übrige habe ich selbst gesammelt; nicht weil ich geizig war, sondern weil ich zu meinem Unterhalte kaum den zehnten Teil meiner Einkünfte brauchte. Da ich schon in meiner Jugend einsah, daß Reichtum die Menschen weder besser, noch glücklicher mache, daß es aber Thorheit sei, das Gesammelte wieder zu zerstreuen, so that ich, als ob ich nicht reich wäre. Ich kleidete mich in die Tracht der Derwische, reisete viele Jahre umher und suchte durch Betrachtung der menschlichen Thorheit weiser zu werden. Ich wallfahrtete dreimal zu Fuß nach Mekka und lebte wie der dürftigste Pilgrim. Den Unglücklichen, die ich fand, teilte ich nur so viel mit, als sie zu ihrer Notdurft brauchten, weil ich glaubte, daß Arbeit und Erwerbung seiner Speise glücklicher mache, als Müßiggang. Die Jahre gingen unvermerkt vorbei, und der Augenblick, wo ich eben so leer aus der Welt gehen muß, als ich hereinkam, rückte immer näher. Ich hatte keine Kinder, und doch wünschte ich meinen väterlichen Gütern einen Erben, der sie mit Weisheit und Mäßigung verwalten möchte. Es thut mir leid, daß du meine Hoffnung durch deine Undankbarkeit vereitelt hast. Indessen hoff' ich, meine Offenherzigkeit und das, was du bisher erfahren hast, soll dich von diesem schändlichen Laster heilen. Ich will dich nicht länger aufhalten; du kannst wieder gehen. Zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit für die weite Reise, die du des Leuchters wegen, nach welchem ich so sehr verlangte, unternommen hast, wirst du morgen vor meinem Hause das schönste von meinen Pferden finden. Es ist dein, so wie auch der Sklave, der es führt. Dazu schenke ich dir noch zwei Kamele, die du selbst so reich, als du willst, mit Gold und Edelsteinen aus meiner Schatzkammer beladen kannst." Abdallah dankte für diese reichen Geschenke und ging in ungeduldiger Erwartung des folgenden Tages zu Bette.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen und dachte an nichts, als an den wunderbaren Leuchter. „Ohne mich", sprach er, „würde ihn Abunadar nicht erhalten haben. Ich hole ihn mit Lebensgefahr aus dem Felsen; da ich ihn in meiner Hand habe, thue ich eine mühsame Reise, überbringe mein Eigentum in aller Demut und empfange dafür zwei alte Kamele mit ein wenig Gold und Edelsteinen beladen. Abunadar ist der

Digitized by Google

Undankbare, nicht ich; der Leuchter giebt in einem einzigen Augenblicke mehr, als sechs Kamele tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?" So sprach er und nahm sich vor, den Leuchter heimlich zu entwenden, welches leicht anging, da ihm Abunabar die Schlüssel zur Schatzkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und steckte ihn in einen von den Säcken, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Er brachte dem großmütigen Abunabar die Schlüssel zurück, nahm von ihm Abschied und reisete mit dem Pferde, dem Sklaven und den zwei beladenen Kamelen davon.

Als er noch zwei Tagereisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sklaven und kaufte einen andern, damit niemand erfahren möchte, woher er seinen Reichtum habe. Seine Mutter kam ihm bei seiner Ankunft mit neugieriger Freude entgegen; allein er war mit Abladung seiner Schätze so beschäftigt, daß sie nur kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt. Seine erste Sorge war, den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen, denn er brannte vor Ungeduld, die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete zwölf Lichter an und steckte sie auf. Die Derwische erschienen und drehten sich herum. Er hatte schon einen Stock bereit, und weil er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er einem jeden einen derben Streich. Zum Unglück hatte er nicht bemerkt, daß Abunabar den Stock in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn seiner Gewohnheit gemäß in die Rechte. Darum verwandelten sich die Derwische nicht in Haufen von Gold und Edelsteinen, sondern sie zogen unter ihren langen braunen Röcken knotige Prügel hervor und schlugen so lange und so gewaltig auf den undankbaren, treulosen Abdallah los, bis er halbtot zur Erde fiel. Sie verschwanden und führten die Säcke, die Kamele, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit sich davon.

G. v. Herder.

18. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja", sagte der Doktor, „das ist bald geschehen." „Was muß ich thun?" fragte der Bauer. „Erstlich kauf' dir ein Abcbuch, so eins, wo vorn ein Göckelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild machen mit den Worten: „Ich bin der Doktor Allwissend", und laß das oben über deine Hausthür nageln." Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen

Digitized by Google

müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wäre er.“ „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch“, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste“, und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb“, und weil er's wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es! nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte dem Doktor zu, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch sehen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Wie er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann. Brüder Grimm.

19. Drei zu Bett.

Do weer mael[1] innen Dörp[2] en ole ryke Fru, de harr väel[3] Gelt unn Guet, unn se weer baby in Beroep,[4] dat se allens wuß[5] unn dat äer

1) (sp. mal mit leise anklingendem E) war einmal. — 2) Dorf. — 3) eine alte reiche Frau, die hatte viel. — 4) im Rufe (berufen). — 5) wüßte.

Digitized by Google

Undankbare, nicht ich; der Leuchter giebt in einem einzigen Augenblicke mehr, als sechs Kamele tragen können. Warum sollte ich das Meinige nicht wieder nehmen, da mir meine Gefälligkeit so schlecht vergolten wird?" So sprach er und nahm sich vor, den Leuchter heimlich zu entwenden, welches leicht anging, da ihm Abunadar die Schlüssel zur Schatzkammer gegeben hatte. Er nahm den Leuchter und steckte ihn in einen von den Säcken, die er mit Gold und Edelsteinen füllte. Er brachte dem großmütigen Abunadar die Schlüssel zurück, nahm von ihm Abschied und reisete mit dem Pferde, dem Sklaven und den zwei beladenen Kamelen davon.

Als er noch zwei Tagereisen von Balsora entfernt war, verkaufte er den Sklaven und kaufte einen andern, damit niemand erfahren möchte, woher er seinen Reichtum habe. Seine Mutter kam ihm bei seiner Ankunft mit neugieriger Freude entgegen; allein er war mit Abladung seiner Schätze so beschäftigt, daß sie nur kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt. Seine erste Sorge war, den Leuchter in eine abgelegene Kammer zu bringen, denn er brannte vor Ungeduld, die Verwandlung der Derwische zu sehen. Er zündete zwölf Lichter an und steckte sie auf. Die Derwische erschienen und drehten sich herum. Er hatte schon einen Stock bereit, und weil er glaubte, der Zauber liege in der Stärke des Schlages, so gab er einem jeden einen derben Streich. Zum Unglück hatte er nicht bemerkt, daß Abunadar den Stock in der linken Hand hielt, als er schlug, und faßte ihn seiner Gewohnheit gemäß in die Rechte. Darum verwandelten sich die Derwische nicht in Haufen von Gold und Edelsteinen, sondern sie zogen unter ihren langen braunen Röcken knotige Prügel hervor und schlugen so lange und so gewaltig auf den undankbaren, treulosen Abdallah los, bis er halbtot zur Erde fiel. Sie verschwanden und führten die Säcke, die Kamele, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit sich davon.

G. v. Herder.

18. Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja", sagte der Doktor, „das ist bald geschehen." „Was muß ich thun?" fragte der Bauer. „Erstlich kauf' dir ein Abcbuch, so eins, wo vorn ein Göckelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild machen mit den Worten: „Ich bin der Doktor Allwissend", und laß das oben über deine Hausthür nageln." Der Bauer that alles, wie's ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen

Digitized by Google

müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wäre er.“ „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst miteſſen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch“, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste“, und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb“, und weil er's wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel herein kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es! nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte dem Doktor zu, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch sehen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Wie er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann. Brüder Grimm.

19. Drei zu Bett.

Do weer mael[1] innen Dörp[2] en ole ryke Fru, de harr väel[3] Gelt unn Guet, unn se weer baby in Beroep,[4] dat se allens wuß[5] unn dat äer

1) (sp. mal mit leise anklingendem E) war einmal. — 2) Dorf. — 3) eine alte reiche Frau, die hatte viel. — 4) im Rufe (berufen). — 5) wüßte.

Digitized by Google

niks verhalen[1] blywen kunn. So kloek[2] weer se. Nu weeren do ewers[3] dree junge Lüd int Dörp, die wullen dat nicht saer vull[4] glöben. Do maken se dat unner sik af,[5] dat se den neegsten Abent by aer wullen luren[6] unn wullen sik dat mael mit äer verföken.[7] De ole Fru de harr sik nu angeweent, 's Abents wenn se by't Spinnen dat eerstemal hohjaen',[8] so sä se:[9] „Dat weer Een to Bett", unn hohjaen' se denn tom tweetenmael, so sä se: „Dat weeren Twee to Bett;" dat drüttemael awer sett[10] se dat Spinnrad by Syt unn sä: „Dat weeren Dree, nu kaem ik",[11] unn güng to Bett.

's Abents do kaemen nu de dree jungen Lüd', unn de eerste gung ant Finster unn keek in, do seet de Ölsche achtern Awen,[12] de Lamp stunn oppen Disch,[13] unn se spunn. Do fung se an to hohjaenen unn sä: „Oha! dat weer Een." De, de saert[14] Finster stunn, meen, se harr em meent unn wuß,[15] wat se all dree wullen. Do leep[16] he, wat he kunn, dat he soert kaem, unn vertell[17] de annern, wo[18] em dat gaen[19] weer. Nu gung de tweete hen unn keek int Finster, do seet de Ölsche noch by äer Spinnrad und spunn. Do hohjaen se tom tweetenmael unn sä: „Oha! dat weeren Twee!" Do verschroek sik[20] de ant Finster oek[21] unn maek,[22] dat he weg kaem. De drütte sä: „Jü sünt man[23] all beid' dumme Jungens, laet my man eens hen."[24] As he nu ant Finster kaem, do hohjaen' de Ölsche tom drüttenmael unn sä: „Det weeren Dree", unn stött[25] dat Spinnrad vun sik, stunn op unn sä: Nu kaem ik!" Do kunn sik oek de drütte nich länger holen und leep saer Angst weg unn henn do de annern, de ole Fru awer güng to Bett; unn vun de Tyt[26] an weer daer[27] keen Mintsch in hele[28] Dörp, de nich sä, dat de ole Fru allens wuß, unn dat se en ganzen Kloeken[29] weer. K. Müllenhoff.

20. Drei Wünsche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayrische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt

1) nichts (verhohlen) verborgen. — 2) klug. — 3) aber. — 4) für voll (nicht recht) glauben. — 5) machten unter sich ab. — 6) lauern. — 7) versuchen. — 8) gähnte. — 9) so sagte sie. — 10) setzte. — 11) nun komm' ich. — 12) ging ans Fenster und guckte hinein, da saß die Alte hinterm Ofen. — 13) auf dem Tisch. — 14) vor dem. — 15) dachte, sie hätte ihn gemeint und wüßte. — 16) lief. — 17) erzählte. — 18) wie. — 19) gegangen. — 20) erschrak (sich). — 21) auch. — 22) machte. — 23) ihr seid nur. — 24) laßt mich nur einmal hin. — 25) stieß (schob). — 26) Zeit. — 27) dort. — 28) ganzen (eigentlich heil). — 29) eine richtige kluge Frau wäre.

Digitized by Google

und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Über so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin Eure Freundin, die Bergfee, Anna Fritze, die im krystallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: „Das lautet nicht übel." Die Frau aber war schon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Hauben, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang", sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl und übereilt euch nicht." „Das ist kein Fehler", dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke am Himmel, der Ölbampf durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen: so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hatten. „Nun", sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag."

Des andern Abends, während die Kartoffeln zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als die Frau aber die gerösteten Kartoffeln aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete und ihr Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten!" sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, und — o weh! da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Frühlingsduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Kartoffeln lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an die Nase gewachsen wäre!" sprach er in der ersten Überraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken; — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes

Digitized by Google

fest, wie angewachsen, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfee bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher, wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

Merke: Wann dir einmal die Bergfee also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei: wünschen sollst, um glücklich zu werden, und, weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue. Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen. P. Hebel.

21. Die schwarze Gret.

Zwei arme Fischer, die auf dem Schleswiger Holm wohnten, hatten die ganze Nacht vergeblich gearbeitet und zogen nun auch zum letztenmal ihre Netze wieder leer herauf. Als sie nun traurig heimfahren wollten, erschien ihnen die schwarze Gret,[1] die sich öfters den dortigen Fischern zeigen soll; sie kommt vom andern Ufer her, wo eine Stelle im Dannewerk nach ihr das Margaretenwerk heißt, und erscheint in königlicher Pracht mit Perlen und Diamanten geschmückt, aber immer im schwarzen Gewande. Die sprach zu den Fischern: „Legt eure Netze noch einmal aus, ihr werdet einen reichen Fang thun; den besten Fisch aber, den ihr fangt, müßt ihr wieder ins Wasser werfen!“ — Sie versprachen es und thaten, wie die Gret gesagt; der Fang war so überschwenglich reich, daß ihn der Kahn kaum fassen wollte. Einer der Fische war vor allen groß uud hatte Goldmünzen statt der Schuppen, Flossen von Smaragd und auf der Nase Perlen.[2] „Das ist der beste Fisch!“ sprach der eine und wollte ihn ins Wasser setzen. Aber der andere wehrte ihm und versteckte den Fisch unter den übrigen

1) Die schwarze Margarete („swarte Margret“), eine in den Sagen Dänemarks oft erscheinende Gestalt, war Königin jenes Landes und starb 1283. Von ihrer Geschicklichkeit im Rosse-Tummeln ward sie auch wohl Margarete Sprenghengst genannt. Sie bauete — der Volkskunde nach — das Dannewerk, eine mächtige Schutzmauer, um Dänemark vor den Deutschen zu verschließen. — 2) Der Hauptfang der dortigen Fischer besteht in Brassen, deren Oberkiefer perlenähnliche Erhöhungen hat, und deren Schuppen wie Gold glänzen.

Digitized by Google

Haufen, daß die Gret ihn nicht sähe; dann ruderte er hastig zu, denn ihm war bange. Ungern folgte ihm sein Gefährte. Aber wie sie so hinfuhren, fingen die Fische im Boote allmählich an zu blinken wie Gold, denn der Goldfisch machte die übrigen auch golden. Und der Nachen ward schwerer und immer schwerer und versank endlich in die Tiefe, in die er jenen bösen Gesellen mit hinabzog. Mit Not entkam der andere und erzählte die Geschichte den Holmer Fischern.

K. Müllenhoff.

22. Die Füße der Zwerge.

Vor alten Zeiten wohnten die Menschen im Thal und rings um sie in Klüften und Höhlen die Zwerge, freundlich und gut mit den Leuten, denen sie manch' schwere Arbeit nachts verrichteten. Wenn nun das Landvolk des Morgens mit Wagen und Gerät herbeizog und erstaunte, daß schon alles gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden; aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wohl sahen, daß vielmehr kein Hälmlein dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem voraussichtigen Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge, sie entflohen, und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berge einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab sich, daß dreimal hintereinander nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „Das thut niemand anders, als die redlichen Zwerglein, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen daher getrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagewerk. Schon vielmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läßt sie kommen und gehen." Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge ihre Füße so sorgfältig bärgen, und ob diese anders gestaltet wären, als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in die Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute sie rings um den Baum herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsfüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und spottete, daß der Zwerge Geheimnis verraten war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten diese die Häuser und flohen tiefer in den Berg hinab, grollten dem Menschengeschlecht und versagten ihm fortan ihre Hilfe. Jener Hirt aber, der sie verraten hatte, wurde siech und blödsinnig bis an sein Lebensende.

Brüder Grimm.

Digitized by Google

23. Das Totenbeinchen.

's einisch[1] e Künig gstorbe; si Frau und zweu Chind[2] sind no[3] am Läbe blibe, es Meiteli[4] und es Büebli. Do händ[5] se einisch d'Mueter gefrogt, weles von ene[6] daß einisch müeß Künig würde. Do seit se zue-n-ene:[7] „Liebi Chind, goend jetzc zämme[8] i Wald ußе[9] und suechet das Blüemeli, wo-n-ech[10] do zeige, und dos, wo's von ech zerst[11] findt, das mueß einisch Künig würde."

Do sind die zweu zämme gange, und im Wald sind se bim Suechc e chli uß enand cho,[12] und's Meiteli het's Blüemeli zerst gfunde. Do denkt's, es well sim Brüederli no-ne chli[13] warte, und lit näbm[14] Wald i Schatte, nimmt's Blüemeli i d'Hand und schloft i Gotts Name i. Der Wile chunts[15] Büebli au a das Örtli, aber's Blüemeli het er nonig[16] gfunde gha. Wo-n-ers do aber im Händeli vo sim Schwösterli gseh het, so chunt em öbbis Schröckeligs[17] z'Sinn: „I will mis[18] Schwösterli ermorde und em's Blüemeli neh[19] und hei goh mit,[20] und denn wird i Künig." Denkt und tho.[21] Er hets toet und im Wald verscharret und Härd[22] brüber deckt, und kei Mönsch het nüt dervo gewüßt.

No mengem, mengem[23] Johr isch e Hirtebüebli dert[24] uf der Weid gsi[25] mit de Schoeflene und sind am Bode es Totebeindli vo dem Meiteli; do macht er e par Löchli dri wie amene[26] Floetli und bloft[27] dri. Do het das Beindli gar erschröckli trurig afoh[28] singe de ganze Gschicht, wie's Meiteli vom Brüederli umbracht worden isch; me[29] het moege de hälle Thraene briegge[30] wemme das Lied ghaert het. Do goht einisch, wo das Büebli so gefloetet het, e Ritter dert verby; dä het em des Floetli abgchauft und isch dermit im Land umme zoge und het an allen Orte uf dem Beindli gespielt. Einisch het do au die alte Künigi dem Ritter zuegloft[31] und isch ganz trurig worde und hat der Sohn abem[32] Thron gstoße und briegget erer Läbtig.[33]

W. Wackernagel.

24. Selbergethan.

Dôa was emôal ens en Schepper,[1] dee hadde sik by Deetz[2] voerene Wint elecht[3] un junk innen Kôane sitten[4] und wull sik Fische fangene. As hee nu sonne ganze Tyt[5] angelt hadde un nooch[6] hadde, dôa junk

1) es ist einst. — 2) zwei Kinder. — 3) noch. — 4) Mägdlein. — 5) haben. — 6) welches von ihnen. — 7) sagt sie zu ihnen. — 8) geht jetzt zusammen. — 9) hinaus. — 10) welches ich. — 11) von euch zuerst. — 12) ein wenig auseinander geraten. — 13) auf sein Brüderchen noch ein wenig warten. — 14) legt sich neben dem. — 15) der Weile kommt. — 16) noch nicht. — 17) etwas Schreckliches. — 18) mein. — 19) nehmen. — 20) damit heim gehen. — 21) gedacht, gethan. — 22) Erde. — 23) nach manchem Jahr. — 24) dort. — 25) gewesen. — 26) an einem. — 27) bläst. — 28) angefangen. — 29) man. — 30) weinen. — 31) zugehört. — 32) von dem. — 33) ihr Lebtag.

1) Schiffer. — 2) Deetz, Dorf an der Dosse, unweit des Einflusses in die Havel. — 3) (vor) unter den Wind gelegt = vor Anker gelegt. — 4) (ging im Kahne zu sitzen) setzte sich in einen Kahn. — 5) so eine ganze Zeit. — 6) genug.

Digitized by Google

hee webber in syn Schep,[1] kreech syne Pan heer[2] un wull sik de Fische brôdene. Dôa sat[3] hee nu so byt Füer, kümt up eenmôal en Wôaternix ute Hôavele[4] up syn Schep, dee was so groot as en lüt Hôaneken[5] un hadde ne roode Kap uppene Kop[6] un stellt sik by em hen un froacht em, wo hee hitt.[7] „Wo ik heeten do?“[8] secht de Schepper; „ik heet Selberjebôan,[9] wenn det weeten willst!“[10] „Na Selberjebôan“, secht de Wôaternix un kunne knap[11] reeben, wyl hee et janze Muul vull Padden[12] hadde, „Selberjebôan, ik bedrippe[13] di.“ „Jôa dat saste[14] môal boon“, secht de Schepper, „benn neem' ikken Stôak und schlôa dy bôamet oar de Rügge,[15] datte ganz krum und scheef waaren[16] sast.“

Aever de Wôaternix keert sik bôa nich wat an[17] und secht nomôal: „Ik bedrippe di“, un ier[18] sik myn Schepper dat versyene deit,[19] spukt he em alle Padden in de Pan. Dôa kreech de Schepper synen Stôak her un schlooch uppene Wôaternix janz barbôarisch los, datt hee jotsjämmerlicke an to schryene sung[20] un alle de Wôaternix to Hoope[21] keemen und em froggen, wer em denn wat dôan hedde. Dôa schreech de Wôaternix: „Selberjebôan! Selberjebôan!“ Un as dat de ängere Wôaternix huerten,[22] sechten se: „Hest duut selber jebôan, so is dee nicht to helpene“,[23] und jungen webber af,[24] un de Eschlôaene sprunk[25] ook webber in die Hôavele un het kenen Schepper webber bedrippt. A. Kuhn.

25. Otto mit dem Bart.

Kaiser Otto der Große wurde in allen Landen gefürchtet und war strenge und ohne Milde und trug einen schönen roten Bart; was er bei diesem Barte schwur, machte er wahr und unabwendlich. Nun geschah es, daß er zu Babenberg (Bamberg) eine prächtige Hofhaltung hielt, zu welcher geistliche und weltliche Fürsten des Reiches in großer Zahl kommen mußten. Ostermorgens zog der Kaiser mit allen diesen Fürsten in das Münster, um die feierliche Messe zu hören, unterdessen in der Burg zu dem Gastmahl die Tische bereitet wurden; man legte Brot und setzte schöne Trinkgefäße ringsum. An des Kaisers Hof diente aber dazumal auch ein edler und vornehmer Knabe; sein Vater war Herzog in Schwaben und hatte nur diesen einzigen Erben.

Dieser schöne Jüngling kam ungefähr vor die Tische gegangen, griff nach einem linden Brot mit seinen zarten, weißen Händen, nahm es auf und wollte essen, wie alle Kinder gerne in hübsche Sachen beißen, wonach ihnen der Wille steht. Wie er nun einen Teil des weißen Brotes abbrach,

1) Schiff. — 2) kriegte seine Pfanne her. — 3) saß. — 4) kommt auf einmal ein Wassernix aus der Havel. — 5) klein Hähnchen. — 6) rote Kappe auf dem Kopf. — 7) fragt ihn, wie er heiße. — 8) wie ich heiße, (heißen thue)? — 9) Selbergethan. — 10) wissen willst. — 11) kaum (knapp). — 12) junge Frösche (Quappen). — 13) bespritze. — 14) sollst du. — 15) haue dich über den Rücken. — 16) werden. — 17) kehrte sich da nicht (so viel) dran. — 18) ehe. — 19) versehen kann (thut). — 20) gottesjämmerlich zu schreien anfing. — 21) zu Hauf. — 22) die andern Wassernixe hörten. — 23) helfen. — 24) gingen wieder weg (ab). — 25) der Geschlagene sprang.

Digitized by Google

ging da mit seinem Stabe des Kaisers Truchseß, welcher die Aufsicht über die Tafel haben sollte; der schlug zornig den Knaben aufs Haupt, so hart und ungefüge, daß ihm Haar und Haupt blutig ward. Das Kind fiel nieder und weinte heiße Thränen, daß der Truchseß gewagt hatte, es zu schlagen. Das ersah ein auserwählter Held, genannt Heinrich von Kempten, der war mit dem Kinde aus Schwaben gekommen und dessen Zuchtmeister; heftig verdroß es ihn, daß man das zarte Kind so unbarmherzig geschlagen hatte, und er fuhr den Truchseß seiner Unart wegen mit harten Worten an. Der Truchseß sagte, daß er kraft seines Amtes allen ungefügen Schälken am Hofe mit seinem Stabe wehren dürfe. Da nahm Herr Heinrich einen großen Knüttel und spaltete des Truchsessen Schädel, daß er wie ein Ei zerbrach und der Mann tot zu Boden sank.

Unterdessen hatten die Herren Gotte gedient und gesungen und kehrten zurück; da sah der Kaiser den blutigen Estrich, fragte und vernahm, was sich zugetragen hatte. Heinrich von Kempten wurde auf der Stelle vorgefordert, und Otto, von tobendem Zorn entbrannt, rief: „Daß mein Truchseß hier erschlagen liegt, schwöre ich an Euch zu rächen; sam mir mein Bart!“ Als Heinrich von Kempten diesen teuern Eid vernahm und sah, daß es sein Leben galt, faßte er sich, sprang schnell auf den Kaiser los und ergriff ihn bei dem langen roten Barte. Damit schwang er ihn plötzlich auf die Tafel, daß die kaiserliche Krone von Ottos Haupte in den Saal fiel, und zückte — als die Fürsten, den Kaiser von diesem wütenden Menschen zu befreien, herzusprangen — sein Messer, indem er laut ausrief: „Keiner rühre mich an, oder der Kaiser liegt tot hier!“ Alle traten zurück, Otto winkte mit großer Not es ihnen zu; der unverzagte Heinrich aber sprach: „Kaiser, wollt Ihr das Leben haben, so thut mir Sicherheit, daß ich genese.“ Der Kaiser, der das Messer an seiner Kehle stehen sah, hob alsdann die Finger in die Höhe und gelobte dem edlen Ritter bei kaiserlichen Ehren, daß ihm das Leben geschenkt sein solle.

Heinrich, sobald er diese Gewißheit hatte, ließ den roten Bart aus seiner Hand und den Kaiser aufstehen. Dieser setzte sich aber ungezögert auf den königlichen Stuhl, strich sich den Bart und redete in diesen Worten: „Ritter, Leib und Leben habe ich Euch zugesagt; damit fahrt Eurer Wege, hütet Euch aber vor meinen Augen, daß sie Euch nimmer wieder sehen, und räumet mir Hof und Land! Ihr seid mir zu schwer zum Hofgesind, und mein Bart müsse immerdar Euer Schermesser meiden!“ Da nahm Heinrich von allen Rittern und Bekannten den Urlaub und zog gen Schwaben auf sein Land und Feld, das er vom Stifte zu Lehen trug, lebte einsam und in Ehren.

Danach über zehn Jahre begab es sich, daß Kaiser Otto einen schweren Krieg führte, jenseit des Gebirges, und vor einer festen Stadt lag. Da wurde er nothaft an Leuten und Mannen und sandte heraus nach deutschen Landen: „Wer ein Lehn von dem Reiche trage, solle ihm schnell zu Hilfe eilen; bei Verlust des Lebens und seines Dienstes.“ Nun kam auch ein Bote zu dem Abt von Kempten, ihn zu der Fahrt zu mahnen. Der Abt beschickte wiederum seine Dienstleute und forderte Herrn Heinrich,

Digitized by Google

dessen er vor allem bedürftig war. „Ach, edler Herr, was wollt Ihr thun?“ antwortete der Ritter; „Ihr wißt doch, daß ich des Kaisers Huld verwirkt habe; lieber geb' ich Euch meine zwei Söhne hin und lasse sie mit Euch ziehen.“ „Ihr aber seid mir nötiger als sie beide zusammen“, sprach der Abt, „ich darf Euch nicht von diesem Zuge entbinden, oder ich leihe Euer Land andern, die es besser zu verdienen wissen.“ „Traun“, antwortete der edle Ritter, „ist dem so, daß Land und Ehre auf dem Spiel stehen, so will ich Euer Gebot leisten; es komme, was da wolle, und des Kaisers Drohung möge über mich ergehen.“

Hierauf rüstete sich Heinrich zu dem Heerzuge und kam bald nach Welschland zu der Stadt, wo die Deutschen lagen; jedoch verbarg er sich vor des Kaisers Antlitz und floh ihn. Sein Zelt ließ er ein wenig seitwärts vom Heere schlagen. Eines Tages lag er da und badete in einem Zuber und konnte aus dem Bade in die Gegend schauen. Da sah er einen Haufen Bürger aus der belagerten Stadt kommen und den Kaiser dagegen reiten zu einem Gespräch, das zwischen beiden Teilen verabredet worden war. Die treulosen Bürger hatten aber diese List ersonnen; denn als der Kaiser ohne Waffen und arglos zu ihnen ritt, hielten sie gerüstete Mannschaft im Hinterhalt und überfielen den Herrn mit frechen Händen, daß sie ihn fingen und schlugen. Als Herr Heinrich diesen Treubruch und Überfall sah, ließ er Baden und Waschen, sprang aus dem Zuber, nahm den Schild mit der einen und sein Schwert mit der andern Hand und lief bloß und nackend nach dem Gemenge zu. Kühn schlug er unter die Feinde, tötete und verwundete eine große Menge und machte sie alle flüchtig. Darauf löste er dem Kaiser die Bande und lief schnell zurück, legte sich in den Zuber und badete nach wie vor. Otto, als er wieder zu seinem Heere gelangte, wollte sich erkundigen, wer sein unbekannter Retter gewesen wäre; zornig saß er im Zelt auf seinem Stuhl und sprach: „Ich war verraten, wo mir nicht zwei ritterliche Hände geholfen hätten; wer aber den nackten Mann erkannt, führe ihn vor mich her, daß er reichlichen Lohn und meine Huld empfange; kein kühnerer Held lebt hier noch anderswo.“

Nun wußten wohl einige, daß es Heinrich von Kempten gewesen war; doch fürchteten sie den Namen dessen auszusprechen, dem der Kaiser den Tod geschworen hatte. „Mit dem Ritter“, antworteten sie, „steht es so, daß schwere Ungnade auf ihm lastet; möchte er deine Huld wieder gewinnen, so ließen wir ihn vor dir sehen.“ Da nun der Kaiser sprach, und wenn er ihm gleich seinen Vater erschlagen hätte, solle ihm vergeben sein! nannten sie ihm Heinrich von Kempten. Otto befahl, daß er alsobald herbeigebracht würde; er wollte ihn aber erschrecken und übel empfahen. Als Heinrich von Kempten herbeigeführt war, gebärdete der Kaiser sich zornig und sprach: „Wie getraut Ihr Euch, mir unter die Augen zu treten? Ihr wißt doch wohl, warum ich Euer Feind bin, der Ihr meinen Bart gerauft und ohne Schermesser geschoren habt, daß er noch ohne Locke steht. Welch kecker Übermut hat Euch jetzt daher geführt?“ „Gnade, Herr!“ sprach der kühne Degen, „ich kam gezwungen daher, und mein Fürst, der hier steht, gebot es bei seinen Hulden. Gott sei mein Zeuge, wie ungern ich diese Fahrt ge-

Digitized by Google

than; aber meinen Diensteid mußte ich lösen. Wer mir das übel nimmt, dem lohne ich so, daß er sein letztes Wort gesprochen hat." Da begann Otto zu lachen: „Seid mir tausendmal willkommen, Ihr auserwählter Held! mein Leben habt Ihr gerettet; das mußt' ich ohne Eure Hilfe verloren haben, seliger Mann." So sprang er auf, küßte ihm Augen und Wangen. Ihre Feindschaft war dahin und eine lautere Sühne gemacht; der hochgeborne Kaiser lieh und gab ihm großen Reichtum und brachte ihn zu Ehren, deren man noch gedenkt. Brüder Grimm.

26. Karls Heimkehr aus Ungerland.

König Karl, als er nach Ungarn fahren wollte, die Heiden zu bekehren, gelobte seiner Frauen, in zehn Jahren heimzukehren; wäre er nach Verlauf derselben ausgeblieben, so sollte sie seinen Tod für gewiß halten. Würde er ihr aber durch einen Boten sein golden Fingerlein[1] zusenden, dann möge sie auf alles vertrauen, was er ihr durch denselben entbieten lasse. Nun geschah es, daß der König schon über neun Jahre ausgewesen war, da erhob sich zu Aachen an dem Rhein Raub und Brand über alle Länder. Da gingen die Herren zu der Königin und baten, daß sie sich einen andern Gemahl auswähle, der das Reich behüten könnte. Die Frau antwortete: „Wie möcht' ich so wider König Karl sündigen und meine Treue brechen! So hat er mir auch das Wahrzeichen nicht gesandt, das er mir kund thät, als er von hinnen schied." Die Herren aber redeten ihr so lange zu, weil das Land in dem Kriege zu Grunde gehen müsse, daß sie ihrem Willen endlich zu folgen versprach. Darauf wurde eine große Hochzeit angestellt, und sie sollte über den dritten Tag mit einem reichen König vermählt werden.

Gott der Herr aber, welcher dies hindern wollte, sandte einen Engel als Boten nach Ungerland, wo der König lag und schon manchen Tag gelegen hatte. Als König Karl die Kundschaft vernommen, sprach er: „Wie soll ich in drei Tagen heimkehren, einen Weg, der hundert Raste lang ist und funfzehn Raste dazu, bis ich in mein Land komme?" Der Engel versetzte: „Weißt du nicht, Gott kann thun, was er will, denn er hat alle Gewalt! Geh zu deinem Schreiber, der hat ein gutes starkes Pferd, das du ihm abgewinnen mußt; das soll dich in einem Tage tragen über Moos und Heide, bis in die Stadt zu Raab; das sei deine erste Tagweide. Den andern Morgen sollst du früh ausreiten, die Donau hinauf bis gen Passau; das sei deine andere Tagweide. Zu Passau sollst du dein Pferd lassen; der Wirt, bei dem du einkehrest, hat ein schön Füllen, das kauf' ihm ab, es wird dich den dritten Tag bis in dein Land tragen."

Der König that, wie ihm geboten war, handelte dem Schreiber das Pferd ab und ritt in einem Tag aus der Bulgarei bis nach Raab, ruhte über Nacht und kam den zweiten Tag bei Sonnenschein nach Passau, wo ihm der Wirt gutes Gemach schuf. Abends, als die Viehherde einging, sah er

1) Fingerring.

Digitized by Google

das Füllen, griff's bei der Mähne und sprach: „Herr Wirt, gebt mir das Roß, ich will es morgen über Feld reiten." „Nein", sagte dieser; „das Füllen ist noch zu jung, Ihr seid ihm zu schwer, als daß es Euch tragen könnte." Der König bat ihn von neuem; der Wirt sagte: „Ja, wenn es gezäumet oder geritten wäre!" Der König bat ihn zum drittenmal, und da der Wirt sah, daß es Karln so lieb wäre, so wollte er das Roß ablassen; und der König verkaufte ihm dagegen sein Pferd, das er die zwei Tage geritten hatte, und von dem es ein Wunder war, daß es ihm nicht erlag.

Also machte sich der König des dritten Tages auf und ritt schnell und unaufhaltsam bis gen Aachen vor das Burgthor, da kehrte er bei einem Wirt ein. Überall in der ganzen Stadt hörte er großen Schall von Singen und Tanzen. Da fragte er, was das wäre? Der Wirt sprach: „Eine große Hochzeit soll heute ergehen, denn meine Frau[1] wird einem reichen König vermählt; da wird große Kost gemacht und Jungen und Alten, Armen und Reichen Brot und Wein gereicht und ungemessen Futter vor die Rosse getragen." Der König sprach: „Hier will ich mein Gemach haben und mich wenig um die Speise bekümmern, die sie in der Stadt austeilen; kauft mir für neun Guldenpfennige, was ich bedarf, schafft mir viel und genug." Als der Wirt das Gold sah, sagte er bei sich selbst: „Das ist ein rechter Edelmann, desgleichen meine Augen nie erblickten!" Nachdem die Speise köstlich und reichlich zugerichtet und Karl zu Tische gesessen war, forderte er einen Wächter vom Wirt, der sein des Nachts über pflege, und legte sich zu Bette. In dem Bette aber liegend rief er den Wächter und mahnte ihn teuer: „Wenn man den Singos[2] im Dom läuten wird, sollst du mich wecken, daß ich das Läuten höre; dies güldne Fingerlein will ich dir zu Miete[3] geben." Als nun der Wächter die Glocke vernahm, trat er ans Bett vor den schlafenden König: „Wohlan, Herr, gebt mir meine Miete; eben läuten sie den Singos im Dom." Schnell stand er auf, legte ein reiches Gewand an und bat den Wirt, ihn zu geleiten. Dann nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm vor das Burgthor, aber es lagen starke Riegel davor. „Herr", sprach der Wirt: „Ihr müßt unten durchschlüpfen, aber dann wird Euer Gewand kotig werden." „Daraus mach' ich mir wenig, und würde es ganz zerreißen." Nun schlüpften sie unter dem Thor hinein; der König, voll weisen Sinnes, hieß den Wirt um den Dom gehen, während er selber in den Dom ging. Nun war das Recht in Franken, wer auf dem Stuhl im Dom saß, der mußte König sein; das deuchte ihn gut, er setzte sich auf den Stuhl, zog sein Schwert und legte es bar über seine Kniee.

Da trat der Meßner in den Dom und wollte Bücher vortragen; als er aber den König sitzen sah mit barem Schwert und stillschweigend, begann er zu zagen und verkündete eilends dem Priester: „Da ich zum Altar

1) Meine Frau, alter Ausdruck für „meine Herrin, meine Königin" (vergl. das französische Monsieur und Madame). — 2) Singos, altdeutsches Wort für „Glocke". — 3) d. i. zu Lohn.

Digitized by Google

ging, sah ich einen greisen Mann mit bloßem Schwert über die Kniee auf dem gesegneten Stuhl sitzen." Die Domherren wollten dem Meßner nicht glauben; einer von ihnen griff ein Licht und ging unverzagt zu dem Stuhle. Als er die Wahrheit sah, wie der greise Mann auf dem Stuhle saß, warf er das Licht aus der Hand und floh erschrocken zum Bischof. Der Bischof ließ sich zwei Kerzen von Knechten tragen, die mußten ihn zu dem Dom leuchten; da sah er den Mann auf dem Stuhle sitzen und sprach furchtsam: „Ihr sollt mir sagen, was Mannes Ihr seid, geheuer oder ungeheuer, und wer Euch ein Leids gethan, daß Ihr an dieser Stätte sitzet." Da hob der König an: „Ich war Euch wohl bekannt, als ich König Karl hieß, an Gewalt kam keiner über mich!" Mit diesen Worten trat er dem Bischof näher, daß er ihn recht ansehen könnte. Da rief der Bischof: „Willkommen, liebster Herr! Eurer Heimkehr will ich froh sein", umfing ihn mit seinen Armen und leitete ihn in sein reiches Haus. Da wurden alle Glocken geläutet, und die Hochzeitsgäste frugen, was der Schall bedeute? Als sie aber hörten, daß König Karl zurückgekehrt wäre, stoben sie auseinander, und jeder suchte sein Heil in der Flucht. Doch der Bischof bat, daß ihnen der König Friede gäbe und der Königin wieder hold würde, es sei ohne ihre Schuld geschehen. Da gewährte Karl die Bitte und gab der Königin seine Huld.

Brüder Grimm.

27. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer ein großes Fest zu feiern; sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die anderen fuhren im Schlitten, und in den Zelten erscholl die Musik, und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond stieg auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten in der Stadt zurückgeblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines weißes Wölkchen, das eben über dem fernen Horizont aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst, sie war mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich recht auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: „In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren!" Da rief und jammerte sie so laut, als sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer, noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all ihr bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand,

Digitized by Google

schleubert ihn ins Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab' und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

K. Müllenhoff.

28. Brot und Salz segnet Gott.

Es ist gemeiner Brauch unter uns Deutschen, daß der, welcher eine Gasterei hält, nach der Mahlzeit sagt: „Es ist nicht viel zum besten gewesen, nehmt so fürlieb." Nun trug es sich zu, daß ein Fürst auf der Jagd war, einem Wild nacheilte und von seinen Dienern abkam, also daß er einen Tag und eine Nacht im Walde herumirrte. Endlich gelangte er zu einer Köhlerhütte, und der Eigentümer stand in der Thüre. Da sprach der Fürst, weil ihn hungerte: „Glück zu, Mann! was hast du zum besten?" Der Köhler antwortete: „Ick hebbe Gott und allewege woll."[1] „So gieb her, was du hast", sprach der Fürst. Da ging der Köhler und brachte in der einen Hand ein Stück Brot, in der andern einen Teller mit Salz; das nahm der Fürst und aß, denn er war hungrig. Er wollte gern dankbar sein, aber er hatte kein Geld bei sich; darum löste er den einen Steigbügel ab, der von Silber war, gab ihn dem Köhler; dann bat er ihn, er möchte ihn wieder auf den rechten Weg bringen, was auch geschah.

Als der Fürst heimgekommen war, sandte er Diener aus, die mußten diesen Köhler holen. Der Köhler kam und brachte den geschenkten Steigbügel mit; der Fürst hieß ihn willkommen und zu Tische sitzen, auch getrost sein: es sollt' ihm kein Leid widerfahren. Unter dem Essen fragte der Fürst: „Mann, es ist dieser Tage ein Herr bei dir gewesen; sieh herum, ist derselbe hier mit über der Tafel?" Der Köhler antwortete: „Mi ducht, Ji sünd et woll sülwest",[2] zog damit den Steigbügel hervor und sprach weiter: „Will Ji dütt Dink wedder hebben?"[3] — „Nein", antwortete der Fürst, „das soll dir geschenkt sein, laß dir's nur schmecken, und sei lustig." Wie die Mahlzeit geschehen und man aufgestanden war, ging der Fürst zu dem Köhler, schlug ihn auf die Schulter und sprach: „Nun, Mann nimm so fürlieb, es ist nicht viel zum besten gewesen." Da zitterte der Köhler; der Fürst fragte ihn, warum? Er antwortete: er dürfe es nicht sagen. Als aber der Fürst darauf bestand, sprach er: „Oche Herre! Ji säden, et wäre nig väel tom besten west, do stund de Düfel achter Ju!"[4] — „Ist das wahr", sagte der Fürst, „so will ich dir

1) Ich habe Gott und allewege genug. — 2) Mich dünkt (deucht), Ihr selber seid's. — 3) Wollt Ihr dies Ding wieder haben? — 4) Ach Herr, als Ihr sagtet, es wäre nicht viel zum besten gewesen, da stand der Teufel hinter Euch.

Digitized by Google

auch sagen, was ich gesehen. Als ich vor deine Hütte kam und dich fragte, was du zum besten hättest, und du antwortetest: „Gott und allgenug!“ da sah ich einen Engel Gottes hinter dir stehen. Darum aß ich von dem Brot und Salz und war zufrieden, will auch nun künftig nicht mehr sagen, „daß nicht viel zum besten gewesen.“ Brüder Grimm.

29. Halt den Mittelweg!

Ihr habt wohl zuweilen von dem Wode gehört, dem wilden Jäger, der des Nachts durch Wald und Feld streunt[1] und ruft: „Hallo! Hoho! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!“ Dieser war vormals vor langen Zeiten ein großer Fürst im Sachsenlande, der viele Burgen und Schlösser und Forsten hatte. Er liebte vor allen Dingen in der Welt am meisten die Jagd und lebte mehr in den wilden Wäldern, als in seinen Schlössern und war überhaupt eines jähen und wütigen Gemütes und ein rechter Zwingherr. Dieser Fürst hat, als er noch lebte, das begangen, was einem keiner glauben will, und was jeder für eine Fabel erklärt aus der allerältesten und aus der allergrausendsten Heidenzeit.

Ein Hirtenknabe hatte in seinem Walde einen jungen Baum abgeschält und sich aus der abgeschälten Rinde eine Schalmei gemacht. Diesem armen unschuldigen Knaben hat der Unhold den Leib aufgeschnitten und das Ende des Gedärmes um einen Baum gebunden, und nun hat er den Knaben so lange um den Baum treiben lassen, bis das Gedärm aus dem Leibe gewunden und der Knabe tot hingefallen war, und dazu hat er gerufen: „Das ist die Schalmei, worauf du blasen sollst; das hast du für dein Pfeifen!“ Einen Bauer, der auf einen Hirsch schoß, welcher ihm sein Korn abweidete, hat er ohne Barmherzigkeit lebendig auf den Hirsch festschmieden und das wilde Tier so mit ihm in den Wald lassen laufen. Da ist das geängstete Tier mit dem armen Manne so lange gelaufen, und hat ihm Leib und Haupt und Schenkel an den Bäumen und Sträuchern so lange jämmerlich zerquetscht und zerrissen, bis zuerst der Bauer tot war, dann auch der Hirsch hinstürzte.

Für solche greuliche Thaten hat der ungeheure Mann endlich auch seinen verdienten Lohn bekommen. Er hat sich auf der Jagd mit seinem Pferde den Hals gebrochen, welches durchgegangen und so gewaltig gegen eine Buche gerannt ist, daß es den Augenblick tot hinfiel, dem Reiter aber an dem Baum das Gehirn in tausend Stücke zerstob. Und das ist nun seine Strafe nach dem Tode, daß er noch im Grabe keine Ruhe hat, sondern die ganze Nacht umherschweifen und wie ein wildes Ungeheuer jagen muß. Dies geschieht jede Nacht, Winter und Sommer von Mitternacht bis eine Stunde vor Sonnenaufgang, und dann hören die Leute ihn oft: „Wod! Wod! Hoho! Hallo! Hallo!“ schreien; sein gewöhnlicher Ruf ist aber: „Wod“ Wod!“ und davon wird er selber an manchen Orten der Wode genannt.

Der Wode sieht fürchterlich aus, und fürchterlich ist auch sein Aufzug und sein Gefolge. Sein Pferd ist ein schneeweißer Schimmel oder

1) streift, stürmt.

Digitized by Google

ein feuerflammiges Roß, aus dessen brausenden Nüstern Funken sprühen. Darauf sitzt er, ein langer hagerer Mann in eiserner Rüstung, Zorn und Grimm funkeln seine Augen, und Feuer fliegt aus seinem Angesicht; sein Leib ist vorn vorgebeugt, weil es immer im hallenden, sausenden Galopp geht; seine Rechte schwingt eine lange Peitsche, mit welcher er knallt und sein Wild aufjagt oder auf das verfolgte hauet. Wütende Hunde ohne Zahl umschwärmen ihn und machen ein fürchterliches Getöse und Geheul; er aber ruft von Zeit zu Zeit drein: „Wod! Wod! Hallo! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!" Seine Fahrt geht meistens durch wilde Wälder und öde Heiden, in der Mitte der ordentlichen Straßen und Wege darf er nicht reiten. Trifft er zufällig auf einen Kreuzweg, so stürzt er mit Pferd und Mann und Maus fürchterlich über Kopf und rafft sich weit jenseits erst wieder auf; doch auch die, welche er jagt, dürfen diesem Kreuzwege nicht zu nah kommen.

Und was für Wildbret jagt er? Unter den Tieren alles diebische und räuberische Gesindel, welches zur Nachtzeit auf Mord und Beute schleicht: Wölfe, Füchse, Luchse, Katzen, Marder, Iltisse, Ratten, Mäuse, und von Menschen: Mörder, Diebe, Räuber, Hexen und Hexenmeister und alles, was von dunklen und nächtlichen Künsten lebt. So muß dieser Bösewicht, der im Leben soviel Unglück anrichtete, es gewissermaßen im Tode wieder gut machen. Er hält, was die Leute sagen, die Straßen rein; denn wehe dem, welchen er bei nächtlicher Weise auf verbotenen Schleichwegen oder im Felde und Walde antrifft, und der nicht ein gutes Gewissen hat! Wie mancher muß wohl zittern, wenn er sein „Hoho! Hallo! Halt den Mittelweg! Halt den Mittelweg!" hört! Denn gewöhnlich jagt er, was er vor seine Peitsche kriegt, so lange, bis es die Zunge aus dem Halse streckt und tot hinfällt. M. Arndt.

30. Kurzweiliger Zweikampf zweier Hasenherzen.

Zu König Gilbald und seiner Gemahlin kam die freudige Botschaft, daß ihre geliebte Tochter Florigunde von dem Drachenstein erlöst und auf der Heimreise mit dem kühnen Ritter Siegfried nicht mehr weit entfernt sei. Der König ließ deswegen seine ganze Ritterschaft aufbieten, damit sie seiner Tochter und dem Helden alle gebührende Ehre anthäten, ihnen entgegen zögen und sie mit großem Gepränge einholten. Zugleich lud er sie alle auf die bevorstehende Hochzeit ein; denn er wußte wohl, daß er seine Tochter dem Ritter Siegfried, welcher sie mit Gefahr seines Heldenlebens so teuer erworben hatte, nicht abschlagen durfte. Nachdem sie nun mit Freuden eingeholt und mit Jubel empfangen worden, da wurde mit der Vermählung nicht lange gezögert. Sieghard, Siegfrieds alter Vater, kam geladen zu seines lieben Sohnes Hochzeit. Kaiser, Könige und fünfzehn Fürsten, dann Ritterschaft und Adel ohne Zahl, fanden sich zusammen. Alle wurden wohl empfangen und herrlich gehalten und bewirtet, wie dies an Königshöfen Sitte ist. Siegfried und die schöne Florigunde wurden in das Münster geführt und mit großem Gepränge, in Gegenwart aller Fürsten und Großen getraut.

Digitized by Google

Unter der mannigfaltigen Kurzweil, die auf dieser Hochzeit getrieben wurde, kam auch ein gar feines Stückchen vor, welches wohl wert ist erwähnt zu werden. Es wohnte nämlich zunächst an des Königs Palast ein Bauer, mit Namen Jorcus; dieser hatte einst dem Könige Gilbald, als er auf einer Jagd irre gegangen war, den rechten Weg gezeigt und war von dem Könige dafür zum Verwalter über seine Viehherden gesetzt worden. Dieser Jorcus war so verzagt und so blöder Natur, daß er wohl vor einem bloßen Degen, wenn es möglich gewesen, in die Erde gekrochen wäre. Nun lebte an des Königs Hofe ein Edelmann, ein verschlagener, listiger Schalk, der manchen Scherz zu veranstalten wußte; dieser redete mit dem Bauer und machte ihn glauben, daß jetzt eine so gute Gelegenheit vorhanden sei, sich bei dem Könige beliebt zu machen, als er sein Lebtag eine wünschen möchte. „Es ist", sagte er zu ihm, „unter den fremden Fürsten einer, der hat einen Soldknecht, namens Zivilles, bei sich; dieser ist so verzagt, daß man ihn mit einem Erbsenrohre verjagen könnte. Den sollst du zum Kampf um Leib und Leben herausfordern! Wenn er dieses hört, glaube mir, so wird er vor Schrecken nicht erscheinen, alsdann hast du schon Ehre genug! Oder wenn er ja käme, so wird er doch, sobald er dich gewappnet sieht, vor Furcht die Flucht ergreifen; und dann kommst du zu hohen Ehren bei dem König." Der Bauer ließ sich bethören und sagte dem Edelmann zu, daß er den Soldknecht fordern lassen wollte. Als der Edelmann sah, daß Jorcus in die Falle gegangen sei, meldete er dem Könige alles und bat Seine Majestät, doch ja diese Kurzweil zu gestatten; er selbst wollte schon dafür sorgen, daß keiner der beiden Kämpen Schaden nehme. Der König aber dachte, weil seine Tochter doch so viele Jahre lang Ungemach geduldet, so wolle er ihr, ihrem Gemahl und allen Anwesenden eine solche Ergötzlichkeit immerhin gönnen. So erlaubte er es denn dem Edelmann. Dieser ging hin zu dem Könige Sieghard und erbat sich von ihm seinen Söldner Zivilles, indem er ihm vortrug, welchen Scherz er mit demselben vorhätte. Der König Sieghard willigte gern in die Bitte, und der Edelmann suchte den fremden Kriegsmann auf und sagte ihm nach langen Umschweifen, daß er zu keinem andern Ende gekommen sei, als ihm anzukündigen, daß Jorcus, der Verwalter des Königs Gilbald, ihn auf den morgenden Tag auf Leib und Leben zum Kampf herausfordere. Zivilles erschrak über alle Maßen, fing an zu zittern und gab mit stammelnder Zunge die Antwort: „Ich habe mit diesem Jorcus nichts zu thun; wie kommt er denn dazu, daß er mich fordern läßt?" „Dem sei wie ihm wolle", erwiderte der Edelmann, „er hält Euch einmal für keinen redlichen Kerl, deswegen verlangt er von Euch, Ihr sollet, mit guter Rüstung versehen, morgen zu der und der Stunde auf dem Kampfplatz erscheinen; dort will er Euer warten." Damit ging der Edelmann seiner Wege. Der König Sieghard und seine Leute, welche den Schrecken des Söldlings sahen, redeten ihm Mut ein und munterten ihn zum Kampf auf. Da rief Zivilles den Edelmann wieder zurück und sagte zu ihm: „Mein Freund, ich will mich bis morgen bedenken!" Mit dieser Antwort ging der Edelmann zu dem Bauer, der

Digitized by Google

sehr erfreut darüber war; denn er schloß daraus, daß der Kriegsknecht nimmermehr kommen würde, weil ihm der Edelmann noch dazu erzählt hatte, wie erschrocken Zivilles über seine Forderung gewesen sei.

Am andern Morgen aber redeten des Königs Leute ernsthaft mit Zivilles und sagten: „Es wäre ihm eine ewige Schande, wenn er den Kampf ausschlüge; denn sie hätten wohl gehört, daß Jorcus ein verzagter Bursche wäre; sobald dieser einen bloßen Degen sähe, so würde er die Flucht ergreifen.“ Dadurch ließ sich Zivilles überreden, schickte frühmorgens zu dem Bauer und ließ ihm sagen, „daß er um ein Uhr des Nachmittags auf dem Kampfplatze in guter Rüstung zu Pferde erscheinen werde; da wolle er ihn lehren, was es heiße einen redlichen Reitersmann ohne vorangegangene Beleidigung zum Kampfe herauszufordern! Und wiewohl es mir als einem erfahrenen Kriegsmann nicht wohl ansteht mich mit einem groben Bauerlümmel zu balgen, so will ich dich dennoch lehren, daß du ein andermal dich nicht unterstehen sollst!“

So wurden denn beide mit Rüstung wohl versehen und kamen zur bestimmten Zeit auf den Kampfplatz. Da hätten alle, die dieses lesen, selbst sollen zugegen sein und die Kurzweil mit ansehen! Denn sobald Jorcus, der Bauer, auf den Kampfplatz kam, sah er sich nach allen Seiten um, wo er am füglichsten Reißaus nehmen könnte, und verwünschte den Ort, weil er ihn so wohl verwahrt sah. Er war nämlich an drei Seiten mit hohen Brettern umgeben, an der vierten Seite floß ein Wasser und die Pforten wurden alle versperrt, so daß ein jeder ausharren mußte. Als nun Zivilles, der Kriegsknecht, des Jorcus ansichtig wurde und sah, daß er ein so mutiges Pferd hatte, da fehlte wenig, daß er davon geritten wäre, wenn er nur gekonnt hätte. Und schon war er willens, sich dem Feinde zu ergeben. Aber mit demselben Entschlusse ging auch Jorcus um. Indem teilten die Ritter den Kampfplatz und die Trompeten bliesen. Als nun des Jorcus Pferd die Trompeten schmettern hörte, ließ es sich nicht länger halten, denn es war Siegfrieds Roß und des Turnierens wohl gewohnt; sondern es begann den Lauf und schoß dahin wie ein Pfeil. Gerne hätte es Jorcus aufgehalten, aber es war vergebens, denn es durchlief die wohlbekannte Bahn in vollem Laufe bis zu Ende. Seine Eile zwang den Reiter die Lanze fallen zu lassen und sich mit beiden Händen an der Mähne des Pferdes zu halten, daß er nicht herunterfiel. Dagegen mußte des Zivilles Pferd mit Spießruten ermuntert werden, bis es in Gang kam. Der Kriegsknecht aber legte seine Lanze alsbald ein, noch ehe es Zeit war; diese trieb der Wind immer auf eine Seite, so daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, den Jorcus damit berührte. Und weil dieser ohnehin nur kümmerlich im Sattel hing, so fiel er herunter auf die Erde. Zivilles, der dies nicht inne ward, ließ sein Pferd bis ans Ende der Rennbahn auslaufen. Erst als sein Roß umwendete, sah er den Jorcus dort auf dem Boden liegen; da dachte er: „Nun ist es Zeit, daß du deinem Feinde den Rest giebst und ihm mit dem Pferde den Kopf zerknirschest und ihn mit der Lanze durchstößest!“ Während er sich ihm jedoch allgemach näherte, hatte der Bauer sich wieder auf die Beine gemacht;

Digitized by Google

bis aber Zivilles zu ihm kam, strauchelte sein Pferd, dem er mit der Lanze, welche er alle Zeit sehr niedrig hielt, zwischen die Vorderbeine gekommen war, und fiel unter ihm nieder.

Da dachte Jorcus: „Jetzt ist es Zeit ein Ritter an dem Feinde zu werden!“ und hieb so grimmig von ferne auf ihn ein, als ob er ihn in Stücke hauen wollte. Aber das Pferd zappelte so grausam mit den Füßen, daß er ihm nicht beizukommen vermochte; und wie es sich endlich emporarbeitete und auf seine Füße zu stehen kam, da schnaubte es und schlug so zornig um sich, daß der Bauer besorgte, es möchte ihn treffen und in aller Flucht von dannen floh. Indessen hatte Zivilles Zeit gefunden, sich wieder aufzurichten und auf seine Füße zu stellen; sein Leib war aber so bebend, daß er ernstlich darauf dachte, sich dem Gegner zu ergeben. Er zog daher sein Schwert aus der Scheide, in der Absicht, es an der Spitze zu fassen und so dem Feinde darzureichen. Aber Jorcus ging mit demselben Entschlusse um. Wie Zivilles mit bloßem Schwerte daher kommt, sich zu ergeben, da dachte er: „Das wird übel ablaufen!“ und floh so schnell und weit als sein gutes Pferd ihn trug. Nun Zivilles dies gewahr wird, will er an seiner Viktorie nicht gänzlich verzweifeln, faßt wieder ein Herz und verfolgt den Gegner, so gut als dies ein verzagter Mann auf einem Klepper zu thun vermag. Er erreichte ihn auch und schlug mit vollem Grimm auf ihn ein. Als Jorcus den ersten Streich fühlte, schrie er überlaut und bat ihn einzuhalten, sonst würde er es dem Könige Gilbald und dem Ritter Siegfried klagen. Da aber jener nicht nachließ, so wich er zurück, so weit er nur konnte. So war er bis ans Wasser gekommen, daß er nicht weiter rückwärts konnte, da war seine Furcht gedoppelt. „Weichst du weiter“, dachte er, „so mußt du im Wasser ersaufen; gehst du vorwärts, so mußt du unter deines Feindes Waffen sterben.“ Dem Feinde sich zu ergeben, schämte er sich auch, da er seiner Meinung nach eben noch den Sieg in den Händen gehabt. Diese vielfache Angst brachte ihn endlich zur Verzweiflung, so daß er beschloß, festen Fuß zu fassen, weil es ja nicht anders sein könnte. Darum nahm er sein Schwert in beide Hände, drückte die Augen fest zu und fing an grimmig um sich zu hauen, so daß Zivilles die Flucht mit Schrecken nahm und überlaut schrie: „Laß mich leben, laß mich leben, so will ich mich dir ergeben!“ Er bildete sich nämlich ein, schon viele Wunden empfangen zu haben, obgleich er noch keine einzige bekommen hatte.

Als Jorcus dieses Geschrei hörte, wagte er es die Augen wieder aufzuschließen und sah, wie sein Gegner weit von ihm gewichen war. Da faßte er wieder Mut und verfolgte seinen Feind, so gut er konnte. Da schrie Zivilles noch lauter: „Schenke mir doch das Leben, ich will mein' Lebtag nicht daran denken, mich zu rächen!“ „So wirf deine Wehr von dir!“ rief Jorcus. Der arme Tropf that, wie ihm befohlen war. Obwohl nun Jorcus seinen Feind ganz wehrlos sah und nichts mehr von ihm zu fürchten hatte, traute er dennoch nicht, sondern sagte zu ihm: „Hebe dich weit von mir und lege dich auf die Erde nieder!“ Zivilles gehorchte abermals der Stimme seines Feindes, lief weit zurück, legte sich

Digitized by Google

ganz ausgestreckt auf den Boden und erwartete wie ein Lämmlein sein Ende. Jorcus aber besann sich noch immer, wie er sich ganz vor seinem Feinde sicher stellen könnte, und meinte, daß dies nicht möglich wäre, wenn er ihn am Leben ließe. „Aber wie sollst du ihm beikommen?" sprach er zu sich selber. „Gehst du mit dem Schwerte auf ihn los, so möchte er sich aufrichten und es dir aus der Hand reißen!" So beschloß er ohne das Schwert auf ihn los zu gehen, suchte ein großes Messer, mit dem er die Kühe abzustechen gewohnt war, unter der Rüstung hervor und schickte sich an, ihm damit die Gurgel abzuschneiden.

Als die Ritter dies sein Beginnen inne wurden, traten sie ins Mittel und hießen den Jorcus einhalten und sich mit seinem Siege begnügen. Denn so mit einem überwundenen Feinde zu verfahren, wäre der Waffenordnung schnurstracks zuwider. Jorcus ließ seinen Feind, weil er ihn überwunden hatte, ungern aus den Händen. Doch mußte er ihren vernünftigen Reden nachgeben, zumal sie ihm überhaupt zusagten, daß Zivilles sich nimmermehr gegen ihn auflehnen sollte. So hieß der Bauer den Soldknecht aufstehen und ein andermal besser bedenken, mit wem er es zu thun hätte. Auf solche Weise endete der Kampf dieser beiden Hasen, und jeder war froh, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Kein lustigeres Stück war auf Siegfrieds Hochzeit vorgekommen. G. Schwab.

31. Der eiserne Heinrich.

(† 1381.)

Graf Geerts Sohn Hinrik von Holstein begab sich in den Dienst des Königs von Engelland und verrichtete große Thaten. In einer Schlacht (bei Cressy) nahm er den König von Frankreich, oder wie andere sagen, den König von Böhmen gefangen mit zween seiner Ritter, indem er ihn bei den beiden güldenen Ketten ergriff, die er am Halse trug, und aus dem Haufen an sich zog. Die Engelländer aber töteten aus Abgunst den König, damit Hinrik nicht den Ruhm behielte. Doch ist er wegen dieser herrlichen That der Isern Hinrik genannt worden, und der König von Engelland hielt ihn hoch und machte ihn zu einem Hauptmann in seinem Heere.

Darüber wurden die Englischen noch neidischer. Als Isern Hinrik darum einmal auf Fütterung mit seinen Leuten ausgegangen, fielen sie ihn feindlich an; aber die Schützen der Holsten zogen voran, trafen viele, und manche der Englischen mußten tot auf dem Platze bleiben. Der König selber kannte der Seinen Hinterlist wohl und hörete auf ihre Klagen nicht, sondern hatte den Grafen nur desto lieber.

Es war auf eine Zeit aber der König in fremden Landen; Graf Hinrik aber blieb auf dem Schlosse samt der Königin, der die Verleumder immer in den Ohren lagen und sprachen: „Es hat der König diesen deutschen Sachsen vielen in Engelland von hohem Adel fürgezogen; wer weiß aber oder wer will glauben, ob er auch einer von Adel ist und sich nicht bloß, um sein Glück zu machen, dafür ausgegeben hat? Es ist die Natur des Löwen, daß er einem gebornen Herren kein Leid thut: lasset uns

Digitized by Google

versuchen, ob der Graf Hinrik einer sei." Also gewannen sie die Königin, die dem Grafen auch nicht die Ehre in ihrem Lande gönnte, und da sie wußten, daß er des Morgens vor Tage sich in die frische Luft zu begeben pflegte und im Schloß herumspazierte und dann nachsah, ob alles recht verwahret sei, so ließen sie eines Abends den Löwen los, den der König hinter einem Gitter eingesperrt hielt, und dachten, er solle den Grafen als einen Unedeln zerreißen.

Graf Hinrik stund des Morgens, wie er pflegte, in der Dämmerung auf und schlug einen langen Mantel nackend um, hängte ein Messer an einem Riemen um den Hals und ging also in den Hof hinunter. Wie er herab kam und sich nichts besorgte, sprang der Löwe ihn grimmig an und brüllte. Der Graf aber unerschrocken griff an sein Messer und sprach mit ernstlicher Stimme: „Bis stille, bis stille, du frevellicher Hund!" Und alsobald legte sich der Löwe stumm zu des Grafen Füßen. Darüber verwunderten sich alle die andern, die heimlich zugesehen hatten; der Graf aber nahm ihn und führte ihn wieder in seinen Stall. K. Müllenhoff.

32. Der Grützkopf im friesischen Wappen.

Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen. In einer Schlacht gerieten sie in Unordnung und flohen. Die friesischen Weiber, welche im Lager eben Brei kochten, ergriffen die Grützköpfe, als sie ihre Männer so feig sahen, und gingen damit dem Feinde entgegen. Rechts und links flog nun der Brei den Dänen um die Ohren. Sie verwunderten sich anfangs und lachten; aber als die Friesen die Kühnheit ihrer Frauen sahen, kehrten sie von Scham erfüllt um und begannen die Schlacht von neuem. Da kam die Reihe des Fliehens an die Dänen, und es hieß später, die friesischen Weiber hätten die Dänen mit dem Breitopf in die Flucht geschlagen, die Männer aber ihn aus Dankbarkeit in das friesische Wappen aufgenommen. K. Müllenhoff.

33. Das Licht der treuen Schwester.

An dem Ufer einer Hallig wohnte einsam in einer Hütte eine Jungfrau. Vater und Mutter waren gestorben, und der Bruder war fern auf der See. Mit Sehnsucht im Herzen gedachte sie der Toten und des Abwesenden und harrte seiner Wiederkehr. Als der Bruder Abschied nahm, hatte sie ihm versprochen, allnächtlich ihre Lampe ans Fenster zu setzen, damit das Licht weit hin über die See schimmernd, wenn er heimkehre, ihm sage, daß seine Schwester Elke noch lebe und seiner warte. Was sie versprochen, das hielt sie. An jedem Abend stellte sie die Lampe ans Fenster und schaute Tag und Nacht auf die See hinaus, ob nicht der Bruder käme. Es vergingen Monde, es vergingen Jahre, und noch immer kam der Bruder nicht. Elke ward zur Greisin. Immer saß sie noch am Fenster und schaute hinaus, und an jedem Abend stellte sie die Lampe aus und wartete. Endlich war es bei ihr dunkel und das gewohnte Licht erloschen.

Digitized by Google

Da riefen die Nachbarn einander zu: „Der Bruder ist gekommen!“ und eilten ins Haus der Schwester. Da saß sie da, tot und starr ans Fenster gelehnt, als wenn sie noch hinaus blickte, und neben ihr stand die erloschene Lampe. K. Müllenhoff.

34. Kaiserin Kunigunde.

Kaiserin Kunigunde, eine gottselige Fürstin, bauete dem heiligen Stephan zu Ehren den herrlichen Dom in Bamberg. Täglich ging sie zu den Werkleuten, die den Gottesbau aufführten, besichtigte, was sie geschafft, und ermunterte durch ernsten und heitern Zuspruch ihren Fleiß. Und so oft sie kam, that sich die Pforte der Kirche, auch wenn sie verschlossen war, von selbst vor der Kaiserin auf. Einmal aber war Kunigunde, wie sie den Berg zur Kirche hinaufstieg, ermüdet. Sie zog deshalb aus einem Weinhügel, an dem sie vorbeiging, einen Pfahl, um sich darauf zu stützen. Mit demselben kam sie vor der Pforte an, aber siehe! das Thor öffnete sich nicht. Erst als die bestürzte Kaiserin den Pfahl des Winzers weggeworfen hatte, wiederholte sich das Wunder. Denn der Himmel will, daß auch nicht das geringste unrechte Gut die Hand dessen beschwere, für den seine Zeichen reden sollen.

Jeden Sonnabend zahlte die Kaiserin selbst den Lohn an die Arbeiter. Aber weil sie eine gar zu mildherzige Frau war, zählte sie dem Faulen eben so viel Silberstücke in die Hand, als dem Fleißigen. Das verdroß die Fleißigen, und da die Kaiserin keinen Unterschied machte zwischen getreuen und ungetreuen Knechten, so machte ihn der Himmel. Die Fleißigen kamen heim und ein stiller Segen war auf ihrem Gelde; aber die Faulen, wenn sie in die Gasterei gingen, hatten allemal statt des Geldes Kiesel oder Kohlen in der Hand. K. Immermann.

35. Sankt Christophorus.

Christophorus war ein Heide aus Cananea. Seine Leibeslänge war zwölf Ellen, seine Gestalt keck und fröhlich, und ehe er getauft ward, hieß er Offerus. Da er zu voller Kraft erwachsen war, dachte er bei sich: „Ich will ferne wandern und will forschen nach dem größten Herrn, dem will ich dienen.“ Also machte er sich auf, und man wies ihn zu einem großen Könige, der herrschte über viel Land und Leute. Zu diesem kam er und gelobte ihm treulich zu dienen. Des war der König froh. Als nun Offerus eine Zeit lang bei dem Könige gewesen, sang einstmals ein Spielmann vor diesem und stimmte gar lustige Weisen an, und zuletzt sang er auch dem Teufel ein Spottlied. Wie das der König hörte, segnete und bekreuzte er sich, denn er war ein Christ. Offerus aber wußte nichts von des Zeichens Kraft und Bedeutung, verwunderte sich und sprach: „Herr, was ist's um die zween Striche?“ Da wollte der das heilige Geheimnis des Kreuzes dem Heiden nicht offenbaren. Und Offerus sprach: „Herr, so du mir es verschweigest, mag ich dir länger nicht dienen.“ „So will ich

Digitized by Google

dir die Wahrheit sagen", sprach der König. „Siehe, wenn einer den Teufel vor mir beruft, so segne ich mich mit dem Zeichen, daß er nicht Gewalt über mich gewinne." Da hub Offerus an: „Fürchtest du dich vor ihm, und ist seine Kraft so groß, daß er dir schaden mag? Siehe, ich habe dir so lange treu gedient und habe gemeint, es wäre keiner größer und mächtiger, denn du. Nun, da ich sehe, daß du ihn scheuest, will ich ihn suchen alle Zeit, bis ich ihn finde, und will dem dienen, der gewaltig ist über dich."

So zog Offerus von dannen, den Feind zu suchen; aber niemand konnte ihm den zeigen, wie viel er auch danach fragte. Auf dieser Fahrt kam er eines Tages durch eine große Wildnis und sah einen gewaltigen Heerhaufen daherſprengen. Voran jagte ein schwarzer, trotziger Reiter, der ritt auf Offerus los und rief: „Wen suchest du?" Offerus sprach: „Ich suche den Teufel, denn ich wäre gern sein Knecht." Und jener antwortete: „Der bin ich." Da gelobte ihm Offerus seinen Dienst, und der Feind nahm seinen Knecht mit sich. Nun trafen sie einstmals auf einen Richtweg, an dem ein Kreuz erhöhet war. Der Teufel sprengte zur Seite und rief dem Offerus zu, er wolle des Weges nicht fürder reiten. Darüber verwunderte sich Offerus und sprach: „Herr, sage mir, warum du den krummen Weg reitest?" Da hätt' es ihm der Feind gerne verschwiegen. Aber Offerus drohte, er werde ihm nicht einen Tag mehr dienen. „Schau", sagte der Teufel, „dort stund das Zeichen des Kreuzes, an dem Christus erhängt worden ist, das fürcht' ich sehr und muß es immerdar fliehen." Da hub Offerus an: „Wenn du des Herrn Zeichen fliehen mußt, so ist er auch mächtiger als du. Ich will gehen und ihn suchen."

Und Offerus fragte überall, wo der Herr Jesus Christus wäre, und kam durch den Willen Gottes zu einem guten Einsiedel. Der sagte ihm, welch ein mächtiger König der Herr sei, und wie großen Lohn er seinen Dienern gebe. Offerus sprach, er wolle hinfort Christo dienen mit Fleiß und Treue. Das hörte der Einsiedel gern und sprach: „Der Herr ist sündlichem Leben feind; wer aber tugendlich lebt, dem thut er seine Gnaden. Siehe, Offerus, es fließt hier ein Wasser, darüber ist weder Weg noch Steg. Willst du die Menschen darüber tragen um Gottes willen, so gefällst du deinem Herrn mit solchem Dienst gar wohl; denn nicht umsonst hat er dir Stärke des Armes und Leibeslänge gegeben." „Wohlan! ich will es thun", sagte Offerus und baute sich eine Siedelei bei dem Wasser. Und es kamen viele Menschen, die trug er alle über das Wasser und wartete seines Dienstes Tag und Nacht.

In einer Nacht aber, da Offerus gar zu müde geworden war, legte er sich nieder und schlief alsbald ein. Nicht lange, so ruft ihn die Stimme eines Kindes: „Offere hol' über!" Offerus steht auf, findet niemand, legt sich wieder und schläft abermals ein. Wieder ruft die Stimme: „Offere!" Und wieder läuft er hinaus, findet niemand und legt sich wieder schlafen. Und nochmals rief es: „Offere!" und siehe! als Offerus zum drittenmal gegangen war, da fand er ein Knäblein, hob's auf seinen Arm, nahm seinen Stab in die Hand und ging in das Wasser. Aber es schwoll der

Digitized by Google

Fluß, und das Kind drückte ihn so schwer, als ob es von Blei wäre. Immer schwerer ward das Knäblein und das Wasser immer größer, so daß er meinte, zu ertrinken. Da sprach Offerus: „Ei, Kind, wie bist du doch so schwer! Mir ist, als ob ich alle Welt auf mir trüge.“ „Fürwahr“, hub das Kind an, „du trägst mehr denn alle Welt, du trägst den, der sie geschaffen hat.“ Und das Kind drückte den Offerus unter das Wasser und sprach zu ihm: „Ich taufe dich in meinem Vater und in mir und in dem heiligen Geist. Vorher hießest du Offerus, nun sollst du Christophorus heißen. Und du sollst deinen Stab in die Erde pflanzen; daran wirst du meine Gewalt erkennen, denn der Stab wird morgen blühen und Frucht bringen.“ Damit verschwand der Herr. Christophorus aber ward froh, dankte unserm Herrn die Gnade, die er ihm gethan, und pflanzte den Stab in die dürre Erde. Der ward über Nacht zum Baum, blühete und brachte alsbald Frucht. Da fiel Christophorus nieder und betete an, nahm auf sich das Kreuz des Herrn und folgte ihm nach.

Frei nach der aurea legenda.

36. Die Auffindung der heiligen Lanze zu Antiochien.

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und anderer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg; die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Not in dem Lager der Christen.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft, aber fromm. Er konnte weder lesen, noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benedictus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihn gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf! Herr hilf!“ — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern, der ältere hatte einen langen, braunen Bart und schwarze, durchdringende Augen; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner anderen Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „Ich bin Andreas, der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.“ Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen nur brannten in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell, wie am Mittage. Der Apostel sprach: „Warte ein wenig!“ und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „Siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gieb acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt

Digitized by Google

aber verkünde dem Bischofe von Puy, er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sei mit euch allen." Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischof zu gehen und das Geschehene zu erzählen, sondern zog nach Roja, um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum erstenmale kräht, am ersten Tage der großen Fasten wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz erfüllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?" Petrus antwortete: „Nein, Herr, ich schlafe nicht." — „Hast du gethan, was ich dir befohlen?" fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet", erwiderte der Pilger, „denn ich bin arm und gering; keiner wird meinen Worten glauben." Da sprach der Apostel: „Weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligtumes? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und teilnehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue, was ich dir geheißen!" — Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hilfe christlich gesinnter Bewohner; aber ein neues Heer der Türken belagerte nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Not entstand, als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum drittenmale dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet, was dir vertrauet worden!" Dieser aber sagte: „O Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig solcher Gnade." — „Der", antwortete der Heilige, „ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue, was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche." — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie von himmlischem Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Mut und sprach: „Wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat, zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe?" Der Apostel antwortete: „Du magst ihm nahen und seine Füße küssen." Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „Mein Herr und mein Gott!" — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt, siegten die Christen über alle Feinde. F. v. Raumer.

37. Die Schildkröte und die Enten.

Eine Schildkröte lebte einmal mit zwei Enten zusammen in einem Teich, aber als es hoch in den Sommer kam und das Wasser sehr flach wurde, beschlossen die Enten fortzugehen; da bat sie denn die Schildkröte, sie möchten sie doch mitnehmen, und das versprachen sie auch. Da mußte die Schildkröte einen Stock ins Maul nehmen, diesen faßten die beiden

Digitized by Google

Enten an und flogen nun mit ihr auf. Als das die Vögel sahen, riefen sie der Schildkröte höhnend zu:

„Schildkröte flog einmal
Über Berg und Thal.
Ei, Frau Vierbein,
Was fällt dir ein?
Ei, Frau Knochenrück,
Dir fehlt noch ein Stück!
Fliegst, ich bitt' dich,
Ohne Fittich;
Bist ja stumm,
Sag', warum?"

Die Schildkröte wollte sich verantworten, ließ aber nun, als sie das Maul öffnete, den Stock los und fiel auf die Erde nieder. Da flogen die Enten eilends zu ihr hinab, aber sie fanden sie bereits tot. A. Kuhn.

38. Der Hahn und der Fuchs.

In einer kalten Winternacht kroch ein hungriger Fuchs aus seinem Bau und ging dem Fange nach. Da hörte er auf einem Meierhofe einen Hahn fort und fort krähen, der saß auf einem Kirschbaum und hatte schon den ganzen Tag gekräht. Jetzt strich der Fuchs hin nach dem Baum und fragte: „Herr Hahn, was singst du so zu Nacht?" Der Hahn sprach: „Ich verkündige den Tag, dessen Kommen meine Natur mich kennen lehrt." Darauf versetzte der Fuchs: „O Hahn, fürwahr, du hast etwas Göttliches in dir, so du kommende Dinge weißt!" und alsbald begann der Fuchs zu tanzen. Jetzt fragte der Hahn: „Herr Fuchs, warum tanzest du?" Ihm antwortete der Fuchs: „So du singest, o du weiser Meister, ist es billig, daß ich tanze; denn es ziemet, sich zu freuen mit den Fröhlichen. O Hahn, du edler Fürst aller Vögel, du bist nicht allein begabt zu fliegen in den Lüften, nein, auch hohe Sehergaben lieh dir die Natur. Wie glücklich wäre ich, gönntest du mir deine Gunst! Wie gerne küßte ich dein weisheitgesalbtes, verehrtes Haupt! O wenn ich dann verkünden könnte meinen Freunden: Mir hat der Prophet sein Haupt zum Kusse hingeneigt!" Der alberne Hahn glaubte dem Schmeichelwort des arglistigen Fuchses, flog vom Baum und hielt ihm seinen Kopf zum Küssen hin. Mit einem Schnapper war er abgebissen, und lachend sprach der Fuchs: „Wahrlich, ich habe den Propheten ohne allen Verstand befunden." L. Bechstein.

39. Der Buchweizen.

Ich will euch etwas erzählen, das hat mir der Sperling gesagt, und der Sperling hat es von dem alten Weidenbaum. Es ist ein so ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt. Er ist mitten durchgeborsten, und es wächst Gras und Brombeer daraus; der Baum steht ganz gebückt, und die Zweige hängen ihm auf die Erde, recht wie langes, grünes Haar. —

Auf allen Feldern rings umher wuchs Korn: Roggen, Gerste, Weizen und Hafer. Ja, ja! der herrliche Hafer; wenn er reif ist, sieht er aus

Digitized by Google

wie lauter kleine gelbe Kanarienvögel auf einem Zweige. Das Korn stand so schön, und je schwerer es war, desto tiefer und demütiger neigte es sich.

Aber da war auch ein Feld mit Buchweizen, das war dem alten Weidenbaum gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich nun durchaus nicht gegen das übrige Korn, sondern prangte stolz und steif. „Ich bin wohl so reich wie die Ähre", sagte er. „Überdem bin ich weit hübscher; meine Blumen sind so schön wie Apfelblüten. Sag', kannst du etwas Prächtigeres sehen, als mich, du alter Weidenbaum?" Und der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade, als wollt' er sagen: „Ei, ja freilich!" Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Hochmut und sprach: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm das Gras aus dem Leibe wächst."

Nun zog ein gar böses Wetter auf. Alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen und duckten ihre Köpfchen, während der Sturm über sie wegfuhr; nur der Buchweizen prangte in seinem Stolze. „Ducke dich, wie wir!" sagten die Blumen. „Senke dein Haupt, wie wir!" rief das Korn. „Sieh, der Sturmengel kommt geflogen, der hat Flügel, die langen von den Wolken bis gerade herunter auf die Erde, und er schlägt dich mitten durch, ehe du um Gnade bitten kannst!" „Ich will mich nicht beugen!" sagte der Buchweizen. „Thue deine Blumen zu und neige deine Blätter", warnte jetzt der alte Weidenbaum. „Sieh nicht auf von der Erde; denn wenn der Blitz kommt, kann man durch die Wolken gerade in den Himmel sehen, und das leidet Gott nicht, auch nicht einmal von den großen Menschen, viel weniger von uns!" „Nun will ich gerade hineinsehen!" prahlte der Buchweizen. Und er that es; und es war, als ob die Welt brennte, so blitzte es.

Danach, als das böse Wetter vorbei war, standen die Blumen und das Korn so frisch und keck in der stillen, reinen Luft. Aber der Buchweizen war vom Blitz kohlschwarz gebrannt und war nun ein totes Unkraut auf dem Felde. Und der alte Weidenbaum schüttelte sich, und es fielen große Tropfen von den grünen Blättern, wie wenn er weinte. Da fragten ihn die Sperlinge: „Was weinst du, Alter? Sieh, wie die Sonne scheint!" Und der Weidenbaum erzählte den Sperlingen die Geschichte vom Buchweizen. Und eines Abends haben es mir die wiedererzählt, als ich sie um ein Märchen bat.

H. C. Andersen.

40. Die Eiche und der Grashalm.

Man schall[1] den lütten[2] Mann nich vörachten: he is ook een Minsch, und mennig Een,[3] de nu mit Spaden un Sais[4] int Feld geit, sitt[5] im Himmel di Gott woll eenmal bawen[6] dem grötsten Kaiser un Köning.

Im Walde stund eenmal een Eek,[7] dat was wiet und fiet[8] de prächtigste Boom und hedd eene Kron, datt, wenn se Eckern drog,[9] woll

1) soll. — 2) kleinen, geringen. — 3) manch einer. — 4) Sense. — 5) sitzt. — 6) bauen. — 7) Eiche. — 8) das war weit und breit. — 9) Eckern, Eicheln trug.

Digitized by Google

een Dutzend Swin[1] sick unner em[2] fett freten kunnen. Nu stund unner dem Boom een Grashalm, een smachtiger,[3] dünner Staker;[4] ăwerst[5] im Maimand, as alles bloide,[6] bloide de lütte Grashalm ook, un wer weet,[7] ob em nich ăwen so lustig to Mode[8] was, as der groten, prächtigen Eek? De Eek was grotmödig[9] un ruhmredig in ehrer Schönheit und vörsmade[10] und schimpte dat Grashalmken, as wenn't nich ook van Gott makt[11] wer. Man schall ăwerst Gottes Wark nich vörachten, wo lütt et jümmer wesen[12] mag, dat is Sünd. Un de Tid[13] ging hen, un et wurd Sommer, und de Grashalm bückt sik un wurd geel un old[14] un schrumplig und leet[15] den Kopp hängen. De Eek ăwerst stund jümmer noch dŏa in all ehrer Pracht.

Nu begaff sik,[16] datt een gewaltiger Stormwind upsteg,[17] un de Eek kunn ehre Telgen[18] mit besten Künsten rühren; un se froide[19] sik un dacht in ehrem Sinn: „Wat will dinem Stamm de Storm dhon,[20] und blös he so stark as de Wind, de den Propheten Jonas in'n Walfisch sinen Rachen smeet?“[21] Un in disser ehrer Grotwätrigkeit[22] nam se eenen Telgen und gaff dem armen Halm eenen Slag, datt he den letzten Knick kreeg[23] un in de Knee schoot[24] un all sin Lewdag den Kopp nich wedder von de Erde uprecken kunn.

Ăwerst wat geschŏah? Weinige Dage doarna kam een Jung int Holt,[25] de 's Nachts Perd höden schull,[26] un de Jung makte sick nich wiet von de Eek en grot Für an, wobi he sick lagerde un sin Piepken smokte.[27] Datt hedd de Grashalm belurt.[28] As de Jung weg ging, streckte he sinen grisen[29] Kop ut an dat Für hen, bet[30] he lichterloh brennde, un lede[31] sick denn unner de brunen Bläder[32] un drögen,[33] afgebröckelden Twige hen. Un dat Für was nich ful und krop[34] langsam, ăwerst lustig rund herüm bet an de Wörtel[35] von de Eek, un so füngen alle Gräser un Bläder un kleene Twige an to brennen. Toletzt brennden ook de groten un de Büsche und Strücke,[36] un to allerletzt flog et an de Eek ut un slackerde ehren stolten Stamm henup[37] bet an de Spitz, un so mußte se met ehrer Schönheit un Macht tor Erde herunner un Stoff[38] un Asch warden. Dŏarüm segg[39] ick immer: Du schaft[40] ook keenen Wurm[41] un kene Pogg[42] im Ăwermod[43] up den Kopp treden, denn Gott he se ook schapen,[44] un du weetst nich, wat se de mal andhon känen.

M. Arndt.

1) Schweine. — 2) unter ihm. — 3) schmächtiger. — 4) Stecken. — 5) aber. — 6) blühte. — 7) weiß. — 8) zu Mut. — 9) hochmütig. — 10) schmähte. — 11) gemacht. — 12) wie klein es immer sein mag. — 13) Zeit. — 14) (gelb) fahl und alt und schrumpfte zusammen. — 15) ließ. — 16) begab sich's. — 17) aufstieg, daherfuhr. — 18) Zweige. — 19) freute. — 20) anthun. — 21) warf (schmiß). — 22) Großsprecherei. — 23) kriegte. — 24) in die Knie sank. — 25) ins Holz (in den Wald). — 26) Pferde hüten sollte. — 27) Pfeifchen schmauchte. — 28) belauert. — 29) greisen. — 30) bis. — 31) legte. — 32) braunen Blätter. — 33) dürren. — 34) kroch. — 35) Wurzel. — 36) Sträuche. — 37) hinauf. — 38) Staub. — 39) sage. — 40) sollst. — 41) Wurm. — 42) Fröschlein. — 43) Übermut. — 44) geschaffen.

Digitized by Google

41. Es ist ein Unterschied.

Es war im Maimonat, der Wind wehte noch kalt; aber der Lenz war da, das sagten Sträuche und Bäume, Felder und Wiesen; es wimmelte von Blumen bis hinauf in die lebendigen Hecken; und gerade da führte der Lenz selbst seine Sache und redete aus einem kleinen Apfelbaum, der wie ein einziger Zweig war, so frisch, so blühend, übersäet mit schönen rosenroten Knospen, welche im Begriff waren, sich zu öffnen.

Er wußte wohl selbst, wie schön er war; denn das liegt im Blatte, wie im Blute, und darum überraschte es ihn auch nicht, als der herrschaftliche Wagen auf dem Wege vor ihm hielt und die junge Gräfin sagte, dieser Apfelzweig sei das Anmutigste, was man sehen könne, es sei der Frühling selbst in seiner lieblichsten Offenbarung. Und der Zweig ward abgebrochen, und sie hielt ihn in ihrer Hand und schützte ihn mit ihrem seidenen Schirm, — und so fuhren sie zum Schlosse, wo hohe Säle und prunkvolle Zimmer waren. Helle, weiße Gardinen flatterten an den offenen Fenstern, und reizende Blumen standen in glänzenden, durchsichtigen Vasen, und in eine derselben — sie war so weiß, als wäre sie aus frisch gefallenem Schnee geschnitten — wurde der Apfelzweig unter frische, leichte Buchenzweige gesetzt. Es war eine Lust, ihn zu sehen!

Und so wurde der Zweig stolz, und das war ja ganz menschlich!

Es kamen allerhand Leute durch das Zimmer, und je nachdem sie etwas galten, durften sie ihre Bewunderung äußern, und manche sagten gar nichts, und manche sagten zu viel, und der Apfelzweig sah ein, daß zwischen den Menschen wie zwischen den Gewächsen ein Unterschied sei. „Manche sind zum Staat, und manche sind zur Nahrung; es giebt auch solche, die ganz entbehrt werden können", meinte der Apfelzweig, und da er gerade an das offene Fenster gesetzt war, von wo er in den Garten hinein und auf das Feld hinaus schauen konnte, so hatte er Blumen und Gewächse genug, um sie zu betrachten und über sie nachzudenken. Es standen da reiche und arme, einige nur allzu arme.

„Arme, verworfene Kräuter!" sagte der Apfelzweig, „es ist wohl ein Unterschied gemacht worden; aber der muß auch gemacht werden, sonst wären ja alle gleich!" Und der Apfelzweig sah mit einer Art von Mitleid besonders auf eine Gattung Blumen, die auf Feldern und an den Gräben in Menge standen. Niemand band sie in einen Strauß, sie waren zu gemein, ja, man konnte sie zwischen den Pflastersteinen finden; sie schossen auf wie das ärgste Unkraut, und daher hatten sie den häßlichen Namen bekommen: des Teufels Milchbutten (Fandens Melkebötten).[1]

„Armes, verachtetes Gewächs!" sagte der Apfelzweig. „Du kannst nicht dafür, daß du wurdest, was du geworden, daß du so gemein bist und daß du den häßlichen Namen bekamst, den du hast; aber es geht mit den Gewächsen wie mit den Menschen: es muß ein Unterschied sein."

„Unterschied!" sagte der Sonnenstrahl und küßte den blühenden Apfelzweig, küßte aber auch die gelben Teufels-Milchbutten draußen auf

1) Unsere Ringelblume, auch Kuhblume, lat. Leontodon Löwenzahn.

Digitized by Google

dem Felde; alle Brüder des Sonnenstrahls küßten sie, die armen Blumen, wie die reichen.

Der Apfelzweig hatte niemals über unseres Herrn unendliche Liebe gegen alles, was in ihm lebt und webt, nachgedacht; er hatte nie darüber nachgedacht, wie viel Schönes und Gutes verborgen sein kann, aber nicht vergessen — doch das war ja auch ganz menschlich!

Der Sonnenstrahl, der Lichtstrahl wußte es besser: „Du siehst nicht klar! — Wo ist das verworfene Kraut, das du vornehmlich beklagst?"

„Des Teufels Milchbutten!" sagte der Apfelzweig. „Nie werden sie in einen Strauß gebunden, sie werden mit Füßen getreten, es giebt ihrer zu viele, und wenn sie Samen bekommen, fliegt er wie kurzgeschnittene Wolle und hängt sich den Leuten an die Kleider. Unkraut ist es! aber das soll es ja auch sein! Ich bin wirklich sehr dankbar, daß ich nicht eines von ihnen geworden bin!"

Und über das Feld daher kam eine große Schar Kinder; das kleinste war noch so ganz klein, daß es von den anderen getragen wurde, und als es in das Gras unter die gelben Blumen gesetzt wurde, lachte es laut vor Freude, zappelte mit den Beinchen, wälzte sich umher, pflückte nur die gelben Blumen und spielte mit ihnen. Die etwas größeren Kinder brachen die gelben Blumen vom Stengel, bogen diesen in sich selbst zusammen, Glied an Glied, bis es eine ganze Kette wurde; erst eine für den Hals, dann eine über die Schulter und um den Leib, dann noch eine um Brust und Kopf; es war eine wahre Pracht von grünen Gliedern und Ketten. Aber die größten Kinder nahmen vorsichtig das abgeblühte Kraut am Stengel, der die federartige Samenkrone trug, diese lose, luftige Wollenblume, die ein ganz kleines Kunststück ist, wie aus den feinsten Federn, Flocken oder Dunen; sie hielten sie an den Mund, um sie mit einem Hauche ganz wegzublasen; wer das könnte, der bekäme neue Kleider, ehe das Jahr um wäre — hatte die Großmutter gesagt.

Die verachtete Blume war ein Prophet geworden.

„Siehst du!" sagte der Sonnenstrahl, „siehst du ihre Schönheit, siehst du ihre Macht?"

„Ja, für Kinder!" sagte der Apfelzweig.

Und es kam auf das Feld eine alte Frau und grub mit ihrem stumpfen Messer ohne Schaft an der Wurzel der Blume und zog sie heraus; von ein paar Wurzeln wollte sie sich Kaffee kochen, andere dem Apotheker zur Arznei verkaufen.

„Schönheit ist doch etwas Höheres!" sagte der Apfelzweig. „Nur die Auserwählten kommen in das Reich des Schönen! Es ist ein Unterschied unter den Gewächsen, wie ein Unterschied unter den Menschen!"

Und der Sonnenstrahl sprach von der unendlichen Liebe Gottes für all das Geschaffene und für alles, was das Leben hat, und von der gleichen Verteilung aller Dinge in Zeit und Ewigkeit!

„Ja, das ist nun deine Meinung!" sagte der Apfelzweig.

Und es kamen Leute ins Zimmer, und die junge Gräfin kam, sie, die den Apfelzweig so hübsch in die durchsichtige Vase gestellt hatte, wo

Digitized by Google

das Sonnenlicht strahlte; und die brachte eine Blume oder was es war, das von drei oder vier großen Blättern verborgen wurde, die wie eine Düte um dasselbe geschlagen waren, damit kein Zug oder Windhauch es beschädige, und so vorsichtig wurde es getragen, wie es gar nicht mit dem feinen Blütenzweig der Fall gewesen war. Ganz behutsam nahm sie nun die großen Blätter fort, und man sah die feine, flockige Samenkrone von der gelben, verachteten Teufels-Milchbutte. Sie war es, welche die Gräfin so vorsichtig abgepflückt hatte, so sorgsam trug, damit nicht einer von den feinen Federpfeilen, welche ihre Nebelgestalt bilden und die so lose sitzen, verwehen sollte. Unversehrt und herrlich hatte sie die Federkrone; und sie bewunderte ihre schöne Form, ihre luftige Klarheit, ihre ganz eigentümliche Zusammensetzung, ihre Schönheit, die im Winde verfliegen sollte.

„Sieh doch", sprach sie, „wie wunderbar lieblich unser Herr sie gemacht hat! Ich will sie mit dem Apfelzweig malen; der ist jetzt so unendlich lieblich für alle, aber auch diese arme Blume hat von unserem Herrn eben so viel in anderer Weise! So verschieden sind sie, und doch beide Kinder im Reiche der Schönheit!"

Und der Sonnenstrahl leuchtete auf die arme Blume und leuchtete auch auf den Apfelzweig, dessen Blätter dabei zu erröten schienen.

H. C. Andersen.

42. Die beiden Feuer.

Einmal sind zwei Feuer einander begegnet und haben sich unterhalten von ihren Schicksalen, wie es ihnen gehe, und wie sie von ihren Herren gehalten würden. Da hat das erste dem zweiten nicht genug Lobens und Rühmens machen können, wie sorgsam man mit ihm umgehe, wie man es in keinerlei Weise mißbrauche, sondern es hege und pflege als ein nützlich, kostbar Geschenk des Himmels. Darum wolle es aber auch seinem Herrn immer treulich dienen und bei ihm verbleiben, so lange es lebe.

Da hub das andere Feuer an und sprach: „Mir geht's leider nicht so gut. Mein Herr ist ein sorgloses, leichtsinniges Gemüt, und wie er alle seine Sachen vernachlässigt, so vernachlässigt er vor allen Dingen mich. Bald wirft er mich unter Tisch und Bänke, bald ins trockene Wäschfaß; kurz, er behandelt mich, als ob er gar nichts von mir zu fürchten hätte. Drum kann ich's auch nicht länger bei ihm aushalten und werde mich nächstens auf die Flucht begeben." Darauf trennten sie sich.

Das eine blieb seinem ordnungsliebenden Herrn ein treuer Diener und verließ ihn nicht, so lange er lebte, wie es gesagt hatte. Aber auch das andere hielt Wort.

Denn als das nächstemal sein Herr es wiederum mißhandelte und es in den Spucknapf warf, worauf er zum Hause hinaus und seinen Lustbarkeiten nachging, da führte das aufgebrachte Feuer den Entschluß, den es schon so lange gefaßt hatte, ohne Verzug aus. Es schwang sich zur Fenstergardine empor, die gerade über dem Gefäß hing, worin es lag,

Digitized by Google

erkletterte dieselbe, ging das Fensterbrett entlang, durchbrach die Decke des Zimmers und stieg zum Boden empor. Dabei wuchs und schwoll es an und gewann eine Kraft, daß ihm nichts mehr Widerstand leisten mochte, und hätte ihm niemand angesehen, daß es noch vor wenigen Minuten ein winzig kleines Fünklein gewesen war. — Endlich warf es mit Ungestüm das Dach des Hauses auf die Gasse, setzte sich, sausend und brausend und weit in die Nacht hineinleuchtend, selbst an die Stelle des Daches und schaute sich gierig um, ob es nicht übersteigen könne auf ein nachbarliches Haus, um von da zu entkommen. Dies gelang ihm jedoch nicht. Denn bald erhob sich ein wilder Lärm. Von allen Seiten rannten Menschen herbei, den Entflohenen wieder einzufangen. Und nun entstand ein grausamer Kampf, dessen Ende war, daß der zorn- und wutentbrannte Flüchtling nach den gewaltigsten Anstrengungen getötet wurde.

Also büßte das Feuer seine Rachsucht mit dem Leben, doch nicht, ehe es seinem leichtsinnigen Herrn Hab' und Gut verzehrt und ihn dadurch an den Bettelstab gebracht hatte. A. Moritz.

43. Der Fischreiher.

Wer das Geringere hochmütig verschmäht, muß zuweilen mit dem Geringsten fürlieb nehmen!

Stolz und hochbeinig ging ein alter Fischreiher auf grüner Wiese an dem Ufer eines Baches hin. Der warme Sonnenschein lockte ganze Züge von Fischen aus dem Grunde in die Fluten hinauf, und die Fische jagten sich in dem hellen Wasser und spielten und scherzten.

Unser Fischreiher sah manchen fetten Hecht, den er mit leichter Mühe holen konnte, aber: „Hechte", sagte er, und wendete Hals und Kopf von einer Seite zur andern; „Hechte? — Nein, Hechte mag ich nicht! Es muß ein Karpfen sein!"

Er stand und lauerte auf einen Karpfen! Aber Karpfen wollte nicht kommen, Karpfen ist nicht da! — Indessen der Hunger war da und wurde größer und größer!

„Nun, so will ich denn nur einen Hecht nehmen, weil es nicht anders sein soll!" sagte unser Fischreiher; aber die Hechte waren auf den Grund gegangen, und keiner war mehr da! Aber Schleien, schöne, fette Schleien waren noch genug da und schwammen im Wasser dahin.

„Schleien? Schleien?" sagte der leckere Züngler; „ja! die möchte ich eben! Das wäre gerade eine Speise für eine Zunge, die Geschmack hat! Zieht hin in Frieden! — und wenn es fehlt, kann ich ja wohl euresgleichen immer haben!" Und die Schleien zogen unangetastet dahin, wiewohl ihn der Hunger immer stärker nagte.

Jetzt ging unser Herr Reiher immer tiefer und tiefer in den Bach hinein, und es zeigten sich zuletzt nur noch Gründlinge.

„Gründlinge nun gar?" sagte der Reiher zu sich selbst. „Gründlinge? Behüt' uns Gott! Ich werde mich sehr in acht nehmen, einen

Digitized by Google

einzigen nur anzurühren. Gründlinge gehörten eben für Fischreihers Magen!“

Über seinen stolzen Bedenklichkeiten waren alle Fische auf den Grund gegangen, und es ließ sich keiner mehr sehen. Aber der Hunger war nicht mit den Fischen fortgegangen; sondern nagte und plagte ihn so sehr, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Nicht Hecht, nicht Schleie, nicht Gründling war mehr da — nur noch ein paar Frösche fanden sich, mit welchen er zuletzt fürlieb nehmen mußte. J. A. L. Löhr.

44. Die kluge Maus.

Ehn Muhs[1] koam ut öhren Loake[2] on soag[3] ehn Fall. „Aha! säht se, „do steht ehn Fall! De klohke Lütt![4] do stiepen[5] se met drei Pennkes[6] 'nen schwoaren Techelsteen[7] op, on an ehn van de Pennkes stähken se e Stäkske[8] Späck. Dat heschen[9] se dann ehn Muhsfall. Ija, wenn vir Müskes[10] net klöhker wühren! Vir wihte wall:[11] wenn mer[12] dat Späck frehte well,[13] patsch! do fällt der Techel öm on schleht de Leckmull duht.[14] Ne, ne, ech känn ühr Strihk[15] wall.“

„Effel“,[16] säht das Müsken glik bernoh,[17] „ehn betschen[18] dran ruhken dahsch[19] mer doch wall. Van het Ruhken alleen kann de Fall net taufalle. On ech ruhk dat Späck doch abscheulich gähr.[20] En betschen ruhken mott[21] ech dran.“

Het lehp onger[22] de Fall on roak an dat Späck. Effel de Fall woar ganz loas opgestiepen,[23] on klam[24] koam het met het Näske[25] an dat Späck, patsch! da fehl[26] se öm, on dat schluhkige[27] Müske woar verquätscht. J. M. Firmenichs Völkerstimmen.

45. Stadtmaus und Feldmaus.

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus, die that ihr gütlich mit Eicheln, Gerste, Nüssen und womit sie konnte. Aber die Stadtmaus sprach: „Du bist eine arme Maus, was willst du hier in Armut leben? Komm mit mir! Ich will dir und mir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise.“ Die Feldmaus zog mit ihr in ein herrliches, schönes Haus, darin die Stadtmaus wohnte, und sie gingen in die Speisekammer, da war vollauf von Brot, Fleisch, Speck, Würsten, Käse und anderem. Da sprach die Stadtmaus: „Nun iß und sei guter Dinge! Solcher Speise habe ich täglich überflüssig.“ Indes kommt der Kellner und rumpelt mit den Schlüsseln an der Thür. Die Mäuse erschraken

1) Maus. — 2) aus ihrem Loche. — 3) sah. — 4) die klugen Leute. — 5) steifen, stützen, stellen. — 6) Hölzchen. — 7) schweren Ziegelstein. — 8) Stückchen. — 9) heißen. — 10) wir Mäuschen. — 11) wir wissen wohl. — 12) man. — 13) fressen will. — 14) schlägt das Leckermaul tot. — 15) ich kenne eure Streiche (Schliche, Listen). — 16) aber. — 17) gleich danach. — 18) ein bißchen. — 19) riechen darf. — 20) abscheulich gern = gar zu gern, für mein Leben gern. — 21) muß. — 22) es lief unter. — 23) lose (schwank) aufgestellt. — 24) kaum. — 25) mit dem (das) Näschen. — 26) fiel. — 27) genäschige.

Digitized by Google

und liefen davon; die Stadtmaus fand bald ihr Loch, aber die Feldmaus wußte nirgends hin, lief die Wand auf und ab und hatte sich ihres Lebens erwogen.

Da der Kellner wieder hinausgegangen war, sprach die Stadtmaus: „Es hat nun keine Not; laß uns guter Dinge sein!“ Die Feldmaus antwortete: „Du hast gut sagen; du wußtest dein Loch fein zu treffen, indes bin ich schier vor Angst gestorben. Ich will dir sagen, was meine Meinung ist. Bleib' du eine reiche Stadtmaus und friß Würste und Speck; ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor den Mäusefallen, und das ganze Haus ist dir feind; solcher Dinge bin ich allezeit frei und sicher in meinem armen Feldlöchlein.“

In großen Wassern fähet man große Fische, aber in kleinen Wassern fähet man gute Fischlein.

Wer reich ist, hat viel Neider, Sorge, Gefahr. M. Luther.

46. Die beiden Äxte.

Ein Zimmermann ließ seine Axt in einen tiefen Strom fallen und bat den Flußgott inbrünstig, er möchte ihm, da er arm sei, wieder dazu verhelfen. Der Flußgott war so gnädig, stieg auf und brachte eine — goldene Axt zum Vorschein.

„Das ist die meinige nicht!“ sprach der Zimmermann ganz gelassen. — Der Geist tauchte von neuem unter und langte eine silberne hervor.

„Auch diese gehört mir nicht!“ sprach der Arme und zum drittenmale langte der Flußgott eine Axt von Eisen mit einem hölzernen Stiele heraus. —

„Das ist die rechte! das ist sie!“ rief der Arbeitsmann fröhlich.

„Gut! Ich sehe, du bist eben so wahrhaft und ehrlich, als arm“, sprach der mitleidige Geist. „Zur Belohnung nimm alle drei mit.“

Die Geschichte ward bald in der ganzen Gegend ruchbar. Ein Schalk, der sie erfahren, nahm sich vor zu versuchen, ob auch gegen ihn der Flußgott so. mildthätig sein würde. Er ließ seine Axt mit Willen in den Strom fallen, flehte zum Flußgott und hatte das Vergnügen, ihn auffteigen zu sehen. Er klagte ihm seinen Verlust, und der Geist brachte, wie ehemals, eine goldene hervor.

„Ist sie das, mein Sohn?“

„Ja, ja, das ist sie!“ antwortete der Lügner und griff schon darnach. „Halt, Nichtswürdiger!“ erschallte nun die Stimme des erzürnten Geistes. „Glaubst du denjenigen zu hintergehen, der bis ins Innere deines Herzens blicken kann? Zur Strafe deines Lugs und Betrugs verliere auch dasjenige, was bisher dein war!“ Und ohne Axt mußte er nach Hause wandern. G. Meißner.

47. Die beiden Pflugschare.

Von gleicher Art des Eisens wurden in einer Werkstätte zwei Pflugschare verfertigt. Eine davon kam in die Hand eines Landmannes, die andere

Digitized by Google

ward in einen Winkel gestellt. Erst nach mehreren Monaten erinnerte man sich derselben, zog sie aus ihrer Ruhe hervor, und siehe! sie war ganz mit Rost bedeckt. Wie erstaunte sie, als sie ihre Gefährtin wiedersah und sich selbst mit ihr verglich! Denn diese fand sie hell und glatt, ja, fast glänzender als sie anfangs gewesen war. „Ist das möglich?" rief die verrostete aus; „einst waren wir einander gleich; was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?" — „Eben diese Ruhe", erwiderte jene, „war dir verderblich. Mich hat Übung und Arbeit erhalten, und diesen verdanke ich die Schönheit, in der ich dich jetzt übertreffe." G. Meißner.

48. Die Kuh, das Pferd, das Schaf und der Hund.

En Koh, en Pert on ä Schaf de stongen[1] zesaamen op d'r Wed[2] on zänkten sech onger een,[3] wat för en Dier onger ihen[4] d'm Mengschen dä meesten Notzen[5] bräächte. De Koh saate: „Va mir hät d'r Menschä[6] de föße Melch, dä gobde[7] Käs on de Botter, de m'r[8] för olles[9] broche kann." Dat Pert saate: „Ech seng[10] d'r Wagen, Segel on d's Rütters Flüeschen.[11] Dat Schoof saate: „Ech gohe[12] nackig on blueß, damot hä doch Kleer anzedon[13] hät."

Als se so zesaame schwätzten, kom d'r Honkt[14] bi se. Den sohen se schehel[15] üfer en Sitt[16] aan, es eenen,[17] dä gaar net bi se zo verglechä[18] wär. Abber d'r Herr kom d'm Honkt noh,[19] ref em frönglich[20] on strechte[21] on kößte[22] ihen. Weh dat de Koh on ihre Kameroden sohen, knotterten[23] se, on dat Pert wor kön on froote:[24] „Waröm maachst du so grueß Gepröhl[25] mit dem Honkt? Mir seng[26] doch zehmol miä[27] wert es d'r Honkt." Aber d'r Herr strechte sengen Honkt noch miä on saate: „Dat es net wohr, dä hat meng enzig Süenchen[28] us d'm Wasser gehoelt, desweien[29] kann ech jo senger net vergääßen."

J. M. Firmenichs Völkerstimmen.

49. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Tiere, welche sonst in Schrecken gerieten, wenn sie ihn sahen, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedenstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann? Sie freuten sich vielmehr, daß sie nun bald ihn los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht

1) standen zusammen. — 2) auf der Weide. — 3) unter einander. — 4) ihnen. — 5) den meisten Nutzen. — 6) Mensch. — 7) guten. — 8) man. — 9) für alles gebrauchen. — 10) ich bin. — 11) das Floß (eigentlich: Flößchen) des Reiters. — 12) ich gehe. — 13) damit er doch Kleider anzuthun. — 14) der Hund. — 15) scheel. — 16) über die Seite, von der Seite. — 17) als einen. — 18) zu vergleichen. — 19) nach. — 20) rief ihm freundlich. — 21) streichelte. — 22) liebkoste. — 23) murrten. — 24) fragte. — 25) so groß Geprahl, Aufheben. — 26) wir sind. — 27) zehnmal mehr. — 28) mein einziges Söhnchen. — 29) deswegen.

Digitized by Google

schmerzte, welches er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren alten Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern; und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht", fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht schaden kann." G. E. Lessing.

50. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein wert hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig plump bist du doch. Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade!" — „Doch dem ist abzuhelfen", fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in denselben schnitzen lassen." —

Er ging hin, und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd? — Der Mann war voller Freuden. — „Du verdientest diese Zieraten, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen zerbricht. G. E. Lessing.

51. Zeus und das Schaf.

Das Schaf mußte von allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?" — „O nein", sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben." — „Oder", fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?" — „Ach", versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaßt." — „Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben." — „Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stößig werden, wie der Bock." — „Und gleichwohl", sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere, dir zu schaden, hüten sollen." — „Müßt' ich das!" seufzte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen, schaden zu können erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaß von Stund an zu klagen. G. E. Lessing.

Digitized by Google

52. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmale. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den rötlichen Backen und dem zarten Flaum. Darauf verteilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?" „Herrlich, lieber Vater!" sagte der Älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum erziehen." „Brav!" sagte der Vater; „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt!"

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen", rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O! das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde." „Nun", sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, aufgehoben und zerklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann." Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber kindlich wenigstens und natürlich war es nicht."

„Und du Edmund?" fragte der Vater. Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht, er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen."

„Nun!" sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?" Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge. A. Krummacher.

53. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegeneinander, und jeder frohlockte über sein eigenes Dasein. Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Zeder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. — Jehovahs Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. — Der Apfelbaum sprach: Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen prange ich unter den Bäumen des Waldes. — Und die Myrte sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den

Digitized by Google

niedrigen Gesträuchen. — So rühmten sich alle, der Ölbaum und der Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne. Nur der Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu sein, Stamm und Äste, Blüten und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten. — Er sank darnieder und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er, da trat freundlich der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig erhob er es und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner und bereitete in ihnen den süßen Saft, den Trank der Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock zu seinem Herrn sich nieder; dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen fruchtlos da, er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demut. Darum erfreut noch jetzt sein Saft des traurigen Menschen Herz, erhebt den gesunkenen Mut und erheitert den Betrübten. G. v. Herder.

54. Die Lüge und die Wahrheit.

Die Lüge und die Wahrheit machten einmal Gemeinschaft untereinander, und als sie so eine Zeitlang zusammen waren, sagte die Lüge, die immer sehr anschlägig ist, zur Wahrheit: es würde gut sein, wenn sie einen Baum pflanzten, von dem sie Nutzen ziehen und in dessen kühlenden Schatten sie ruhen könnten. Die Wahrheit, schlicht und freundlich, wie sie ist, war damit einverstanden; als aber das Bäumchen aufging, meinte die Lüge, jeder von ihnen sollte seinen Teil davon wählen. Dabei stellte sie der Wahrheit mit zierlichen Scheingründen vor, wie die Wurzel dem ganzen Baum Leben und Nahrung gebe, und da sie mithin das Nützlichste und die Hauptsache sei, so riete sie der Wahrheit, die Wurzeln des Baumes unter der Erde für sich zu nehmen; sie dagegen wolle sich allenfalls an den Ästchen genügen lassen, welche aus der Erde hervorkämen, obgleich hierbei allerdings viel gewagt sei, da diese der Gefahr ausgesetzt wären, abgeschnitten, von den Menschen beschädigt, vom Vieh benagt, von den Vögeln mit Schnäbeln, Füßen und Krallen ausgerissen, von der Hitze verbrannt oder vom Froste vernichtet zu werden, welches alles bei der Wurzel nicht zu besorgen stehe.

Da die Wahrheit so viele Gründe hörte und sie ein sehr vertrauliches, leichtgläubiges Wesen ohne alle Listen ist, so verließ sie sich auf ihre Gefährtin, die Lüge, hielt alles für wahr, was diese gesagt, und meinte Wunder wie gut sie dabei beraten und beteiligt sei, nahm daher die Wurzeln des Baumes und freute sich ihres Anteils. Die Lüge dagegen war über den Betrug, den sie ihr mit ihren schönen, glatten Redensarten gespielt, äußerst vergnügt.

Nun begab die Wahrheit sich unter die Erde zu den Wurzeln, die ihr Teil waren; die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menschen

Digitized by Google

52. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum erstenmale. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Äpfel mit den rötlichen Backen und dem zarten Flaum. Darauf verteilte sie der Vater unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: „Nun, wie haben euch die schönen Äpfel geschmeckt?" „Herrlich, lieber Vater!" sagte der Älteste. „Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt und will mir daraus einen Baum erziehen." „Brav!" sagte der Vater; „das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmanne geziemt!"

„Ich habe die meinige sogleich aufgegessen", rief der Jüngste, „und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O! das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde." „Nun", sagte der Vater, „du hast zwar nicht sehr klug, aber doch natürlich und nach kindlicher Weise gehandelt. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben."

Da begann der zweite Sohn: „Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, aufgehoben und zerklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich habe ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf dafür kaufen kann." Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Klug ist das wohl, aber kindlich wenigstens und natürlich war es nicht."

„Und du Edmund?" fragte der Vater. Unbefangen und offen antwortete Edmund: „Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht, er wollte sie nicht nehmen. Da habe ich sie ihm auf das Bett gelegt und bin hinweggegangen."

„Nun!" sagte der Vater, „wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?" Da riefen sie alle drei: „Das hat Bruder Edmund gethan!" Edmund aber schwieg still. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge. A. Krummacher.

53. Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten sich die Bäume gegeneinander, und jeder frohlockte über sein eigenes Dasein. Mich hat der Herr gepflanzt, sprach die erhabene Zeder; Festigkeit und Wohlgeruch, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt. — Jehovahs Güte hat mich zum Segen gesetzt, sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet. — Der Apfelbaum sprach: Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen prange ich unter den Bäumen des Waldes. — Und die Myrte sprach: Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den

Digitized by Google

niedrigen Gesträuchen. — So rühmten sich alle, der Ölbaum und der Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne. Nur der Weinstock schwieg und sank zu Boden. Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu sein, Stamm und Äste, Blüten und Früchte; aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten. — Er sank darnieder und seine Zweige weinten. Nicht lange wartete und weinte er, da trat freundlich der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig erhob er es und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünenden Körner und bereitete in ihnen den süßen Saft, den Trank der Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock zu seinem Herrn sich nieder; dieser kostete seinen erquickenden Saft und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen fruchtlos da, er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demut. Darum erfreut noch jetzt sein Saft des traurigen Menschen Herz, erhebt den gesunkenen Mut und erheitert den Betrübten. G. v. Herder.

54. Die Lüge und die Wahrheit.

Die Lüge und die Wahrheit machten einmal Gemeinschaft untereinander, und als sie so eine Zeitlang zusammen waren, sagte die Lüge, die immer sehr anschlägig ist, zur Wahrheit: es würde gut sein, wenn sie einen Baum pflanzten, von dem sie Nutzen ziehen und in dessen kühlenden Schatten sie ruhen könnten. Die Wahrheit, schlicht und freundlich, wie sie ist, war damit einverstanden; als aber das Bäumchen aufging, meinte die Lüge, jeder von ihnen sollte seinen Teil davon wählen. Dabei stellte sie der Wahrheit mit zierlichen Scheingründen vor, wie die Wurzel dem ganzen Baum Leben und Nahrung gebe, und da sie mithin das Nützlichste und die Hauptsache sei, so riete sie der Wahrheit, die Wurzeln des Baumes unter der Erde für sich zu nehmen; sie dagegen wolle sich allenfalls an den Ästchen genügen lassen, welche aus der Erde hervorkämen, obgleich hierbei allerdings viel gewagt sei, da diese der Gefahr ausgesetzt wären, abgeschnitten, von den Menschen beschädigt, vom Vieh benagt, von den Vögeln mit Schnäbeln, Füßen und Krallen ausgerissen, von der Hitze verbrannt oder vom Froste vernichtet zu werden, welches alles bei der Wurzel nicht zu besorgen stehe.

Da die Wahrheit so viele Gründe hörte und sie ein sehr vertrauliches, leichtgläubiges Wesen ohne alle Listen ist, so verließ sie sich auf ihre Gefährtin, die Lüge, hielt alles für wahr, was diese gesagt, und meinte Wunder wie gut sie dabei beraten und beteiligt sei, nahm daher die Wurzeln des Baumes und freute sich ihres Anteils. Die Lüge dagegen war über den Betrug, den sie ihr mit ihren schönen, glatten Redensarten gespielt, äußerst vergnügt.

Nun begab die Wahrheit sich unter die Erde zu den Wurzeln, die ihr Teil waren; die Lüge aber blieb auf der Erde, wo die Menschen

Digitized by Google

wohnen und die Völker wandeln, und da sie sehr schmeichlerisch ist, fanden sie bald großes Behagen an ihr. Ihr Baum aber fing an zu wachsen und lustig Blätter und Äste zu treiben und warf einen mächtigen Schatten, und in seinem Laube blühte es in so schönem Farbenspiel, daß es wohl des Blühens lohnte. Und da die Menschen den prächtigen Baum sahen, versammelten sie sich treuherzig um ihn und freuten sich seiner Kühle. Die meisten weilten immer dort, und die sonst über der Erde zerstreut waren, sagten's einer dem andern: wer herrlich und in Freuden leben wolle, müsse in den Schatten des Lügenbaums kommen. Als aber die Völker unter dem Baume versammelt waren, machte die Lüge ihnen vielerlei Lustbarkeiten und unterwies sie in ihrer Wissenschaft, und die Menschen waren sehr begierig, ihre Künste zu lernen, und auf diese Weise zog sie alle Völker der Erde an sich und lehrte den einen die schlichten, und den Gelehrten unter ihnen die erschrecklichen Lügen. Denn ihr müßt wissen, eine schlichte Lüge ist, wenn jemand zum andern sagt: „Mein Herr, ich werde dies und jenes für Euch thun", und denkt nicht daran es zu thun, und 's ist doppelt gelogen, wenn er Schwur und Eid und Unterpfand hinzufügt oder andere stellt, die für ihn bürgen, und doch, während er solche Zusicherungen giebt, schon bei sich ersonnen hat, wie alles dies in Lug und Trug ausgehen soll. Die schreckliche Lüge aber, die voll tödlichen Betruges, ist, wo einer um zu täuschen, heuchlerisch die Wahrheit spricht.

Solcher Weisheit nun besaß die Lüge so viel und wußte sie denjenigen, die an dem Schatten ihres Baumes Gefallen fanden, so trefflich beizubringen, daß diesen dadurch fast alles gelang, was sie nur wünschten, und keiner der Lehre fern bleiben mochte. — Denn so groß war die Sehnsucht der Völker nach diesem Schatten und dieser Lehre, daß sie der Lüge ganz zu Willen waren, der eine um des schönen Baumes, der andere um des Wissens willen. Und so war denn die Lüge hochgeehrt und gepriesen und von den Völkern umgeben, und wer sich ihr minder anschloß und weniger von ihren Künsten wußte, war unberühmt und achtete sich selbst gering.

Derweil aber die Lüge so im Glücke stand, lebte die Wahrheit kärglich und verachtet in der Erde Schoß, und kein Mensch auf der Welt wußte von ihr, niemand gedachte ihrer und mochte sie aufsuchen. Da sie nun nichts zu zehren fand, als jene Baumwurzeln, die nach dem Rat der Lüge auf ihr Teil gekommen, so mußte sie, aus Mangel anderer Nahrung, immer wieder an diesen Wurzeln nagen und beißen; und so mächtige Äste und breites Laub der Lügenbaum auch droben trug, und wie weithin er schattete, und wie reiche, schön gefärbte Blüten er trieb: bevor sie noch Früchte ansetzen konnten, waren unten die Wurzeln zerstört. Und als nun auch die letzte verzehrt war und die Lüge mit allen den Völkern, die bei ihr zur Lehre gingen, im Schutz ihres Baumes stand, faßte ein Sturmwind den Baum, und da er, ohne Wurzeln, leicht umzureißen war, stürzte er auf die Lüge und zerschmetterte sie und alle, die bei ihr waren. Wo aber der Stamm des Baumes gestanden, stieg die

Digitized by Google

verborgene Wahrheit empor, und als sie die Erde betrat, sah sie die Lüge und alle, die zu ihr gehalten, verloren und unglückselig, so viel sie auch von ihr gelernt und ihre Weisheit geübt hatten.

Aus dem Spanischen von J. v. Eichendorff.

55. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder ins Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entfloh in das nahe Wäldchen und baute sein Nest und sang sein fröhliches Lied. Und siehe! als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber und seine Kinder freuten sich sehr, als die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den klaren Augen zutraulich umherschauten. Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten."

Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!"

A. Krummacher.

56. Ein Gespenst.

Weiß wohl, lieber Leser, daß du nicht mehr an Gespenster glaubst, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Gespenst, das ich oft gesehen habe bei Leuten, die auf harten Bänken, und bei Leuten, die auf weichen Polstern sitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einsamen Öllampe und beim Scheine von hundert Wachskerzen gesehen.

Du kennst die Sage, daß, wenn jemand gewaltsam umgebracht worden ist, sein Geist als Gespenst umwandle. Viele Menschen schlagen die Zeit gewaltsam tot durch Nichtsthun oder dadurch, daß sie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun ist, und da kommt denn das Gespenst der gemordeten Zeit, die Langeweile, und setzt sich den Mördern, wo sie sind, auf den Nacken; es macht kein Geräusch, es macht nur gähnen. Willst das Gespenst von dir bannen, muß du immer etwas Rechtes thun oder denken.

B. Auerbach.

57. Das Bild des Lebens.

Im Osten erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Widerscheine des Abendrots. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er!" sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus!" „Er ist in seiner Kindheit", erwiderte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns

Digitized by Google

die ganze volle Scheibe zeigt. Bisweilen werden sie von schweren Wolken bedeckt, und er muß sein Angesicht ganz verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst," sagte Theodor. „O ja", fiel Erwin ein: „ich weiß, was du sagen willst: Der Mensch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" fragte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten." „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen", fuhr der Vater fort: „kein Leben ist noch so glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich."

F. Jacobs.

58. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast: an der Tafel des Gastmahls giebt es mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es schon am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch", sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn los ließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

G. v. Herder.

59. Die Stimme des Gerichts.

Ein reicher Mann, namens Chryses, gebot seinen Knechten, eine arme Witwe samt ihren Kindern aus einem seiner Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Zins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener

Digitized by Google

nun kamen, sprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten.“

Darauf ging die Witwe zu dem reichen Manne mit ihren vier Kindern, denn eins lag krank darnieder, und alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Chryses aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet.“ Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all' mein Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder fleheten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Chryses wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf ein Polster, um zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht an dem Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung; und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

Da hörte Chryses das Gelispel des Schilfes am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Witwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Danach horchte er auf das Rauschen des Stromes; und es deuchte ihn, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Witwe das Haus zu öffnen. Aber sie war samt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte, und fiel ein gewaltiger Regen. Chryses aber war voll Unmuts und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm Chryses, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten samt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

Bald danach verfiel Chryses in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

„Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist!“

A. Krummacher.

60. Brief Hebels an sein Patchen.

(Bei Übersendung des „rheinländischen Hausfreundes.“)

Gieb acht, Mägdlein, und erschrick nicht vor dem rheinländischen Hausfreund. Denn wenn ich die Larve vor Dir abziehe — sieh, ich zieh' sie ab —, so steht Dein eigener Hausfreund und Pate vor Dir, der Dir ein goldenes Büchlein schenkt, aber das wahre Gold ist inwendig, zwar mit viel Kupfer legiert, etwa 4karätig.

Wenn Du nun bereits so gut lesen kannst, als Deine Mutter der Spinnerei vorzustehn und Dein Pate der Wahrheit zu Hilfe zu kommen

Digitized by Google

weiß, wo sie es braucht: so setze Dich fromm zu Deiner Mutter und lies ihr aus dem Büchlein vor — das Papier wird Dir die Augen nicht verblenden, dafür hat ein anderer gesorgt — und laß Dich von Deiner Mutter belehren, wie alles darauf abgesehen ist, Dich fröhlich und fromm zu machen. Du könntest mir einen großen Dienst damit erweisen. Zu seiner Zeit wirst Du auch Deine jüngeren Geschwisterlein daraus unterrichten, Du bist alsdann die Priorin im Klösterlein.

Der liebe Gott halte es gut mit Dir und wickle Dich in gute Tage ein.

Genehmige den Ausdruck meiner herzlichen Liebe, mit welcher ich stets bin

Dein treuer Pate

1811. J. P. Hebel.

61. Der Bescheid des Thorschreibers.

Vor dreißig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt, auf einen Stab gestützt, an dem Thore einer Residenz an. Der Thorschreiber sah aus seiner niedrigen Wachtstube heraus und rief ihn an: „Woher, Alter?“ — „Drüben vom Walde her“, antwortete der Bauer. — „Wo geht denn Euer Weg hin?“ fragte der Thorschreiber weiter. — „Nicht weiter, als hierher“, war des Bauern Antwort. — „Und was habt Ihr denn hier zu schaffen?“ „Ach!“ erwiderte der Alte mit einem tiefen Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein bißchen Hab' und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in Ruhe zu verleben. Der älteste bekam die Grundstücke, Haus und Hof, Acker und Wiesen; er verglich sich mit seinen Brüdern und versprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen andern Söhnen finde ich auch keine Hilfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürstliche Regierung wenden.“

„Aber sagt mir doch“, fragte der Thorschreiber, „wie alt seid Ihr denn eigentlich?“ — „Großer Gott!“ entgegnete der Bauer, „ich bin nun drei und siebzig Jahr alt.“ — „Nun“, sagte der vorwitzige Thorschreiber, „da kann ich Euch den Bescheid selbst geben, und ihr braucht Euch nicht erst an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift steht: „Unser Leben währet siebenzig Jahr. Da habt Ihr schon drei Jahre zu viel gelebt!“

Der Alte sah den Thorschreiber erschrocken an. „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre; unser Herr Gott wird mir ja gnädig sein und mich bald zu sich nehmen!“ sagte er endlich wehmütig und setzte sich auf einen Stein vorm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat unser Herr Gott auch bald zu sich genommen; auf dem Steine aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt. J. H. Campe.

Digitized by Google

62. Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf dem natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern, daß er als Tagelöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich soviel brauchte! Mir muß ein Drittel davon genügen, mit einem Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapitalien an." Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein andrer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu sein, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohne ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greise sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus und befahl seinem zehn-

Digitized by Google

jährigen Kinde, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eins dieser Tücher in einem Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eins davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bei seiner Rückkunft. „Zur Aushilfe für die Zukunft“, erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater, auch einmal in das Spital schicken werde!“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe.

P. Hebel.

63. Der Jude von Livorno.

Zu Livorno in Italien lebte ein reicher Jude, namens Franchetti. Dem war ein Kaufmann in Marseille dreimal hundert tausend Franken schuldig, und weil derselbe nicht wußte, wie er das Geld und noch mehrere andere Schulden bezahlen sollte, so machte er sich plötzlich davon und sagte keinem Menschen, wohin er ging, nicht einmal seiner Frau und seinen Kindern. Die Gläubiger in Marseille machten sich sogleich an das vorhandene Vermögen, teilten es unter sich, und als der Jude von Livorno, der es zu spät erfahren hatte, ankam, da war nichts mehr übrig, als — die kranke Frau und ihre vier Kinder, denen man nicht einmal ein Messer gelassen hatte, um sich einen Bettelstab abzuschneiden. „Ist sonst nichts mehr da“, spricht der Jude, „so muß ich wohl nehmen, was übrig ist“, — nimmt die Familie mit sich nach Livorno, und seine Ladendiener mögen sich nicht wenig gewundert haben, wie er, statt der dreimal hundert tausend Franken, fünf Menschen ausgepackt hat. Was er mit dem Gelde gethan hätte, thut er auch mit der Familie; er bringt sie gut unter und sorgt für sie angelegentlich.

Eins nur macht ihm Kummer. — So oft er nachher zur Familie kommt, findet er sie betrübt und weinend über den verschwundenen Vater. Vor einigen Wochen nun hat er in die Zeitungen einrücken lassen, er brauche einen Handlungsdiener und wünsche dazu den verschwundenen Kaufmann aus Marseille; wenn er noch lebe, so möge er schnell kommen.

Wenn dem günstigen Leser etwa der Kaufmann irgendwo aufstößt, so wird er gebeten, ihm die Nachricht mitzuteilen und uns zu melden, was der Kaufmann für ein Gesicht dazu gemacht hat.

Zeitschrift.

64. Der Streit um die Wiese.

Von zwei alten Schweizern wird erzählt, daß sie einen Streit um eine Wiese hatten. Jeder glaubt ein gutes Recht an dieselbe zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte ihm: „Ich habe die Richter zusammen kommen lassen. Wir waren beide nicht gelehrt genug, unsere Sache ins Reine zu bringen. Komm morgen mit vor Gericht!“ Der andere antwortete: „Ich kann morgen nicht, ich habe mein Heu

Digitized by Google

gemähet; es muß eingebracht werden." Nach einigem Besinnen fügte derselbe hinzu: „Geh du doch allein, sage den Richtern deine und meine Gründe, und laß sie dann entscheiden." Der andere nahm es an, ging, führte beide Sachen in schlichter Wahrheit, kam am Abend wieder, trat bei dem Widersacher ein und verkündete ihm: „Die Richter haben für dich entschieden. Gottlob, daß unser Hader aus ist." Fr. Ahlfeld.

65. Zum siebenten Gebot.

Im siebenjährigen Kriege pochte ein Rittmeister an das Fenster eines armen Häuschens und rief den Wirt. Ein Greis mit schneeweißem Haare trat heraus. Der Rittmeister verlangte, der Alte sollte ihn auf sein Feld führen, wo er mit seiner Schwadron fouragieren könnte. Der Greis gehorchte, führte aber die Reiter weit hinaus. Als sie eine Strecke hin waren, kamen sie an ein schönes Gerstenfeld. „Hier ist, was wir suchen", sprach der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld!" entgegnete der Alte. Endlich zeigte er ihnen einen Acker. Sie mäheten, banden ein und machten sich auf den Rückweg. Jetzt sprach der Rittmeister: „Guter Vater, Ihr habt uns unnötiger Weise weiter marschieren lassen; das erste Feld war besser als dieses!" — „Das kann wohl sein", versetzte der Greis, „aber es gehörte nicht mir." — Das heißt, seines Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

Fr. Ahlfeld.

66. Ehrlichkeit eines Russen.

Eine in Petersburg lebende Engländerin, deren Tochter auf dem nahen Lustschlosse Zars-koje-Selo erzogen wurde, gab einem armen Landboten 500 Rubel, um sie der letzteren zu überbringen. Am andern Tage kam der Russe zurück, küßte der Dame die Hände und sagte: „Verzeihet, ich bin schuldig; ich habe Euer Geld verloren; auf welche Weise, begreife ich nicht, und trotz aller Nachforschungen hab' ich es nicht wiederfinden können. Verfahrt mit mir, wie Ihr wollt." Die Engländerin, welche den Armen nicht unglücklich machen wollte, schwieg, verschmerzte ihren Verlust und verlor den Menschen später ganz aus dem Gesichte. Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Da trat eines Tages der arme Landbote lächelnd und freudestrahlend ins Zimmer jener Dame und zählte die 500 Rubel, um die er sie durch seine Fahrlässigkeit gebracht hatte, auf den Tisch. Auf die Frage, wie er sie wiedererlangt, erzählte er, daß er sich alle Genüsse versagt und an seinem monatlichen Lohn so viel erspart habe, bis er endlich 300 Rubel zusammengebracht. Darauf habe er eine einträglichere Stelle erhalten und geheiratet. Auch seine Frau habe nun einen Teil ihrer Habseligkeiten geopfert, und so sei die Summe von 500 Rubeln vollzählig geworden, die er nun als eine sechsjährige, schwere Schuld zurückerstatte. Da der ehrliche Mann auf keine Weise zu bereden war, sein Geld wieder anzunehmen, so legte die Engländerin, der auch

Digitized by Google

Kopf und Herz auf der rechten Stelle saß, das Kapital auf Zinsen an als Mitgift für die kleine Tochter des Landboten, indem sie so des Kindes Glück auf des Vaters Ehrlichkeit gründete. G. Kohl.

67. Der Zahn und der Thaler.

Ein deutscher Prinz machte eine Reise mit seinem Vater und seinen Brüdern. Unterwegs bekommt er Zahnweh. Ein Wundarzt wird geholt und rät zum Ausziehen. Der Prinz erschrickt; aber da ihm sein Vater bei der Hand nimmt und ihm Mut einspricht, ist der Zahn ausgezogen, eh' er es gedacht hat. Zum Schmerzgeld wird ihm ein großer Thaler geschenkt. — Den Tag darauf kehren sie in einem armen Städtchen ein. Der kleine Prinz springt im Garten herum. Da kommt ein armer Mann und klagt ihm sein Leiden höchst beweglich. Da schenkt ihm der Prinz seinen Thaler. Nun kommen auch noch andere Arme, und der Prinz giebt einem jeden etwas, so lange sein Wochengeld reichte. Wie nun das alle war, kommt noch eine arme, blinde Frau, gebückt, mit einem Stocke, woran sie ein kleines Mädchen führt, und stellt dem Prinzen ihr Elend gar kläglich vor. — Der sucht und sucht; aber seine Taschen sind leer. Da sagt er der Frau, daß sie warten soll, läuft zu seinem älteren Bruder und bittet ihn um einen Thaler. — Der wundert sich und sagt: „Du hast ja einen." — „Ja, der ist fort." — „Aber wie willst du mich denn wieder bezahlen? Du bist mir so noch Geld schuldig." — Was wird nun wohl der kleine Prinz geantwortet haben? „Sei deshalb ohne Sorgen. Ich lass' mir morgen wieder einen Zahn ausreißen; da bekomm' ich gewiß wieder einen Thaler dafür."

Nun, und was that der ältere Prinz? — Ja, der schenkte ihm den Thaler.

Und der Zahn? — den wird er wohl behalten haben.

F. Jacobs.

68. Der arme Menrad.

Der aarem[1] Menrad hot de Gäse gehut.[2] Aber er hot so wenig Lohn krieht,[3] dar 'r[4] sich nit emol Schuh kafe[5] kunnt. Do hon em de Fieß aarig[6] gefror, dann[7] et war schunn spät im Heerebst[8], un det Weerer[9] war raulich,[10] et war naß un kalt. Da kam e Mann aus de Hecke, der war schunn e paarmol im Schlundes,[11] wel er gestuhl[12] hat. Der saht: „Mei Handwerik brenght meh in,[13] als deinet. Wenn de mit meer[14] gehst un meer helefst,[15] dann loose eich[16] deer naue[17] Schuh mache, un dann brauchste dich ach[18] nit meh so se[19] quäle, un brauchst ach nit meh bäärwes[20] se gehn." Awer der Bub saht: „Nä, eich will liewer bäärwes gehn un ehrlich bleiwe, als darich[21] reich sull wäre dorich[22]

1) arme. — 2) Ziegen (Geisen) gehütet. — 3) gekriegt. — 4) daß er. — 5) kaufen. — 6) arg. — 7) denn. — 8) Herbst. — 9) Wetter. — 10) rauh. — 11) Gefängnis. — 12) weil er gestohlen. — 13) bringt mehr ein. — 14) mir. — 15) hilfst. — 16) lasse ich dir. — 17) neue. — 18) auch. — 19) zu. — 20) barfuß (mit bloßen Füßen). — 21) als daß ich. — 22) durch.

Digitized by Google

Stehle un Betriehe.[1] Wäßt de nit,[2] dat Gott alles sieht un alles ant Dagslicht brengt? Dau bist doch schunn gewahr wor, dat Gott de Bes[3] bestroft. Eich will liewer mei Fieß mit Dreck besuble, as mei Hänn mit schleegte Date."[4] J. M. Firmenichs Völkerstimmen.

69. Friedrich der Große und sein Page.

Friedrichs Dienerschaft bestand nur aus wenigen Personen, da die Bedürfnisse seiner einfachen Lebensweise leicht befriedigt waren. Eines Abends, als der König nicht einschlafen konnte, klingelte er dem Pagen im Nebenzimmer. Da niemand erschien, so klingelte er noch einmal. Umsonst. Endlich stand Friedrich selbst auf, öffnete das Vorzimmer und fand seinen Pagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken; doch bemerkte er in diesem Augenblicke in der Rocktasche desselben ein beschriebenes Papier. Verwundert und neugierig zog er es hervor und las. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, welcher ungefähr Folgendes enthielt: sie danke ihrem Sohn für die Unterstützung, die er ihr übersandt und sich von seinem Gehalte erspart habe. Gott werde ihn dafür belohnen, und er solle diesem stets so getreu wie seinem Könige ergeben sein, dann werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. — Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle mit Dukaten und steckte sie mit dem Briefe wieder in die Tasche des ruhig fortschlummernden Edelknaben. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte. „Du hast wohl geschlafen?" fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit der einen Hand in die Tasche und ergriff betroffen die Rolle Ducaten. Er zog sie hervor, ward blaß und sah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist dir?" fragte der König. „Ach! Ew. Majestät", erwiderte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts!" — „Ei!" sagte der König, „wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und für sie sorgen werde." F. Kugler.

70. Der Bredil.

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine, oder linkshin über den Bredil und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan.

1) Betrügen. — 2) weißt du nicht. — 3) Böse. — 4) Thaten.

Digitized by Google

wohnen und die Völker wandeln, und da sie sehr schmeichlerisch ist, fanden sie bald großes Behagen an ihr. Ihr Baum aber fing an zu wachsen und lustig Blätter und Äste zu treiben und warf einen mächtigen Schatten, und in seinem Laube blühte es in so schönem Farbenspiel, daß es wohl des Blühens lohnte. Und da die Menschen den prächtigen Baum sahen, versammelten sie sich treuherzig um ihn und freuten sich seiner Kühle. Die meisten weilten immer dort, und die sonst über der Erde zerstreut waren, sagten's einer dem andern: wer herrlich und in Freuden leben wolle, müsse in den Schatten des Lügenbaums kommen. Als aber die Völker unter dem Baume versammelt waren, machte die Lüge ihnen vielerlei Lustbarkeiten und unterwies sie in ihrer Wissenschaft, und die Menschen waren sehr begierig, ihre Künste zu lernen, und auf diese Weise zog sie alle Völker der Erde an sich und lehrte den einen die schlichten, und den Gelehrten unter ihnen die erschrecklichen Lügen. Denn ihr müßt wissen, eine schlichte Lüge ist, wenn jemand zum andern sagt: „Mein Herr, ich werde dies und jenes für Euch thun", und denkt nicht daran es zu thun, und 's ist doppelt gelogen, wenn er Schwur und Eid und Unterpfand hinzufügt oder andere stellt, die für ihn bürgen, und doch, während er solche Zusicherungen giebt, schon bei sich ersonnen hat, wie alles dies in Lug und Trug ausgehen soll. Die schreckliche Lüge aber, die voll tödlichen Betruges, ist, wo einer um zu täuschen, heuchlerisch die Wahrheit spricht.

Solcher Weisheit nun besaß die Lüge so viel und wußte sie denjenigen, die an dem Schatten ihres Baumes Gefallen fanden, so trefflich beizubringen, daß diesen dadurch fast alles gelang, was sie nur wünschten, und keiner der Lehre fern bleiben mochte. — Denn so groß war die Sehnsucht der Völker nach diesem Schatten und dieser Lehre, daß sie der Lüge ganz zu Willen waren, der eine um des schönen Baumes, der andere um des Wissens willen. Und so war denn die Lüge hochgeehrt und gepriesen und von den Völkern umgeben, und wer sich ihr minder anschloß und weniger von ihren Künsten wußte, war unberühmt und achtete sich selbst gering.

Derweil aber die Lüge so im Glücke stand, lebte die Wahrheit kärglich und verachtet in der Erde Schoß, und kein Mensch auf der Welt wußte von ihr, niemand gedachte ihrer und mochte sie aufsuchen. Da sie nun nichts zu zehren fand, als jene Baumwurzeln, die nach dem Rat der Lüge auf ihr Teil gekommen, so mußte sie, aus Mangel anderer Nahrung, immer wieder an diesen Wurzeln nagen und beißen; und so mächtige Äste und breites Laub der Lügenbaum auch droben trug, und wie weithin er schattete, und wie reiche, schön gefärbte Blüten er trieb: bevor sie noch Früchte ansetzen konnten, waren unten die Wurzeln zerstört. Und als nun auch die letzte verzehrt war und die Lüge mit allen den Völkern, die bei ihr zur Lehre gingen, im Schutz ihres Baumes stand, faßte ein Sturmwind den Baum, und da er, ohne Wurzeln, leicht umzureißen war, stürzte er auf die Lüge und zerschmetterte sie und alle, die bei ihr waren. Wo aber der Stamm des Baumes gestanden, stieg die

Digitized by Google

verborgene Wahrheit empor, und als sie die Erde betrat, sah sie die Lüge und alle, die zu ihr gehalten, verloren und unglückselig, so viel sie auch von ihr gelernt und ihre Weisheit geübt hatten.

Aus dem Spanischen von J. v. Eichendorff.

55. Das Rotkehlchen.

Ein Rotkehlchen kam in der Strenge des Winters an das Fenster eines frommen Landmanns, als ob es gern hinein möchte. Da öffnete der Landmann sein Fenster und nahm das zutrauliche Tierchen freundlich in seine Wohnung. Nun pickte es die Brosamen und Krümchen auf, die von seinem Tische fielen. Auch hielten die Kinder des Landmanns das Vöglein lieb und wert. Aber als nun der Frühling wieder ins Land kam und die Gebüsche sich belaubten, da öffnete der Landmann sein Fenster, und der kleine Gast entfloh in das nahe Wäldchen und baute sein Nest und sang sein fröhliches Lied. Und siehe! als der Winter wiederkehrte, da kam das Rotkehlchen abermals in die Wohnung des Landmanns und hatte sein Weibchen mitgebracht. Der Landmann aber und seine Kinder freuten sich sehr, als die beiden Tierchen sahen, wie sie aus den klaren Augen zutraulich umherschauten. Und die Kinder sagten: „Die Vögelchen sehen uns an, als ob sie etwas sagen wollten."

Da antwortete der Vater: „Wenn sie reden könnten, so würden sie sagen: Freundliches Zutrauen erwecket Zutrauen, und Liebe erzeuget Gegenliebe!"

A. Krummacher.

56. Ein Gespenst.

Weiß wohl, lieber Leser, daß du nicht mehr an Gespenster glaubst, wie ich auch nicht. Es giebt aber ein Gespenst, das ich oft gesehen habe bei Leuten, die auf harten Bänken, und bei Leuten, die auf weichen Polstern sitzen. Ich habe es am hellen Tag, bei der einsamen Öllampe und beim Scheine von hundert Wachskerzen gesehen.

Du kennst die Sage, daß, wenn jemand gewaltsam umgebracht worden ist, sein Geist als Gespenst umwandle. Viele Menschen schlagen die Zeit gewaltsam tot durch Nichtsthun oder dadurch, daß sie etwas treiben, was nicht viel mehr als Nichtsthun ist, und da kommt denn das Gespenst der gemordeten Zeit, die Langeweile, und setzt sich den Mördern, wo sie sind, auf den Nacken; es macht kein Geräusch, es macht nur gähnen. Willst das Gespenst von dir bannen, muß du immer etwas Rechtes thun oder denken.

B. Auerbach.

57. Das Bild des Lebens.

Im Osten erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Widerscheine des Abendrots. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er!" sagte Alwin; „so sieht er nicht immer aus!" „Er ist in seiner Kindheit", erwiderte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen, und sein Licht wird zunehmen, bis er uns

Digitized by Google

die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken, und er wird sein Angesicht gleichsam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst!" sagte Theodor. „O ja", fiel Alwin ein; „ich weiß, was du sagen willst: Der Mensch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen." „Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?" fragte der Vater. „Diese weiß ich nicht zu deuten." „Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen", fuhr der Vater fort; „kein Leben ist noch so glänzend und heiter über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich." F. Jacobs.

58. Die drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls giebt es mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es schon am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch", sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet." Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn los ließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt; wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. G. v. Herder.

59. Die Stimme des Gerichts.

Ein reicher Mann, namens Chryses, gebot seinen Knechten, eine arme Witwe samt ihren Kindern aus einem seiner Häuser zu vertreiben, weil sie den jährlichen Zins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener

Digitized by Google

nun kamen, sprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht daß euer Herr sich unser erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten.“

Darauf ging die Witwe zu dem reichen Manne mit ihren vier Kindern, denn eins lag krank darnieder, und alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen. Chryses aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlet.“ Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat all' mein Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder fleheten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Chryses wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf ein Polster, um zu ruhen, wie er pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht an dem Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung; und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

Da hörte Chryses das Gelispel des Schilfes am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Witwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Danach horchte er auf das Rauschen des Stromes; und es deuchte ihn, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres, und er wälzte sich auf seinem Pfühle. Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähm' er die Stimme des Gerichts.

Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Witwe das Haus zu öffnen. Aber sie war samt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte, und fiel ein gewaltiger Regen. Chryses aber war voll Unmuts und wandelte umher.

Am andern Tage vernahm Chryses, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten samt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

Bald danach verfiel Chryses in eine Krankeit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

„Seid barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist!“

A. Krummacher.

60. Brief Hebels an sein Patchen.

(Bei Übersendung des „rheinländischen Hausfreundes.“)

Gieb acht, Mägdlein, und erschrick nicht vor dem rheinländischen Hausfreund. Denn wenn ich die Larve vor Dir abziehe — sieh, ich zieh' sie ab —, so steht Dein eigener Hausfreund und Pate vor Dir, der Dir ein goldenes Büchlein schenkt, aber das wahre Gold ist inwendig, zwar mit viel Kupfer legiert, etwa 4karätig.

Wenn Du nun bereits so gut lesen kannst, als Deine Mutter der Spinnerei vorzustehn und Dein Pate der Wahrheit zu Hilfe zu kommen

Digitized by Google

weiß, wo sie es braucht: so setze Dich fromm zu Deiner Mutter und lies ihr aus dem Büchlein vor — das Papier wird Dir die Augen nicht verblenden, dafür hat ein anderer gesorgt — und laß Dich von Deiner Mutter belehren, wie alles darauf abgesehen ist, Dich fröhlich und fromm zu machen. Du könntest mir einen großen Dienst damit erweisen. Zu seiner Zeit wirst Du auch Deine jüngeren Geschwisterlein daraus unterrichten, Du bist alsdann die Priorin im Klösterlein.

Der liebe Gott halte es gut mit Dir und wickle Dich in gute Tage ein.

Genehmige den Ausdruck meiner herzlichen Liebe, mit welcher ich stets bin

Dein treuer Pate

1811. J. P. Hebel.

61. Der Bescheid des Thorschreibers.

Vor dreißig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt, auf einen Stab gestützt, an dem Thore einer Residenz an. Der Thorschreiber sah aus seiner niedrigen Wachtstube heraus und rief ihn an: „Woher, Alter?“ — „Drüben vom Walde her“, antwortete der Bauer. — „Wo geht denn Euer Weg hin?“ fragte der Thorschreiber weiter. — „Nicht weiter, als hierher“, war des Bauern Antwort. — „Und was habt Ihr denn hier zu schaffen?“ „Ach!“ erwiderte der Alte mit einem tiefen Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein bißchen Hab' und Gut meinen sechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in Ruhe zu verleben. Der älteste bekam die Grundstücke, Haus und Hof, Acker und Wiesen; er verglich sich mit seinen Brüdern und versprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen andern Söhnen finde ich auch keine Hilfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürstliche Regierung wenden.“

„Aber sagt mir doch“, fragte der Thorschreiber, „wie alt seid Ihr denn eigentlich?“ — „Großer Gott!“ entgegnete der Bauer, „ich bin nun drei und siebzig Jahr alt.“ — „Nun“, sagte der vorwitzige Thorschreiber, „da kann ich Euch den Bescheid selbst geben, und ihr braucht Euch nicht erst an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift steht: „Unser Leben währet siebenzig Jahr. Da habt Ihr schon drei Jahre zu viel gelebt!“

Der Alte sah den Thorschreiber erschrocken an. „Ja, wenn's so ist, so thue ich wohl am besten, wenn ich umkehre; unser Herr Gott wird mir ja gnädig sein und mich bald zu sich nehmen!“ sagte er endlich wehmütig und setzte sich auf einen Stein vorm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat unser Herr Gott auch bald zu sich genommen; auf dem Steine aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt.

J. H. Campe.

Digitized by Google

62. Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder ebenso behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern; sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel. So wird es auf dem natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann bei dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern, daß er als Tagelöhner täglich um fünfzehn Kreuzer arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit fünfzehn Kreuzern auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrocke erwiderte ihm: „Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich soviel brauchte! Mir muß ein Drittel davon genügen, mit einem Dritteil zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ War das nicht artig gesagt und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein andrer ging mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu sein, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohne ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabging, war dem armen alten Greise sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf bloßem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die zwei schlechtesten, die er hatte, heraus und befahl seinem zehn-

Digitized by Google

jährigen Kinde, sie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eins dieser Tücher in einem Winkel verbarg und folglich dem Großvater nur eins davon brachte. „Warum hast du das gethan?“ fragte er den Jungen bei seiner Rückkunft. „Zur Aushilfe für die Zukunft“, erwiderte dieser kalt und bösherzig, „wenn ich Euch, o Vater, auch einmal in das Spital schicken werde!“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe. J. Hebel.

63. Der Jude von Livorno.

Zu Livorno in Italien lebte ein reicher Jude, namens Franchetti. Dem war ein Kaufmann in Marseille dreimal hundert tausend Franken schuldig, und weil derselbe nicht wußte, wie er das Geld und noch mehrere andere Schulden bezahlen sollte, so machte er sich plötzlich davon und sagte keinem Menschen, wohin er ging, nicht einmal seiner Frau und seinen Kindern. Die Gläubiger in Marseille machten sich sogleich an das vorhandene Vermögen, teilten es unter sich, und als der Jude von Livorno, der es zu spät erfahren hatte, ankam, da war nichts mehr übrig, als — die kranke Frau und ihre vier Kinder, denen man nicht einmal ein Messer gelassen hatte, um sich einen Bettelstab abzuschneiden. „Ist sonst nichts mehr da“, spricht der Jude, „so muß ich wohl nehmen, was übrig ist“, — nimmt die Familie mit sich nach Livorno, und seine Ladendiener mögen sich nicht wenig gewundert haben, wie er, statt der dreimal hundert tausend Franken, fünf Menschen ausgepackt hat. Was er mit dem Gelde gethan hätte, thut er auch mit der Familie: er bringt sie gut unter und sorgt für sie angelegentlich.

Eins nur macht ihm Kummer. — So oft er nachher zur Familie kommt, findet er sie betrübt und weinend über den verschwundenen Vater. Vor einigen Wochen nun hat er in die Zeitungen einrücken lassen, er brauche einen Handlungsdiener und wünsche dazu den verschwundenen Kaufmann aus Marseille; wenn er noch lebe, so möge er schnell kommen.

Wenn dem günstigen Leser etwa der Kaufmann irgendwo aufstößt, so wird er gebeten, ihm die Nachricht mitzuteilen und uns zu melden, was der Kaufmann für ein Gesicht dazu gemacht hat.

Zeitschrift.

64. Der Streit um die Wiese.

Von zwei alten Schweizern wird erzählt, daß sie einen Streit um eine Wiese hatten. Jeder glaubt ein gutes Recht an dieselbe zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte ihm: „Ich habe die Richter zusammen kommen lassen. Wir waren beide nicht gelehrt genug, unsere Sache ins Reine zu bringen. Komm morgen mit vor Gericht!“ Der andere antwortete: „Ich kann morgen nicht, ich habe mein Heu

Digitized by Google

gemähet; es muß eingebracht werden." Nach einigem Besinnen fügte derselbe hinzu: „Geh du doch allein, sage den Richtern deine und meine Gründe, und laß sie dann entscheiden." Der andere nahm es an, ging, führte beide Sachen in schlichter Wahrheit, kam am Abend wieder, trat bei dem Widersacher ein und verkündete ihm: „Die Richter haben für dich entschieden. Gottlob, daß unser Hader aus ist." Fr. Ahlfeld.

65. Zum siebenten Gebot.

Im siebenjährigen Kriege pochte ein Rittmeister an das Fenster eines armen Häuschens und rief den Wirt. Ein Greis mit schneeweißem Haare trat heraus. Der Rittmeister verlangte, der Alte sollte ihn auf sein Feld führen, wo er mit seiner Schwadron fouragieren könnte. Der Greis gehorchte, führte aber die Reiter weit hinaus. Als sie eine Strecke hin waren, kamen sie an ein schönes Gerstenfeld. „Hier ist, was wir suchen", sprach der Rittmeister. „Noch einen Augenblick Geduld!" entgegnete der Alte. Endlich zeigte er ihnen einen Acker. Sie mäheten, banden ein und machten sich auf den Rückweg. Jetzt sprach der Rittmeister: „Guter Vater, Ihr habt uns unnötiger Weise weiter marschieren lassen; das erste Feld war besser als dieses!" — „Das kann wohl sein", versetzte der Greis, „aber es gehörte nicht mir." — Das heißt, seines Nächsten Gut und Nahrung helfen bessern und behüten.

Fr. Ahlfeld.

66. Ehrlichkeit eines Russen.

Eine in Petersburg lebende Engländerin, deren Tochter auf dem nahen Lustschlosse Zars-koje-Selo erzogen wurde, gab einem armen Landboten 500 Rubel, um sie der letzteren zu überbringen. Am andern Tage kam der Russe zurück, küßte der Dame die Hände und sagte: „Verzeihet, ich bin schuldig; ich habe Euer Geld verloren; auf welche Weise, begreife ich nicht, und trotz aller Nachforschungen hab' ich es nicht wiederfinden können. Verfahrt mit mir, wie Ihr wollt." Die Engländerin, welche den Armen nicht unglücklich machen wollte, schwieg, verschmerzte ihren Verlust und verlor den Menschen später ganz aus dem Gesichte. Sechs Jahre waren seitdem vergangen. Da trat eines Tages der arme Landbote lächelnd und freudestrahlend ins Zimmer jener Dame und zählte die 500 Rubel, um die er sie durch seine Fahrlässigkeit gebracht hatte, auf den Tisch. Auf die Frage, wie er sie wiedererlangt, erzählte er, daß er sich alle Genüsse versagt und an seinem monatlichen Lohn so viel erspart habe, bis er endlich 300 Rubel zusammengebracht. Darauf habe er eine einträglichere Stelle erhalten und geheiratet. Auch seine Frau habe nun einen Teil ihrer Habseligkeiten geopfert, und so sei die Summe von 500 Rubeln vollzählig geworden, die er nun als eine sechsjährige, schwere Schuld zurückerstatte. Da der ehrliche Mann auf keine Weise zu bereden war, sein Geld wieder anzunehmen, so legte die Engländerin, der auch

Digitized by Google

Kopf und Herz auf der rechten Stelle saß, das Kapital auf Zinsen an als Mitgift für die kleine Tochter des Landboten, indem sie so des Kindes Glück auf des Vaters Ehrlichkeit gründete. G. Kohl.

67. Der Zahn und der Thaler.

Ein deutscher Prinz machte eine Reise mit seinem Vater und seinen Brüdern. Unterwegs bekommt er Zahnweh. Ein Wundarzt wird geholt und rät zum Ausziehen. Der Prinz erschrickt; aber da ihm sein Vater bei der Hand nimmt und ihm Mut einspricht, ist der Zahn ausgezogen, eh' er es gedacht hat. Zum Schmerzgeld wird ihm ein großer Thaler geschenkt. — Den Tag darauf kehren sie in einem armen Städtchen ein. Der kleine Prinz springt im Garten herum. Da kommt ein armer Mann und klagt ihm sein Leiden höchst beweglich. Da schenkt ihm der Prinz seinen Thaler. Nun kommen auch noch andere Arme, und der Prinz giebt einem jeden etwas, so lange sein Wochengeld reichte. Wie nun das alle war, kommt noch eine arme, blinde Frau, gebückt, mit einem Stocke, woran sie ein kleines Mädchen führt, und stellt dem Prinzen ihr Elend gar kläglich vor. — Der sucht und sucht; aber seine Taschen sind leer. Da sagt er der Frau, daß sie warten soll, läuft zu seinem älteren Bruder und bittet ihn um einen Thaler. — Der wundert sich und sagt: „Du hast ja einen." — „Ja, der ist fort." — „Aber wie willst du mich denn wieder bezahlen? Du bist mir so noch Geld schuldig." — Was wird nun wohl der kleine Prinz geantwortet haben? „Sei deshalb ohne Sorgen. Ich lass' mir morgen wieder einen Zahn ausreißen; da bekomm' ich gewiß wieder einen Thaler dafür."

Nun, und was that der ältere Prinz? — Ja, der schenkte ihm den Thaler.

Und der Zahn? — den wird er wohl behalten haben.

F. Jacobs.

68. Der arme Menrad.

Der aarem[1] Menrad hot de Gäse gehut.[2] Aber er hot so wenig Lohn krieht,[3] dar 'r[4] sich nit emol Schuh kafe[5] kunnt. Do hon em de Fieß aarig[6] gefror, dann[7] et war schunn spät im Heerebst[8], un det Weerer[9] war raulich,[10] et war naß un kalt. Da kam e Mann aus de Hecke, der war schunn e paarmol im Schlundes,[11] wel er gestuhl[12] hat. Der saht: „Mei Handwerik brenght meh in,[13] als deinet. Wenn de mit meer[14] gehst un meer helefst,[15] dann loose eich[16] deer naue[17] Schuh mache, un dann brauchste dich ach[18] nit meh so se[19] quäle, un brauchst ach nit meh bäärwes[20] se gehn." Awer der Bub saht: „Nä, eich will liewer bäärwes gehn un ehrlich bleiwe, als darich[21] reich sull wäre dorich[22]

1) arme. — 2) Ziegen (Geisen) gehütet. — 3) gekriegt. — 4) daß er. — 5) kaufen. — 6) arg. — 7) denn. — 8) Herbst. — 9) Wetter. — 10) rauh. — 11) Gefängnis. — 12) weil er gestohlen. — 13) bringt mehr ein. — 14) mir. — 15) hilfst. — 16) lasse ich dir. — 17) neue. — 18) auch. — 19) zu. — 20) barfuß (mit bloßen Füßen). — 21) als daß ich. — 22) durch.

Digitized by Google

Stehle un Betriehe.[1] Wäßt de nit,[2] dat Gott alles sieht un alles ant Dagslicht brengt? Dau bist doch schunn gewahr wor, dat Gott de Bes[3] bestrost. Eich will liewer mei Fieß mit Dreck besudle, as mei Hänn mit schleegte Date."[4] J. M. Firmenichs Völkerstimmen.

69. Friedrich der Große und sein Page.

Friedrichs Dienerschaft bestand nur aus wenigen Personen, da die Bedürfnisse seiner einfachen Lebensweise leicht befriedigt waren. Eines Abends, als der König nicht einschlafen konnte, klingelte er dem Pagen im Nebenzimmer. Da niemand erschien, so klingelte er noch einmal. Umsonst. Endlich stand Friedrich selbst auf, öffnete das Vorzimmer und fand seinen Pagen auf einem Stuhle eingeschlafen. Er ging auf ihn zu und wollte ihn aufwecken; doch bemerkte er in diesem Augenblicke in der Rocktasche desselben ein beschriebenes Papier. Verwundert und neugierig zog er es hervor und las. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, welcher ungefähr Folgendes enthielt: sie danke ihrem Sohn für die Unterstützung, die er ihr übersandt und sich von seinem Gehalte erspart habe. Gott werde ihn dafür belohnen, und er solle diesem stets so getreu wie seinem Könige ergeben sein, dann werde er Segen haben, und sein irdisches Glück werde ihm gewiß nicht fehlen. — Der König ging leise in sein Zimmer zurück, holte eine Rolle mit Dukaten und steckte sie mit dem Briefe wieder in die Tasche des ruhig fortschlummernden Edelknaben. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte. „Du hast wohl geschlafen?" fragte der König. Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit der einen Hand in die Tasche und ergriff betroffen die Rolle Ducaten. Er zog sie hervor, ward blaß und sah den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. „Was ist dir?" fragte der König. „Ach! Ew. Majestät", erwiderte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, „man will mich unglücklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts!" — „Ei!" sagte der König, „wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schick's nur deiner Mutter, grüße sie und versichere ihr, daß ich für dich und für sie sorgen werde." F. Kugler.

70. Der Bredil.

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichen Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Ponteba und Udine, oder linkshin über den Bredil und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzteren Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde an seinem Wagen ausgespannt und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan.

1) Betrügen. — 2) weißt du nicht. — 3) Böse. — 4) Thaten.

Digitized by Google

Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeug sonderbar aus und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredil nicht förderlicher hinanzuschleichen, als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennassen Felsenstücke. Das ging dem Erzähler zu langsam, und er wandelte, der schönen Straße nach, zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der karnischen Alpen. Ein kleiner, tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein saftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Über die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Wasser in reicher Fülle und sammelt sich in dem Bette des Isonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen „die Klause" bekannt sind.

In den Sonnenstrahlen, welche über die Trümmer der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an diese Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen vorausgegangen war, als sie am Wirtshause auf der Scheideck des Berges anhielten, um die Rosse ein halbes Stündlein verschnaufen zu lassen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts Besseres zu thun, als zu warten, und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärntner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute, und so teilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal", erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläuften der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meine Wagen stehen zu lassen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General Halt machen und die Österreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit nein und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten sie, einen Obersten voran, in die bedeckte, finstere Brücke, die über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause führte. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb durchgehauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in der dunkeln Wölbung des Ganges nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und Hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in jäher Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo

Digitized by Google

aus seinem Schlunde heraus und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Mäuse hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärtner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuß und fluchte, lugte mit seinem Fernrohr umher, parlierte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wandte sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter euch einen Weg weiß, auf dem man den Österreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten.“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräter machte und ging. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern in Marsch.

Indes arbeiteten die Österreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter, wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum drittenmale. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin alles totenstille, wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrat der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe wert, sich in der ausgebrannten, leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschierten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Österreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Berges zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischariot wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, stunden bald etliche Hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schossen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen.

Ich stund — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun — nicht sehr weit von der Schanze auf einem Felsen und konnte mitten hinein sehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten den Feinden nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dies merkten die Franzosen und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und stellte sich damit an einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den Pulverkarren. Indes erstiegen die Franzosen den

Digitized by Google

Wall und fingen an, die wenigen Verteidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen. — Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam heraufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackern Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf an der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz, wie in der Schmelzhütte von Bleiberg, und so leer, wie vorhin, als Sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße hinübergeworfen."

„Nun, und der Judas, der Verräter?" fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstand und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und der Schanze aus sei.

„Der", antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärntner Lande hat er sich nicht mehr blicken lassen. Es wird bei ihm, wie bei Kain geheißen haben: Die Stimme von deiner Brüder Blut schreiet zu mir von der Erde. Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden!" K. Stöber.

71. Michael Mort.

Im Jahre 1279 war zwischen Erzbischof Werner von Mainz und dem Grafen Johann von Spanheim ein Krieg entstanden. Der Bruder des letzteren, Graf Heinrich, hatte sich zum Lehns- und Burgmann des Erzbischofs erklärt und ihm Burg Vökelnheim ohne Zustimmung des ältern Grafen verkauft. Bei Spendlingen, nahe bei Kreuznach, kam es zu einem hitzigen Gefecht.

Da war ein Schlächter von Kreuznach, namens Michael Mort, ein tapferer und kühner Mann, der so herrlich für seinen Grafen stritt, daß er, wie ein zweiter Makkabäer, sich ewiges Lob bei der Nachwelt erworben. Der Graf von Spanheim, der trotz eines lahmen Fußes tapfer focht, wurde von der Überzahl der Feinde umringt und gefangen. Als Michael Mort dies sah, stürzte er mit den übrigen Kreuznacher Fleischern in die Feinde und befreite den Grafen, den sein schnelles Pferd aus dem Getümmel rettete. Von allen Seiten bedrängt, schwang Mort so wütend sein Schwert rechts und links, daß er allein mehr als zwanzig tötete und sich mitten durch die geharnischten Reiter des Erzbischofs seinen Weg bahnte. Endlich stürzte er von der Menge überwältigt, an den Füßen verwundet zu Boden, sammelte aber seine Kräfte von neuem, hieb knieend mit dem Schwerte um sich, schlug noch fünf danieder und verwundete verschiedene andere. Zuletzt, als ihm niemand mehr half und die von seiner Partei geflohen waren, unterlag er rühmlich der Gewalt.

Zum Andenken dieser That wurde ihm an der Stelle seines Todes ein Denkstein mit seinem ausgehauenen Bildnis gesetzt. Die Kreuznacher

Digitized by Google

Fleischer aber erhielten ein eigentümliches Privilegium für ihre Großthaten und zur Erinnerung, daß Michael Mort einer aus ihrer Zunft gewesen.

Der Denkstein wurde zwar im Jahre 1568 umgestürzt, doch das Andenken an Michael Mort bleibt ewig. Noch heutzutage heißt das Feld, wo er den Heldentod gelitten, das Michael-Mort-Feld.[1]

J. v. Hormayr.

72. Norwegischer Soldatensinn.

Ein sehr strenger norwegischer Kapitän war nichtsdestoweniger von seinen Soldaten sehr geliebt. Bei diesem Kapitän erschien eines Tages eine Gesandtschaft seiner Kompagnie. „Kapitän", sagte der Sprecher, „wir haben gehört, daß du eine Erbschaft gemacht hast; warum trittst du sie nicht an?" „Weil ich, um in ihren Besitz zu gelangen, einen kostspieligen Prozeß führen müßte und die Mittel dazu nicht besitze", erwiderte der Kapitän, der einige nähere Erklärungen hinzufügte. „Und wie viel Geld glaubst du nötig zu haben?" fragten die Abgesandten. Der Hauptmann nannte eine nicht unbedeutende Summe, und die Soldaten kehrten zu ihren versammelten Kameraden zurück. Nach einiger Zeit erschienen sie wieder und brachten einen Geldsack mit. „Kapitän", sagten sie, „die Kompagnie hat beschlossen, dir zu deinem Erbe zu helfen. Du bist ein strenger, aber ein gerechter Mann, und wir lieben dich. Du sagst, du habest niemanden, der dir Geld vorstrecke zu deinem Prozeß; du hast aber uns. Wir haben diese Summe zusammengeschossen; hier ist sie, nimm sie, und gelange damit zu deinem Recht." Der überraschte und gerührte Offizier wollte es abweisen, weil er im Falle des Mißlingens das Geld nicht erstatten könne; aber die Soldaten ließen es nicht zu. „Verlierst du", sagten sie, „so verlieren wir deinen Prozeß; gewinnst du, so giebst du uns unsern Vorschuß wieder." Der Kapitän gab nach, gewann und zahlte dankbar seinen Soldaten zurück, was sie ihm geliehen.

Th. Mügge.

73. Norwegische Treuherzigkeit.

In Norwegen ist es ein Gesetz, daß alljährlich von den Bewohnern des ganzen Landes Sendboten nach der Hauptstadt geschickt werden, um dort mit dem Könige über des Reiches Wohl und Notdurft einen Landtag oder Storthing zu halten. Da kommen nun aus den fernsten Gegenden die norwegischen Ratmänner zusammen, und gar mancher Bauer oder Bergjäger mit seinem selbstgesponnenen, altväterischen Rocke, mit schlichtem Haar und rauher, schwieliger Hand sitzt mit im Gericht und giebt ein rechtschaffenes Wort dazu. Einst, nach beendigtem Reichstag, bat der König Karl Johann die Abgesandten zu Gast, und darunter war auch ein solcher derber, gerader Mann aus den Bergen. Der aber antwortete dem Könige, als dieser selber ihn zum Mahle lud: „Nimm es nicht

1) Der Dichter und Maler Müller aus Kreuznach (1750—1825) hat diesen weniger bekannten Winkelried besungen.

Digitized by Google

übel, Herr König, heute kann ich nicht bei dir essen, weil ein anderer guter Freund mich schon eingeladen hat; aber wenn du willst, werde ich morgen zu dir kommen!" Da wurden die feinen Hofleute starr vor Schrecken über das grobe Bauernwort. Karl Johann aber war ein rechter König, er erkannte das getreue Herz seines Norwegers und ließ sich den Vorschlag gefallen. Und des andern Tages saß der Storthingmann vom Gebirge an König Johanns Tische. Nacherzählt.

74. Topphalten.[1]

König Friedrich der Dritte von Dänemark hielt sich einmal einige Zeit in Rendsburg auf und machte von dort aus kleine Reisen nach den Städten und Rittergütern in Holstein. Einmal war er nun auf einer dieser Reisen nur von einem alten Offizier und einem Bedienten begleitet, er hatte aus dem Dorfe Westerrönfeld Vorspannpferde genommen, und ein großer Junge von dort war dabei als Kutscher. Als sie nun auf den alten Hansberg, der auch die Twieberge genannt wird, zwischen Rendsburg und Jevestede kamen, gab der Bediente dem Jungen Prügel, weil er zu langsam fuhr. Und gleich darauf gab er ihm abermals eine Tracht. Da sprang der Junge vom Pferde und lief über den Wall in die Koppel.[2] Der König kam dadurch in große Verlegenheit, denn der Bediente konnte nicht fahren und er selber auch nicht und der alte General auch nicht: also mußten sie da auf dem Wege halten. Da gaben sie dem Jungen gute Worte und versprachen ihm, daß ihm ferner kein Leid geschehen sollte. Aber der lachte und sagte: „Föert ji man sölben, ek well my ni schlagen laten." („Fahrt Ihr nur selber, ich will mich nicht schlagen lassen.") Da stieg der König selber aus dem Wagen, ging ihm entgegen und wiederholte seine Bitte. Da antwortete er: „Wenn du my verspräken wullt, dat de Keerl, den du by best, my ni wedder schlaen schal, so well ek wedder kamen; üm dat ek seker bön, so schast du my awer Topp holen." („Wenn du mir versprechen willst, daß der Kerl, den du bei dir hast, mich nicht wieder schlagen soll, so will ich wieder kommen; aber damit ich sicher bin, so sollst du mir den Daumen halten.") Nun mußte der König da auf dem alten Hansberge den Daumen in die Höhe halten, denn das heißt Topphalten und ist so viel als ein Eidschwur. Und darauf ging der Junge erst wieder zu den Pferden, und sie fuhren weiter.

K. Müllenhoff.

75. Einer oder der andere.

Es ist nichts lieblicher, als wenn bisweilen gekrönte Häupter sich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablassen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, sei es auch nur zu einem gutmütigen Spaß.

1) Es heißt eigentlich Doppholen, Dopphalten; Dopp ist die Finger-, namentlich die Daumenspitze. — 2) Koppel (copula) = buschumhegtes Weide- oder Ackerland.

Digitized by Google

Zu König Heinrich des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt gesellt sich zu ihm ein anderer, gar stattlicher Reiter, welches der König war, und sein kleines Gefolge blieb absichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?“ — „Da und da her.“ — „Ihr habt wohl Geschäfte zu Paris?“ — „Das und das, auch möchte ich gern unsern guten König einmal sehen, der so väterlich sein Volk liebt.“ — Da lächelte der König und sagte: „Dazu kann Euch heute Gelegenheit werden.“ — „Aber wenn ich auch nur wüßte, welcher es ist unter den vielen, wenn ich ihn sehe!“ — Der König sagte: „Dafür ist Rat. Ihr dürft nur achtgeben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behält, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblößen.“ — Also ritten sie mit einander in Paris ein, und zwar das Bäuerlein hübsch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen: was die liebe Einfalt Ungeschicktes thun kann, sei es gute Meinung oder Zufall, das thut sie. Aber ein gerader und unverkünstelter Bauersmann, was er thut und sagt, das thut und sagt er mit ganzer Seele, und sieht nicht um sich, was geschieht, wenn's ihn nicht angeht. Also gab auch der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten und alle Straßen mit Leuten sich füllten und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, ging ihm ein Licht auf. „Herr!“ sagte er und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seid Ihr der König oder ich bin's! Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf.“ Da lächelte der König und sagte: „Ich bin's. Wenn Ihr Euer Rößlein eingestellt und Eure Geschäfte besorgt habt“, sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will Euch alsdann mit einem Mittagssüpplein aufwarten und Euch auch meinen Ludwig zeigen.“

Von dieser Geschichte rührt das Sprichwort her, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seid Ihr der König oder der Bauer?“

P. Hebel.

76. Herzog und Schneider.

Der Herzog Ernst der Zweite zu Sachsen-Gotha und Altenburg machte öfters Reisen nach England; von einer derselben wird folgendes Abenteuer erzählt.

Der Herzog wußte, daß sein Generalsuperintendent Storch einen Bruder in London hatte, welcher Schneider war, und er ließ jenen deshalb fragen, ob er etwas an den Bruder in England mitzugeben hätte, er würde es gern besorgen. Der Superintendent benutzte die leutselige Aufforderung und übersandte einen Brief nebst einem kleinen Päckchen. Einige Tage nach seiner Ankunft in London gedachte der Herzog, der am königlichen Hofe als naher Verwandter sehr beansprucht worden war, des

Digitized by Google

mitgenommenen Briefes und schickte ihn samt dem Päckchen an den Schneidermeister Storch mit einem freundlichen Gruße. Der Schneider, hoch erfreut, ließ durch den Kammerdiener beim Herzog anfragen, ob er ihm nicht die Aufwartung machen und seinem ehemaligen Landesherrn mündlich für die erwiesene Gnade danken dürfe. Dem Manne eine leere Audienz zu geben dünkte den Herzog doch seltsam, und so fiel seine Gutmütigkeit auf den Ausweg, sich bei ihm einen Anzug zu bestellen. Der Schneider ward beschieden.

Zur bestimmten Stunde fuhr eine schöne Equipage vor dem Hotel des Herzogs auf, ein Livreebedienter öffnete den Schlag, ein sehr eleganter Herr stieg aus, und es wurde dem Herzoge, der alles vom Fenster aus gesehen hatte, der zum Maßnehmen entbotene Schneider gemeldet. Verwundert ließ der Herzog ihn eintreten und sah sich von einem feinen Manne mit ungezwungenem Anstande ehrfurchtsvoll begrüßt, der sich ihm als den Bruder des Generalsuperintendenten Storch vorstellte. Die ganze Erscheinung gefiel dem Fürsten, er knüpfte ein Gespräch an und erkannte bald, daß er einen geistig gebildeten Mann vor sich habe. Nach längerer Unterhaltung kam der Herzog auf seine Bestellung und wollte das Maß nehmen lassen. „Das ist bereits geschehen!“ erwiderte der Schneider. „Wie so?“ fragte der Herzog betroffen. „Ich habe Ew. Durchlaucht Gestalt mit angesehen“, versetzte der Meister, „und mehr bedarf es nicht; ich hafte dafür, daß alles aufs beste passen soll“, und hierbei entfernte er sich mit ehrerbietiger Bescheidenheit. Das war dem Herzoge noch nicht vorgekommen; aber er erstaunte noch mehr, als am folgenden Morgen der Schneider mit dem fertigen Anzuge vor ihm stand und alles so paßte, als ob es auf seinen Leib gemacht wäre. „Wie ist es möglich“, rief der Herzog aus, „daß Sie mit dem Anzuge schon fertig sind?“ — „Wenn Ew. Durchlaucht mir die Ehre erweisen wollen, mein Etablissement zu besichtigen, so werden Sie sich bald überzeugen, wie es möglich ist. Ich treibe mein Geschäft fabrikmäßig; jeder meiner Arbeiter hat seine bestimmte Aufgabe, und so geht das Werk schnell aus einer Hand in die andere. Vielleicht ist es Ew. Durchlaucht nicht unangenehm, eine solche Einrichtung kennen zu lernen.“ Neugierig nahm der Herzog für den folgenden Tag die Einladung an und ward fast bis zur Verlegenheit überrascht, als der Meister ihn daneben zum Mittagsmahl einlud, indem er versicherte, daß Seine Durchlaucht eine nicht unwürdige Gesellschaft finden werde.

Um die bestimmte Zeit fuhr der Herzog vor der Schneiderwerkstätte, einem ansehnlichen Gebäude, vor und wurde vom Schneider ehrerbietig empfangen. Dieser führte ihn zuerst in die reiche Tuchniederlage und dann in die großen mit Arbeitern gefüllten Räume, von denen jeder nur zu einem besonderen Teile einer Kleidung bestimmt war. Der Herzog bewunderte die sinnreiche Einrichtung, nach welcher ein Rock, in seiner Gegenwart zugeschnitten, durch die verschiedenen Säle wanderte und im letzten nach einigen Stunden, die er im Etablissement verweilte, ihm als fertiges Kleid vorgelegt wurde. Als die Stunde der Tafel gekommen war, führte Storch seinen hohen Gast über den Hof, einen großen mit den

Digitized by Google

seltensten Blumen und Sträuchern geschmückten Rasenplatz (Bowling green), und von da in ein zweites schönes Haus. Flur und Treppe waren mit kostbaren Teppichen belegt, und der Herzog trat in eine Reihe geschmackvoll ausgestatteter Zimmer, wo er eine Gesellschaft von Personen fand, die er meist kannte, weil er sie mit einem Besuche beehrt hatte: die angesehensten Staatsmänner und Gelehrten; — aber auch einige Mitglieder der Schneiderinnung waren zugegen, die jedoch im Äußern wie in ihrem ganzen Betragen von den übrigen Gästen nicht zu unterscheiden waren. — Der Herzog kehrte noch voll von der freudigen Überraschung heim und wurde später auch als Ehrenmitglied in die Londoner Schneiderzunft aufgenommen.

L. Storch.

77. Die Auswanderer.

Es ist doch etwas um die Heimat, und man braucht nicht gerade ein Schweizer zu sein, um sie lieb zu haben. Ich möchte mein liebes Vaterland gegen kein anderes Land vertauschen. Da ist die heimatliche Sprache, die Landessitte, die Lebensart, da sind die alten Berge oder Hügel, die ich von Kindheit auf kenne, die Flüsse, Wiesen und Wälder, die Jugendfreunde und das Elternhaus, die Kirche und der Kirchhof: lauter Dinge, die eine Anziehungskraft auf mein Herz ausüben, und die ich nicht so leicht daran geben könnte. Freilich ist die ganze Erde des Herrn, und vom Michigan-See in Nordamerika ist's nicht weiter zu ihm, als von dem Quell in unserm Hausgärtchen, und eben so nahe in den Himmel; aber die Anordnung, daß ein Volk da, das andere dort wohnen soll, ist eben auch von Gott, und die Pflanzen gedeihen doch in der Regel am besten da, wo sie zu Hause sind. Dennoch ziehen jährlich so viele hundert Menschen, von eingebildeter oder wirklicher Not getrieben, ihre eigene Wurzel aus dem vaterländischen Boden und verpflanzen sie in ein fremdes, fernes Erdreich; — es mag bei manchen schmerzlich genug gehen! Sonderbar, daß die Leute vom platten Lande viel weniger am Heimweh zu leiden haben, als die Bewohner hoher Gebirge; es ist, wie wenn die großen, mächtigen Gebirgsmassen eine stärkere magnetische Anziehung hätten. Wurde doch einmal ein ganzes Regiment hochschottischer Soldaten, das in Indien stand, eigentlich krank vor Heimweh, als man ihm eine alte traute schottische Melodie vorspielte. Und von dem Schweizer sagt der holländische Dichter Rhynvis Feith:

„In welches Land ihn auch geführt des Schicksals Lauf;
Sing' ihm sein Alpenlied, so wacht sein Heimweh auf."

Und gerade aus diesen beiden Ländern, Schottland und Süddeutschland, müssen so viele in die Fremde wandern, um dort ihr Brot zu suchen, das ihnen der felsenreiche Boden der Heimat nicht hinlänglich gewähren kann. Von einer solchen Familie berichte ich heute nach der Erzählung eines schottischen Freundes.

„Ich begleitete", sagte derselbe, „im vorigen Jahre einige Freunde an Bord des schönen Schiffes Henry Douglas, das nach den britischen

Digitized by Google

Kolonieen in Nordamerika bestimmt war. Unter anderen Passagieren fand ich auch den Adam Haliday, einen armen Pächter, der sein Pachtgut verloren, und den ich in meiner Jugend genau gekannt hatte. Er hatte eine Frau und neun Kinder; weil aber sein Geldvorrat nicht zureichte, um für alle die Überfahrt zu bezahlen, so sah er sich genötigt, seine zwei ältesten Söhne zurückzulassen, bis sie sich selbst so viel durch Arbeit erworben hätten, um ihm nachzufolgen. Ein alter Hausierer, Simeon Ainslie genannt, der bei dieser Gelegenheit seine wohlfeilen Waren an den Mann zu bringen suchte, war auch da. Er und der Kapitän und Herr Nicholson, der Eigenthümer des Schiffs, und ich und einige andere standen um den Vater und die Söhne her und hörten folgendem Abschiedsgespräche zu:

„Jetzt, Adam, mein Sohn, mußt du dich zusammennehmen und dich nicht wie ein Weib gebärden und grämen. Ich kann's nicht leiden, wenn ich die Thränen über deine männlichen Wangen herunterrollen sehe; denn obwohl ihr beide mein Reichtum und mein Schild in Amerika gewesen wäret, da ihr mein Pachtgut hättet können helfen in Ordnung bringen, so geht's doch über meine Kräfte, euch gerade jetzt mit mir zu nehmen. Drum seid wackere Jünglinge, und trachtet dem nach, was gut ist. Leset in eurer Bibel und redet fein die Wahrheit, und seid euren Meistern gehorsam; so werdet ihr im nächsten Jahr oder im übernächsten imstande sein, zu eurer Mutter und euren Geschwistern und mir zu kommen; dann wollen wir alle einander in die Hand arbeiten."

„Ich gehe gewiß nicht eher, Vater", sagte Adam, „als bis ich etwas mit mir bringen kann, um euch zu helfen. Ich weiß wohl, in welchen Umständen ihr seid, und wie ihr zu Hause bedrängt gewesen. Aber wenn man sich in Schottland auf einem ehrlichen Wege Silber verschaffen kann, so werden Jakob und ich in einem Jahr oder später mit etwas, das euch wohlbekommen wird, zu euch hinüberfahren."

Jetzt begann dem armen kleinen Jakob das Herz so zu schwellen, daß er beinahe in Thränen ausbrach. Er war ein schöner Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Sein Vater wollte anfangen ihn zu trösten; aber er machte die Sache nur schlimmer. „Halt ein, Jakob", sagte er, „weine nicht so über etwas, das man nicht ändern kann. Du weißt, wie sehr gern ich euch bei mir gehabt hätte; denn euch dahinten zu lassen, ist gerade, als ob man mir das Mark aus meinem Arm herausnähme. — Aber es geht über meine Kräfte, dich diesmal mitzunehmen; denn, wie gesagt, bis ich die Kolonie erreiche, werde ich keinen halben Schilling in Silber übrig haben. Aber du bist jung und gesund und stark, und wenn du dich wacker hältst, so wirst du mit dem Segen Gottes bald imstande sein zu deinen alten Eltern zu kommen und ihnen zu helfen."

„Aber wenn einmal die Angehörigen von einander getrennt sind und die halbe Welt zwischen ihnen liegt, so ist wenig Hoffnung, daß sie je wieder zusammen kommen", sagte der arme Jakob mit dem trostlosesten Blick. „Ich wäre gern mit euch gegangen und hätte euch geholfen und mit euch gearbeitet, um mit euch zu leben und zu sterben. Es ist doch

Digitized by Google

eine schreckliche Sache, in einem Lande gelassen zu werden, in welchem man keine Heimat hat, wohin man gehen kann, wenn einem etwas begegnet."

Der alte Mann brach in Thränen aus. Die Aussicht auf hilflose Verlassenheit in einem Krankheitsfall, die seines Knaben Herz verzehrte, stand lebhaft vor seinen Augen; aber er sah keinen Ausweg. Das Boot, welches die Familie zum Schiff bringen sollte, landete; aber mit demselben kam auch die Nachricht, daß das Schiff nicht vor der morgenden Flut absegeln könne, und so konnten die armen Leute noch eine Nacht beisammen zubringen, worüber sie außerordentlich erfreut schienen, obgleich für sie ein Nachtlager nur auf einem Heuboden zu finden war.

Da ich mich entschlossen hatte, mit dem Schiff Douglas bis an die Cumberland-Spitze zu segeln, so war ich am folgenden Tage beizeiten am Ufer und fand eine große Anzahl von Leuten versammelt, welche von ihren Freunden Abschied nehmen wollten. Vier Boote lagen bereit, die Auswanderer aufzunehmen. Die zwei Brüder umarmten ihre Eltern und Geschwister und wollten eben mit ziemlicher Fassung sich von ihnen losreißen, als der Kapitän aus einem hübschen Boote stieg und zu Haliday sagte: „Freund, Eure beiden Söhne sind als Passagiere bei mir eingeschrieben; Ihr habt also nicht nötig, so eilends von ihnen Abschied zu nehmen."

„Als Passagiere eingeschrieben?" sagte Haliday, „ei, die armen Tröpfe haben ja nicht einmal eine Flasche Wachholder-Branntwein auftreiben können, um sie ihren Eltern auf die Reise mitzugeben, wie können sie sich als Passagiere einschreiben lassen!"

„Sie sind aber doch eingeschrieben", erwiderte der Kapitän, „und sowohl Überfahrt als Kost ist für sie bis nach Montreal bezahlt, von wo aus Ihr leicht Euren Bestimmungsort erreichen könnet; solltet Ihr aber mehr brauchen, so bin ich beauftragt, Euch auch das vorzuschießen."

„Und wer ist der edelmütige Freund, der dieses gethan hat?" rief Haliday entzückt aus, während die Thränen aus seinen Augen strömten. „Er hat meine Arme gestärkt und mein Herz aufgerichtet und mich zu einem unabhängigen Menschen gemacht, — sagen Sie mir's nur einmal, wer ist der liebreiche, gute Mann? — war es der Herr Hogg?"

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Es ist mir verboten, es Euch zu sagen, Freund Haliday. Laßt es Euch genügen, daß die jungen Leute bis nach Montreal frankiert sind. Hier sind die Scheine für beide, und ihre Namen sind eingeschrieben als bezahlt."

Haliday fuhr fort: „Herr Kapitän, glauben Sie mir, daß ich mein Gepäck nicht eher von der Küste von Schottland abgehen lasse, bis ich weiß, wer der Urheber dieser edlen Handlung ist. Wenn er auch nicht mehr bezahlt werden sollte, so können ihm doch eines alten Mannes Gebete bei Nacht und am Morgen zugute kommen. „Nein, ich setze keinen Fuß ins Boot, ich will die Ufer von Alt-Schottland nicht verlassen, bis ich weiß, wer mein Wohlthäter ist. Wie könnte ich fortgehen, ohne den Freund zu kennen, der mir den größten Dienst erwiesen hat, welcher mir

Digitized by Google

je geleistet wurde, seit ich geboren! Nein, nein, ich kann nicht, Kapitän; — so dürfen Sie mir's also nur gleich herausſagen."

„Nun denn, wenn ich es Euch sagen muß, so muß ich", erwiderte der Kapitän, „es ist kein anderer als jener alte Hausierer mit dem zerlumpten Rock." „Gott segne ihn! Gott segne ihn!" ertönte es einstimmig aus dem Munde aller Anwesenden. Die Mutter der jungen Leute hatte zuerst den alten Krämer erreicht; im Übermaß der Freude schlang sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn mit Thränen, obgleich er es nicht leiden wollte. Der alte Halibay lief und ergriff den Hausierer bei beiden Händen und sagte in einer Freudenerschütterung, die sich durch Thränen und krampfhaftes Lachen Luft zu machen suchte: „Jetzt, ehrlicher Mann, gebt mir Eure Adresse; denn das erste Geld, das ich entweder erwerben oder erbetteln oder erborgen kann, soll Euch zum Ersatz zugeschickt werden. Seit die Welt steht, ist noch nie eine solche Wohlthat an einem armen Elternpaar erwiesen worden." — „Und Ihr sollt Euer Geld wieder bekommen, guter, alter Christ! Ihr sollt Euer Silber wieder haben!" riefen die beiden jungen Burschen aus.

„Nein, nein, Adam Halibay, sagt jetzt nichts mehr von Bezahlung", erwiderte der Hausierer; „Ihr müßt wissen, daß ich verschiedene sehr starke Beweggründe dafür hatte. Fürs erste sah ich, daß Ihr ohne die Jungen nichts anfangen könntet; und dann, was noch mehr ist, war ich eben im Begriff, zu meinen Landsleuten in der Gegend von Neu-Dumfries zu gehen, um etwa ein Jahr lang oder zwei mit meinen Waren zu handeln, und wollte in jedem Fall ein Haus kaufen, wo ich meines Nachtquartiers gewiß wäre. Ich will schon mein Geld wieder fordern, Adam, und weiß gewiß, daß ich es wiederkriege oder den Wert dafür; — und wenn ich's nicht fordere, so braucht Ihr mir's auch nicht mehr zu schicken. Es würde nur unterwegs verloren gehen; denn es giebt kein Silber, das den Weg von Amerika hierher fände." —

„Nie habe ich die Empfindungen eines Menschen mehr beneidet", sagt der Augenzeuge und Erzähler dieser Geschichte, „als ich die des alten Hausierers in jener Stunde beneidete, da die ganze dankbare Familie an ihm hing und jedes Auge mit Bewunderung auf ihn gerichtet war."

Ihr werdet es auch ganz natürlich finden, daß in diesem Augenblick jeder gern an der Stelle des alten Mannes gewesen wäre; aber eigentlich zu beneiden haben wir keinen um eine Freude, die uns auch zu teil werden kann, sobald wir ernstlich wollen. Es ist überall um uns her Not und Elend genug in der Welt, und es ist oft sehr wenig erforderlich, um da oder dort abzuhelfen, Thränen zu trocknen, oder Freudenthränenquellen aufzuschließen. Ich frage euch aber: Wäre der alte Hausierer weniger glücklich in seinem Innern gewesen, wenn die armen Leute seinen Namen nicht erfahren hätten und ihm den Dank für eine andere Welt schuldig geblieben wären? Auswahl von Neuenhaus.

Digitized by Google

78. Das Mittagessen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchen Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie immer nur recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist doch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war. „Verwegener, was soll das sein?" fragte der Herr und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente erwiderte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute auf dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!" — Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich beim Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre. P. Hebel.

79. Das Glück durch die Gelbwurst.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gern folgende Geschichte zu erzählen.

„Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hab' mein eigenes kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse, und ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von 1000 Speziesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit 1000 Speziesthalern machen zu können! Ich reis' also mit nach Leipzig und geb' meinen Kreditbrief im Hause „Frege und Komp." ab. Der alte Frege läßt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich seh' aber bald, daß sich mit tausend Thalern nicht viel machen läßt. Was thut's? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern, als feiern, sagt das Sprichwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus und geh' hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, daß ich komme, er habe nicht gewußt, wo ich logiere. Ich hatte das gerne nicht gesagt, da ich wieder, wie

Digitized by Google

einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun", sagte der Herr Frege, „essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch große Gesellschaft finden." Ich konnte nichts Rechtes darauf erwidern und geh' weg.

Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man sagt mir, daß es Sitte sei, daß jedes große Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert, daß nicht viel mehr dabei herauskommt, als daß man das Essen teuer bezahlen muß, indem es mindestens $1^1/_2$ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, daß mir von 1000 Thalern nur noch $998^1/_2$ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel prästieren. Andern Mittags war ich kurz resolviert. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennig Brot, steck' es zu mir und geh' hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setz' mich auf eine Bank und wickele meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Teile und lege sie neben mich hin; das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüs mit Beilage, das meine Fische und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, daß sie drinnen in der Stadt bei Frege mehr hatten, und daß es ihnen besser geschmeckt. Ich war eben an der süßen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da seh' ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten; der, denk' ich, macht sich noch ein bißchen Bewegung vor dem Essen, daß es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten, um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies sage und denke, ist der Reiter bei mir, und — 's ist der Herr Frege selber! In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen aus der Hand, und der vorausspringende Hund schnappt's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiß mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!" sagte der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?"

Was soll ich darauf sagen? Ich denk', du bleibst bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, daß es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und daß ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich bös; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht, wünsch' gesegnete Mahlzeit." Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiß nun gar nicht, was ich machen soll; aber wie's fünf geschlagen hat, geh' ich doch hin.

Man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinettchen und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen und auch noch mehr, so sagen Sie mir's nur offen." — Ich sag': „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Thaler." Da sagt er zu mir: „Es bleibt dabei,

Digitized by Google

wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weiß, und heut Abend essen Sie ganz allein bei meiner Familie.“ Und so hab' ich's auch gemacht, und das hat mir noch besonders gefallen, daß er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fortgewesen bin. Er hat wohl gemerkt, daß es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. — So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der größten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, hab' ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.“

B. Auerbach.

80. Der gekreuzte Dukaten.

„Wenn ich nur hunderttausend Gulden hätte!“ das hast du vielleicht auch schon oft gedacht oder gesagt. Wenn du aus einem Thalerland bist, ist es dir nicht darauf angekommen und hast hunderttausend Thaler daraus gemacht, obgleich das ein Erkleckliches mehr ist. Ich nehme dir den Hunderttausend-Wunsch nicht übel, es ist keine schlimme Sache ums Reichsein; aber das Glück macht es doch nicht aus, davon kann ich eine besondere Geschichte erzählen.

Ein junger Mann hatte seine Hunderttausend geerbt, und er begnügte sich auch damit, er wollte bloß sein Geld verzehren, arbeiten aber wollte er nicht; das, meinte er, sei nur etwas für unbemittelte Leute. So hatte also der Herr Adolf gar kein Geschäft als essen, trinken, schlafen, spazieren gehen oder reiten und was ihm sonst noch einfiel. Ja, das Aus- nnd Anziehen war ihm viel zu viel, und er hielt sich einen Kammerdiener. Wenn er des Morgens erwachte, wußte er eigentlich nicht, warum er aufstehen sollte; es wartete kein Geschäft und keine Freude auf ihn. Darum blieb er auch fein liegen, bis ihm auch das beschwerlich wurde. Fast ging es ihm, wie jenem Engländer, der aus purer Langeweile, um sich nicht mehr aus- und anziehen zu müssen, sich das Leben nahm. Das Nichtsthun und die Vertreibung der Langeweile ist ja eigentlich schon ein Selbstmord.

Herr Adolf machte dann jeden Vormittag seinen Spazierweg, damit er den Nachmittag für sich frei und nichts mehr zu thun habe. Meist lag er auf dem Kanapee, gähnte und rauchte. Dabei hatte er mitunter noch seine besonderen Gedanken. „Jeder Mensch“, dachte er, „hat so eine Summe von Kraft mit auf die Welt bekommen, die für seine siebenzig Jährlein oder auch noch mehr ausreichen muß. Wenn ich also einen schweren Stuhl von einem Ort an den andern hebe, ist damit ein Stück von meiner Lebenskraft aufgewendet oder verbraucht — drum lass' ich's hübsch bleiben.“ Auf solche Gedanken kann ein Nichtsthuer kommen.

Der Herr Adolf ward aber dick und oft kränklich und mußte seinen Leib pflegen. Das war auch noch ein Geschäft.

Das Jahr durch ging dem Herrn Adolf manch schön Stück Geld durch die Hand, und dabei hatte er die besondere Liebhaberei, daß er bei jeder Goldmünze, die er ausgab, ein kleines zierliches Kreuz unter die

Digitized by Google

Nase des geprägten Herrschers machte. „Ich will nur einmal sehen", dachte er, „ob nach langer Umherwanderung in der Welt mir einmal wieder so ein Goldstück unter die Hände kommen wird."

Da nun der Herr Adolf gar nichts war, so nahm er sich ernstlich vor, etwas zu werden, und er ward — ein Reisender. Das ist noch immer ein Titel, wenn man sonst weiter nichts ist. Er reiste von einer Stadt in die andere, von einem Land ins andere und ließ sich's überall wohl sein, und wo er etwas zu bezahlen hatte, da gab er die mit seinem Ordenskreuze gezierten Goldstücke hin. Noch nie aber war es ihm vorgekommen, daß er eins wiedergesehen hätte. Endlich ward er des Herumreisens auf dem festen Lande müde, er verließ die alte Welt und schiffte sich nach Amerika ein.

Nun war der Herr Adolf noch etwas mehr, als ein Reisender, er war sogar ein Auswanderer. Diesmal aber ging's ganz schlecht auf der See: fünf Tage und fünf Nächte wütete ein gewaltiger Sturm; alles, was auf dem Schiffe war, mußte Hand ans Werk legen, aber alles vergebens — das Schiff ging unter, und nur der Beherztheit des Schiffshauptmanns gelang es, die Mannschaft und die Reisenden in eine Schaluppe zu retten. Nach zwei Tagen fürchterlichen Umherirrens und schrecklicher Hungersnot, in welcher viele starben, wurden die Verschlagenen von einem Kauffahrteischiffe aufgenommen und in den Hafen zu Boston gebracht.

Arm, hilflos und verlassen irrte hier Adolf umher, und er wünschte sich oft, daß er mit den andern von den Wellen begraben wäre. Da sah er einen Mann eilig des Weges gehen; mit niedergeschlagenem Blick bat er ihn um eine Gabe. Der Mann griff in die Tasche, reichte ihm ein Stück Geld und war schnell verschwunden. Als Adolf wieder seinen Blick emporhob und das Geld betrachtete, wollte er seinen Augen kaum trauen: — es war ein holländischer Dukaten, der das Ordenszeichen von seiner eigenen Hand unverkennbar trug.

Sei es nun, daß der Mann sich vergriffen hatte, oder daß er wirklich eine so namhafte Gabe schenken wollte, Adolf dachte nicht lange darüber nach, und er weinte helle Thränen auf das einzige Goldstück, das ihm von seinem ganzen Reichtum als Bettlergabe wieder zugekommen war. Mit Wehmut dachte er daran, daß er es wieder weggeben und vielleicht nie mehr sehen solle. Da begegnete ihm eine große Menge von Arbeitern, die an einer Straße arbeiteten; schnell war er entschlossen und ließ sich unter ihre Zahl einschreiben. Ein sonderbarer Gedanke tröstete ihn bei dieser ungewohnten Lebensweise. „Ich brauchte eigentlich nicht zu arbeiten", sagte er sich in der ersten Zeit, und fühlte dann an seine Brust, wo er den Dukaten verborgen hatte, „ich habe ja Geld und könnte eine ganze Woche oder länger davon leben, oder etwas anderes damit anfangen; aber ich arbeite, weil mir's Vergnügen macht." Dann aber machte er einen Spaß daraus und sagte oft: „Ich arbeite bloß zu meinem Vergnügen. Ich arbeite, damit ich was zu essen habe, und das Essen macht mir dann Vergnügen, also arbeite ich zu meinem Vergnügen." Nach und nach aber

Digitized by Google

erkannte er, daß nichts Entwürdigendes, ja die Ehre und der Lebenszweck allein darin liege, für den Genuß seines Daseins und für das, was man von der Welt hat, auch etwas für sie zu thun. Früher hatte er gedacht, durch das Wegrücken eines Stuhls, ja durch jede Thätigkeit seine Lebenskraft zu schwächen; jetzt erkannte er, daß, je mehr man seine Kräfte braucht, sie um so mehr wachsen und zunehmen, daß die Lebenskraft durch Thätigkeit immer neu erzeugt wird.

So war Adolf, für den die Straßen früher nur dagewesen waren, um als vergnügungssüchtiger Reisender darauf herum zu rutschen, ein Bahnmacher und Straßenarbeiter für andere. Mit der Zeit aber gelangte er auch zur Stelle eines Aufsehers bei dem Straßenbau, und er freute sich in dem Gedanken, daß von seinem Dasein auf der Welt noch andere Spuren hinterblieben, als die bloßen Kreuze auf dem Gelde, das ihm durch die Hand gegangen war. Lange Zeit hat er den Dukaten als Andenken aufbewahrt, bis er endlich eingesehen, daß auch dieser nicht ruhen darf in dem großen Weltverkehr, und er schenkte ihn einer Witwe, deren Mann beim Straßenbau verunglückt war. B. Auerbach.

81. Vom Glück.

Im Dorfe liefen die Leute zusammen, als wäre ein großes Ereignis vorgefallen; erst fragten viele, und nur wenige konnten Antwort geben, dann fragten nur noch wenige, denn die meisten hatten schon erfahren, um was es sich eigentlich handle.

Und was hatte den Tumult erregt, die Leute so durcheinander gerüttelt? Der alte Mellinger hatte fünfhundert Gulden aus der Lotterie gewonnen.

Fünfhundert Gulden sind ein Geld; und fünfhundert Gulden von einem Manne gewonnen, der noch kürzlich sein täglich Brot erbettelt hatte, das ist offenbar ein Glück.

Also wurde das Ereignis angesehen von allen Leuten im Dorf. Von allen, sagen wir — ausgenommen von einem, und dieser eine war der Martin Dammbeck.

Und warum? Warum wollte gerade der nicht sagen, daß der Mellinger ein wirkliches Glück gemacht? Das fragten bald viele Leute im Dorf, die es nicht sehen können, daß jemand den Kopf schüttle, „Hmhm" sage, „Abwarten!" — rufe, „Die Zeit wird's lehren" bemerke.

Der Martin Dammbeck ließ noch erklecklich viel Wasser die Donau hinabrinnen, bis er mit der Sprache herausging; und erst, als die Leute im Dorf sich gründlich beruhigt hatten, legte er einer Anzahl Nachbarn, die um ihn versammelt waren, folgende Fragen vor:

„Ist der Mellinger von Haus aus ein frischer, kräftiger Bursch gewesen oder nicht?"

„Ja!" erwiderte man.

„Hat er in seiner Jugendzeit gearbeitet und gut gethan?"

„Auch das!" sagte man.

Digitized by Google

„Wie viel hat er Lohn gehabt von seinem zwanzigsten Jahre an?"

„Fünfzig Gulden, freie Kost und Wohnung, einige Hemden das Jahr und zeitweise ein Handgeld, wenn ein Stück Vieh verkauft oder eine Extra-Fuhr gethan wurde.

„Gut!" sagte Dammbeck und schrieb mit den Fingerspitzen auf dem Tische, als ob er rechnen wolle: „Wenn nun ein Mensch vom zwanzigsten Jahre an alljährlich fünfzig Gulden einnimmt und er bleibt bis in sein sechzigstes Jahr gesund und stark, so daß er seine Arbeit ordnungsmäßig verrichten kann, was möchte wohl einer beisammen haben, der, gesetzt den Fall, alljährlich seine fünfzig Gulden ersparen würde?"

„Zweitausend Gulden!" sagte der Prezl, ein rüstiger Kopfrechner.

„Gut", bemerkte der Dammbeck. „Nehmen wir nun an, der Mellinger hätte alljährlich nur zwanzig Gulden verbraucht und dreißig erspart — wie viel Geld müßte er in seinem sechzigsten Jahre beisammen haben?"

„Eintausend zweihundert Gulden!" erwidert Wolfgang Prezl schnell.

„Und warum hat er die nicht beisammen?" fragte Dammbeck weiter.

„Warum?" sagte der Wämser, der immer Unglück hatte, wenn er schnelle Antworten gab. „Weil er ja im Alter betteln mußte!"

„Das ist keine Antwort!" sagte Dammbeck. „Mellinger war bis in sein sechzigstes Jahr kräftig, er hätte sich so lange als Oberknecht halten und ganz wohl dreißig Gulden jährlich sparen können! Warum hat er nicht gespart, warum hat er endlich betteln müssen?"

„Ich weiß es!" sagte der Reinert, der den Dammbeck zu erraten schien. „Der Mellinger hat von Jugend auf gern heimlich Lotterie gespielt, und das hat ihn fast all sein Geld gekostet; was er nicht für Lotterie und Gewandung ausgegeben, das hat er im Zorn vertrunken, weil das Glück ihm nicht entgegen laufen wollte."

„Da haben wir's!" rief Dammbeck aus. „Hätte Mellinger gespart, so hätte er jetzt mehr als noch einmal so viel beisammen, als der Gewinn aus der Lotterie ausmacht — und was besonders zu bedenken ist: er würde seit lange von dem Gelde auch hübsche Interessen ziehen! Hat der Mellinger also wirklich Glück gemacht durch die Lotterie oder nicht?"

„Eigentlich nicht!" sagten einige der Nachbarn stutzig.

„Ich glaube auch nicht;" fuhr Dammbeck fort; „aber wir sind noch nicht am Ende. Was sagt ihr, wenn ich frage: ob das Betteln eine Schande sei oder nicht?"

„Jenachdem", sagte Reinert, abermals dem Hintergedanken Dammbecks auf der Spur: „Alter und Krankheit machen das Betteln nicht zur Schande, aber —"

„Leichtsinnig verschuldetes Unglück!" fiel Dammbeck ein; „Mellinger hat sich sogar das Geld, welches er zuletzt für die Lotterie bedurfte, von uns — erbetteln müssen, damit ihm das Glück zu teil wurde; ist das auch ein Gedanke, der einem ehrlichen Menschen Freude machen kann?"

„Essig auf Zucker!" bemerkte der Prezl nur kurz.

Digitized by Google

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Nun hört aber noch, was ich weiter meine ..... Bei ehrlich verdientem Gelde ist Segen, es hält uns stand und mehrt sich wie von selber; am Schwindelglück aber haftet die Versuchung, wie der Schatten am Licht — und der Mellinger wäre nicht der erste, der seine fünfhundert Gulden Lotteriegeld wieder verluderte — wie gewonnen, so zerronnen!"

An dieses Wort erinnerten sich nach Jahr und Tag gar viele Leute im Ort; denn der Mellinger vertrank und verspielte wirklich nicht nur seinen leicht erworbenen Schatz in kurzem — sondern untergrub auch noch das bißchen Gesundheit seines Alters, so daß er, sterbend auf einer Schütte Stroh, arm und schmerzlich ein trauriges Ende nahm.... Dieses geschah an demselben Tage, an welchem Dammbecks Knecht, der seinem Hofe dreißig Jahre redlich gedient, von seiner Ersparnis Häuschen und Garten kaufte, um jetzt als eigener Herr ein bescheidenes, aber fröhliches Dasein zu führen! . .

J. Rank.

82. Feindesliebe.

In den blutigen Verfolgungen, die Philipp II. von Spanien über die Evangelischen in den Niederlanden verhängte, jagten zwei Häscher des Königs einem armen Manne nach. Er floh auf das Eis. Eine kleine Strecke vor ihm wollte ein weiter Riß ihm den Weg versperren. Doch er sprang glücklich darüber. Sein erster Verfolger aber stürzte hinein und schwebte zwischen Tod und Leben. Da kehrte der Verfolgte um und zog seinen eigenen Häscher heraus, damit er thatsächlich das Wort erfüllte: „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

Fr. Ahlfeld.

83. Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im roten Ochsen zu Mittag essen! — und geht in den roten Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, vornehme und mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputierte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat.[1] — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch ein halbes Maß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brot, als wenn er ein Apotheker wär' und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel oder mit dem silbernen Löffel: da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockärmel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

1) Vgl. Hebels Werke. Ausg. in drei Bänden. Bd. II. S. 24 „Mancherlei Regen" und S. 136 „Fürchterlicher Kampf eines Menschen mit einem Wolf."

Digitized by Google

Ein anderer hätte gedacht: Was geht's mich an? und wäre still dazu gewesen, oder er hätte großes Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann — und war mausstill, bis der Wirt kam und das Geld einzog. Als der Wirt kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte ihn zwischen zwei Knopflöcher im Rocke, zum einen hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier seine Zeche bezahlte, und der Wirt schaute ihm auf den Rock, dachte er: Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampf mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ist's gar einer von meinen eigenen? Als aber der Offizier dem Wirt die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist teuer genug dazu." Der Wirt sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn Ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich Euch einen Patentlöffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da." Da stand der Offizier auf, klopfte den Wirt auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, „ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt Ihr Euern Löffel wieder aus dem Ärmel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder herausgeben." Als der Löffelschütz merkte, daß er verraten sei, und daß ein ehrliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Lieber Spaß, als Ernst! und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirt wieder zu seinem Eigentum, und der Löffeldieb lachte — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verratenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirt schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Offizier aber bewirtete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlsein aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keinen silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht. P. Hebel.

84. Ein gutes Rezept.

In Wien war der Kaiser Joseph ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau kuriert hat. — Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hol' mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen!" Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen; denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. — Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser

Digitized by Google

in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: „Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr", sagte er, „wollet Ihr mir nicht einen Gulden schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt: Wenn ich den Gulden auf einmnl bekomme, so brauch' ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?" fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein", und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm beschreiben, wie seine Mutter heißt und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und es sah recht leer und betrübt darin aus, meinte sie, es ist der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand, und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht recht pflegen konnte. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch denn jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug ist. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heimkomme, und legte es auf den Tisch. — Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon so einer da gewesen und hab' ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei, und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat Euch 25 Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten dran steht: Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätt' ich Euch nicht verschreiben können."

Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamt ausgezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arzenei und die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kuriert, und der Kaiser die arme.

P. Hebel.

85. Der Bergmannsknabe.

Johann Gottlob Anger war zu Ober-S. bei S., im sächsischen Erzgebirge, im Jahre 1768 geboren. Er war der jüngste Sohn einer herzlich guten, aber armen Bergmannsfamilie. Als in den Jahren 1770 und 1771 die Teuerung und der Mangel, besonders in dem armen sächsischen Erzgebirge, sehr groß waren, reichte das, was seine Eltern

Digitized by Google

durch ihre Arbeit verdienten, nicht mehr hin, um sie und ihre vielen Kinder zu sättigen. Wie damals in vielen tausend armen Hütten, legten sich auch in der armen Hütte der guten, stillen Bergmannsfamilie Eltern und Kinder an den meisten Abenden hungernd und nach Brot weinend, und doch auch immer wieder gestärkt durch Gebet und Vertrauen zu Gott, auf ihr Lager nieder. Die Not gab damals den armen Menschen gar viele, vorher nie versuchte Mittel sich zu sättigen an die Hand, wovon manche wohl sehr traurig waren. Einige buken sich eine Speise aus Kartoffelschalen und andern, als unbrauchbar für die Küche, weggeworfenen Abgängen, die sie vor den Häusern der etwas wohlhabenderen Bauern und Bürger aus dem Staube auflasen; andere suchten, so lange sie noch Kräfte zum Gehen oder auch nur zum Fortkriechen hatten, ihre Speise an noch traurigeren Orten. Jemehr die Teurung zunahm, desto seltener wurde auch die Gelegenheit, etwas zu verdienen; denn in einigen Gegenden wollten die meisten Bauern und Bürger keine Tagelöhner und Handarbeiter mehr dingen, weil sie nicht im stande waren, ihnen Brot zu geben.

Der Winter von 1770 auf 1771 war recht jammervoll. Die Not nahm immer zu; überall, wo man hinsah, traurige, bleiche Gesichter, die einander sich den Mut nur noch mehr benahmen, statt zu stärken; auf der Gasse sah man abgezehrte oder auch krankhaft geschwollene, hungernde Kinder, die nicht, wie sonst, kindlich mutig herumliefen, sondern schlichen und ganz stille waren; dazu war auch in jenem traurigen Winter der Himmel fast immer trübe und neblig, eine fast beständig feuchte Kälte. Am Abend brannte wohl in den Ofen der armen Hütten das Feuer wie sonst; aber es war nichts, gar nichts da, was die Mutter ans Feuer setzen konnte; die kleinen Kinder zogen den Tischkasten heraus, wo sonst in besseren Zeiten das übrig bleibende Brot gelegen hatte, und suchten hinter dem alten Gebetbuch nach alten Bröckchen, die sich vielleicht da noch verhalten hatten; aber sie fanden nichts; denn es war schon lange kein Brot mehr hineingekommen, weil nichts übrig blieb, und die Mutter hatte schon öfter den Tischkasten ganz umgestürzt und die gefundenen Brosamen den kleinsten Kindern zusammengekehrt und gegeben. Wenn sie dann gar nichts fanden, weinten die Kleinen, während das größere Töchterchen begierig an dem Tuche leckte, worin die Mutter gestern Mehl geholt hatte, und der größere Knabe den hölzernen Teller abschabte, worauf der Mehlbrei gewesen war, bis der Vater, der auch vor Hunger matt war, traurig sagte: „Nun, liebe Kinder, laßt uns den Abendsegen miteinander beten und dann zu Bette gehen!“

Wenn dann am Morgen die Kleinen wieder aufwachten und die Mutter konnte ihnen keine Milch geben, weil die Ziege schon lange aus Not verkauft oder geschlachtet war, da schaute sie wohl manchmal tiefsehnend aus dem Fenster hinaus, wenn wieder ein Sarg vorbeigetragen wurde, und dachte: „Selig, glücklich sind die, die in dem Herrn sterben; denn sie werden ruhen von ihrer Arbeit, ruhen von ihrem Elend, in der tiefen, stillen Kammer, wo sie nicht mehr hören und versagen müssen die Bitte der unschuldigen, hungernden Kinder.“

Digitized by Google

Indem nun das Elend jenes traurigen Winters fast allgemein in dem armen Erzgebirge so groß war, wie eben beschrieben ist, hatte auch unsere arme Bergmannsfamilie ihren reichlichen Anteil an der Not zu tragen. Da gab das Mitleid und die zärtliche Liebe der Mutter ein Mittel ein, wie sie ihren jüngsten, liebsten Sohn, den kleinen Johann Gottlob, vor dem Hungertode, dem ein so zartes Kind leicht wäre ausgesetzt gewesen, retten konnte. Sie brachte nämlich den Knaben täglich zu einem Bäcker und ließ ihn in der Nähe des Backofens, während sie aufs Tagelohn ging, stundenlang sitzen, damit er den nahrhaften Dampf des frischen Brotes einatme. Die mitleidige, aber selber arme, nur an Kindern reiche Bäckersfrau gab dann dem Kleinen wohl zuweilen auch einige Bissen. So wurde der Knabe jenen Winter hindurch, wo so unzählig viele arme Kinder von seinem zarten Alter starben, beim Leben erhalten.

Da nun der Frühling 1771 kam und die Wiesen wieder munter wurden, faßten die Armen auch wieder Mut und Hoffnung. Die Eltern der Bergmannsfamilie gingen nach Tagelohn, die größeren Kinder mit ihnen; die kleineren wurden angewiesen, draußen auf den Wiesen Primeln, aufknospende Skabiosen und andere Kräuter zusammen zu lesen, die sie dann in der Apotheke verkaufen sollten. Da war einmal der kleine Johann Gottlob ganz allein auf der Wiese und suchte Skabiosen. Die Sonne verbarg sich schon hinter dem Berge, ihn hungerte sehr, er wollte so gerne nach Hause zur Mutter, und doch kam keines seiner Geschwister ihn abzuholen. Da sieht er einen Postboten vorbeigehen. Er glaubt, es sei der nämliche Mann mit gelbem Rock und zinnernem Brustschild, der beinahe täglich von S. aus durch Ober-S. und dann bei seiner Eltern Hause vorbei ging, und hinter dem er öfter schon, aus kindischer Freude an dem gelben Rocke und zinnernen Brustschild, ein Stückchen Weges darein gelaufen war. Der Kleine läuft auch jetzt hinter dem Manne im gelben Rocke kindlich arglos drein und glaubt, der soll ihn an das Haus seiner Mutter führen. Er bemerkt es nicht, daß der Postbote einen ganz andern Weg geht: statt ins Thal hinunter, den Berg hinauf, statt gegen Osten, nach Westen.

Der zarte Knabe läuft, so gut er kann, mit dem Postboten, der nach der Art dieser guten, wortlosen Menschen kein Wort zu ihm spricht, bis zur Abenddämmerung. Da geht der Postbote in ein Wirtshaus hinein und ißt etwas. Der Kleine setzt sich, sehnsüchtig zusehend, jenem gegenüber. Da reicht ihm der Postbote ein gutes Stück von seinem Brot und Käse und fragt ihn, wo er hinwolle? Der Kleine sagt: „Nach Ober-S.“ „Da bist du“, sagte jener, „weit davon; von hier nach S. ist's 2 Stunden, du bist ja hinter mir drein immer gerade von Ober-S. weggelaufen, statt hin.“ Darüber fängt nun der kleine Junge bitterlich an zu weinen; der Postbote nimmt sein Felleisen und sagt zu ihm: „Jetzt bleib nur da, bis ich morgen wiederkomme, dann will ich dich wieder mit nach S. nehmen.“

Der arme Junge, der sich in der Wirtsstube unter lauter fremden Gesichtern sieht, weint den ganzen Abend nach der Mutter und schläft

Digitized by Google

endlich auf der Ofenbank ein. Am andern Morgen, da niemand auf das Kind achtet, läuft es fort, seine welken, für die Mutter bestimmten Skabiosen noch immer fest in der Hand haltend. Am Mittag speist und erquickt ihn eine mitleidige Bauernfamilie reichlich, am Abend wieder, und da er immer noch nach seinem S. fragt und immer hört, es sei ein paar Stunden dahin, läßt er sich's endlich in kindlicher Unüberlegtheit gefallen, so den Tag über zwischen den grünen Feldern und blühenden Bäumen herumzulaufen und am Mittag und Abend doch immer seine Mahlzeit bei mitleidigen Menschen zu finden; er wirft die welken Skabiosen aus der Hand und weint nur noch am Abend, wenn er zuweilen in Häusern ist, wo ihn die Leute nicht so freundlich ansehen, nach der Mutter.

So wandert der Kleine, der durch sein hübsches Gesicht und sein gar gutes, treuherzig blickendes Auge, sowie, wenn man ihn darum fragt, durch seine treuherzige Erzählung überall Mitleiden weckt, eine ziemlich lange Zeit von Ort zu Ort. Bald pflegen seiner mitleidige Bauern, oder eine gute Predigersfrau reinigt und erquickt ihn, wohlmeinende Edelfrauen geben ihm Geld und Kleider. Geld zwar achtet er anfangs nicht, sondern giebt es andern armen Kindern; da er aber einmal von diesen bemerkt, daß man auch gutes, weißes Brot an Bäckerläden haben kann, wenn man dem Bäcker Geld giebt, lernt er nach und nach auch den Wert dieses Almosens kennen.

Endlich kommt er in eine, ihm damals sehr groß und prächtig scheinende Stadt, wahrscheinlich Zwickau. Die große Teurung im Gebirge hatte damals viele Arme nach den Städten hingezogen, die am Tage ihren Bissen Brot vor den Thüren der mitleidigeren Bürger suchten und bei Nacht außen vor der Stadt schliefen. Der Kleine hatte bisher noch nie eigentlich gebettelt, sondern, wenn ihn hungerte, sich immer nur vor die Thüren still hingestellt und gewartet, bis man ihn anredete und zum Essen einlud; unter die Haufen der Almosen flehenden Armen gemischt, lernte er aber nun auch von diesen um Almosen bitten. Dem kleinen, zarten, treuherzigen Knaben gab jeder reichlich, und er brachte gewöhnlich, wenn er nicht über dem Spielen mit andern armen Kindern das Almosenbitten vergaß, den Tag über so viel zusammen, daß er nur den geringsten Teil des empfangenen Brotes zu essen vermochte. Da nahm er dann am Abend seinen ganzen Vorrat an Brot und Geld und ging in die Vorstadt in eine Hütte, die ihm die ärmste schien, und wo viele hungrige Kinder waren, denen gab er sein ganzes Brot und Geld und hatte dafür in der Hütte sein Obdach. So wurde er wirklich (denn das mitgebrachte Almosen ward immer reichlicher, weil der Kleine und seine ihm stückweise abgefragte Geschichte in der Stadt immer bekannter wurde), gerade in der Zeit des größten Mangels, der Erhalter und rettende Engel einiger ganz armen und kinderreichen Familien, die entweder zu schüchtern waren, um selbst Almosen zu erflehen, oder nicht das Glück hatten, so viel zu bekommen, wie der kleine Bergmannsjunge.

Auf jene Weise erhielt sich und andere der verirrte Knabe während der ganzen Zeit der großen Teurung, die indessen im höheren Erzgebirge

Digitized by Google

von Monat zu Monat so heftig zugenommen hatte, daß an der aus dieser Not entstehenden Seuche ungemein viele arme Hütten alle ihre Bewohner verloren. Nachdem er lange in der Stadt und dann auch, da er aus Liebe zur Veränderung sie verließ, außer ihr seinen täglichen Unterhalt gefunden, reichlicher als jemals in der armen Hütte seiner Eltern, kommt er einmal an einem Herbstabend, da eben die Sonne über den Türmen einer auf der nahen Anhöhe liegenden Stadt untergehen wollte, auf eine Berghöhe, von der er unten im Thal ein Dorf mit einer kleinen Kirche liegen sieht. Das Dorf und die Kirche kommen ihm so bekannt vor, und nun schon dreister geworden, fragt er einen Bauer, der auf der Anhöhe ackert, wie der Ort hieße? Der antwortet: „Ober-S." Da läuft der Kleine, vor Freude außer sich, den Berg hinunter und kommt noch in der Dämmerung ins Dorf. Er findet gar bald die wohlbekannte, liebe Hütte seiner Eltern, klopft an der Thür an, aber die ist und bleibt verschlossen. Aber an der hintern Seite des Häuschens, nach oben, befand sich ein Laden, der gewöhnlich (denn Diebe fürchtet ein armer guter Bergmann nicht) offen stand. Auch jetzt war er geöffnet, und der Kleine kletterte hinauf, wie er sonst öfter seine älteren Brüder hatte hinaufklettern sehen. Aber innen im Haus war alles still, und der Knabe, der glaubt, es schlafe schon alles, legt sich auch ganz still in einen oben auf dem Boden stehenden offenen Kasten, worin alte Kleider und Lumpen lagen. Zum erstenmale wieder in dem Hause seiner lieben Mutter, erwacht er am andern Morgen überaus froh und heiter, springt hinunter, öffnet Hausthüre und Fensterläden und sieht sich nun im ganzen Hause um. Aber das ist still und leer; das Bette, worin sonst seine Eltern schliefen, ist nicht mehr da; auf sein Rufen antwortet niemand. Endlich kommt ein Nachbar, verwundert, wer in dem einsamen Hause sei? Da er den Kleinen erkennt, sagt er: „Du böses Kind, wo bist du gewesen? Deine Eltern und deine Geschwister (bis auf eine Schwester) sind alle an der Not und an der Seuche gestorben, und die Sorge um dich hat deine Mutter noch in ihren letzten Stunden bekümmert!"

Da fängt der arme Junge bitterlich an zu weinen, daß er seine Mutter, von der er ja gar nicht gern weggelaufen war, nicht mehr sehen soll, und daß er sie so betrübt hat. — Aber Der ihn bisher so wunderbar aus der sehr wahrscheinlichen Todesgefahr gerettet, wunderbar bei der Hand geführt und ernährt hatte, Der sorgte auch noch ferner für ihn, erweckte ihm ein mitleidiges Herz, das sich seiner im Leiblichen sowohl als im Geistigen annahm, und durch noch gar viele merkwürdige Lebensführungen wurde der Knabe ein fleißiger, zufriedener, frommer Bergmann.

G. H. v. Schubert.

86. Der Knabe von Solenhofen.

An der Altmühl, ungefähr eine Viertelstunde unterhalb Solenhofen, ist eine Glashütte im Gange. Das Holz zu den Öfen kann leicht über die jähen Bergwände herabgelassen werden, und der reine, zuckerweiße Sand findet sich da und dort in Nestern, einen oder wenige Schuh unter

Digitized by Google

dem Rasen. Ehe man aber anfing, diesen Sand in Glas zu verwandeln, bestreuten oder fegten schon die Hausfrauen in der Umgegend ihre Stubenböden, Tische, Bänke, hölzernen Geschirre u. s. w. damit und kauften ihn von Weibern, die ihn bei Solenhofen gruben und in kleinen Säckchen zum Verkauf in die umliegenden Orte trugen.

In der ältesten Zeit befaßte sich eine Zeitlang nur ein einziges Weib mit diesem beschwerlichen Handel, bei welchem sie oft über fünfzig Pfund auf dem Rücken aus- und nur ein paar Heller in der Tasche dafür heimtrug. Sie war eine Witwe in mittlerem Alter und hatte einen Knaben von zwölf Jahren, der im Sommer die Ziegen des Ortes hütete und im Winter mit seiner Mutter in den unterirdischen Felsklüften Sandnester aufsuchte und ausbeutete, wenn man vor Schnee und Eis in den Boden kommen konnte. Einmal in einem besonders harten Winter wollte es den guten Leuten gar nicht gelingen. Lange war der Boden bald so fest gefroren und bald so hoch mit Schnee bedeckt, daß sie gar nicht zu ihrer unterirdischen Nahrungsquelle gelangen konnten. Der kleine Vorrat von Sand, den sie sich im Herbst gegraben hatten, ging zu Ende und mit ihm das Brot, das sie sich für die erlösten Pfennige aus den benachbarten Orten mitzunehmen pflegten. An den Sonnenseiten der Berge, wo die Februarsonne die dünneren Schneeschichten weggeleckt hatte, fingen sie nun an zu schürfen, aber überall ohne Erfolg. Ihre Werkzeuge zerbrachen, und sie hatten noch kein weißes Sandkorn gefunden. Dazu ging das Futter für die Ziegen auf die Neige, und in der Hütte waren nun vier Geschöpfe, denen der Hunger aus den Augen sah. Das einzige, was sie noch unter sich teilen konnten, war eine Kufe mit eingestampften Rüben und weißem Kohl, und auch diese stritten schon mit der Verwesung, weil sie nur wenig gesalzen waren. Die Geißen erhielten ihren Anteil roh, wie er aus der Kufe kam; die Portionen für sich und ihren Knaben kochte die Witwe und salzte sie oft mit ihren bitteren Kummerthränen. Denn es war damals unter ihrem Dache wie in der Hütte der Witwe von Zarpath, als sie dem Propheten antwortete: „So wahr der Herr, dein Gott, lebet, ich habe nichts Gebackenes, nur eine Hand voll Mehl im Topf und ein wenig Öl im Kruge. Und siehe, ich habe Holz aufgelesen und gehe hinein und will mir und meinem Sohne zurichten, daß wir essen und sterben.“ Der Knabe liebte seine Mutter und bewies seine Liebe am meisten dadurch, daß er nie über seinen Hunger klagte, sondern geduldig von einer Mahlzeit auf die andere wartete und überhaupt alles vermied und verbarg, was ihr das Herz noch schwerer machen konnte. Aber fast die ganze andere Hälfte seines Herzens war den Ziegen zugewandt, und es wollte ihm brechen, wenn er sah, wie sie, vom Hunger getrieben, an der Kufe hinaufsprangen und vergebens Hals und Zunge streckten, um die Neige darin zu erreichen. Hätten sie von seinen schönen Worten und Vertröstungen auf den nahen Frühling satt werden können, dann hätten sie reichliches Futter gehabt. Aber so wurden sie immer magerer, und der Knabe entschloß sich endlich, für sie zu thun, was er noch nicht einmal für seine Mutter gethan hatte.

Digitized by Google

In Solenhofen war ein Benediktinerkloster. An die Pforte desselben pochte der Knabe mit dem schweren eisernen Klöpfel, der daran hing, und antwortete dem Bruder Pförtner, der nach seinem Begehren fragte, er müsse mit dem Abt selber reden. Er wurde vor diesen ehrwürdigen Diener Gottes geführt, küßte ihm die Hand und bat, er möchte ihm doch nur erlauben, das Heu aufzulesen, das die Klosterkühe unter den Barren und unter die Streu würfen; denn seine zwei Ziegen wären am Verhungern. Den Abt überraschte anfangs die Bitte, deren Gewährung gar leicht mißbraucht oder wenigstens zu einer großen Versuchung werden konnte. Aber bald überzeugte er sich, mit was für einer aufrichtigen und redlichen Seele er es zu thun habe. Er fragte unter anderen Dingen nach dem wenigen, was nach den damaligen Anforderungen der Kirche ein Christ wissen sollte. Der Knabe sagte seinen Glauben, sein Vaterunser nebst einigen anderen kürzeren Gebeten gut her und beantwortete munter einige Fragen aus den Evangelien. Nun sprach der Abt: „Mein Söhnlein, du darfst alle Tage, wenn unsere Kühe zur Tränke getrieben werden, kommen und holen, was sie unter dem Barren liegen lassen; und wenn der Bruder Küchenmeister etwas übrig hat, so wird er es dir auch mitgeben für dich und deine Mutter.“ Dann segnete er den Knaben und entließ ihn froh und getröstet.

In der Hütte der Witfrau hatte nun die Not ein Ende. Bald kam auch der warme und freundliche Frühling; die Witwe entdeckte wieder eine ergiebige Sandgrube, und ihr Benedikt trieb als gedungenes Ziegenhirtlein die Ziegen des Dorfes auf die hohen, luftigen Berge. In die Kost ging er bei den einzelnen Besitzern der Ziegen der Reihe nach. Sein Osterlamm aß er im Kloster, seinen Pfingstkuchen buk ihm die Wirtin, seinen Kirchweihschmaus hielt er in der neuen Mühle, und seinen Namenstag feierte er wieder mit den Benediktinern. An Unterhaltung fehlte es ihm auch auf den einsamen Höhen nicht. Da lag der damals noch unbenutzte Kalkschiefer so am Tage, daß es ihm leicht ward, Platten davon herauszuholen und aus ihnen mit einem ganz kleinen Hammer, den ihm noch sein verstorbener Vater gemacht hatte, regelmäßige Vierecke zu verfertigen.

Was man so verkehrter Weise Zufall nennt, führte den Knaben zu einer wichtigen Erfindung. Benedikt legte einmal eine Schieferplatte, wie er sie aus dem Boden gebrochen hatte, auf seinen Schoß, zeichnete mit einer Kohle von seinem Hirtenfeuer ein Viereck darauf und sprach dann bei sich: Wenn ich fünfzig solche viereckige Tafeln hätte, könnte ich meine ganze Hausflur damit belegen, wo jetzt die Hühner scharren, wenn es draußen regnet. Und während er dies dachte, klopfte er mit seinem Hämmerlein auf dem einen schnurgeraden Kohlenstrich sanft auf und ab. Denn er freute sich über den hellen Klang der Platte. Aber auf einmal wurden die hellen Töne dumpf und immer dumpfer wie bei einer zersprungenen Glocke, und zuletzt sprang die Tafel gerade in der Richtung des Kohlenstriches mitten entzwei. Ist es da so gegangen, dachte nun Benedikt, so kann es bei den übrigen drei Seiten ebenso gehen, und

Digitized by Google

hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgeklopft hatte, lag eine vollkommen viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu polieren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu stande kam, wenn er von dem Sande, mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine bloße Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe. „Was sagte er denn?“ fragte Benedikt. „Er stand“, antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hierher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerhand Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.“ — „So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kasten nach und stellten sie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein übriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich, und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer. Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus dem Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Teil die kleinen Mar-

Digitized by Google

melsteine in den Schubladen so nebeneinander gelegt, daß man schon im kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im großen ausfallen würde. Als aber die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Gesamtsumme in Goldgulden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen; ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblicke entstand unter dem Hauptportale der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarten vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg wie eine Henne unter der Gartenthür und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zollbicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, mit welcher sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme. Seine Ware zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern ins Gesicht und wischte mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berge hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehrere braucht, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, hatte ihn durch die Hinterthür hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt getrieben, wohin er den Weg von dem Sandhandel her genau kannte. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Übel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte. Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das

Digitized by Google

hämmerte auch auf dem zweiten Kohlenstrich eine Weile vorwärts und rückwärts. Sein Schluß war richtig. Nachdem er noch einige Minuten so fortgeklopft hatte, lag eine vollkommen viereckige Platte auf seinen Knieen. Eine zweite gelang nicht minder, und so fort. Früher schon hatte er manchmal zwei Schiefertrümmer an einander gerieben, um sie zu polieren, und gefunden, daß er damit am schnellsten zu stande kam, wenn er von dem Sande, mit dem seine Mutter handelte, dazwischen that und Wasser dazu nahm. Diese frühere Erfindung wandte er nun auf seine Pflastersteine an und gewann so einige sehr schöne Platten.

Indes trieb er dies alles als eine bloße Spielerei und sagte davon niemand etwas, selbst seiner Mutter nicht. Seine schönsten Tafeln verbarg er da und dort unter einem Busch, wie etwa ein Hirtenknabe an der Donau schöne Kiesel, die er in ihrem Bette findet, in einem hohlen Weidenstamm aufhebt. Eines Abends aber, als er eingetrieben hatte und seiner Mutter gegenüber an der Suppenschüssel saß, erzählte sie ihm, daß sie mit Sand in Eichstädt gewesen und dort dem Bischof so nahe gekommen sei, daß sie jedes seiner Worte verstanden habe. „Was sagte er denn?“ fragte Benedikt. „Er stand“, antwortete die Witwe, „mitten unter den Domherren in der neuen Kirche, die er hat bauen lassen, und beratschlagte mit ihnen, mit was für Steinen der Fußboden belegt werden dürfte. Der eine riet dies und der andere das, bis der hochwürdige Herr der Unterredung damit ein Ende machte, daß er sagte: „Nun, morgen um die elfte Stunde haben wir die fremden Steinmetzen hierher bestellt und wollen die Proben beschauen, die sie von allerhand Sand- und Marmelsteinen bei sich haben. Aber wir fürchten, ein solches Pflaster möchte für unsern bischöflichen Beutel zu teuer kommen. Wir werden uns wohl die Backsteine gefallen lassen müssen, die am wohlfeilsten sind.“ — „So, so!“ versetzte Benedikt, warf seinen Löffel von Horn in die Tischlade, wünschte seiner Mutter eine gute Nacht und ging unter das Dach hinauf in seine Schlafstätte.

Das Sandweib hatte übrigens den Fürstbischof ganz recht verstanden. Schon bald nach der zehnten Stunde des Morgens versammelten sich in der neuen Kirche zu Eichstädt, in der von der Hand des Maurermeisters nichts mehr fehlte als das Pflaster, etliche Steinmetzen, die der Bischof aus Tirol, dem Fichtelgebirge und dem Rheingau auf seine Kosten berufen hatte. Die Steinproben trugen ihnen ihre Gesellen in kleinen hölzernen Kasten nach und stellten sie nebeneinander auf eine lange Tafel. Darauf fanden sich nach und nach mehrere Grafen und Herren aus der Nachbarschaft ein, die schon reichlich zu dem Kirchenbau beigesteuert hatten und nun auch noch bei dem Pflaster ein übriges thun sollten. Endlich erschien auch der Fürstbischof mit der ganzen Geistlichkeit und seinen weltlichen Beamten hinter sich, und als alle beisammen waren, schien es fast, als sollte eine Kirchenversammlung gehalten werden, so viele waren ihrer. Der Bischof nahm nun die schön geschliffenen Proben aus dem Kästlein, eine nach der andern, und es war keine darunter, die ihm und seinem Gefolge nicht gefallen hätte. Auch waren zum Teil die kleinen Mar-

Digitized by Google

melsteine in den Schubladen so nebeneinander gelegt, daß man schon im kleinen sehen konnte, wie herrlich schön ein Steinpflaster davon im großen ausfallen würde. Als aber die fremden Steinmetzen nach einander sagten, was der Quadratfuß an Ort und Stelle koste, und als der Baumeister an den Fingern berechnete, wie viel Quadratfuß er brauche, und als der Rentmeister die Gesamtsumme in Goldgulden aussprach, fuhr der Bischof mit der Hand hinter das Ohr, und sein Schatzmeister schüttelte mit dem Kopf, und die Grafen und Herren machten große Augen; ja, ein Mönchlein, das noch nie mehr als einige Heller im Opferstock seines Klosters beisammen gesehen hatte, schlug in dem ersten Schrecken ein Kreuz. Alle standen und sahen einander schweigend an.

In diesem Augenblicke entstand unter dem Hauptportale der Kirche ein Geräusch. Zwei Trabanten des Fürstbischofs wollten einen barfüßigen Bauernknaben nicht hereinlassen und hielten ihre Hellebarten vor. Aber der Knabe duckte sich, schlüpfte darunter hinweg wie eine Henne unter der Gartenthür und drängte sich dann ohne Umstände mitten durch die Versammlung, bis er vor dem Bischof stand, dem er den Saum seines Kleides küßte. Seine Mütze nahm er zwischen die Kniee, drei viereckige und zollbicke Schieferplatten, eine blaßgelbe, eine blaugraue und eine marmorierte, nahm er aus der Schürze, mit welcher sie umwickelt waren, und legte sie auf die Tafel. Sie waren noch naß, denn er hatte sie erst in den Dombrunnen getaucht. Desto mehr aber glänzten die geschliffenen Seiten und zeigten, wie schön die Steine erst dann werden würden, wenn eine kunstgeübte Hand darüber käme. Seine Ware zu empfehlen, meinte der Knabe, sei nicht nötig, sondern er schaute nur einem von den Umstehenden nach dem andern ins Gesicht und wischte mit der Schürze den Schweiß von der Stirne. Als aber der Bischof anfing ihn zu fragen, antwortete er munter und sprach: „Ich gehöre dem Sandweib von Solenhofen, und die Steine habe ich auf dem Berge hinter dem Kloster gemacht. Und wenn Ihr noch mehrere braucht, so dürft Ihr mir nur Eure Steinhauer mitgeben, so will ich ihnen zeigen, wie sie es anfangen müssen."

Denn der Knabe war Benedikt, unser Ziegenhirtlein. Er hatte nach der Abendsuppe, bei der ihm seine Mutter von der neuen Kirche in Eichstädt erzählte, nicht mehr geschlafen, sondern ein Gedanke, der ihm unter dem Essen gekommen war, hatte ihn durch die Hinterthür hinaus auf den Berg, wo seine Steine lagen, und von da mit ihnen in der mondhellen Nacht gen Eichstädt getrieben, wohin er den Weg von dem Sandhandel her genau kannte. Seine Mutter erschrak freilich, als sie ihn in aller Frühe wecken wollte und das Nest leer fand. Und sie konnte nicht einmal gehen, ihn zu suchen oder ihm nachzufragen. Denn die Ziegen waren schon alle aus den Ställen gelassen und standen meckernd auf der Gasse oder naschten von den Blumenstöcken vor den Fenstern des Pfarrhauses. Übel oder wohl, mußte sie thun, als wäre ihr Benedikt krank. Sie nahm Geißel und Stecken und trieb das Vieh selbst auf den Berg, wo sie den langen, langen Tag unter vergeblichem Warten und Sorgen zubrachte. Aber als sie abends hinter der gehörnten Schar das

Digitized by Google

Dorf hinunter ging, kamen einige Maultiere herauf ihr entgegen. Auf dem vorderſten ſaß ihr Benedikt hinter einem Knechte des Fürſtbiſchofs, und zwar ſo munter, daß die Witfrau ſogleich ſah, es müſſe ihm den Tag über nicht ſchlecht gegangen ſein.

Und ſo war es auch. Der Biſchof hatte ſich ſogleich für die Pflaſterſteine des Sandbuben entſchieden und die fremden Steinmetzen wieder in ihre Heimat entlaſſen, den Knaben aber mit ſich in ſein Haus genommen, geſpeiſt und ihn verſichert, daß er für ihn und ſeine Mutter ſorgen wolle. Dann hatte er ihn mit dem Baumeiſter, der das Steinlager unterſuchen ſollte, nach Solenhofen zurückgehen laſſen.

Der Biſchof hielt Wort. Nachdem Benedikt bei einem Meiſter Steinmetz in Eichſtädt in der Lehre geweſen war, ließ er ſich in Solenhofen nieder und hatte fortwährend ſo viele Beſtellungen an Pflaſter- und Quaderſteinen, daß es ihm und ſeiner Mutter nie mehr an dem täglichen Brot fehlte.

K. Stöber.

87. Gelimer.

(534.)

Als Gelimer, der letzte König der Vandalen, von Beliſar in der Feldſchlacht geſchlagen und ſeines großen blühenden Reiches in Afrika verluſtig geworden war, warf er ſich mit dem Reſte ſeines Heeres in die Feſte auf dem Berge Pappua, welcher, von Mauren bewohnt, auf der Grenze Numidiens gelegen, jäh und unzugänglich nach allen Seiten ſich hinabſtürzt, umringt von ebenſo ſchroffen Klippen. Dorthin ſchickte Beliſar den Heruler Pharas ab, daß er den Berg mit ſeiner Reiterſchar bewachen und umſchloſſen halten ſollte. Lange Zeit hielt Gelimer die Belagerung tapfer aus, und Pharas wurde endlich ungeduldig über die mannigfachen Beſchwerden des Winters und nahm ſich vor, die Feſte durch einen kühnen Angriff zu nehmen, zumal da er glaubte, daß die Treue der Mauren gegen Gelimer nicht gar zu feſt ſein würde. Aber dieſe wälzten Steine hinab auf die Heranſteigenden, daß viele von ihnen umkamen und zuletzt ſelbſt Pharas trotz ſeines Eifers einſehen mußte, daß ihm ein Sturm nimmermehr gelingen werde. So wartete er denn getroſt, bis der Hunger den König und ſeine wenigen Getreuen zur Übergabe treiben würde. Er ſchrieb aber an Gelimer einen Brief mit folgenden Worten: „Auch ich bin freilich ein ungelehrter Barbar wie du, in den Wiſſenſchaften nicht erfahren; aber was ich als Menſch empfinde, das ſchreibe ich dir. Wie kommt es doch, Gelimer, daß du dich und die Deinigen in das tiefſte Elend ſtürzeſt, damit du nur nicht einem anderen gehorchen mögeſt? Dabei bedenkſt du nicht, daß du eigentlich den erbärmlichen Mauren dienſt, da du ja von ihnen dein Glück und Leben abhängig machſt. Wahrlich, es wäre beſſer, wenn du dich dem Kaiſer übergäbeſt, der dich ehren, der dir ein reichliches Beſitztum ſchenken will. Trag dein Geſchick; denn es ziemt dem Manne, Glück und Unglück mit demſelben Gleichmut zu ertragen. Daß aber meine Worte wahr ſind, dafür wird Be-

Digitized by Google

lisar dir Bürge sein, der alles, was ich dir hier sage, gern auf sich nehmen wird."

Als Gelimer diesen Brief erhielt, weinte er bitterlich; aber er antwortete, daß er nimmer einem ungerechten Feinde sich unterwerfen wolle, der, obwohl niemals von ihm durch Wort oder That gekränkt, ihn so elend gemacht habe. „Aber", so schloß er seinen Brief, „bewillige du mir eine Bitte, Pharas, und schicke mir eine Leier, ein Brot und einen Schwamm." Über diese Bitte verwunderte sich Pharas, da er nicht wußte, was sie bedeuten sollte, bis ihm der Überbringer des Briefes sie erklärte. Er sagte: „Gelimer hat ein Brot begehrt, weil er ein solches nicht mehr gesehen, seitdem er den Felsen von Pappua bestiegen hat; er bedarf eines Schwammes, weil ihm von vielem Weinen das eine Auge blind geworden ist; nach einer Leier aber sehnt er sich, um bei ihrem Klange sein Elend zu besingen." Da ergriff den Pharas Trauer über den Wechsel menschlicher Größe, und er gewährte dem unglücklichen Könige seine Bitte. Aber immer enger und enger versperrte er ihm die Zugänge zum Felsen von Pappua.

Noch drei Monate vergingen, der Winter nahte seinem Ende, und Gelimer war noch immer ungebeugten Mutes; aber seine Standhaftigkeit kam oft in Versuchung. Einmal hatte ein maurisches Weib von einigem Getreide, das kaum halb gemahlen war, einen Kuchen bereitet und schob ihn in die heiße Asche des Herdes, wie die Mauren zu backen pflegen. Bei dem Feuer saßen zwei Knaben, der eine war Gelimers Neffe, der andere ein Sohn jener Frau. Beide waren gierig hungrig und lauerten auf den Augenblick, wo der Kuchen gar sein würde. Als dieser so weit zu sein schien, stürzte der vandalische Knabe schnell darauf zu, riß ihn weg, schob ihn glühend und mit Asche bedeckt in seinen Mund und wollte ihn verschlingen. Aber der maurische Knabe faßte seinem Genossen in die Haare, rang mit ihm und entwand ihm endlich durch viele Schläge den Kuchen wieder aus dem Munde. Das traurige Schauspiel ergriff den König Gelimer so, daß er sich nicht mehr halten konnte; er setzte sich nieder und schrieb an Pharas einen Brief dieses Inhalts: „Es ist vergebens, mit dem Schicksale zu ringen, und ich kann nicht länger mein Los hier ertragen. Ich will deinem Rate folgen, Pharas; aber trage du Sorge, daß Belisar mir beim Kaiser Bürge des Versprechens werde, welches du mir neulich gabst. Dann will ich mich mit meinen Getreuen dir ergeben."

Belisar freute sich über diese Nachricht und schickte sogleich zu Gelimer einen der Anführer ab, der ihm in seinem Namen den Eid leisten sollte. Am Fuße des Berges kamen sie zusammen, und dann reisten sie miteinander nach Karthago. Als Belisar ihn dort empfing, trat Gelimer ihm mit lautem Gelächter entgegen. Da glaubten einige, daß sein Verstand durch die erlittenen Leiden zerrüttet sei; die Freunde des Königs aber erhoben die Kraft seines Geistes, der die Wechselfälle des menschlichen Lebens nur belachenswert finde. Das möge ein jeder von uns nach seinem Sinne auslegen. Belisar aber schickte dem Kaiser die frohe

Digitized by Google

Botschaft, daß er den König Gelimer gefangen bei sich führe und ihn nach Konstantinopel bringen wolle.

Eine alte Sage aber erzählt, daß Belisar dem Vandalenkönige auch das Versprechen abgelegt habe, daß er ihn weder mit Stricken noch auch mit Eisenketten binden wollte. Diesem Worte vertrauend, gab Gelimer sich in die Hände der Römer; aber Belisar ließ ihn mit einer silbernen Kette binden und so dem Kaiser überliefern. Darüber erzürnte Gelimer; aber Belisar berief sich auf die Worte seines Versprechens, und erst der Kaiser Justinian in Byzanz nahm seinem unterlegenen Feinde die Ketten ab.

Das war das Ende von Gelimers Herrschaft und Reich. In wenigen Monaten war die einst so mächtige Herrschaft der Vandalen gestürzt und eine Nation wie vom Erdboden vertilgt; denn die letzten Trümmer des vandalischen Volkes gingen bald vollends zu Grunde. Sie haben uns keine Spur ihrer Größe zurückgelassen. Belisar aber kam mit Gelimer und seinen anderen Gefangenen wohlbehalten in Byzanz an und wurde mit allen Ehren gefeiert. Wie einst den römischen Helden in der alten Weltstadt, wie zuletzt noch dem Titus und Trajan und einigen andern römischen Kaisern, so wurde auch ihm die Ehre eines Triumphzuges zuerkannt. In demselben schritten Gelimer und alle seine Verwandte und alle Edeln der Vandalen als Gefangene einher. Als Gelimer den Zirkus betrat, wo er den Kaiser auf seinem Throne und alles zuschauende Volk erblicken mußte, hatte er weder Seufzer noch Thränen, sondern er sprach beständig die Worte des Predigers Salomo vor sich hin: „Eitelkeit der Eitelkeiten! Alles ist eitel!“ Als er bis an den Thron des Kaisers gelangt war, mußte er seinen Purpurmantel ablegen, mit welchem er bis dahin umkleidet war, sich mit dem Gesichte zur Erde niederwerfen und so den Kaiser Justinian anflehen. Dasselbe that auch Belisar; er warf sich mit Gelimer zur Erde. Diesem wies der Kaiser reiche Besitztümer in Galatien in Kleinasien an und gestattete ihm, dort seine Lebenstage in Frieden zu beschließen.

O. Klopp.

88. Belisar.

(† 565.)

Vor langer, langer Zeit, und zwar vor mehr als 1300 Jahren lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian ein Mann mit Namen Belisar, der, aus geringem Herkommen entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einen bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt und vermochte ihrem großen Heere, welches über 40 000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegen zu stellen. Aber Belisars Klugheit galt mehr, als das große persische Heer; er erfocht über dasselbe einen vollständigen Sieg und zwang die Perser zu einem vorteilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Konstantinopel selbst ausgebrochen waren und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Teil der Stadt in Asche gelegt hatten, mit kräftiger Hand gestillt und

Digitized by Google

seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Afrika, um Gelimer, den König der Vandalen zu bekriegen. Sein Heer bestand nur aus 15 000 Mann, dennoch eroberte er Karthago, besiegte den feindlichen König und führte ihn gefangen im Triumph nach Konstantinopel. Justinian überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar Münzen schlagen und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen. Er sendete ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ostgoten zu vernichten.

Belisar landete mit seiner Flotte an den Küsten von Sizilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, schlug den gotischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reiches und den gefangenen König nach Konstantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Belisar zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu.

Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande und dem Kaiser geleistet, hätten auch den letzteren wohl überzeugen sollen, Belisar sei ein eben so ausgezeichneter Mann als ein treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und so berühmt gewesen wären, als er, und die doch nicht die Kraft hatten ihm gleich zu sein, suchte ihn zu stürzen, und der Kaiser war mißtrauisch und undankbar genug, den Verleumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsterten, Belisar habe verräterische Absichten und wolle sogar sich selbst auf den Thron schwingen. Er wurde der Verräterei wirklich angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt eben so sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ihn ins Gefängnis werfen.

Aber auch dies genügte noch nicht. Der Kaiser fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm zu schaden. Er gab deshalb den grausamen Befehl, ihm die Augen auszustechen und ihn des Landes zu verweisen. Die grausenhafte That wurde vollzogen; die treuen Augen, die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dies geschehen war, bemühte man sich, einen Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Grenzen des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deshalb erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäft wohl hergeben? Endlich meldete sich ein Knabe und erbot sich, der Führer des blinden, unglücklichen Mannes zu sein. Man machte dies dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängnis, nahm ihm die Fesseln ab und gab dem Helden darauf statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen. Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt und über die schaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, sondern das Herz war ihm auch zerrissen, weil er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, nämlich seine Familie und ganz besonders eine Tochter, mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm

Digitized by Google

oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße Stirne getrocknet und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden jubelnd pries, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. Das war zu viel für das Herz des unglücklichen Mannes! Nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen; er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem Vorhof des Gefängnisses befand; er rief ihn zu sich und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehme und ihr seinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten; er umfaßte des blinden Mannes Knie und weinte laut, denn — es war ja die Tochter selbst, die sich von allem losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen und auch hier als schützender Engel seine unsichern Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal geteilt, bis er sein Grab fand, und so blieb der arme, blinde Bettler dennoch reich durch die Liebe seines Kindes.

Gesegnet sei die Tochter, die der Schutzgeist ihres Vaters ist! —

E. v. Houwald.

89. Die Freunde in der Not.

In Not und Tod werden auch Feinde zu Freunden, wenn sie anders Menschen sind. Das zeigt folgende Geschichte. In einem der letzten französischen Kriege, als nach der Schlacht alles durcheinander ging bei Nebel und Wetter, fiel ein Franzose in ein tiefes Loch, eine ausgetrocknete Cisterne, aus der er sich nicht mehr heraushelfen konnte; und bald nachher plumpte auch ein Deutscher hinein und blieb auch darin stecken. Der Franzose schrie: „Kiwi?“ und der Deutsche: „Wer da?“ und jeder merkte nun, wen er vor sich habe, und daß sie sich gemächlich den Säbel durch den Leib rennen konnten als echte Patrioten. Sie bedachten sich aber eines andern, und gaben sich in gebrochenem Deutsch und Französisch, so gut es gehen mochte, zu verstehen, es sei besser, einer helfe dem andern, als daß sie sich beide massakrierten. Also schrie bald der eine, bald der andere um Hilfe, jeder in seiner Sprache. Endlich hörten Deutsche des Deutschen Ruf, und sie machten sich sogleich daran, den Kameraden zu retten. Als der Deutsche ans Licht gekommen war, sagte er ganz trocken: „Es steckt noch einer drunten, ein guter Kamerad.“ Da wurde er auch heraufgezogen. Wie sie nun sahen, daß es ein Franzose sei, wollten sie ihn niederhauen. Das litt aber der Deutsche nicht, sondern er sagte: „Wir haben einander versprochen, daß einer den andern rette; er hätte es auch gethan, wenn mich die Spitzbuben, die Franzosen, gekriegt hät-

Digitized by Google

ten." Diesen Vertrag, welchen die Freunde geschlossen, respektierten die Feinde; und der Franzos wurde zwar als Gefangener von Kriegsrechts wegen fortgeführt, aber wie ein Kamerad von Kameraden gehalten.

B. Auerbach.

90. Der Gefangene.

In meinen jungen Jahren, als ich noch große Freude hatte an dem Wandern zu Fuß über Berg und Thal, traf ich einmal unweit Gera in einem Dorfgasthof, wo ich mich am Mittag mit Brod und Milch erquickte, mit einem Manne zusammen, der sehr blaß und krank aussah. Der Wirt trat zu ihm und fragte ihn, ob ihm wohl etwas fehle? — „Ach nein", sagte der blasse Mann, „mir fehlt gar nichts Besonderes mehr, seitdem ich Gottes liebe Sonne sehe und frische Luft atme und gehen kann, wohin ich will." Der Wirt fragte ihn hierauf, ob er das nicht immer gekonnt hätte? — „Freilich nicht immer!" sagte der Mann und erzählte darauf, daß er vor sechs Jahren gerade in der Schreckenszeit der französischen Revolution in einer kleinen Stadt in Frankreich als Handwerksgeselle bei einem alten, gar wackeren Meister gearbeitet und gewohnt habe. Dieser wurde auf einmal, als er des Mittags zu Tische saß, vor die Behörde der damals regierenden Schreckensmänner seiner Stadt gefordert, und da der Mann sich nichts Üblen bewußt war, ging er ganz ruhig. Kaum eine Viertelstunde nachher, als die Frau noch ihres Mannes mit dem Essen wartete, klopft eine nebenan wohnende Bäckersfrau ans Fenster und fragt sie, ob sie denn schon wisse, daß ihr Mann eben guillotiniert worden sei? Die Frau bleibt einige Augenblicke wie erstarrt; dann, außer sich, läuft sie hin vor Gericht und mag da wohl den Männern Dinge gesagt haben, die sie sehr erzürnten: denn noch in derselben Stunde floß auch ihr Blut auf der Guillotine.

Als der deutsche Gesell das Schicksal seines alten Meisters und seiner ebenfalls wohlbetagten Ehefrau erfuhr, die man beide, wie die Nachbarin sagte, bloß deshalb hingerichtet habe, weil sie vor kurzem einige Schweizer (ihre Verwandten) beherbergt hatten, die den Schreckensmännern als verdächtig bezeichnet waren, ergriff ihn große Angst. Er wußte wohl, daß bei diesen Volksherrschern, welche das viele unschuldig vergossene Blut in eine wahnsinnige Trunkenheit versetzt hatte, jede Kleinigkeit, selbst schon eine fremde Sprache und Herkunft, Verdacht erregen und ohne alles Weitere ihn zur Guillotine führen könne. Er schnürte deshalb seinen Bündel und wollte bei Nacht aus der bluttrunkenen Stadt entfliehen; da wurde er von zwei Männern, deren einer früherhin im Hause seines alten Meisters umsonst gespeist und bekleidet worden war, noch an der Thüre des Hauses ergriffen und sogleich vor Gericht geschleppt. Seine arme Verteidigung, in gebrochenem Französisch, wurde kaum angehört; wäre es nicht so spät gewesen, er hätte noch heute sterben müssen; so führte man ihn zum Kerker. Aber der Kerker war schon so voll, daß ihn einer der Helfershelfer des Kerkermeisters in ein kleines finsteres Nebenbehältnis hineinwirft, das, in der Nähe eines ekelhaften Ortes, ganz feucht und von

Digitized by Google

üblem Geruch durchdrungen war. Da findet der Arme im Herumtappen zuletzt einen etwas erhöhten Stein an der Mauer aus; auf den setzt er sich und lehnt sich mit dem Rücken an. Die ganze Nacht bringt er schlaflos, in tiefer Betrübnis und Todesfurcht zu; am Morgen hört er, wie die Gefangenen neben ihm zum großen Teil abgerufen werden zur Guillotine; wie mehrere unter ihnen laut jammern und vor Gott und Menschen über das grausame, an ihnen begangene Unrecht sich beklagen, oder wie andere Abschied nehmen von den Zurückbleibenden. In jedem Augenblicke erwartet er jetzt, daß man auch die Thüre zu seinem niedrigen Winkel öffnen und ihn abführen werde zum Schaffot. Aber es geschieht nicht; die Mörder, welche zu Gericht saßen, wenn sie anders an den zum Tode verurteilten Ausländer gedachten, mochten meinen, sein Leichnam liege auch schon da unter den Leichnamen der anderen Hingemordeten.

Kein Lichtstrahl konnte in das dumpfe Gewölbe hineinfallen, in welchem der arme Gefangene saß; nur an dem Geräusch der Gassen und des benachbarten Hofes wußte er, daß es Tag sei. Es meldet sich nun auch der Hunger mit unwiderstehlicher Gewalt; doch für seinen ersten Anlauf war gesorgt; denn der Gefangene hatte vor dem eiligen Antritt seiner vorgehabten Flucht etwas Fleisch und Brot, auch ein Fläschlein Wein in seine Tasche gesteckt. Da ißt er denn seinen Bissen mit innigem Seufzen und mit Thränen. Endlich, da es draußen stiller wird, weil die Nacht einbricht, übermannt auch ihn der Schlaf; er ruht auf dem feuchten, modrigen Boden von seinen Sorgen aus. Wie lange er so geschlafen, das konnte er nicht wissen; da er erwachte, bemerkte er an dem lauten Geräusch der oben am Licht der Sonne lebenden Menschen, daß es Tag sei. Er fühlte sich gestärkt; der erste Gedanke, mit dem er aufwachte, war der an seine liebe, treue, schon vor seiner Abreise aus Deutschland verstorbene Mutter. „Wenn deine liebe Mutter das hätte wissen können, oder wenn sie es noch wissen könnte, wie dir's hier geht, wie würde die das erbarmt haben!" Indem er so denkt, laufen ihm die Thränen über die Wangen herunter. Da ist es ihm im Grunde seiner Seele, als ob ihn jemand an den schönen Spruch erinnerte, den er in seiner Kindheit auswendig gelernt hat: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. Siehe, in meine Hände habe ich dich gezeichnet."

„Also, mein nicht vergessen will er!" — so ruft er laut aus — „mein nicht vergessen, auch in dem dunklen Kerker! Ich bin ja auch sein Kind; er weiß ja, daß ich ohne meine Schuld in diese Not gekommen bin, und daß ich nichts gethan habe, das des gewaltsamen Todes wert ist. Aber wenn auch die Not groß ist, er hat ja gesagt: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen!" Indem der arme Mensch so tröstend und aufmunternd mit seinem eigenen betrübten Herzen redet, wird er ganz freudig; er faßt sich einen Mut, zu beten um seine Errettung, und so heiß, so herzinnig hatte er, wie er uns erzählte, noch niemals gebetet. Sein Leib und seine Seele ward dadurch gekräftigt, er ward sehr ruhig. Aber er mußte noch lange (wie er später

Digitized by Google

erfuhr, bis an den fünften Tag) auf seine Befreiung harren, in Hunger und Durst und im Schmachten nach dem lieben Tageslicht und nach frischer Luft. Er hatte oft an seine Thüre gepocht und um Hilfe geschrieen; denn wenn es Gottes Wille wäre, schien es ihm leichter, unter der Guillotine zu enden, als so langsam hinzusterben wie ein lebendig Begrabener. Aber niemand hatte seine Stimme gehört. Doch schon am zweiten oder dritten Tage nach seiner Einkerkerung hatte Gottes Gericht die Mörder erreicht; eines ihrer mächtigsten Häupter in Paris war gestürzt; sein Sturz zog den der ganzen blutigen Rotte in allen Gegenden von Frankreich und die Befreiung der unschuldig Gefangenen nach sich. Der größere Kerker, neben dem Loch, in dem unser Deutscher saß, war daher leer; denn die wenigen, die noch nicht guillotiniert waren, hatte man herausgelassen. Das alles aber wußte der arme, von aller Welt vergessene Fremdling da unten in seiner Gruft nicht; ihm schauerte ein beständiger Fieberfrost durch die armen, von Hunger und Kummer entkräfteten Glieder; nur die Hoffnung auf Gottes Hilfe erhielt ihn noch am Leben. Und obgleich die Menschen ihn vergessen hatten — Gott hatte ihn nicht vergessen. Am fünften Tage nach der Einkerkerung kam der Gefängniswärter auch einmal bis zu diesem Teil der unterirdischen Kerker herunter, um die jetzt hier nicht mehr nötigen Ketten und Vorlegeschlösser herauf zu holen. Da hört er das Wimmern und das matte Rufen um Hilfe, öffnet das Gewölbe und sieht da den armen Fremden, der nicht mehr allein zu gehen im stande war, sondern hinaufgeführt und getragen werden mußte. An der frischen Luft wird er ohnmächtig; man legt ihn auf ein Soldatenbette; mitleidige Menschen bringen ihm, da er wieder zu sich kommt, Erquickungen. Seine Jugend und die Sehnsucht, aus diesem mit so vielem unschuldigen Blute befleckten Lande hinauszukommen, gaben ihm bald wieder die Kraft, das Lager zu verlassen. Er wankt zum Thore hinaus; nach etlichen Tagen ist er wieder auf deutschem Boden. „Aber," so endigte der Mann seine Erzählung, „obgleich nun schon sechs Jahre vergangen sind, seitdem ich aus dem dumpfigen Kerker wieder herausgeführt bin ans Licht, kann ich die Stunden der Angst doch noch nicht vergessen, wie sie denn auch, wie Ihr sehet, immer noch meinen Gliedern anhängen. So oft ich am Morgen das liebe Tageslicht wieder sehe, danke ich Gott recht inniglich dafür; noch mehr aber danke ich ihm an jedem Tage dafür, daß er mich seit jenen Stunden der Angst und Pein herausgeführt hat aus dem Dunkel, in dem vorher mein Herz wohnte, in das schöne, fröhliche, selige Licht seines Glaubens und seiner Gnade." G. H. v. Schubert.

91. Geiz ist die Wurzel alles Übels.

Wenn im Winter die Fenster gefroren sind, dann drücken die Kinder wohl manchmal Geldstücke in den Reif und in das Eis und nehmen sie wieder ab. Jedes Geldstück läßt dann sein Wappen oder seine Schrift auf dem Eise zurück. Solch Fenster sieht dann gar bunt aus, und auf einer Scheibe kommandieren viele Potentaten. Eben so sieht auch das Herz

Digitized by Google

eines Geldgierigen aus. Jeder Thaler und Friedrichsdor hat sein Wappen zurückgelassen, und es ist kein Platz mehr darin für ein liebes Menschenwort, geschweige für das heilige Wort Gottes. Aber der Geiz ist dennoch ein harter Herr auch über die, welche ihm anhängen. Wenn die Güter verloren gehen, dann stößt er häufig seinen Knechten das Herz ab.

Die Jahre 1779, 80 und 81 stehen uns noch als Wasser- und Hungerjahre im Gedächtnis, uns freilich nur durch Hörensagen, unsern Großeltern standen sie aber aus Erfahrung darin. In jenen Jahren lebte in den Odergegenden ein Mann, dessen Feld war Höhenland und hatte gut getragen. Und sein Feld war groß, so daß er eine gewaltige Masse Roggen in der Scheuer und endlich auf dem Boden hatte. Hoch waren die Preise schon im Herbste. Mit dem Winter und dem Frühjahr stiegen sie immer höher. Mancher Handelsmann klopfte an die Thür des Reichen, mancher Handwerker bettelte, er möchte ihm doch für gutes Geld ein Scheffelchen ablassen, alle aber wurden abgewiesen mit der Antwort: „Ich habe mir einen Satz gemacht: der Boden wird nicht eher geöffnet, als bis der Scheffel acht Thaler kostet. Dabei bleibe ich!“ und zum Zeichen hatte er an die Bodenthür eine große schwarze 8 mit Kohle gemalt. Der Winter verging, der Mai kam heran; aber die Preise waren noch gestiegen, denn die gewaltigen Fluten hatten großen Schaden gethan. Am 7. Mai kam ein armer Leinweber, ein ehrlicher Meister aus dem Orte. Sein Gesicht sah vor Hunger und Grämen selber aus, wie griese[1] Leinwand. Er zahlte ihm, damit der reiche Mann Geld sähe, für einen halben Scheffel 3 Thlr. 22 Ggr. auf den Tisch. Die 22 Ggr. bestanden aus Dreiern, Vierlingen und Groschen und Sechsern vom alten Fritz, die man sonst wohl Stiefelknechte nannte; denn der Mann hatte alles zusammengesucht. Aber der Bauer sprach: „Euer Aufzählen hilft Euch nichts; der Scheffel kostet 8 Thaler, das ist mein Satz. Eher thue ich meinen Boden nicht auf. Und dann muß es ordentlich Kurant sein.“ Des Leinwebers Söhnchen, ein Knabe von zehn Jahren, zupfte den Alten am Rocke: „Vater, gebt's ihm doch!“ Aber der Vater schwieg bekümmerten und grollenden Herzens, strich sein Geld zusammen und wanderte heim. Den 8. Mai in der Abenddämmerung kam die Zeitung an. Einen Blick hinein und der Bauer fand, was er finden wollte: „Roggen 8 Thlr.“ Da zitterten ihm die Glieder vor Freude. Er nahm ein Licht, ging auf den Boden und wollte übersehen, wie viel er wohl verfahren könnte, und überschlagen, wie groß seine Einnahme wäre. Indem er so durch die Haufen und gefüllten Säcke hinschreitet, strauchelt er an einem umgefallenen, fällt selber, das Licht fliegt ihm aus der Hand und in einen Haufen Stroh, der daneben liegt. Ehe er sich aber aufraffen kann, steht das Stroh in hellen Flammen. Ehe an Hilfe zu denken ist, hat das Feuer Dachstuhl und Dielen ergriffen. Um Mitternacht an demselben Tage, wo der Scheffel 8 Thaler galt, wo er auf seinen Satz gekommen war, wo er seinen

1) gries (niederd. für das hochd. greis) = grau. Pleonastisch verstärkend wird auch gesagt: griesgrau, namentlich vom greisenden Haar.

Digitized by Google

Boden geöffnet hatte, stand er am Schutthaufen seines ganzen Gutes als ein armer Mann. Fr. Ahlfeld.

92. Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirtshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte und fast wunderlich aussah, also daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirt, ehe er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt Ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasieren kann?“ Der Wirt sagt Ja! und holt den Barbier. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen; aber ich habe eine kitzlige Haut. Wenn Ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl' ich Euch 4 Kronenthaler; wenn Ihr mich aber schneidet, so stech' ich Euch tot. Ihr wäret nicht der erste!“ — Wie der erschrockene Mann das hörte (denn der fremde Herr machte ein Gesicht, als wenn es nicht vexiert wäre, und das spitzige, kalte Eisen lag auf dem Tisch), so springt er fort und schickt den Gesellen. Zu dem sagt der Herr das Nämliche. Wie der Gesell das Nämliche hört, springt er ebenfalls fort und schickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt sich blenden von dem Geld und denkt: „Ich wag's! Gerät es und ich schneide ihn nicht, so kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen und einen Schnepper; gerät's nicht, so weiß ich, was ich thue!“ — und rasiert den Herrn. Der Herr hält ruhig still, weiß nicht, in welcher entsetzlichen Todesgefahr er ist, und der verwegene Lehrjunge spaziert ihm auch ganz kaltblütig mit dem Messer im Gesicht und um die Nase herum, als wenn's nur um einen Sechser oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Gesicht, ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!“

Als aber der Herr aufgestanden war und sich im Spiegel beschaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, sagt er zu ihm: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasieren, da doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen. Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich erstochen!“ Der Lehrjunge aber bedankte sich lächelnd für das schöne Stück Geld und sagte: „Gnädiger Herr, Ihr hättet mich nicht erstochen, sondern, wenn Ihr gezuckt hättet, und ich hätt' Euch ins Gesicht geschnitten, so wär' ich Euch zuvor gekommen, hätt' Euch augenblicklich die Gurgel abgehauen und wäre auf und davon gesprungen.“ Als der fremde Herr das hörte und an die Gefahr dachte, in der er gesessen war, ward er erst blaß vor Schrecken und Todesangst, schenkte dem Burschen noch einen Kronenthaler extra und hat seitdem zu keinem Barbier mehr gesagt: „Ich steche dich tot, wenn du mich schneidest!“ P. Hebel.

Digitized by Google

93. Der Star von Segringen.

Selbst einem Staren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menschen. . . . In einem respektabeln Dorfe, ich will sagen, in Segringen, — es ist aber nicht dort geschehen, sondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet ist, liest es vielleicht in diesem Augenblick, nicht der Star, aber der Mensch; — in Segringen der Barbier hatte einen Star, und der wohlbekannte Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen." Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, so, lala;" oder: „Par Compagnie" (das heißt so viel als: In Gesellschaft mit andern); oder: „Wie Gott will;" oder: „Du Tolpatsch." So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viele Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausschenkte, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn die Gäste miteinander ein Gespräch führten und der Star warf auch eins von seinen Wörtern drein, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, was machst du?" antwortete er: „Du Tolpatsch!" und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren und das Fenster war offen und das Wetter schön, da dachte der Star: „Ich habe jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen", und husch zum Fenster hinaus! Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser, als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Garn. Der Star sagte: „Wie Gott will." Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen;" als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen, und als er sagte: „Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht! wie kommst du in meine Schlinge?" da antwortete der Hansel: „Par Compagnie." Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch; denn jeder wollte den merk-

Digitized by Google

würdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: „So etwas passiert einem Staren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren, als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herausgekommen. P. Hebel.

94. Der gelehrte Kanarienvogel.

Dieser Vogel gehörte einem französischen Ausgewanderten, der sein Vaterland während der innern Unruhen verlassen hatte und in Deutschland die Rückkehr des Friedens erwartete. Da sich nun dieser etwas zu lange erwarten ließ, unterrichtete er zum Zeitvertreib den kleinen Vogel, und da endlich auch sein Geld auf die Neige ging, entschloß er sich mit seinem Schüler herumzureisen und ihn für Geld sehen zu lassen. So kam er auch nach Kleve, ließ sich auf einem öffentlichen Hause, wo eine Gesellschaft zusammen gegessen hatte und am Ende der Mahlzeit der Musik einiger herumziehenden Prager zuhörte, melden und wurde, da man schon viel von dem geschickten Vogel gehört hatte, mit Vergnügen angenommen. In der That war es auch das niedlichste Tier, das man sehen konnte. Als sein Herr den Käfig öffnete, um ihn der Versammlung zu zeigen, hüpfte er ihm sogleich auf den Finger und sah seinen Herrn unbeweglich mit klugen Augen an, als ob er seine Befehle erwartete. Nachdem nun dieser zu der Gesellschaft etwas von den Tugenden und Geschicklichkeiten seines Zöglings gesagt hatte, von denen sie jetzt Zeugen sein sollten, wendete er sich jetzt an diesen selbst. „Mein kleiner Freund", sagte er, „du befindest dich jetzt in vornehmer Gesellschaft. Du bist zu gut erzogen, als daß ich fürchten dürfte, du könntest mir Schande machen. Hast du die Gesellschaft schon begrüßt?" — Der Vogel schüttelte den Kopf. — „Nun, wohlan, so thue deine Schuldigkeit und zeige, daß du die Ehre erkennst, die man dir erweist." — Sogleich bückte sich der Vogel nach jeder Seite hin. — „Sehr gut", fuhr nun sein Herr fort; „es ist aber nicht genug, höflich zu sein. Man muß auch Talent zeigen. Laß uns etwas von deiner Musik hören; aber vergiß nicht, daß du Kenner vor dir hast." — Der Vogel sang. „O kleiner Schelm", unterbrach ihn sein Herr, „du willst uns wohl zum besten haben? So mögen Raben krächzen, nicht aber Vögel von deinen Talenten. Scherz beiseite! Laß uns etwas Rührendes hören." — Sogleich fiel der Vogel in einen andern Ton, und seine Stimme glich jetzt der angenehmsten Flötenmusik. — „Schön so! Nur etwas schneller! Nicht zu viel! So ist es recht." — Der Vogel machte alles, wie es ihm befohlen wurde. — „Aber, kleiner Freund", fiel jetzt der Meister ein, „dein Fuß, dein Köpfchen thut seine Schuldigkeit nicht. Du bist zerstreut. Du hast den Takt vergessen." — Sogleich trat er den Takt mit dem Fuße und bewegte den Kopf dazu. Von allen Seiten wurde Bravo gerufen, und besonders die Musiker waren ganz bezaubert von seiner Geschicklichkeit. — „Nun, Freund", sagte der Meister, „bedankst du

Digitized by Google

dich nicht?" — Der Vogel neigte den Kopf und dankte. Da wurde der Beifall noch größer; der Bewunderung, der Lobsprüche war kein Ende.

Nachdem die musikalischen Übungen vorüber waren, sagte der Meister: „Wir haben schöne Musik gehört; wir haben uns lustig gemacht. Aber du weißt, es ist Krieg. Die Feinde dringen vor, wir müssen auf unsrer Hut sein. Dabei gab er ihm einen Strohhalm als Flinte in die Krallen, und der Vogel bewegte sein Gewehr, wie ein geübter Soldat, und spazierte dann auf der Tafel hin und her, wie eine Schildwache. — „Du bist ein wackerer Bursche", sagte sein Herr; „wenn du ferner deine Pflicht so thust, werden uns die Feinde nicht überrumpeln. Jetzt blase uns noch einen Marsch — dann darfst du ausruhen." — Der Vogel sang einen Marsch mit großer Genauigkeit. Und als er geendigt hatte und jedermann in die Hände klopfte und die Prager ihn ihren Kapellmeister nannten, schien er ganz stolz auf das Lob zu werden, schüttelte die Flügel, putzte sich und stimmte noch zu guterletzt, aus freiem Antrieb, ein Trompeterstückchen an.

„Jetzt, mein kleiner Freund", hub der Meister wieder an, „ist die Zeit, von so vieler Arbeit auszuruhen. Lege dich hin und schlummre ein wenig. Ich will unterdessen deinen Platz einnehmen und die Gesellschaft zu unterhalten suchen." Sogleich nach dieser Ermahnung schien der Vogel ganz müde zu werden. Er machte ein Auge zu, dann das andere; dann wankte er hin und her, so daß man immer meinte, er müßte vom Finger herabfallen. Endlich war er, wie es schien, fest eingeschlafen und lag ohne Bewegung auf der Hand des Meisters. Dieser legte ihn behutsam auf den Tisch und schickte sich zu einigen Kunststücken an, mit denen er die Gesellschaft ergötzen wollte, vorher aber bat er um ein Glas Wein. In dem Augenblick, wo er das Glas an den Mund setzte, raffte sich der Vogel auf, flog auf den Rand des Glases und nippte von dem Wein. „O, o, kleine Unart", rief ihm sein Herr zu, „kannst du die Zeit nicht erwarten?" — Und auf diese Warnung sprang der Vogel unverzüglich herab, nahm seinen vorigen Platz wieder ein und schien wieder in tiefen Schlaf zu fallen.

Sein Herr unterhielt nun die Gesellschaft mit andern Künsten so angenehm, daß man den kleinen Musiker, der noch auf dem Tische lag und schlief oder sich schlafend stellte, darüber fast vergaß. In einer unglücklichen Minute, wo alle Augen in die Höhe gerichtet waren, sprang eine Katze, die bisher niemand bemerkt hatte, auf den Tisch, ergriff den Vogel, und war mit ihm zu dem offenen Fenster hinaus, ehe man nur recht wußte, was geschehen war. — Das Zimmer war in einem Augenblicke leer. Alles lief dem Räuber nach. Man holte ihn ein. Aber was half es? Der arme Vogel war beim ersten Griffe erwürgt worden. Sein Herr kam zurück, leichenblaß, den blutigen Vogel auf der Hand. Lange sah er ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann stieß er schwere Seufzer aus und klagte sein Schicksal an, das ihm alles genommen und nun auch seine letzte Freude, seinen Freund, seinen Trost im Unglück entrissen hätte. — „Du schliefst an meiner Brust", — sagte er, „du aßest an meinem

Digitized by Google

Tische, du erhieltst und ernährtest mich. Wenn mich nichts auf der Welt mehr erfreuen konnte, erheiterte mich dein Gesang, deine Gelehrigkeit, dein Gehorsam." — Dann klagte er sich selbst auf das bitterste an: „Hätte ich dir deine Freiheit gelassen, du würdest dich gerettet haben; aber ich wollte mit deinem Gehorsam prahlen; und nun ist dein Gehorsam die Ursache deines grausamen Todes geworden. Ach! so lange ich lebe, werde ich um dich weinen. Warum bin ich nicht mit dir gestorben?"

Jeder der Anwesenden war gerührt und bewies dem armen Manne seine Teilnahme, jeder auf seine Weise. Den Pragern ging wohl sein Unglück am meisten zu Herzen; sie konnten sich am leichtesten in die Lage eines Mannes denken, der, wie sie, vom täglichen Erwerbe lebte und sich nun durch einen unglücklichen Augenblick der Mittel des Erwerbes beraubt sah. Nach einer kurzen und heimlichen Beratung hatten sie beschlossen, ihm ein Geschenk mit ihrem heutigen Verdienste zu machen, und einer von ihnen schob ihm das Päckchen in die Tasche. Er bemerkte es, fuhr mit der Hand danach und ergriff den kleinen Beutel, der das Futter seines Vogels enthielt. Das schüttete er mit betrübter Miene auf den Tisch, nahm ein Körnchen, hielt es dem toten Lieblinge hin und brach dann in einen Strom von Thränen aus. Das angebotene Geld schob er bescheiden zurück. Und nachdem er seinen armen Vogel in eine Hülle von Baumwolle gewickelt und in den ausgeleerten Beutel gesteckt hatte, entfernte er sich schweigend und verließ, wie es scheint, die Stadt noch desselben Tages. Wenigstens hat man ihn nicht mehr gesehen.

F. Jacobs.

95. Die Auswanderer-Lerche.

Manchem hat es wohl schon wie ein Messer durch das Herz geschnitten, wenn er zum letztenmale am Ufer seiner Heimat stand, noch einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderspiele, seines Jugendhoffens, wo eine ganze Welt hinter ihm versank. Wie der Tod nichts anderes als eine weite Reise, ist ein solches Scheiden auch eine Art von Sterben. Das mochten Patterson und sein Weib jetzt fühlen, als sie an Bord des nach Quebeck segelnden Handelsschiffes traten. Er war ein armer Schuhflicker im reichen London. Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der großen Stadt für den kleinen Haushalt ließen sich nicht erschwingen, es ging immer mehr zurück. Man schrieb damals 1834. „Elisabeth", sagte der Mann, „willst du mir folgen, auch über das Meer, auch wenn wir in Kanada das Glück suchen müßten?" — Sie nickte mit dem Kopfe und sah ihn lang' und fest an aus ihrem klaren, blauen Auge. Darin war zu lesen: „Henry, da wo du bist, bin ich überall daheim. — Die schmale Barschaft, die gerade ausreichte, um die Überfahrt zu bezahlen, war schnell zusammengerafft. Leicht geht der Arme auf die Wanderschaft im Leben und aus dem Leben. Er hat nicht viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut, der thut es mit voller, warmer Seele.

Digitized by Google

Der Schuhflicker ließ einen Freund zurück unter so viel hunderttausend Menschen, einen trauten Freund, etwas minder arm als der ehrliche Meister selbst, einen Vogelfänger, Charles Nash geheißen, allen Liebhabern in der Hauptstadt an der Themse wohlbekannt. „Wenn der Henry durchaus fort muß", meinte Freund Nash, „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein sein in dem fremden Weltteile, soll etwas von mir mitnehmen, mein Liebstes, das ich weiß." — Die beste Lerche Altenglands muß es sein. Er mustert sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da macht er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzuspüren. Glücklich kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pförtchen des Schuhflickers. Aber da hilft kein Klopfen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben ging das Schiff unter Segel. Nash läßt sich nicht irre machen, steigt in ein Dampfboot, folgt dem Schiffe und trifft es bei Gravesend.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdecke unter vielen, vielen Familien von Auswanderern; unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern: Kinder, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen, die Luft zu trinken; Greise, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der andern Halbkugel die Sonne zu sehen, die Luft zu trinken. Ringsum lauter hoffende oder verzweifelnde Gesichter. Henry und sein Weib schauten zum letztenmale hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Wiege, welche die Meerwellen zu schaukeln schienen. „Fahrwohl! du heißt doch Vaterland, und hast nicht ein Fleckchen für uns, nicht eine Stelle, wo wir rasten können, von der man uns nicht vertreibt. Du heißt Vaterland, und wir müssen über die See, um die Scholle zu finden, wo wir im Leben und Sterben unser Haupt hinlegen dürfen! Aber die Erde ist ja überall Gottes, also überall Vaterland."

In diesem Augenblick kam der kleine Nachen, den Nash gemietet, an das Schiff heran. „Henry", schreit er hinauf und steigt zwei Stufen an der Strickleiter empor; „Henry, ich bringe dir einen Vogel, einen rechten Sänger, der wird hoffentlich die Stimme auf dem Meere nicht verlieren." — Patterson klettert die Strickleiter herab, streckt den Arm aus und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das bleiche Gesicht hinunter. Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis das Kähnlein, das die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont. „Wir wollen sie Charlotte heißen", sagte Patterson, „zu Ehren meines treuen Charles." —

Wie ein Kleinod tragen sie das Vöglein über die Flut. Er ist ihnen Heimat auf der Wasserwüste, ist ihnen eine Hoffnung, der Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch am Himmelsblau die Tagwache schlägt. Sonst durchschnitt die Lerche mit glänzenden Schwingen den Äther; jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannte, wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurspiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Digitized by Google

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigen schwarzen Riesenflügeln jagt er das arme, unermüdliche Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet im Sankt Lorenzbusen. Die Schiffbrüchigen müssen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so ans Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth und mit der kleinen gefiederten Freundin. Sein Weib trug er im Arme; die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtlein Torento. Bald brachte es der emsige Schuster so weit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude mieten konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste ist. Sie liegt gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und allmorgentlich, bevor er sich auf sein Bänkchen an das Tagwerk setzte, hing er ganz sorgsam an diesen Nagel einen demütigen Käfig mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er ein Schöllchen Erde mit etwas Grashalmen hinein. Da hatte die Lerche freilich nur kargen Raum, konnte bloß von ihrem Stänglein auf den Boden und vom Boden wieder auf das Stänglein hüpfen. Sie that es auch stundenlang, tanzte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den kleinen Schnabel in das Näpfchen voll frischen Wassers, sprang auf ihren Sitz zurück und streckte ihr Schnäblein zu Himmel und Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Sehnen über sie, ein Heimweh nach den reinen, freien Lüften, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Berggipfel rötete. Sie streckt den kleinen Hals, neigt ihr Köpflein und läßt unter leisem Beben der Schwingen das Lied ertönen, das den jungen Tag grüßt. Wenn er auch auf einer andern Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes, streut ihm ihre Melodieen entgegen, von denen die Wälder Kanadas nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Kehlen. Die dortigen Vögel, in Gefieder von brennender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr geputzten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt jene Harmonieen nicht. Man möchte sagen, es wird ihr nicht wohl oder weh genug, um singen zu müssen.

Unserer Lerche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch Meere von ihm getrennt, in einsamer Fremde geweint hat, kann fühlen, wie das Lerchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmettern wieder auf den heimischen Fluren zu sein glaubten, bei dem väterlichen Kirchturme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen. Wie oft haben Elisabeth und Henry den guten Nash gesegnet! Die Lerche war all ihr Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gute. Jung und alt, reich und arm strömte an die Bude, um dem Wunderdinge zu lauschen. Männer und

Digitized by Google

Frauen, zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, sogar wer frühstücken oder Geld erheben wollte, alles blieb wie von einem geheimen Zauber gefesselt vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vöglein versah dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. Hat Pate Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme giebt immer hundertfach — weil er mit dem Herzen giebt. Das Liebesgeschenk der Demut führt vom Himmel ganz besondern Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würde ihm doch nicht gestatten wollten, sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Versucher dem wackern Schuster. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammersängerin Charlotte; und dreimal wies Patterson, während er den Klopfer aufs Oberleder fallen ließ und mit beiden Armen seinen gewichsten Faden kräftig auszog, das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können. Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich in das Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vöglein, als volle Kisten und Schränke haben. Die Lerche gehört nun einmal zur Familie. „Sie ist unser Kind", sagte der Mann; „wir haben durch sie unsere Heimat wieder." — Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig hergiebt, begiebt sich eines Segens."

Aber an einem trüben Oktobertage im Jahre 1837 sah man die Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen, und die Leute wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagewerke. Da lag er, bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Henry. Ein ungeschickter Jäger hatte ihn mit einem aus Versehen losgegangenen Flintenschusse getötet. Der arme Auswanderer war nun in sein Vaterhaus heimgekehrt. Der Morgengesang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Pattersons Abendlied gewesen. Elisabeth faltete seine starren Hände und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirne. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdball, seit ihr Henry fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sei er nur nach Europa gegangen, und sie müsse ihm nach und könne ihn in England wieder finden, in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, so lange Henry nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmer mehr wohl werden, seit er nicht mehr da. Sie wollte den lieben Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfennig. So hilflos und schwach blieb die Witwe zurück, daß sie, um nicht samt ihrem Vöglein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz andern Heimweh krank als früher. Ihr Henry hatte das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur Sir Fr. Heade kaufte die Lerche. Drei Monate lang war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton von ihr vernahm: trauerte sie um ihren Herrn?

Digitized by Google

Als er Kanada verließ, schenkte er sie einem alten Diener, der ihn begleitet hatte und nicht reicher war als Patterson. Die Lerche schien nun einmal ihre göttliche Mission, die Seelen der Armen zu erquicken und zu erheben, recht eigentlich bethätigen zu wollen. Kaum sah sich das Vöglein wieder in den gewohnten bescheidenen Räumen, in seinem am Nagel schwebenden Käfig, unter schlichtem Hausgeräte, fleißigen frommen Menschen, so brach es sein Schweigen. Die silberhelle Stimme tönte von neuem, ganz Torento bewunderte seinen Liebling, dessen Lied noch während der Herrschaft von zwei Nachfolgern des Gouverneurs erklang. Zuletzt schlug aber auch der Lerche das Stündlein. Sie verstummte; ihr trost- und gesangreiches Leben endete. Orris, der letzte Besitzer unserer Charlotte, schickte ihr Schnäblein, dem einst so süße Melodieen entströmten, ihr Gefieder und ihre kleinen Krallen nach England an Sir Fr. Heade, der die Reste der Sängerin einem, mit dem Ausstopfen der Vögel für das britische Museum beauftragten Künstler vertraute. Die kleine Feldlerche erstand noch einmal. Sie hat wiederholt den Ozean durchschifft. Von dem Kleeblatte, das zusammen das Vaterland verließ, kehrte sie allein dahin zurück. Da habt ihr sie wieder in ihrer frühesten Heimat, in ihrer gewohnten Stellung: den Hals gewendet, das Auge glänzend, die Schwingen gesenkt, wie das Volk zu Torento sie einst bewunderte. Hinter ihren Glaskäfig, ihr letztes Haus, schrieb der Gouverneur mit eigener Hand auf einen Papierstreif: „Diese Lerche, die ein britischer Auswanderer mit nach Kanada nahm, litt Schiffbruch im Sankt Lorenzbusen und starb, nachdem sie durch ihr Talent neun Jahre die Wonne von Torento war, in dieser Stadt den 14. März 1843, allgemein bedauert."

Es ist kein Leben so klein, daß es nicht viele Freude und Segen zu streuen vermag. Emma Niendorf.

96. Englische Kunstfertigkeit.

Zwei der größten Fabrikstädte Englands, Birmingham und Sheffield, waren in Streit um ihre Vorzüge geraten. Es stand die Ehre auf dem Spiel, und man kam überein, daß eine jede ein ihr eigentümliches Fabrikat verfertige, über dessen Vortrefflichkeit ein Schwurgericht entscheiden sollte. — Der Tag kam heran, und die Abgeordneten von Sheffield brachten ein bewundernswertes Kunstwerk zum Vorschein. Es war eine Spinne von Stahl, die mit ihren langen, haardünnen Füßen auf dem Tische umherlief, als wäre sie lebendig. Welch unendlich feines Federgetriebe mußte in diesem kleinen erbsenförmigen Leibe enthalten sein, um der wunderbaren Maschine diese natürliche Bewegung zu verleihen! Staunender Jubel erfüllte den Saal, und man war im voraus überzeugt, daß dies Kunstwerk nicht übertroffen werden könnte. — Hierauf legten die Abgeordneten von Birmingham eine Nähnadel auf den Tisch. Man besah sie genau und fand sie ohne Tadel, dann aber blickte man sich an, und ein mitleidiges Lächeln schwebte auf den Lippen der Richter. Allein einer der Abgeordneten schraubte die Nadel auf und zog eine feinere daraus hervor, die ebenfalls betrachtet und ebenso trefflich gearbeitet befunden

Digitized by Google

wurde. Hierauf schraubte er diese auf und zog eine neue und so fort vier Nadeln, eine aus der andern hervor, so daß die erste, schon überaus fein und dünn, nur das Futteral der übrigen gewesen war. Da ward einstimmig Birmingham der Vorzug zuerkannt, den es auch bis auf diese Stunde sich bewahrt hat. A. Lewald.

97. Lange Kriegsfuhr.

Im dreißigjährigen Krieg zog der Schwed' durch ein namhaftes Dorf im Wiesenkreis, und in dem Dorf durchs Wirtshaus; und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirts mit einem Wagen und vier Pferden an der Kolonne hängen. Denn er mußte Tornister fahren und Offizierskisten und Weibsleute. Der Meister sagte: „Komm bald wieder heim, Jobbi!" Der Jobbi dachte: „An mir soll's nicht fehlen." Die Meisterin weinte und lamentierte, aber ein schwedischer Korporal sagte: „Man wird Roß nicht fressen, Tartar frißt Roß." Indessen ging die erste Tagesstation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi, so hoch droben bei den Wolken, war schon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebissen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meisten sein Lieblingsroß, den Jockli, daß er schon in seinen besten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, so mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten, bis weit hinein ins Schwabenland und hinter sich und für sich, und aus so vielen Tagen wurden so viele Monate und mehr, bis er einmal zwischen einem Montag und Dienstag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für sich zu machen ins Freie. Die österreichischen Vorposten riefen ihn an: „Wer da?" — „Gut Freund." — „Wer ist gut Freund?" — „Der Jobbi von da und da." „Bassamallergi!" sagte der Korporal, „bist du der Jobbi von da und da?" Der Korporal hatte auch schon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei seinem Meister getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpostenhauptmann war auch schon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Also sagte der Hauptmann: „Willst du einen Paß nach Haus, oder willst du bei uns bleiben und Geld genug verdienen?" Da dachte der Jobbi: „Aufgegeben hat mich der Meister schon lang' und einen andern Zug gekauft. Attrapiert mich unterwegs der Schwed', so geht's zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen" — und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die österreichischen Dukaten flogen und auf den Boden fielen, und niemand bückte sich danach. Denn der österreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Preßburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern; die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus, bergauf und ab, durch dick und dünn. Gleich-

Digitized by Google

wohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurück wolle, wenn's sauber sei im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen sein bei den Schweden.

Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versauft hatten — die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagessen, und der Wirth richtete den Zeiger an der Wanduhr, denn es schlug auf der Kirche — da seufzte die Frau und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts", sagte sie, „ich hab' an den Jobbi gedacht, Gott hab' ihn selig, und an den schönen Zug; heut jährt sich's wieder." — „Es wird sich noch vielmal jähren", sagte der Mann; „gottlob, daß wieder Ruhe im Lande ist." Indem tritt der Hausknecht herein und sagt: „Meister, da draußen haltet ein obsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und vier Rossen, der aussieht wie ein Marketender und hat auch so ein Branntweinfäßchlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapprement frangschemang in den Stall und sagt: An diesem Platz bin ich der Meister; darauf jagt er Eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die seinigen an. Ist noch Krieg oder ist's Frieden?" Indem der Meister hinaus will, kommt der Ungar hinein und sagt: „Gemach!" — Der Wirt fragt: „Woher des Landes? Solche Gäste haben wir auch schon gehabt." „Eine Halbe will ich", sagte der Ungar, „von Eurem besten und zwei Gläser." — „Das ist nicht von Eurem besten," sagte er nachher. „Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brotbahre, wo die Katz' darauf sitzt." Der Wirt sagt: „Woher wißt Ihr, was ich für Wein im Keller habe?" Der Ungar sagt: „Von Eurem alten Knecht, dem Jobbi", und wollte sich noch länger verstellen. Als er aber seinen Namen hörte, wiewohl er ihn selber aussprach, konnte er nimmer an sich halten, sondern ergriff die Hand des Meisters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köstliche Balsam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herabfleußt in sein Kleid und Lust und Freude erregt. „Ich bin ja der alte Jobbi", sagte der vermeinte Ungar, „war einmal bei Euch." — Aber der Wirt und die Wirtin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeschrei, „und den Jockli hab' ich auch wieder mitgebracht", sagte der Jobbi, „die andern sind neu." Jetzt ging's an ein Bewillkommnen und an ein Fragen, der Wirt rief die Kinder zusammen, der Jobbi sei wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen, eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber sie fürchteten sich und schrieen vor dem fremden Bart; und der Herr Schulmeister kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meister ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte und wollte ihm das zweite einschenken, sagte der Jobbi: „Das Fäßlein! Wir müssen zuerst das Fäßlein abladen." Drauf brachte der Wirt, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein, voll kaiserlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, so schwer sie tragen konnten. „Dies ist Euer Geld", sagte der Jobbi, „das ich Euch ehrlich verdienet habe. Ich verlange nichts

Digitized by Google

als für die sechs Jahre meinen Lohn und für den Jockli den Ruhestand." Der Meister sagte: „Du sollst keinen Lohn von mir bekommen, sondern du sollst das Kind im Hause sein und zwar das älteste." Aber der Jobbi sagte: „Ihr habt unterdessen, wie ich sehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin", und ging mit einem Mund voll Brot hinaus, um nach den Pferden zu sehen und seine alten Geschäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg gewesen wäre.

Also blieb er bis an sein Ende im Dienste seines Meisters und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch sein Vermögen von 520 Pfund Baf'ler Währung, thut 416 Gulden rheinisch. Der Meister aber rührte das Geld nicht an, sondern stiftete es für die Armen.

Merke: Der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß sagen. Aber er denkt so: War der Jobbi ein guter Knecht, so war der Meister ein guter Herr. Fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde. Grobheit, Fluchen und Geiz ist der falsche Weg zu gutem Gesind', hinten herum. Ist also der Wirt ein so räsonnabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli.

P. Hebel.

98. Der Star.

Wer in Bayern gewesen, als Max Joseph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, woran er sich erfreuen kann. Er war auch die rechte Freude und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie die Kinder ihren Vater lieben. Auch war er jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn wo er auch mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen, als von andern. Früh schon und eh' er hoffen konnte, irgend etwas zu regieren, außer dem Regiment, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande und gewann die Herzen aller, die ihm nahe kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichtum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere niedersinkt, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht. Sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte; und der Strom menschlicher Gefühle ergoß sich bei ihm noch reicher, als zuvor, unter dem königlichen Purpurmantel. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich zu nehmen, und es war die Lust seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe gesehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem König die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk und hörte

Digitized by Google

auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er so die Wahrheit besser erfuhr, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuten. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand, und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf einsamen Spaziergängen in vertraulichem Gespräche gesehen wurde.

Sein Ausgang aus dem Leben war, wie er ihn selbst gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging ihm vorher; aber niemand war besorgt, so wenig als er selbst. Kein Arzt ward gerufen, kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn tot, in derselben Lage, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollem Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde nebst vielen anderen Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltene Tiere mannigfaltiger Art, auch überseeische Loris, Papageien und deutsche Stare. Von den letzteren waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte und von unscheinbarem Äußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräte fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden war, stumm umhergeht und sich grämt, daß er das alles überlebt. Als nun der alte, unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal ausgeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Stare in eine Ecke beiseite gesetzt und andere Dinge ausgerufen. Auf einmal schallt es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!" — Alle Köpfe wendeten sich nach der Seite, woher der Ruf kam. „Wer ist's? Wer ruft?" fragten viele; und da einer, der dem Käfig zunächst stand, sagte: „Es ist der Star, der weggesetzt worden ist", da riefen alle wie aus einem Mund: „Den Star, den Star her!" So kam der unscheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren, weil es eben jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Star aber, da alles um ihn her so lebendig wurde und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, wurde nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!" nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde,

Digitized by Google

sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Star so teuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben und trug ihn im Triumphe nach Hause, und die andern beneideten ihn. Das war denn auch eine Leichenfeier von eigentümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten.

F. Jacobs.

99. Gefahren der Gemsjagd.

Die Gemsjagd ist recht eigentlich die Jagd der Berge. Sie erfordert ebensowohl Kraft als Gewandtheit, zähe Ausdauer als raschen Entschluß und bleibt dennoch gefährlich. Kaiser Max, der ritterliche Weidmann, wußte davon zu berichten. Körperlich stark und kühn, war er ein trefflicher Schütze und Steiger, dabei „gar fürsichtig" und, wie sich von selbst versteht, hatte er „keinen swyndel in seinem Haupt nit." Er stieg gern auf hohe Türme und stand oft nur mit einem Fuß auf dem Mauerrand, den andern Fuß in die Luft hinaushaltend: so auf dem Ulmer Münster. Zu den steilsten Bergwänden drang er hinan und schwang sich am Stocke über felsige Klüfte; öfters war er nahe daran von herabrollenden Steinen erschlagen zu werden, die ihm einmal den Hut vom Kopf schlugen, ein anderesmal die „beed Span-Adern" verletzten und einen begleitenden Jäger besinnungslos niederstürzten, der sich tot gefallen hätte, wenn er nicht vom Kaiser gefaßt und gehalten worden wäre. Am bekanntesten aber ist sein Abenteuer an der Martinswand, wo er „zwei Tag und Nacht" nicht herauskommen konnte.

Auch der nachfolgende Fall, der sich vor einigen Jahrzehnten in Berchtesgaden zugetragen, zeigt wohl, welche Schrecken ein wildes Gemsgebirg bergen kann; und wenn einem eine solche Geschichte gegenwärtig, so schaut man in das düstere Starren der Felspfeiler mit ganz anderen Augen, als wenn man nur an Alpenrosen denkt. Es war im Jagdschlößchen St. Bartholomä ein Gehilfe Sebastian Schlechter, ein ausgezeichneter Jäger und kühner Steiger, welcher dem zürnenden Berggeist, dem er oft seine Gemsen genommen, zum Opfer fallen sollte. Am 16. Oktober 1839 ging der lebensfrische Mann (damals 35 Jahr alt), um in den vom Watzmann herabziehenden Gewänden eine Gemsbirsche zu machen. Er wollte sich den langen Weg dahin kürzen und über das Dach der sogenannten „Eiskapelle" an die Wand gelangen. Diese Eiskapelle (in älteren Schriften auch „gläserne Kapelle" genannt) ist ein kleiner Gletscher, der an die Steinwände angelehnt im Thal ein Thor zeigt, durch welches der „Eisbach" hervorkommt.

Der Jäger stieg an der Seite hinauf und dann über die dachartige Wölbung hin. Als er aber am Rande des Eises angekommen, eben den Fuß auf den Felsen selbst setzen wollte, brach dieses unter ihm mit donnerndem Krachen zusammen, und nun ging's mit Eis und Steinen hohl schallend hinunter in die Nacht des 180 Fuß tiefen Abgrunds. Vom Sturz und den erlittenen Verletzungen (die Rippen waren sechzehnmal

Digitized by Google

gebrochen) der Besinnung beraubt, lag er viele Stunden, und erst gegen Abend kam er wieder zu sich. Es war tiefe Nacht um ihn, und er erkannte, mit den Händen tastend, daß er auf einen mit Schnee bedeckten Felsenvorsprung gefallen, und daß es neben ihm noch weiter hinuntergehe. Man denke sich die furchtbare Lage! Im ersten Augenblicke gab er sich verloren, als er aber seine Büchse fühlte, deren Riemen seltsamer Weise ihm um den Hals geschlungen war, da dämmerte einige Hoffnung durch einen Schuß vielleicht einen Retter herbeizuführen. Diese Hoffnung wurde freilich von dem Gedanken gedrückt, daß um jene Zeit außer einem Jäger selten jemand an den Ort komme; gleichwohl schoß er nach oben zu die Büchse ab. Er sah zwar die Wirkung des Schusses an herabfallenden Steinen und Eisstücken, er hörte den Knall aber nicht, denn der erschütternde Sturz hatte ihn des Gehörs beraubt. Erst nach einiger Zeit erhielt er es wieder, und da ward es plötzlich laut von rauschendem Wasser, welches neben ihm in die Tiefe fiel.

In Schmerzen und Angst verging die Nacht, dennoch sann die Liebe zum Leben auf Rettung. Wo vom Schuß die Steine heruntergefallen waren, schien ein Schlot nach oben zu münden, und in diesem sich hinaufzuarbeiten beschloß der Unglückliche nun, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Fuß gebrochen war. Den Rücken an das Eis gestützt und die Füße an Schnee und Felsen, schob er sich mühsam empor, vier bis fünf Stunden lang, daß ihn oft die Kraft verließ und auch der Mut zu sinken begann, als er endlich durch eine Öffnung oben das Tageslicht gewahrte. Mit erneuerter Anstrengung kam er bis auf etwa 20 Fuß unter jene Stelle, wo er eingebrochen war. Hier befand sich eine kleine Fläche, von der aus sich jedoch die Schlucht, die er hinaufgekommen, nach oben erweiterte, so daß ein Emporklimmen wie bis dahin nicht mehr möglich war. Da sah er zwei engzusammenstehende Eissäulen, die sich zunächst an der Wand befanden, und nun beschloß er zwischen diesen sich hinaufzudrängen. Dazu mußte er in der gefährlichsten Lage mit dem Messer in die eine Eissäule Kerben einschneiden, um sich mit den Füßen darin festzustemmen, während er den Rücken an die andere Säule preßte. Mit unsäglicher Plage gelangte er so bis 4 Fuß von der Öffnung, und schon glaubte er sich gerettet, als ihm die Füße ausglitten, und abermals stürzte er in die Tiefe, doch glücklicherweise nur bis zu der erwähnten Fläche und ohne sich weiter zu beschädigen. Besinnungslos lag er auf dem kleinen Fleck, wo jede Bewegung mit dem Tode bedroht war, und erwachte erst wieder, nachdem mehrere Stunden vergangen sein mochten. Das unschätzbare Messer hatte die erstarrte Hand krampfhaft festgehalten, wie seltsam! im bewußtlosen Zustande, wo alle Muskeln erschlaffen! Der Eisschlot mußte zum zweitenmale erstiegen werden, und endlich mit zitterndem Herzen schob er sich über den Rand, und körperlich und geistig gebrochen sank er ohnmächtig auf dem wieder erreichten Dach der Eiskapelle zusammen, nachdem er dreißig Stunden in dem Abgrund begraben gewesen.

Zu Hause war man schon am Abend vorher über sein Ausbleiben in Sorge, und am andern Tage spähte die Tochter des alten Forstwarts,

Digitized by Google

welche der Gedanke einer Verunglückung am meisten beunruhigte, mit einem Fernrohr öfter nach der Eiskapelle, wo sie gegen 2 Uhr mittags einen dunkeln Punkt entdeckte, den sie früher nicht gesehen, was denn Veranlassung gab, daß sich mehrere Männer und sie selbst mit Stärkungsmitteln auf den Weg machten.

Als sie bei dem Unglücklichen ankamen, war es höchste Zeit ihn vor Erstarrung zu retten. Der Mann war furchtbar zugerichtet und erblindete sogar für einige Zeit, wurde aber wiederhergestellt und lebt noch. Ich habe ihn seine tragische Geschichte selbst erzählen hören.

F. v. Kobell.

100. Die Verschütteten.

Die Mönche des Klosters Villach in Krain besitzen Weingärten in Udine, welche sie im Herbst lesen lassen; der Wein bleibt den Winter über in den Kellern in Udine liegen und wird im Frühjahr von Dienstleuten des Klosters abgeholt. Einst wurden zu diesem Zwecke sechs Männer aus Malnitz nach Udine geschickt. Diese nahmen drei Wagen, von denen jeder mit vier Ochsen bespannt war, und fuhren langsam nach Udine zu über Villach und durch Tarvis. Hinter diesem Flecken läuft die Straße ein gutes Stück zwischen dem Fuße des Bredils und einem See hin, so daß man weder zur Rechten noch zur Linken ausweichen kann, es sei denn daß man ein Schifflein hätte, über den See zu fahren, oder Flügel, um über die Felsenwände zu fliegen. — Im Sommer ist diese Straße vom Berge aus lieblich anzuschauen wie eine große graugelbe Wasserschlange, die sich am blauen See sonnt; aber sie ist auch zu Zeiten so gefährlich und hinterlistig wie eine Natter. Kaum waren die Männer auf ihr angekommen, als es auf einmal anfing über ihnen zu donnern. Ein großer Schneesturz ging ungefähr 100 Schritte vor ihnen nieder, und der Sturm, der ihn begleitete, riß sie fast in die Tiefe des Sees mit sich fort. Sie standen einen Augenblick wie Leute, neben denen der Blitz eingeschlagen hat, und wendeten dann um. Aber kaum schauten ihre Deichseln wieder gen Tarvis zu, so kam ein zweiter Schneesturz den Bredil herab und versperrte ihnen auch den Rückweg. Es war nachmittags um die dritte Stunde.

Die armen Leute schienen rettungslos abgeschnitten. Hinter und vor ihnen lagen zwei Wälle, über welche nur ein flatterndes Schneehuhn hätte entkommen können; rechts und links hatten sie auf der einen Seite die schroffen Wände des Bredils und auf der andern den See. Dieser hatte sich wohl in der kalten Märznacht mit einer Eisrinde überzogen; aber die Rinde war nicht so stark, um Menschen zu tragen, und doch dick genug einen Kahn aufzuhalten, besonders in der Mitte, wo noch eine große Scheibe von Wintereis schwamm.

Für einen Menschenfuß gab es aus dieser verzweifelten Enge keinen Weg, sondern nur für das Gebet und den Blick, und auch dieser stieß, wenn er sich zum Himmel kehrte, auf die Schnee- und Eislasten, welche

Digitized by Google

noch hoch über den Männern hingen, und die der mindeste Anstoß zum Rutschen und Fallen bringen konnte. Kleinere Brocken lösten sich fast unaufhörlich von ihnen los, zerschlugen sich im Herabrollen an den Felsen und rieselten auf die Männer als Gries herunter. Es mußte ihnen dabei zu Mute sein, als rieselte das letzte Restlein Sand aus ihrer Stundenuhr auf ihre Häupter.

Für die in Bleiberg jenseits des Sees waren die Donnerschläge, von denen die Schneestürze begleitet wurden, gleichsam Notschüsse, und sie sahen von Anfang an, in welcher Klemme und Todesgefahr sich ihre Landsleute befanden. Die von Tarvis kamen zu ihnen eiligst hinüber und berieten sich mit ihnen, was zu thun sei. Ein Versuch, den Malnitzern mit einem Kahne zu Hilfe zu kommen, mißglückte. Sich durch die Schneewälle zu graben, wäre für die Knappen, die aus den Bleigruben hervoreilten, ein Leichtes gewesen. Aber so lange der schnell eingetretene Tauwind wehte, konnten jeden Augenblick noch mehrere und größere Schneestürze nachkommen. In jenen Stunden unter den Wänden des Bredils arbeiten, wäre eben so viel gewesen, als unter einer wankenden Stadtmauer mit Hacke und Schaufel hantieren. Der Berghauptmann ließ also seine Leute nicht ziehen, ob sie gleich bereit waren Hand an das Werk zu legen. Er wollte das Leben von etwa 50 Familienvätern, welche ihm der Kaiser anvertraut hatte, nicht gegen die nur wenig wahrscheinliche Rettung von sechs Männern einsetzen. Und wir werden sehen, daß er recht daran that.

Zuletzt erschien noch auf einer Anhöhe am See, den Schneestürzen gerade gegenüber, der Pfarrer von Tarvis mit seinen zwei Kaplanen in den Gewändern, welche die geistlichen Herren bei Leichenbegängnissen zu tragen pflegen. Er zeigte den Malnitzern das Hochwürdigste, wie dem Kaiser Max geschehen sein soll, als er sich an der Martinswand verstiegen hatte.

Die Männer zwischen den Schneestürzen sahen daraus, daß sie von ihren Landsleuten aufgegeben seien; aber sie verloren Mut und Besinnung nicht, sondern gebrauchten, wie es Christen ziemt, mit Besonnenheit alle die Mittel, die ihnen der Herr über Leben und Tod zu ihrer Rettung noch übrig gelassen hatte. Sie spannten ihre Ochsen aus und banden sie an die Erlenbäume am See. Sich selbst bauten sie unter einer etwas überhängenden Felsenwand teils aus den einzelnen Stücken ihrer Wagen und teils mit dem Heu, das sie daheim für ihr Vieh mitgenommen hatten, eine Hütte. Die Leitern lehnten sie, drei neben und immer zwei übereinander, an den Felsen. Die Bretter von den Wagen legten sie darauf. Von den Heubündeln machten sie vorn und hinten Wände, die sie mit den ausgehobenen Rädern und Deichseln befestigten. Denn sie wollten sich weniger gegen Wind und Wetter, als gegen einen noch nachkommenden Schneesturz sichern. Sie arbeiteten emsig wie Murmeltiere, wenn sie ihre unterirdischen Wohnungen zum Winterschlafe zurichten und die Röhren, d. h. die Ausgänge derselben mit Gras und Moos verstopfen.

Digitized by Google

Der Südwind wurde inzwischen immer heftiger und führte einen neuen Schneesturz herab, bald nachdem die Männer ihren Bau vollendet und sich hineinbegeben hatten. Die Massen fuhren aber da, wo sich die Malnitzer eingebaut hatten, einige Fuß über den Rand der Felsenmauer hinaus und bildeten auf der Heerstraße einen Aufwurf, und erst die obere Hälfte des Hügels sank, als sie das Übergewicht bekommen hatte, langsam auf die Hütte der Fuhrleute zurück. Die Leitern und Bretter krachten wohl einigemal unter der schweren Last, brachen aber unter derselben nicht zusammen.

Nun wollten die jüngeren und unerfahrenen von den Verschütteten anfangen sich selbst aus ihrem Grabe herauszuwühlen; aber der alte Walter am Gsteig riet, die Reuthauen, welche sie bei sich hatten, lieber gegen das Schutzdach zu stemmen, als sonst zu gebrauchen, und dann ruhig abzuwarten, bis sie von den Bergknappen herausgegraben würden. Er setzte seine schönste Kuh gegen eine Ziege, daß diese Dachse mit ihren Lederschurzen noch vor Sonnenaufgang anfangen würden zu wühlen.

Dies geschah auch. Als der Tag graute und der Berghauptmann sah, daß sich der alte Bredil auf der Seeseite ganz rein abgeschüttelt habe, ließ er seine schwarzen Maulwürfe los. Diese griffen die Schneewälle von Tarvis aus an, und zwar mit aller Kraft, die in ihren geübten Armen war. Denn die Arbeit galt nicht armseligen Bleiadern, sondern andern Adern, in denen noch Bruderblut rinnen konnte. Außerdem hatte der Berghauptmann seinen Leuten für jeden Malnitzer, den sie lebendig herausgraben würden, ein Fäßlein Klosterwein verheißen.

Bis es wieder dämmerte, war alles geschehen, und die Malnitzer stiegen unversehrt, aber doch bleich wie Begrabene, aus ihrer Gruft hervor.

K. Stöber.

101. Wenn die Not am größten, ist uns Gott am nächsten.

Das Handelshaus Gruit van Steen war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg. Inhaber der Handlung war damals Herr Hermann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück überkommen hatte, einen goldtreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit bis in seine äußersten Verzweigungen so von Grund aus, wie der alte Jansen; daher galt auch sein Wort in der Schreibstube wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem äußersten Ende bis zum andern; Städte und Dörfer waren zu Hunderten verwüstet und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der Landsknechte zu retten. Bei diesem allen und der Unsicherheit der Straßen in

Digitized by Google

allen Ländern war es kein Wunder, daß der Handel stockte und vorzüglich der Betrieb ins Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Kontor des Herrn Hermann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen war's oft wochenlang so still, wie in einer Kirche, während es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Kontor lange den Kopf geschüttelt und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg, hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr geschaut hatte, als wollte er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nach einander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief, von oben bis unten mit Tintenflecken marmoriert, auf einmal fertig machte. Herr Hermann, ihm gegenüber sitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf und sagte: „Ei, Jansen, haben wir denn heute St. Veitstag, oder seid Ihr vielleicht zum erstenmal in Eurem Leben so früh schon in den Ratskeller geraten und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet?" „Nein, Herr", antwortete Jansen mürrisch, „aber so geht's nimmer; — bei uns in Deutschland ist es aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Weg bei dem verwetterten Kriege. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwindet, um uns die sündteuren Waren von den geizigen Mynheern[1] aus Holland herbeizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst. Gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger Waren als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne großes Wagnis schon bei uns was gewinnen; aber das ist nun anders geworden, drum muß man's anders treiben."

Da standen die beiden Herren auf, gingen im Zimmer auf und ab und beratschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen worden, wie es verständigen Männern geziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen solle.

Vier Wochen später schritt Herr van Steen in seinem Ratsherrngewande mit Jansen neben und zwei schwer bepackten Dienern hinter sich dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffs harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz; denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von alt und jung, vornehm und gering. Einige Ratsherren, Freunde der bei-

1) Myn Heer (d. h. mein Herr) ist die bei den Holländern übliche Anrede, — daher hier als spottende Bezeichnung der ganzen Handelsnation.

Digitized by Google

den, traten freundlich grüßend hinzu, und der ältere, ein Mann mit greisem Haar und Bart, sprach: „Freund Hermann, Euer Schiff ist schier schwer bepackt und beladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? Denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist auch keiner der Jüngsten mehr.“ Herr Hermann zuckte die Achseln und sprach: „Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntnis und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und alles überlassen.“ Aber Jansen antwortete munter: „Laßt's Euch nicht anfechten, ihr Herren! Es ist das dritte Mal, daß ich die Fahrt mache, und alle guten Dinge sind ja drei; darum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen — und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; drum lebet wohl!“

Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte, um ihn nach dem Schiffe hinüberzuführen, landete eben. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein paar Thränen träufelten doch dem alten Knaben in den grauen Bart, und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte das Boot am Schiffe an. Die Leiter war herabgelassen, hinauf stieg Jansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell der große Anker aufgewunden und das Boot befestigt; und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt. Alle Wimpel flaggten und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Drei Vierteljahre waren seitdem verflossen und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm; wohl aber hatten sich dunkele Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam[1] gescheitert seien, verbreitet. Immer bedenklicher wurde die Miene des Herrn Hermann und immer sorgenvoller seine Stirn. Einen großen Verlust nach dem andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen,[2] drum war's im Kontor stille wie im Grabe; kaum hörte man einen Atemzug oder das leise Schnarren der Feder der emsig schreibenden Kommis, die nur manchmal ängstlich die Augenlider hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer klang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel. Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüber hängenden Bilde seines Vaters, und eine große, schwere Thräne tropfte

1) Englische Besitzung am Berbice in Südamerika. — 2) Der Kaufmann „zieht die Bilanz“, wenn er durch einen allgemeinen Rechnungsabschluß sich über den günstigen oder ungünstigen Stand seines Geschäftes vergewissert, wenn er Gewinn oder Verlust gleichsam „abwägt“ (la balance, die Wage).

Digitized by Google

herab auf das Hauptbuch. Da schrak er zusammen, fuhr mit der Hand über Stirn und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu und ging langsam hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Ratsherr, küßte seine Frau und seine drei muntern Knaben und ging mit der Äußerung, daß heute Sitzung wäre, sie sollten mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang schritt er dem Rathause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Ratssaale legte er vor den erstaunten Kollegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich insolvent[1] an. Die Herren erschraken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet sein solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurückerwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sei.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren schon verstrichen; — Jansen war nicht gekommen. Herrn Hermanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich verschlimmert; da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den strengsten Vollzug des Gantes,[2] daß der Magistrat notgedrungen dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Es war versiegelt worden und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, in welchem sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingange des Hauses geblieben.

Eben hatte die Versteigerung der fahrenden Habe im geräumigen Kontor, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Aufrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Hermann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirts zum Westindienfahrer, an, als wollte er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rotgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und zusammengepreßt, während die beiden jüngeren Knaben mit der großen Angora-Katze spielten; Fritz aber, der älteste, hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: „Sei nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen." Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Ratsdiener, herein, ein gutmütiger Alter, der früher, in bessern Zeiten, so oft mit freundlichem Bückling Herrn Hermann die Thür des Ratssaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: „Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen." Da wandte Herr Hermann den Blick und sprach seufzend: „Ach, das ist das Härteste; doch dein Wille,

1) zahlungsunfähig.

2) Der, auch die Gant, kaufmännischer Ausdruck für die öffentliche Versteigerung, welcher die Besitztümer des insolventen Schuldners unterworfen werden, (quanti, für wie viel? inquantum, im mittl. Latein, die Auktion.)

Digitized by Google

o Gott, geschehe!" Es war der mit grünem Samt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen erteilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligtum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auktionator rief: „Nr. 120, ein noch wohlkonditionierter Lehnstuhl, mit Samt beschlagen!" — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!" — „Also vier zum ersten", rief der Auktionator mißmutig; — in diesem Augenblick riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend, vors Haus, und zum offen stehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „Vierzig Mark zum ersten!" Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und zum letztenmale!" und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!" rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waren im Hafen; aus ist die Auktion; nun fort ihr alle!" — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin — „morgen kommt aufs Rathaus, da soll alles samt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser alter Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen floriert noch! und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Eurem alten Jansen!" Chr. G. Barth.

102. Ein rechter Mann.

Es ist schon löblich genug, wenn ein Mensch in sein eignes häusliches Leben eine gewissenhafte Ordnung bringt; noch lobenswerter, ja manchmal großer Bewunderung würdig ist, wenn ein Mensch nicht nur seine, sondern auch die Angelegenheiten anderer ordnet oder gar, wie es nicht selten geschieht, durch Geisteskraft und Mut vom Untergange rettet.

Dies letztere hat ein schwäbischer Pfarrer, Namens Rapp, gethan; laßt hören, wie?

Dieser seltene Mann hatte sich vor mehreren Jahren an die Spitze von meist armen Auswanderern gestellt, die im Begriffe waren, den vaterländischen deutschen Boden mit dem fremden Nordamerikas zu vertauschen. Die Reisekosten waren beisammen, man verließ die schwäbische Heimat, kam ans Meer, bezahlte die Überfahrt, stieg zu Schiffe und schwamm so gegen Westen, der neuen amerikanischen Erde zu. Die Fahrt ging gut von statten, man sah und erreichte endlich das ersehnte Land, und als

Digitized by Google

man sich ein wenig erholt hatte, setzte man die Reise durch bewohnte und unbewohnte Strecken landeinwärts fort. Aber bald erfüllte Kummer und Sorge jedes Herz. Geld und Lebensmittel fingen an knapper zu werden, man zehrte und zehrte und schoß zu, so lange man hatte; aber da man immer ausgab und nichts einnahm, so ging es schließlich mit allem Vorrat zu Ende. Schon griff Hunger und Müdigkeit die armen Landsleute an; sie waren vielleicht noch hundert Meilen von der Stelle fern, wo sie sich als Ansiedler niederlassen wollten. Ihr könnt Euch denken, was es da nun galt, Mut zuzusprechen und die gesunkene Hoffnung aufzurichten. Der Pfarrer Rapp ist wohl von einem zum andern gegangen, um die Entmutigung nicht in Verzweiflung ausarten zu lassen; aber viel mochte er nicht ausgerichtet haben, Hunger und Not haben taube Ohren.

Da erreichte man endlich im nordamerikanischen Staate Maryland die ansehnliche Stadt Baltimore. Viele der Auswanderer mochten wohl Lust haben, sich kurzweg von ihren Landsleuten los zu machen, in die Stadt zu brechen, einen Dienst zu suchen und das Ansiedeln sein zu lassen; andere mochten sich müde und betrübt zu Boden geworfen und das Gras mit ihren Thränen benetzt haben vor Heimweh und Reue; wieder andere mochten es wie die Israeliten in der Wüste gemacht und ihren Führer angeklagt haben, daß er sie den Fleischtöpfen der Heimat entführt.

Da war der Augenblick gekommen, wo der Pfarrer Rapp zeigen mußte, ob er ein schwacher, gewöhnlicher — oder ein starker, seltener Mann sei, der eine Rettung findet, wo die Verzagten alle keine mehr sehen!

Und er war der starke, seltene Mann!

„Halt!“ rief er seiner anvertrauten Herde zu, „Landsleute, vertrauet mir noch einige Stunden, und rette ich euch bis dahin nicht, da sei einem jeden erlaubt, mich und den Bund zu verlassen!“ Und wie ein anderer Moses nahm er seine Zuflucht zur Religion. Sechshundert Köpfe stark war sein Zug! Diese sechshundert Wanderer mußten jetzt ihr bestes Gewand anziehen, ihr Herz in Andacht vereinigen und einem erhebenden Gottesdienste unter freiem Himmel beiwohnen; daß dabei gebetet und gesungen wurde mit seltener Inbrunst, daß der Priester wahrscheinlich die schönste und rührendste Predigt seines Lebens dabei hielt, das läßt sich denken.

Und siehe da! Der Himmel ließ zwar kein Manna regnen und keine Wachteln wie den Israeliten zufliegen, aber etwas anderes that er, das mehr als Manna und Geflügel aushalf; er führte Zuschauer aus der Stadt zu dem Gottesdienste, die wurden von der rührenden Andacht der deutschen Auswanderer ergriffen, sie hörten von deren Not und Ziel, die Teilnahme für dieselben eilte mit Flügeln durch die Stadt — und eh' es Abend wurde, waren so viele Gaben für unsere Landsleute beisammen, daß sie nicht nur ihre Reise fortsetzen, sondern auch ihre Ansiedelung bewerkstelligen konnten — wo es ihnen jetzt recht gut gehen soll!

J. Rank.

Digitized by Google

o Gott, geschehe!" Es war der mit grünem Samt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen erteilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligtum im Hause gehalten.

Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen, Fritz mit dem Boll voraus. Der Auktionator rief: „Nr. 120, ein noch wohlkonditionierter Lehnstuhl, mit Samt beschlagen!" — und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: „Vier Mark!" — „Also vier zum ersten", rief der Auktionator mißmutig; — in diesem Augenblick riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnüffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend, vors Haus, und zum offen stehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: „Vierzig Mark zum ersten!" Augenblicks darauf trat hastig ins Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: „Vierhundert Mark zum andern, zum dritten und zum letztenmale!" und schlug mit seinem spanischen Rohre dergestalt auf den Tisch, daß des Auktionators Papiere umherflogen und dieser wie die ganze Menge zusammenschrak. „Herr Gott, unser Jansen!" rief Herr Hermann und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: „Ja, ich bin's; unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waren im Hafen; aus ist die Auktion; nun fort ihr alle!" — dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin — „morgen kommt aufs Rathaus, da soll alles samt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser alter Herrgott lebt noch, unser gutes Haus steht noch, und die Firma Hermann Gruit van Steen floriert noch! und nun seid erst freudig gegrüßt in der Heimat, Herr Hermann und Frau Elisabeth, von Eurem alten Jansen!" Chr. G. Barth.

102. Ein rechter Mann.

Es ist schon löblich genug, wenn ein Mensch in sein eignes häusliches Leben eine gewissenhafte Ordnung bringt; noch lobenswerter, ja manchmal großer Bewunderung würdig ist, wenn ein Mensch nicht nur seine, sondern auch die Angelegenheiten anderer ordnet oder gar, wie es nicht selten geschieht, durch Geisteskraft und Mut vom Untergange rettet.

Dies letztere hat ein schwäbischer Pfarrer, Namens Rapp, gethan; laßt hören, wie?

Dieser seltene Mann hatte sich vor mehreren Jahren an die Spitze von meist armen Auswanderern gestellt, die im Begriffe waren, den vaterländischen deutschen Boden mit dem fremden Nordamerikas zu vertauschen. Die Reisekosten waren beisammen, man verließ die schwäbische Heimat, kam ans Meer, bezahlte die Überfahrt, stieg zu Schiffe und schwamm so gegen Westen, der neuen amerikanischen Erde zu. Die Fahrt ging gut von statten, man sah und erreichte endlich das ersehnte Land, und als

Digitized by Google

man sich ein wenig erholt hatte, setzte man die Reise durch bewohnte und unbewohnte Strecken landeinwärts fort. Aber bald erfüllte Kummer und Sorge jedes Herz. Geld und Lebensmittel fingen an knapper zu werden, man zehrte und zehrte und schoß zu, so lange man hatte; aber da man immer ausgab und nichts einnahm, so ging es schließlich mit allem Vorrat zu Ende. Schon griff Hunger und Müdigkeit die armen Landsleute an; sie waren vielleicht noch hundert Meilen von der Stelle fern, wo sie sich als Ansiedler niederlassen wollten. Ihr könnt Euch denken, was es da nun galt, Mut zuzusprechen und die gesunkene Hoffnung aufzurichten. Der Pfarrer Rapp ist wohl von einem zum andern gegangen, um die Entmutigung nicht in Verzweiflung ausarten zu lassen; aber viel mochte er nicht ausgerichtet haben, Hunger und Not haben taube Ohren.

Da erreichte man endlich im nordamerikanischen Staate Maryland die ansehnliche Stadt Baltimore. Viele der Auswanderer mochten wohl Lust haben, sich kurzweg von ihren Landsleuten los zu machen, in die Stadt zu brechen, einen Dienst zu suchen und das Ansiedeln sein zu lassen; andere mochten sich müde und betrübt zu Boden geworfen und das Gras mit ihren Thränen benetzt haben vor Heimweh und Reue; wieder andere mochten es wie die Israeliten in der Wüste gemacht und ihren Führer angeklagt haben, daß er sie den Fleischtöpfen der Heimat entführt.

Da war der Augenblick gekommen, wo der Pfarrer Rapp zeigen mußte, ob er ein schwacher, gewöhnlicher — oder ein starker, seltener Mann sei, der eine Rettung findet, wo die Verzagten alle keine mehr sehen!

Und er war der starke, seltene Mann!

„Halt!“ rief er seiner anvertrauten Herde zu, „Landsleute, vertrauet mir noch einige Stunden, und rette ich euch bis dahin nicht, da sei einem jeden erlaubt, mich und den Bund zu verlassen!“ Und wie ein anderer Moses nahm er seine Zuflucht zur Religion. Sechshundert Köpfe stark war sein Zug! Diese sechshundert Wanderer mußten jetzt ihr bestes Gewand anziehen, ihr Herz in Andacht vereinigen und einem erhebenden Gottesdienste unter freiem Himmel beiwohnen; daß dabei gebetet und gesungen wurde mit seltener Inbrunst, daß der Priester wahrscheinlich die schönste und rührendste Predigt seines Lebens dabei hielt, das läßt sich denken.

Und siehe da! Der Himmel ließ zwar kein Manna regnen und keine Wachteln wie den Israeliten zufliegen, aber etwas anderes that er, das mehr als Manna und Geflügel aushalf; er führte Zuschauer aus der Stadt zu dem Gottesdienste, die wurden von der rührenden Andacht der deutschen Auswanderer ergriffen, sie hörten von deren Not und Ziel, die Teilnahme für dieselben eilte mit Flügeln durch die Stadt — und eh' es Abend wurde, waren so viele Gaben für unsere Landsleute beisammen, daß sie nicht nur ihre Reise fortsetzen, sondern auch ihre Ansiedelung bewerkstelligen konnten — wo es ihnen jetzt recht gut gehen soll!

J. Rank.

Digitized by Google

103. Das Bild des Großvaters.

Zu den Zeiten unserer Väter saß am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterchen, namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Warenlager von Nürnberger Spielsachen, bunten Bilderbogen und einigem alten Gerümpel feil bot.

Die Bude war, wie das Mütterchen, alt und gebrechlich, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie saß hier als Braut, als junge blühende Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Witwe: sie saß hier mit bleichem Angesicht und rotgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trüber; denn nur selten blieb noch ein Käufer vor der kleinen Bude stehen, ja oft, sehr oft mußte sie ihr kleines Waarenlager schließen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da mußte sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte zwar nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von einem Tage zu dem andern fristen zu können.

Jetzt aber war ihre Not überaus groß geworden; denn schon seit drei Tagen hatte sie auch gar nichts verkauft, und doch war die Miete für die kleine Kammer, worin sie des Nachts schlief, fällig. Zwar machte ihr diese Schuld nicht gerade so großen Kummer: denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Not nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Spielsachen und die bunten Bilder bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er hatte ihr gedroht, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen, sie selbst aber in den Schuldturm sperren zu lassen.

So saß sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hagern Hände gefaltet. Draußen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn der Frühling war gekommen, aber ihr ward immer weher ums Herz, und sie wünschte sich sehnlich dorthin, wo ihr braver Mann und ihre Kinder längst ruheten.

Da kam ein Mann dahergeschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Wünschen. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst war er aber noch ziemlich rüstig und kräftig. Was er war, das verriet seine Teerjacke und der breite, schwankende Gang, nämlich, daß er ein Seefahrer war. Er hatte die Arme übereinander geschlagen und sah, wie es schien, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch manches in Danzig verändert! In dieser kleinen Bude saß einst eine muntere

Digitized by Google

junge Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?"

Die Alte lächelte wehmütig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch niemand anders gewesen sein, als ich selbst; ich sitze hier schon über funfzig Jahre."

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirn und rief: „Ja so, ich habe vergessen, daß auch ich gegen vierzig Jahre abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner frühern Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen. — Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wohl schon lange tot?"

„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. Er starb im Spittel!" entgegnete Else.

„Im Spittel?" wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt", fuhr die Alte fort; „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen, daß er so sterben sollte. — Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Geldeswert in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, daß er es geschehen lassen mußte, daß sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein. Er begann noch manches, aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die armen konnten ihm nicht helfen, die reichen wollten nicht. So geschah es denn, daß er krank und lebensmüde ins Spital gehen mußte."

Über das Gesicht des Unbekannten zuckte es finster hin. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen, aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn Peter Braun begraben? „Auf dem Armenkirchhofe", antwortete Else. Der Fremde schien diese Antwort erwartet zu haben, er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes verloschenes Ölgemälde, das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt Ihr für das alte Bild?" fragte der Mann.

„Ich habe es", entgegnete die Alte, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein Geringes gekauft. Es mag wohl nichts mehr wert sein; denn niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es Euch, lieber Herr, so mögt Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebot zufrieden."

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde. „Ach, lieber Herr", rief die Alte, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen." „Laßt es nur gut sein, Mütterchen", versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich nur ein armer Teufel, der sich auch zur Auf-

Digitized by Google

nahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildnis meines Großvaters nicht zu teuer."

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder eine Antwort zu hören.

Else war anfangs mehr erschrocken, als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, daß der Mann, der nach seiner Kleidung und seiner eigenen Rede selbst nur arm war, ihr für das alte, verloschene Bild einen Thaler gegeben hatte. — Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das blanke Silberstück würde ihr aus den Händen entschwinden, oder mindestens in eine Kohle sich verwandeln. Aber wie sie den Spanier auch wandte, er verschwand und verwandelte sich nicht. Da schwoll ihr welkes Herz auf vor lauter Freude, die in brünstige Dankgebete überging zu ihrem treuesten Freunde, dem sie erst kurz vorher ihre Not geklagt, und in heiße Segenswünsche für ihren Retter, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihre Not geendet. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, daß er damit sich wohl einstweilen begnügen werde. Vorhin in ihrer Angst und Sorge war ihr Auge trocken geblieben, und jetzt — weinte sie. Das waren Freudenthränen, ein stummes und doch so beredtes Dankopfer ihrer Seele.

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Sein Gesicht war jetzt hochgerötet, als sei es vom Trunke oder vom Zorne erhitzt. Er stürzte in gewaltiger Hast auf die Bude der alten Else los und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waaren ein, daß er mit diesem Schlage sogleich einen Nürnberger Heuwagen samt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierne Soldaten vernichtete. „Liebe Alte", rief er in ungezügelter Freude, „thu mir den Gefallen und wirf Deinen ganzen Plunder auf die Straße, daß sich die Jungen daran freuen, Du sollst es fortan nicht mehr nötig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen. Heisa! das Glück ist bei mir eingekehrt! wundervoll und unverhofft! Vierzig Jahre habe ich diesem Glücke auf allen Meeren und allen Zonen nachgejagt; es wandte mir überall den Rücken, siehe, da find' ich es plötzlich in der Heimat an dem Grabe meines Vaters. — Es war eine bittere, trübe Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater ausgezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber alles anders gekommen; er ruhte in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen war. Da hob ich das Bild des Großvaters, für das ich Dir meinen letzten Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmütigen Zügen zu erfreuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet haben, brach der morsche Rahmen zusammen und — aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Wert sich durch die Jahre und durch den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Großvater, der in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab und Gut geworden, hatte wahrscheinlich dort

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

all seine Schätze verborgen, ohne bei seinem so schnellen Tode meinem Vater darüber Nachricht geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden! Jene Papiere sind mein rechtmäßiges Eigentum, denn bei diesem Schatze lag zugleich ein Testament, das mich im Fall des Ablebens meines Vaters zum Erben des Großvaters ernennt. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder, wie in früheren Zeiten, das Bildnis des Großvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich den Reichtum nicht teilen, wohl aber mit Dir, Du wackres Mütterlein, das Gott erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten. Komm mit mir, du sollst bei Jürge Braun gute Tage haben."

So geschah es auch. Mutter Else zog zu Jürge Braun, den man nun, wie einstmals seinen Großvater, nur den reichen Braun nannte — und sie führte ihm die Wirtschaft.

Jürge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten, denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie, wie für seine Mutter, und betrachtete sich stets als ihren größten Schuldner.

Beide ruhen nun längst in Frieden. Jürge Braun aber hat all sein Hab und Gut, was er in dieser Welt zurücklassen mußte, dem Spital vermacht, in welchem sein Vater verstorben war. W. Müller.

104. König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich der Zweite von Preußen hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gern darin, — wenn nur nicht ganz nahe dabei die unruhige Mühle gewesen wäre! Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot auch in dem Schlosse nicht übel schmeckt, wenn die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an seinen Nachbar dachte, — auf einmal ließ der Müller seine Mühle klappern und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar; und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber wohl manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs.

Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?" — Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift", sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht nebeneinander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mein Schloß abkaufen könnt. — Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. — Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner

Digitized by Google

Rede: „Sie ist mir nicht feil.“ — „Wie ich darin geboren bin“, sagte er, „so will ich darin sterben; und wie sie mir von meinem Vater erhalten worden ist, sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.“

Da nahm der König eine ernsthafte Sprache an. „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!“

Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiderte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!“ nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sonder wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar. P. Hebel.

105. Prinz Heinrich.

Prinz Heinrich, der nachmals seinem Vater, dem Könige Heinrich IV., auf dem Throne von England folgte, hatte einen Kammerjunker, der ihm, trotz mancher verwickelter Streiche, sehr lieb war. Der Junker wurde eines Tages, da sein Mutwille das Maß überschritten hatte, von dem beleidigten Teile vor dem höchsten Gerichtshofe angeklagt und, da er schuldig befunden ward, sogleich verhaftet. Als Prinz Heinrich dieses hörte, wurde er höchlich darüber aufgebracht, daß man dabei so wenig Rücksicht auf seine hohe Person genommen habe, zu deren nächster Bedienung der Gefangene gehörte. Er stürmte sogleich in den Gerichtssaal und sprach zornig zu den Richtern: „Ich befehle, daß mein Diener auf der Stelle in Freiheit gesetzt werde!“ Ruhig aber erhob sich der Präsident des Gerichtshofes, Sir William Gascoyne, und antwortete: „Prinz, ich ehre Ihren Befehl, aber ich gehorche dem Gesetze. Ihr Diener ist verurteilt. Wollen Sie ihn aus dem Kerker retten, so wenden Sie sich an den König; denn das Gesetz giebt dem Könige das Recht der Begnadigung.“ Der Prinz wollte den Unterschied zwischen Befehl und Gesetz nicht verstehen und selber das Recht haben, das Urteil des Gerichts aufzuheben. Er beharrte auf seinem Verlangen, wurde ungebärdig, schimpfte und drohete. „Halt!“ rief da der Lord Präsident, „Sie sind strafbar, Prinz, weil Sie sich vergangen haben. Ich stehe hier im Namen des Gesetzes und an der Stelle des Königs, Ihres Vaters. In beiden Rücksichten sind Sie mir unbedingten Gehorsam schuldig. Prinz, ich befehle Ihnen demnach, von Ihrem Vorhaben abzustehen und Ihren künftigen Unterthanen ein besseres Beispiel der Ehrfurcht vor Gesetzen zu geben. Jetzt aber werden Sie wegen Verletzung dieser schuldigen Ehrfurcht sich

Digitized by Google

sofort in Gefangenschaft begeben und so lange darin verbleiben, bis der König Ihnen seinen höchsten Willen kund thun wird." Der Prinz stutzte und ward von der gesetzlichen Hoheit und der Ruhe des Richters so betroffen, daß er freiwillig seinen Degen abgab, eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte und sich, ohne ein Wort zu sagen, in Verhaft führen ließ. — Der Vorfall wurde sogleich dem Könige berichtet. Die Höflinge äußerten einen heiligen Zorn gegen die Anmaßungen des Richters und flüsterten schon von Majestätsverbrechen. König Heinrich aber hub Hände und Augen gen Himmel und sprach in freudigem Tone: „Gütiger Gott, wie soll ich dir genug danken! Du gabst dem Lande einen Richter, der sich durch keinen Befehl und durch keine Drohung von der Treue gegen Recht und Gesetz abbringen läßt; und du gabst mir einen Sohn, der seinen Befehl dem Rechte und dem Gesetze aufgeopfert hat."

H. Zschokke.

106. Der Krieg.

Ein Vater hatte zwei Söhne, Alwin und Theodor, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dies war ihre größte Freude; denn sie waren gern um ihren Vater und freuten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche.

In den ersten Tagen des Maies führte der Vater seine Kinder hinaus. Ihr Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seiner weitgeöffneten Thür sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, von innen schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens teilzunehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen rasteten hier von den Arbeiten der vergangenen Tage und gingen einer neuen, arbeitsvollen Woche entgegen. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüten der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die jubelnden Töne, die sie umzogen, die hellen Strahlen der Abendsonne und die lieblichen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüter erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählich verlor sich die größere Menge, und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine anmutige Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen, rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Alwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf

Digitized by Google

einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei Flageoletts blies und zur Abwechselung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmals; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, schien er gerührt. Das Lied lautete so:

„Der Frieden zieht über Berg und Thal
Und singet so lustige Lieder;
Ihn begleitet die Lerch' und die Nachtigall,
Ihm brüllen die Herden im heimischen Stall,
Kein Hälmchen tritt er danieder.
Der Sämann den Samen in Acker legt,
Der Frieden ihn sorgsam und schonend pflegt.

Es strahlen die Früchte am schattigen Baum
Und ziehen die Zweige zur Erde;
Es färbet der Kelternden Füße der Schaum,
In Scheunen und Böden fehlt es an Raum,
Und zehnfach vermehrt sich die Herde;
Wer ist's, der so reichlichen Segen schafft?
Es ist des Friedens befruchtende Kraft.

Es jagt der Soldat nach dem tückischen Glück
Und wütet in wildem Verderben;
Doch kehrt er wohl oft den sehnenden Blick
Vom Schlachtfeld zur fröhlichen Heimat zurück
Und will in Frieden sterben.
Unterm stillen Dach, das Söhnchen im Schoß,
Preist er des Friedens beglückendes Los.

Der Frieden führt die Braut zum Altar
Und ladet zu munteren Tänzen;
Er schützet und schirmet der Kinder Schar
Und läßt des rüstigen Greises Haar
Von weißem Reife glänzen.
Und sinket der Greis in die Erde hinab,
Bekränzt ihm der Frieden sein stilles Grab."

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zehn Jahr alt; seine heitere Bildung nahm jedermann ein, und er sah die Umstehenden unbefangen und unschuldig an. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkoste. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmut, die allen wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sei, woher er komme, wem er angehöre.

„Ich habe eine arme Mutter", antwortete er, „die wohnt weit von hier am Rhein. Ich gehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr: man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg einige Augenblicke, dann legte er die Flöte beiseite, drückte den Hund fester an sich und erzählte, mit gefalteten Händen, Folgendes.

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein alter Vater Landwirthschaft trieb. Wir hatten ein kleines Haus, nicht weit vom Flusse, und einen Garten dabei, auch einen kleinen Weinberg, dicht am Wasser. Wir hatten Pferde und Kühe und alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein

Digitized by Google

Vater: Unsere Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter, als wir; denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschert hat, und begehren nicht mehr, als wir haben."

„Das war vor dem Kriege; da ging uns alles zum Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemanden schone, weder alt noch jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange, und oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf; denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls."

„Endlich fing die Not auch in unserer Gegend an. Es kamen Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde; aber sie waren alle gleich und verlangten bald dies, bald das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge; aber dabei nahmen sie uns alles, was wir hatten, und wenn wir ihnen alles gegeben hatten, wußten sie es uns doch keinen Dank."

„Eines Tages hörten wir stark kanonieren, und gegen Abend erfuhren wir, der Feind sei geschlagen und ziehe sich mit großer Eile herab. Mit tödlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Heeres entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg."

„Früh, vor Tages Anbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüre aufzusprengen. Aber mein Vater ließ sie gutwillig ein — denn es waren zu viele, um sie aufzuhalten — und fragte sie höflich, was sie begehrten. Da verlangten sie alles Geld, was er hätte, und einige zogen den Säbel, andere spannten die Pistolen gegen ihn und droheten ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte."

„Ich war unter der Zeit hinaus gelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mich, um mich in Furcht zu setzen; aber ein anderer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn, streichelte mir den Kopf und sagte, ich solle mich nicht fürchten. Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber thut meinem Vater nichts!"

„Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen. Während der Zeit behielten sie mich und meine Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus und drohten uns mitzunehmen oder ums Leben zu bringen."

„Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes — ich weiß nicht, wie viel es war — und gab es ihnen; aber sie waren nicht zufrieden und fluchten und wollten absteigen und selbst suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe; da erschraken sie, gaben ihren Pferden die Sporen und jagten mit ihrer Beute davon."

Digitized by Google

„Als sie weg waren, dankten wir Gott, daß nichts Schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still, und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahnet, was uns bevorstand."

„Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten."

„Mein Vater eilte hinaus, ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thüre und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hilfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab, und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen, und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah", fuhr er nach einer Pause fort, „warf sie sich über meinen armen Vater her und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sei auch tot, und setzte mich neben sie und wollte auch sterben."

„Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen und hatten zusammengerafft, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich weiter nicht um uns."

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hilfe suchen; aber ich war in so großer Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien, und das hörte niemand; denn unser Haus lag einzeln. Endlich kam es mir vor, als wenn meine Mutter wieder Atem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre."

„Ich konnte vor Freude nicht antworten und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber ach! in demselben Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unseres Hauses empor."

„Meine Mutte raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein, aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Sie wäre gewiß in den Flammen umgekommen. Das Haus stand mit einemmale in vollem Brande. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen; aber alle Hilfe war umsonst: das Haus brannte nieder und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen."

„Nun versammelten sich viele Leute um uns und beklagten unser Unglück. Jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dies, der andere das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch nur mein armer Vater."

„Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank; denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen, und noch wußten wir nicht, wohin wir uns wenden sollten. Meine Mutter saß immer

Digitized by Google

neben meinem toten Vater und hielt mich fest auf ihrem Schoße, damit sie mich nicht auch verlöre, sagte sie."

„Da kam eine arme Witwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Diese bat meine Mutter, aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen; sie wollte alles mit uns teilen, was sie hätte."

„Den andern Tag begruben sie meinen Vater, und der Pfarrer predigte an dem Grabe, und sagte, mein Vater wäre nun im Himmel; denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. — Und das ist auch gewiß wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes."

„Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker und setzte mich auf das Grab und weinte und rief meinen Vater mit Namen; dann betete ich und nahm mir vor, auch so gut zu werden, wie mein Vater. So saß ich lange auf dem Grabe und konnte gar nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an, und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Tier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank, und wir lebten sehr kärglich. Unsere gute Wirtin hatte sehr wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen."

„Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich zu ihr: Liebe Mutter, Ihr seid so traurig, daß wir nichts haben und verdienen können; aber seid nur getrost. Kann ich nicht die Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben und Musik machen, so seid Ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe Euch, was ich erworben habe."

„Meine Mutter antwortete nicht; aber ich schickte mich zur Reise an, bat meine Wirtin um etwas Brot, rief den Hund und wollte hinaus. Da sie nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch alles genommen hatten, der sagte: „Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen; Gott wird ihn behüten." Und da ich auch auf meinem Vorhaben bestand, sagte sie endlich unter vielen Thränen: „Nun, so gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne und daß du gut bleibest."

„Da gab ich ihr die Hand und ging fort, und es sind nun zwei Monate, daß ich umherziehe und Musik mache, und noch ist mir nichts Übles begegnet. Ich habe mir schon einiges gespart, und wenn es noch mehr ist, kehre ich wieder an den Rhein zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge für mich haben mag."

Mit diesen Worten endigte der Knabe seine Geschichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen zwischen die Hände

Digitized by Google

drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkosten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will Euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindes Statt angenommen und für seine Mutter Sorge getragen hatte. F. Jacobs.

107. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayrischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nicht weniger lieb, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Oberst“, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort.“ Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer, feuchter Fleck. „Was soll das sein?“ sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todblassen Wirt, tat einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war.

Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen

Digitized by Google

war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin", und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben! — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand **100**, sage hundert Prügel bar auszahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück.

Das wollen wir beides gut heißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zu teil werden möge. P. Hebel.

108. Kühne List gegen tückische Hinterlist.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ging ein Metzgergesell durch den ehedem so verrufenen Wald, welcher sich zwischen Birnbaum, Wierschebaum und Schwerin an der Warthe hinstreckt. Er trug eine lederne Geldkatze um den Leib, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er im Auftrag seines Herrn Vieh einhandeln sollte. Nahe bei Wierschebaum kehrt er in einem Wirtshause ein, um etwas zu trinken. Der Wirt betrachtet seinen Gast, und indem er ihm den Trunk hinsetzt, äußert er seine Verwunderung und sein Bedenken darüber, daß er sein vieles Geld so offenbar, daß jeder es sehen könne, an sich trage, und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wißt Ihr denn nicht", so fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder ist, die einen Menschen wohl um etliche Groschen, geschweige um mehrerer hundert Thaler willen totschlagen?" „Ei", sagte der Metzger, „wohin soll ich den schweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage, ohne die Last zu spüren! Und was die Räuber betrifft, so habe ich gegen diese fünferlei Hilfe bei mir. Die erste und beste ist die Hilfe Gottes, die andere ist mein guter, starker Metzgerhund, die dritte mein Hirschfänger, die vierte und fünfte mein frischer Mut und kräftiger Arm." Der Wirt weiß hierauf nichts mehr zu sagen, er läßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits fast bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüsch

Digitized by Google

drückte. Alle Umstehenden zeigten sich freigebig und liebkosten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein ansehnliches Vermögen besaß und seine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und sagte: „Willst du mit mir kommen?“

Der Knabe sah ihn mit großen Augen an und sagte: „Ich will Euch so viele Lieder spielen, als ich weiß.“

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn an Kindes Statt angenommen und für seine Mutter Sorge getragen hatte. F. Jacobs.

107. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayrischer oder württembergischer Offizier wurde zu einem Edelmann einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Mann gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nicht weniger lieb, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Oberst“, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort.“ Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst gerieth, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer, feuchter Fleck. „Was soll das sein?“ sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todblassen Wirt, tat einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war.

Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen

Digitized by Google

war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin", und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben! — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand **100**, sage hundert Prügel bar auszahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück.

Das wollen wir beides gut heißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zu teil werden möge. P. Hebel.

108. Kühne List gegen tückische Hinterlist.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ging ein Metzgergesell durch den ehedem so verrufenen Wald, welcher sich zwischen Birnbaum, Wierschebaum und Schwerin an der Warthe hinstreckt. Er trug eine lederne Geldkatze um den Leib, darinnen einige hundert Thaler Geld waren, für welche er im Auftrag seines Herrn Vieh einhandeln sollte. Nahe bei Wierschebaum kehrt er in einem Wirtshause ein, um etwas zu trinken. Der Wirt betrachtet seinen Gast, und indem er ihm den Trunk hinsetzt, äußert er seine Verwunderung und sein Bedenken darüber, daß er sein vieles Geld so offenbar, daß jeder es sehen könne, an sich trage, und dabei noch ganz allein durch den Wald gehen wolle. „Wißt Ihr denn nicht", so fragt er, „daß der Wald voll Räuber und Mörder ist, die einen Menschen wohl um etliche Groschen, geschweige um mehrerer hundert Thaler willen totschlagen?" „Ei", sagte der Metzger, „wohin soll ich den schweren Pack Geldes thun als in meine lederne Katze, wo ich ihn auf den Hüften trage, ohne die Last zu spüren! Und was die Räuber betrifft, so habe ich gegen diese fünferlei Hilfe bei mir. Die erste und beste ist die Hilfe Gottes, die andere ist mein guter, starker Metzgerhund, die dritte mein Hirschfänger, die vierte und fünfte mein frischer Mut und kräftiger Arm." Der Wirt weiß hierauf nichts mehr zu sagen, er läßt ihn gehen.

Der Metzger war bereits fast bis gegen die Mitte des Waldes gekommen, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken, da tritt aus dem Gebüsch

Digitized by Google

ein Kapuzinermönch zu ihm hervor. Dieser scheint von ganz zaghafter Natur zu sein, er spricht mit ängstlicher Stimme: „Ach, wie ist mir es doch so lieb, daß ich jemand in diesem bösen, dicken Walde antreffe, wo es so unsicher sein soll. Möchte Er mich wohl mit sich und in seinen Schutz nehmen, bis wir zum Wald hinaus sind?" Der Metzger bewilligt die Bitte gern, und die beiden gehen miteinander fort.

Den Mönch scheint bei jedem Geräusch in dem Walde eine große Furcht anzuwandeln, er drängt sich ängstlich an seinen Begleiter und fragt: „Ach wie wird es uns ergehen, wenn jetzt plötzlich Räuber hervorbrechen und uns überfallen!" „Da sei Er nur ruhig, Herr Pater!" sagte der Metzger. „Sieht Er da meinen großen Hund? der ist so brav, daß er allein mehr denn drei Räuber zerreißt, wenn sie die Hand an mich legen wollen, und mein Hirschfänger ist auch nicht stumpf. — „Ist das Gewehr wirklich scharf?" fragt der Kapuziner. — „Das kann Er sehen", sagt der andre, „ich habe es erst frisch schleifen lassen."

Der Metzger zieht den Hirschfänger ein wenig aus der Scheide, der Mönch, um Erlaubnis bittend, zieht ihn vollends ganz heraus. „Ich darf wohl", sagt er, indem er die Klinge betrachtet, „eigentlich mit keinem Gewehr umgehen, indes, da wir hier allein sind und keiner meiner Ordensbrüder und Bekannten es sieht, kann ich wohl auch ein solches Ding einmal genauer betrachten." Hierauf faßt er den Hirschfänger, den er anfangs ganz ungeschickt in der Hand gehalten, bei seinem Griffe an und macht damit so komische Luftsprünge und Fechterschwänke, daß sein ehrlicher Begleiter herzlich darüber lachen muß. Mitten jedoch in diesem Spiele führt er einen so geschickten Streich nach dem Kopfe des Hundes, daß er diesem vorn bei der Stirn die Schnauze durchhauet; das treue, schöne Tier thut einen lauten Schrei und stürzt tot zusammen. Jetzt wendet sich der verkappte Raubmörder, denn ein solcher war er, schnell zu dem Metzger, packte diesen bei der Brust und ruft ihm mit geschwungenem Hirschfänger zu, er solle sein Geld hergeben, dann wolle er seines Lebens verschonen. Der Metzger, ohne sich lange zu besinnen, sagt: „Herr, ich bin in Eurer Gewalt, ich muß Euch schon mein Geld geben. Wenn ich aber ohne dasselbe wieder zu meinem Meister komme wird mir's dieser nicht glauben, daß mir's mit Gewalt abgenommen ist, darum macht mir ein Zeichen, daran jedermann erkennen kann, daß ich unter Mörderhände gefallen sei." Der vermummte Mönch fragt ihn, was er unter diesem Zeichen meine, und der Metzger sagt: „Das beste wird wohl sein, wenn ihr mir meine rechte Hand abhauet." Der Raubmörder ist dies zufrieden, und der andere bittet ihn nur noch, daß er den Hieb so einrichten solle, daß die Sache gleich mit einemmale abgethan sei und der Schmerz nicht zu lange daure. Er wolle die Hand hierher auf einen glatt abgesägten Baumstamm legen, der Herr möge dann nur gut nach dem Gelenke zielen und recht stark zuhauen, daß die Hand gleich ganz heruntergehe.

Der Metzger streift sich den Rockärmel und das Hemde stark auf und legt die bloße Hand mitten auf den Baumstamm hin. Der Räuber

Digitized by Google

mit dem Auge zielend holt zu einem mächtigen Hiebe aus und führt diesen mit aller Kraft auf die Hand zu. Aber in demselben Augenblick zieht der andere mit Blitzesschnelle sie zurück, die scharfe Klinge des Hirschfängers fährt in den Baum hinein und bleibt fest in dem Stamme stecken. Der Metzger läßt dem Mörder keine Zeit die Waffe wieder heraus zu ziehen, sondern packt ihn mit seiner starken Faust bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden, giebt ihm noch so manchen tüchtigen Stoß und Schlag, daß derselbe sich kaum noch rühren kann, dann bindet er ihm mit einem guten Stricke, den er zum Geschäft des Viehhandels bei sich führte, Hände und Füße, verwehrt ihm das laute Hilfeschreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund steckt, und läuft nun eilig nach Schwerin zurück, wo er das, was ihm geschehen, vor Gericht anzeigt. Ein Trupp Bewaffneter wird hinausgeschickt in den Wald, diese bringen den Gebundenen herein in die Stadt, wo man, ohne ihn weiter zu schlagen oder zu peinigen, bloß durch ein von Zeit zu Zeit ihm verordnetes strenges Fasten ihn bald so zahm machte, daß er den verborgenen Aufenthaltsort und die Zusammenkünfte seiner Mordgesellen offenbarte, von denen eine gute Zahl ertappt und hingerichtet wurde. Der Einfall, durch den der Metzger sich rettete, war allerdings originell und kühn genug. Hätte der wackere Bursch seine Hand nur um eine Sekunde früher oder später zurückgezogen, dann war es nicht um sein Geld allein, sondern um sein Leben geschehen. Von den fünferlei Hilfen jedoch, deren er sich rühmte, sind ihm vor allen die erste und nach dieser die beiden letzten so gut zu statten gekommen, daß er unverletzt der großen Gefahr entging. G. H. v. Schubert.

109. Ein merkwürdiger Fall.

Sir Evan, Unterstaatssekretär im englischen Ministerium, konnte in einer Nacht durchaus nicht einschlafen. Er verspürte nicht das geringste Unwohlsein, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegessen, er trug sich auch mit keiner Sorge, mit keinem aufregenden Gedanken, und doch wollte der Schlaf sich nicht finden. So lag er von 11 Uhr nachts bis 2 Uhr morgens, und noch hatte er kein Auge geschlossen. Der Tag begann zu dämmern und, der vergeblichen Versuche zum Einschlafen müde, raffte Sir Evan sich auf und ging hinunter in den Regentspark, um sich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenschlaf zu verschaffen. Der Park war leer, und Sir Evan sah auf seinem Wege nichts Lebendiges außer den schlaftrunkenen Schildwachen. Im Auf- und Abwandeln kam er mehrmals an dem großen Justizpalaste vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthüre, deren Schlüssel er beständig bei sich trug, hineinzugehen. Nicht als ob irgend eine Absicht ihn dabei geleitet; es geschah lediglich, weil er sonst nichts anzufangen wußte. In einem der Geschäftszimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und schlägt es auf, ganz mechanisch, ohne etwas darin suchen zu wollen. Das erste, was ihm in die Augen fällt, ist in der Rubrik „Eingegangen" folgendes: „Begnadigung für die zum Tode

Digitized by Google

verurteilten Falschmünzer nach York auszufertigen." Ein jäher Schreck durchzuckt ihn, als ihm einfällt, daß der Befehl, den Begnadigungsbrief abzusenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht bescheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächstfolgenden Tages festgesetzt. In tödlicher Unruhe sucht er im Kopialbuche nach, ob die vermißte Bescheinigung sich vielleicht eingetragen finde, — sie fehlt. Unverzüglich eilt er in die Wohnung des Kanzleidirektors seines Ministeriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt. Der Direktor versichert, die Sache an den Kronkanzlisten überwiesen zu haben, der die Begnadigung nach York expediert haben müsse. Aber die Bescheinigung fehlt. Die beiden Herren eilen, den weit entfernt wohnenden Kanzlisten aufzusuchen. Sie konnten keinen Lohnwagen finden, rannten mehr, als sie gingen und kamen gerade in dem Augenblicke vor des Kronbeamten Thür, als derselbe in seinen Wagen stieg, um auf sein Landgut zu fahren; er meinte alles abgemacht zu haben und rechnete auf einen freien Tag. War er schon über den seltsamen Besuch des Unterstaatssekretärs verwundert, wie erschrak er vollends, als er hörte, wovon die Rede war! „Hilf Gott im Himmel!" rief er aus und schlug sich vor die Stirne, „der Befehl liegt noch in meinem Pult!" Er holte ihn sofort herbei, und Sir Evan bat sich vom Postamte den allerschnellsten und zuverlässigsten Kurier aus. Am folgenden Morgen traf die Begnadigung in York ein, als eben die Verurteilten den Karren bestiegen, der sie zum Richtplatz führen sollte. J. Kerner.

110. Deutscher Heldenmut.

Nicht bloß die spartanischen Frauen haben ihre Gatten und Söhne dem Tode fürs Vaterland geweiht, auch deutsche Mütter haben sich solchen Sinnes rühmen dürfen. — Im Jahre 1404 bekriegte Herzog Gerhard von Holstein die Ditmarsen, an denen er eine Niederlage und den Tod eines Bruders zu rächen hatte. Zu seinem Heerhaufen zog auch ein Herr von Poggwisch samt acht Söhnen. Die entscheidende Schlacht war geliefert.[1] Da kommt anderen Tages ein Bote zu der Mutter und spricht: „Liebe Frau, seid getrost! Eure acht Söhne sind im Treffen gefallen, aber Euer Mann ist noch am Leben." Hierauf antwortete sie: „So sind denn meine Söhne und so mancher Edle umgekommen, und mein Mann ist allein entronnen? Ist ihm denn sein Vaterland nicht so lieb gewesen, wie den andern? Nimmermehr soll er wieder an meinem Tische essen." Da der Bote dieses hörte, sprach er: „Euer Mann ist noch am Leben, wie ich gesagt; aber er ist schwer verwundet, so daß er wohl nimmer wieder aufkommen wird." Da erhob die starkmütige Frau

1) Sie ward geschlagen am Oswaldus-Abend (4. August) 1404, bei der Süderhamme, einem rohen Bollwerke des ditmarsischen Hochlandes. Ein grausenhaftes Andenken ist diesem Kampfe geblieben, da der blühende Herzog selbst — dem eine Streitaxt das Haupt gespalten — mit 300 holsteinischen Edelleuten ins Grab sank. Kaum daß einige Flüchtlinge sich retteten.

Digitized by Google

Augen und Hände zum Himmel und sagte: „Gott sei gelobt, daß er mir einen solchen Mann und solche Söhne gegeben hat, die ihr Leben für das Vaterland gewagt und als tapfere Streiter in den Tod gegangen sind."

F. Jacobs.

111. Der sprechende Papagei.

In dem Kriege, den der Kaiser Napoleon mit dem König von Preußen führte, kam ein deutscher Soldat, der aus Schwaben war und den Franzosen auch mit helfen mußte, in ein preußisches Dorf, das von seinen Einwohnern verlassen und ganz ausgeplündert war. In der Mitte des Dorfes stand ein Edelhof, der war eben so ausgeleert wie das übrige; der Schwabe aber, der großen Hunger hatte, weil die Franzosen alles vorher weggegessen hatten, dachte, es müßte doch schlimm sein, wenn in dem großen Hause nicht so viel wäre, um einen Schwaben satt zu machen. Er ging also hinein und sah sich um. Die Küche stand offen; aber es war kein Feuer auf dem Herde. In der Milchkammer lagen die Scherben umher, und im Keller gab's nichts als zerschlagene Fässer. Da dacht' er: „Wer doch früher zur Kirchweih gekommen wäre!" und ging die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden und wieder die Treppe hinab. Aber es half nichts, als daß er noch müder und hungriger wurde. Endlich hörte er von fern ein Geschrei: „Hilfe! Hilfe!" „Wo bleibst du, du Spitzbube?" und dergleichen; und da er glaubte, er würde gerufen, ging er dem Geschrei nach und kam in einen Gartensaal. In der Ecke des Saales stand auf einem Tisch ein goldner Käfig, und in diesem schwenkte sich ein grüner Papagei an seinem Ringe. „Wer ruft mich", fragte der Schwabe; aber der Vogel antwortete nicht. Da dachte jener, in Ermangelung eines andern Federviehs wäre der Papagei auch ein Braten für ihn und fing an mit dem Bajonett nach ihm zu stechen. Der Papagei verstand wohl, daß das nicht gut gemeint war, und flog ängstlich hin und her und schrie in seiner Angst: „Pardon, Kamerad!" — „Ei", sagte der Schwabe, „dich hätte der Henker zu meinem Kamerad gemacht. Ich habe Hunger" — und stach immer zu. Jetzt rettete sich der Vogel auf die oberste Stange und schrie, so laut er konnte: „Respekt, ich bin der General!" — Da fuhr der Schwabe zusammen, stellte sich in Positur, präsentierte das Gewehr und sagte: „Halten's zu Gnaden, Ihr' Excellenz; ich wußt' nicht, daß Ihr' Excellenz ein Vogel waren." — Und damit machte er links um, marschierte ab und suchte anderswo etwas gegen seinen Hunger.

F. Jacobs.

112. Hansel von Dietfurt.

Als ich einmal vor mehreren Jahren auf einer Wanderung war, kam ich müde und hungrig im Wirtshaus zu Gemünden am Main an, und während ich mich da an etwas Weißbrot und einem Schoppen Wein labte, trat ein Mann mit einem Knäblein herein und setzte sich, höflich grüßend, in meiner Nähe nieder, um da zu seinem Schwarzbrot ein Glas Apfelmost zu trinken. Der Mann fiel mir auf; er war von stattlicher Figur

Digitized by Google

und sein Anzug bis auf den linken Ärmel, welcher etwas zerrissen schien, ganz sauber. Mehr aber, als der Mann selber, gefiel mir sein kleines rotbäckiges Büblein, das von Zeit zu Zeit auf mich und mein Weißbrot hinschaute, so daß mir's schien, es möchte wohl lieber Weißbrot mit mir essen, als Schwarzbrot mit seinem Vater. Ich winkte den Kleinen zu mir heran, und wir beide wurden gar bald gute Freunde. Dies schien dem Alten auch zu gefallen; wir kamen mit einander ins Gespräch, und ein Wort gab das andere, so daß ich den Mann zuletzt fragte, wer er sei, und wie er heiße?

„Ich bin", so erzählte mir nun derselbe „der Hansel von Dietfurt: und so wie ich nun aussehe, sieht mir's freilich niemand an, daß ich so weit in der Welt herumgekommen bin; denn ich bin nicht nur in Weißenburg und Ansbach, sondern sogar in Holland und in England und Tschämaik (Jamaika) gewesen, das eine Insel ist, die im Meere liegt, und wo der Zucker und Kaffee wächst." Ich winkte dem Wirte, daß er dem Hansel auch einen Schoppen Wein einschenken und ein Weißbrot geben sollte, und fragte dann weiter: „Ei, wie ist Er denn so weit über Wasser und Land gekommen?" „Sehen Sie", fuhr der Hansel fort, „das ist sonderbar zugegangen. Mein Vater seliger war Bauer und hatte ein Gütlein; und ich könnte jetzt auch ein Bauer sein. Da ich aber noch ein Bub' war, wollte ich durchaus nicht gut thun beim Bauernstande, sondern ich wollte ein Herr sein und werden. So ein Herr und Bürger wollte ich schon damals gern sein, wie mein Taufpat' der Schneidermeister, drinnen in der Stadt, der eine vergoldete Uhrkette trug und blanke Knöpfe am Rock. Und wenn vollends mein Vetter aus Treuchtlingen, der Handlungsdiener, einmal bei uns gewesen war, da stand mir mein schlechter Bauernkittel lange Zeit nicht an, obwohl meine Großmutter dann immer zu mir sagte: „Hansel, Hansel,

Viel besser ist ein Stücklein Fleisch im Topf,
Als Wassersuppe und ein blanker Knopf!"

oder auch:

„Ein Maul voller Wind
Hat der Bursch aus der Stadt!
Das Bauernkind
Das ißt sich satt."

Ich aber ließ mir nichts ein- noch ausreden, sondern blieb dabei, ich wollte kein Bauer werden, sondern ein Schneidermeister in der Stadt. Mein Herr Pat' redete mir auch recht zu, sagte, ich sollte nur zu ihm in die Lehre kommen, er wollte mir bald einen Rock schenken, wie ihn die Stadtleute trügen; denn ein solcher Kittel schicke sich doch einmal gar nicht für einen so hübschen Buben, wie ich sei, und in ein paar Jahren könne ich auch Meister sein, so gut wie er. Freilich sagte mir meine alte Großmutter noch öfter:

„Ein starker Daumen und Bauernblut
Die passen nicht gut zum Fingerhut;
Wer frisch ist und hat Kräfte genug,
Der bleibe lieber beim Roß und Pflug."

Digitized by Google

Ich aber ging eben doch, da mein Vater damit zufrieden war, zu meinem Herrn Paten in die Stadt Weißenburg und ließ mich in die Lehre einschreiben. Gleich am ersten Abend hörte ich im Vorbeigehen die Meisterin in der Küche zu ihrem Manne sagen: „Hilf Himmel, was hat der Bub' für ein Knötles-Gesicht,[1] gerade wie der dicke Konrad in Ellingen; wie sollen wir den satt füttern?" und ich dachte mir wohl, daß sie von mir redete; denn im ganzen Hause hatte sonst keiner ein rundes Knötles-Gesicht, als ich; den andern ihres war eher lang und schmal, wie eine Schneiderelle. Auch wollte mir der Meisterin ihre Suppe nicht recht schmecken, denn zu Hause bei meiner Mutter war die Suppe so beschaffen, daß man hätte können zehn Löffel unter dem Brot und dem andern Eingebrock verstecken und noch Messer und Gabeln dazu, so dick war sie; hier aber bei der Meisterin hätte man alles Brot, das in der Schüssel schwamm, mit einem einzigen Löffel verdecken können. „Siehst du, Hansel", sagte die Meisterin, „das ist Stadtsuppe; wer möchte wohl so dicke Bauernsuppe essen, wie ihr auf dem Dorfe eßt!" Ich aber dachte in meinen Gedanken: „Ich möchte wohl!"

„Nun, bei meinen Meistersleuten wäre mir's gerade nicht schlimm gegangen, wenn mich's nur nicht immer so gehungert hätte, und wenn die Nähnadel nicht gar so dünn, sondern lieber dick, wie eine Fuhrmannspeitsche gewesen wäre. In der Meisterin ihre Manieren konnte ich mich auch nicht finden. Denn wenn ich den Löffel mit der Hand anfaßte und zur Schüssel führen wollte, sagte sie, das schicke sich nicht, sondern ich müsse den Löffelstiel auf französische Weise nur mit drei Fingern halten; auch sollte ich den Knochen mit dem Fleische nicht in die Hand nehmen und so verspeisen, sondern das Fleisch mit Messer und Gabel losmachen. Ehe ich nun aber die Finger nur recht ins Geschick setzen konnte, hatten die Gesellen und der Meister schon alles Eingebrock aus der Suppe und das Fleisch aus der Schüssel heraus, und ich konnte meine französischen Manieren an Luft und Wasser probieren. Gleichfalls wollte es mir auch mit dem Rocke nach der städtischen Mode, den mir mein Herr Pat' geschenkt hatte, nicht recht zu Passe gehen. Der war weder lang noch weit genug; wenn ich den einen Ärmel anzog, so fuhr der andere dafür hinter; zog ich nach oben, so fehlte es nach unten, und wenn ich mich etwa einmal unvorsichtig bückte und mit der Hand zur Erde langte, da zerplatzte die Naht an Schulter und Ärmeln, und ich hatte nur immerfort an meinem Rock zu flicken und zu sticken."

„So ging es etwa ein halbes Jahr nach einander fort, da stand ich einmal an einem Sonntag abends ganz hungrig und fast traurig an der Hofthür, beim Kronenwirt. Da kam ein fremder Herr an mich heran, in einem schwarzen Frack und mit aufgewichstem Haar, und fragte mich, ob ich ihm nicht einen kleinen Dienst leisten möchte, er wolle mir etwas zu essen dafür geben und ein Trinkgeld dazu. Ich, da ich vom Essen

1) Ein Gesicht mit kugel- oder eigentlich kloßrunden Backen. (Knötel, Knödel = Kloß).

Digitized by Google

hörte, war gleich zum Dienst fertig, ich ging mit dem Herrn hinauf und bekam da gut zu essen und Bier dazu. Da ich nun aufgegessen hatte, was auf dem Tische war, sagte mir der Herr mit dem aufgewichsten Haar, ich müßte jetzt, wenn er den Gästen was vortrüge, den Jackel machen. Ich sagte darauf, ich könnte den Jackel nicht machen, denn ich sei der Hansel. „Ischt auch gut", sagte der Herr, „so sollst du den Hansel machen." — Nun war selbigen Tag beim Kronenwirt ein Hochzeitsschmaus gewesen. Der fremde Herr mit dem aufgewichsten Haar, der da durchreiste, war ein solcher, der den Leuten was hersagt, mit einer gar närrischen Stimme: es ist nicht gelacht und nicht geheult; ordentlich geredet ist es aber auch nicht; die Leute heißen das „gedeklamiert." Er hatte es den Gästen gesagt, und diese wollten sich vor dem Tanzen etwas vordeklamieren lassen. Mir sagte er vorher, ich sollte nur immer, so oft er spräche: „Wie nun, Hansel?" einmal ja und einmal ne sagen, und zeigte mir, wie ich mich dazu hinstellen sollte. Anfangs, da die Sache oben im Tanzsaale losging, sagte er was her, dabei wurde nicht gelacht, und ich habe schon manchen Herrn auf der Kanzel so predigen gesehen und gehört. Als aber das: „Wie nun, Hansel?" kam, und ich mich, so wie er mir's gesagt hatte, vor ihn hinstellen und einmal ja, dann ne sagen mußte, da lachten alle Gäste gar sehr; ich weiß aber nicht mehr recht, warum sie eigentlich lachten; denn mir kam es nicht sehr spaßhaftig vor. Da wir nun fertig waren und der Herr viel Geld eingenommen hatte, fragte er mich: „Hansel, hättest du wohl Appetit, noch was zu essen?" Ich sagte: „Appetit hab' ich immer." Da ließ mir der Herr noch was zu essen geben, obwohl es schon spät am Abend war. Als ich nun alles ordentlich aufgegessen hatte, sagte der Herr weiter: „Nicht wahr, Hansel, bei mir ist's gute Zeit? Wie wär' es, möchtest du nicht immerfort bei mir bleiben und mit mir auf Reisen gehen? Sieh, ich laß' dir einen andern, grünen Rock machen, und zu essen giebt's auch genug." Ich sagte: „Ja, da muß ich erst meinen Herrn Paten und meinen Vater fragen." „Deinem Paten", sprach der Herr, „laß ich's morgen (denn heute sind schon alle Leute zu Bett) durch den Hausknecht, und deine Pate läßt es dann deinem Vater sagen. Die werden sich alle beide freuen, daß du so ein Glück machst; denn über ein paar Jahre kannst du so ein Herr sein wie ich." Ich dachte, das wäre gut und sagte ja."

„Am andern Morgen, ganz früh, fuhren wir denn in einer Kutsche weiter, und das gefiel mir ganz wohl, denn ich war mein Lebtage noch in keiner Kutsche gefahren; auch hatte ich gegessen genug; dazu war auch das Wetter schön. Gerade aber, als das gute Wetter aus war, war's auch aus mit meines Herrn Barschaft. Wir hatten schon am Abend, im Wirtshaus, schmale Bissen genommen; denn mein Herr sagte, er sei noch von gestern satt. Am andern Tage schnürte er unser Bündel, worin das mehrste etliche Bücher waren und eine Geige; dann schaute er zum Fenster hinaus und sagte: „Ei, was ist das für ein schöner, fruchtbarer Regen!" Ich fragte, ob ich kein Fuhrwerk bestellen sollte; er aber meinte, das Fußgehen wär' uns gesünder; und so zogen wir ohne Frühstück ab, und ich

Digitized by Google

mußte das Bündel tragen. Da fiel mir auf dem Schlüpferwege gar oft ein Reimlein meiner Großmutter ein:

„Heut' fahr'n wir in der Kutschen,
Und morgen woll'n wir rutschen;
Heut' treiben wir's gar groß und reich,
Und morgen sind wir an der Neig'."

Denn das war nun einmal bei meinem Herrn nicht anders. Hatte er Geld, so ließ er uns beiden nichts abgehen; aber lange dauerte die Freude niemals. In Altenburg, im Hirsch, hatte er mit seinem Deklamieren und Geigen viel Geld verdient, und besonders lachten die Leute über das „Wie nun, Hansel?" Da sagte er: „Hansel, ich kann dich in deinem geflickten Rocke nicht mehr sehen" und kaufte mir bei einem Tröbler einen gar schönen, grünen Rock. Als wir aber etliche Tage in der Stadt geblieben waren und mein Herr eben nichts gespart hatte, zogen wir zu Fuß weiter, und in Borna sagte mein Herr: „Hansel, ich sehe doch, daß dir dein grüner Rock nicht recht gut steht. Er ist viel zu altmodisch. Wart', in Leipzig auf der Messe kauf' ich dir einen andern; den grünen da wollen wir hier verhandeln. So mußt' ich denn meinen geflickten Rock wieder anziehen. Mein Herr zeigte den grünen Rock in Borna, nicht weit vom Thor einer Käuflersfrau; die bot die Hälfte von dem, was der Rock in Altenburg gekostet hatte, und mein Herr sagte: „Nun, damit Handel und Wandel bestehe, so nehmt ihn hin!" Und so bekam ich verschiedene Röcke: in Leipzig einen grauen mit gelben Aufschlägen, in Dessau einen blauen, in Hannover einen rothen; aber dazwischen mußte immer der alte, geflickte Rock wieder herhalten; denn der neugekaufte wurde immer wieder verkauft, wenn's an Geld gebrach, und ich mußte mir das gefallen lassen, da es mit meines Herrn eigenen Sachen nicht anders ging. Doch das hätte ich mich so sehr nicht anfechten lassen, wenn das viele Hungerleiden nicht gewesen wäre. Denn wenn wir einmal etliche Tage in Hülle und Fülle gelebt hatten, da ging das Fasten wieder an; und wenn ich jammerte, daß ich so hungrig sei, sagte mein Herr: „Ei, Hansel, wer wird so sinnlich sein? Hast nicht vorgestern und am Sonntag gegessen genug?" —

So kamen wir zuletzt nach Holland. Dort wurde mein Herr, weil er schön geigen konnte, angestellt beim Komödiantenwesen. Er sagte zu mir: „Hansel, ich kann dich hier nun nicht mehr brauchen, weil's mit deinem Französischsprechen eben nicht weit her ist; du mußt nun sehen, daß du mit deinem Dietfurter Deutsch dein Glück machst, denn das ist hier was Seltenes." Er schenkte mir ein paar Gulden Geld und einen Hut, der noch fast wie neu war. Auch hatte ich noch den roten Rock von ihm aus Hannover; mit den Unterkleidern und der Wäsche sah es aber gar schlecht aus, und die Stiefeln wären zwar obenhin gut gewesen, unten aber war keine Sohle mehr dran. — So ging ich mit meinen paar Gulden in ein Wirtshaus. Nun verstanden die Leute am selbigen Orte gar kein Deutsch, und so oft ich auch sagte, ich wollte gern Rindfleisch, Rindfleisch möchte ich, so konnten sie doch nicht kapieren, was ich unter dem Rindfleisch meinte. Da saß nun an dem einen Tisch ein Herr, der sah

Digitized by Google

gar blaß und hager aus, war aber schön gekleidet und hatte zwei goldene Uhrketten anhängen. Der redete mich auf einmal deutsch an, fragte mich, woher ich sei, und wie ich daher gekommen? Dem erzählte ich alles. Der Herr sagte: „Mit deinen paar Gulden wird es bald aus sein, und dann ergeht's dir miserabel da in der Fremde. Weil du aber mein Landsmann bist, denn ich bin aus Bayern, so will ich dir zu einem Verdienst verhelfen, wobei du bald reich werden kannst. Du sollst Arbeit haben in einer Zuckerstube, da bekommst du jeden Tag zwei Gulden Lohn."

Ich nahm das mit Freuden an; denn ans Arbeiten war ich gewöhnt, und das beständige Herumlaufen mit meinem Herrn hatte ich schon lange satt. Aber ich konnte es nicht lange treiben. In der Zuckerstube, wo der weiße Zucker gemacht wird, war es jämmerlich heiß, daß mir anfangs Hören und Sehen verging. Jetzt sah ich's ein, warum die Leute, die da arbeiten, alle so blaß und mager waren; denn nach vier Wochen sah ich selber nicht anders aus. Nun hatte ich zwar etwas Geld erspart, auch einige Kleidungsstücke und Wäsche angeschafft; da aber wurde ich auf einmal so krank, daß ich dachte, ich würde sterben. Auf meinem Krankenlager fielen mir manche gute Sprüche und Liederverse ein, die ich in meiner Eltern Haus und in der Schule gehört hatte, und ich betete recht herzlich zum lieben Gott. Auch kam ein recht frommer Herr Prediger zu mir ans Krankenbett, der Deutsch verstand. Dieser sagte mir, daß alle meine Not, die ich bisher ausgestanden, nur von meinem Hochmut herkäme, weil ich immer hätte wollen ein Herr werden, und bat mich, ich sollte doch recht von Herzen umkehren zum lieben Gott, dem ich auch davon gelaufen sei, und zu meinen Eltern. Ich glaubte ihm das wohl alles; als ich aber wieder gesund war, hatt' ich's bald wieder vergessen, und da mir einer zuredete, ich sollte nicht wieder auf eine Zuckerstube gehen, sondern lieber als Matrose mit zu Schiffe, da sei eine viel gesündere Lebensart, und ich könne wohl mit der Zeit noch Kapitän werden und ein gar reicher Herr, da that ich das und ging als Matrose zu Schiff, erstlich nach England, darauf nach Tschämaik. O lieber Herr! was habe ich da alles für Not und Angst erlitten! Zweimal Seesturm erlebt, daß wir alle dachten, wir müßten zu Grunde gehen; den Scharbock hab' ich sechs Wochen lang gehabt, daß ich kein Glied rühren konnte, und in Tschämaik das gelbe Fieber. Da ich wieder vom Bett aufgestanden war, sagte einer meiner Kameraden zu mir: „Da, sieh nur, Hansel, wie's hier schön ist, da wachsen Kaffeebäume und Zitronen!" Ei, dachte ich, wär' ich lieber in Dietfurt, bei unserm Holzbirnbaum, ich wollte nimmer einen Kaffee- und Zitronenbaum sehen. Hätt' ich doch, so dachte ich oft oftmals, in Holland dem frommen Pfarrherrn gefolgt und wäre umgekehrt zu meines Vaters Hause. Nun, so sprach ich weiter in meinem Sinne, so will ich wenigstens thun, was ich jetzt thun kann: ich will recht von Herzen umkehren zum lieben Gott. Da ich so dachte, mußte ich viel weinen; denn ich war nun wohl etwas mürbe geworden durch das viele Elend. Das Herrwerden war mir gänzlich vergangen, und ich dachte, wärst du ein armer

Digitized by Google

Mann, und dein Gott wäre und bliebe nur immer so bei dir, so wäre das gut genug, und willst nichts anderes begehren."

„Als ich wieder nach Deutschland kam, ging ich gleich mit meinen paar ersparten Gulden der Heimat zu. Aber meine Großmutter und mein Vater waren indes gestorben; meine Leute hatten mich für tot gehalten; die Mutter wohnte bei meinem Schwager und meiner Schwester auf dem Gütlein. Sie freuten sich wohl alle sehr mich zu sehen, aber anzufangen war nicht viel für mich in Dietfurt. Da bin ich nun hierhergekommen, habe mich bei Gemünden in einem Dorfe niedergelassen und verheirathet; habe ein Häuslein und ein Stück Feldes geerbt von einer Base und danke Gott alle Tage, nicht bloß, daß ich wieder auf deutschem Grund und Boden bin, sondern daß er so gut gegen mich verlorenen Sohn gewesen ist." —

Als der Hansel dies sagte, wischte er sich die Augen. Wir schüttelten uns beim Abschied die Hand; und ich kann wohl sagen, daß ich mir viel aus dem Hansel seiner Erzählung gemerkt habe.

G. H. v. Schubert.

113. Züge aus Napoleons Leben.

I.

Der Kaiser Napoleon brachte seine Jugend als Zögling in der Kriegsschule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge seine Kriege, die er führte, und seine Thaten. Da er gerne Obst aß, wie die die Jugend pflegt, so bekam eine Obsthändlerin daselbst manchen schönen Batzen von ihm zu lösen. Hatte er ja einmal kein Geld, so borgte sie. Bekam er Geld, so bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnisreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler schuldig. Und als sie ihm das letzte Mal einen Teller voll saftiger Pfirsiche oder süßer Trauben brachte, sagte er: „Fräulein, jetzt muß ich fort, und kann Euch nicht bezahlen. Aber Ihr sollt nicht vergessen sein." Aber die Obstfrau sagte: „O, reisen Sie wegen dessen ruhig ab, junger Mann!" — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüt ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General und erobert Italien. Napoleon geht nach Ägypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-Handwerk trieben, und lieferte ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrt mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück und wird erster Konsul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen sein!" Aber ein Wort ist noch immer so gut als bares Geld — und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde — er war aber in der Stille schon dort und mag wohl sehr ge-

Digitized by Google

rührt gewesen sein, wenn er da an die vorige Zeit dachte und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte — da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer, der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, die ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen Begleiter hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?" so fragte der Kaiser. — „Ei ja!" erwiderte die Frau, „die Melonen sind reif", und holte eine. Während die zwei fremden Herren die Melone verzehrten und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte, fragte der eine: „Kennt Ihr den Kaiser auch, der heute hier sein soll?" „Er ist noch nicht da", antwortete die Frau, „er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war." „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?" — „Ja freilich hat er alles ordentlich bezahlt." — Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, Ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder Ihr müßt ein schlechtes Gedächtnis haben. Fürs erste, so kennt Ihr den Kaiser nicht, denn ich bin's. Fürs andere hab' ich Euch nicht so ordentlich bezahlt, als Ihr sagt, sondern ich bin Euch zwei Thaler schuldig oder etwas mehr", und in diesem Augenblicke zählte der Begleiter auf den Tisch eintausend zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte und die Goldstücke auf den Tisch klingen hörte, fiel ihm zu Füßen und war vor Freude und Staunen und Schrecken ganz außer sich; und die Kinder schauen auch einander an und wissen nicht, was sie sagen sollen. Der Kaiser aber befahl nachher, das Haus niederzureißen und der Frau ein anderes an dem nämlichen Platz zu bauen. „In diesem Hause", sagte er, „will ich wohnen, so oft ich nach Brienne komme, und es soll meinen Namen führen." Der Frau aber versprach er, er wolle für ihre Kinder sorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derselben ehrenvoll versorgt und den Sohn auf seine Kosten in der nämlichen Schule erziehen lassen, aus welcher er selber ausgegangen ist. J. P. Hebel.

II.

Im Juli 1804 war Napoleon nach Boulogne gekommen. Nelson, der das englische Blockadegeschwader befehligte, hatte von seinem Admiralschiff aus den Kaiser und dessen Generalstab wahrgenommen, wie er längs dem Ufer durch das Lager ritt. Plötzlich, um 3 Uhr nachmittags, ließ sich ein furchtbarer Kanonendonner hören. Der britische Admiral hatte die auf der Rhede liegende Abteilung der Flottille mit seinem Admiralschiff, vier Fregatten, mehreren Briggs, Bombarden und Brandern angegriffen. Die französischen Schiffe und die Landbatterieen anworteten lebhaft auf das feindliche Feuer, und bald war die Kanonade furchtbar

Digitized by Google

und allgemein. Die fünfhundert Feuerschlünde der französischen Schiffe, die Landbatterien, das Feuer des englischen Geschwaders machten einen so betäubenden Lärm, daß man nur mit Mühe einander hören und verstehen konnte. Auch sehen konnte man sich kaum, weil der Seewind den Rauch gegen das Ufer trieb. Man fühlte den Erdboden unter seinen Füßen zittern, und der Himmel erschien nur als dichter, rotblauer Nebel. Das Treffen dauerte bis spät in die Nacht und bot ein ebenso entsetzliches, als anziehendes Schauspiel dar. Nachdem Nelson sich vergeblich angestrengt hatte, die Linien der französischen Flottille zu durchbrechen, zog er sich nachts um elf Uhr zurück.

Gleich bei den ersten Schüssen war Napoleon in eine Barke gesprungen und hatte mitten unter dem sausenden Kugelregen die französische Schiffslinie durchmustert. Der Admiral Bruix war mit ihm. Der Kaiser wollte das Fort Croix umfahren. Der Admiral stellte ihm in ehrerbietigen Ausdrücken die Erfolglosigkeit und Gefahr dieses Unternehmens vor. Napoleon schien nicht auf ihn zu hören und sagte zu den Matrosen seiner Garde, die das Fahrzeug ruderten: „Vorwärts! Gerade aus, sage ich euch!“ — „Sire“, fuhr der Admiral fort, „was wird es uns nützen, das Fort zu umfahren? Wir haben nichts davon, als feindliche Kugeln.“ Der Kaiser beharrte bei seinem Willen. Da streckte der Admiral den Kommandostab aus und verbot den Matrosen, dem Befehle Folge zu leisten. Zu gleicher Zeit sprach er, zu Napoleon gewendet: „Sire, ich bin hier auf meinem Element. Die Seeleute stehen hier unter mir und haben nur meinen Befehlen zu gehorchen. Matrosen von der Garde“, fügte er hinzu, „gehorcht eurem Admiral.“ Die Seeleute schwankten, da rief Bruix mit donnernder Stimme: „Ruder eingesetzt! und wessen Ruder ich nicht ergriffen sehe, den lasse ich auf der Stelle erschießen!“ Das Boot flog wie ein Pfeil davon. Kaum hatte es zehn oder zwanzig Faden zurückgelegt, so wurde ein Schiff, das unklugerweise jene Batterie umfuhr, von den feindlichen Kugeln in den Grund gebohrt; seine Flagge flatterte noch einen Augenblick über dem Gewässer, dann verschwand es in der Tiefe. „Nun, Sire?“ rief Bruix und sah den Kaiser an. Napoleon pfiff einen Marsch und antwortete nicht. Von diesem Tage an hegte er einen heimlichen Groll gegen den Admiral.

III.

Ans Land gestiegen, begab sich Napoleon zu den Batterieen an der Küste. Als er einen der Artilleristen seiner Garde, einen Provençalen, mit dem er sich oft scherzhaft unterhielt, eifrig an seinem Stück beschäftigt sah, klopfte er ihm auf die Achsel und sagte: „Recht so, Pamayrol, ich sehe, du verstehst dich darauf.“ Der Artillerist wendete den Kopf, und als er den Kaiser erkannte, rief er in seinem provençalischen Dialekt vertraulich aus: „Meiner Treu! Sie sind es, Sire! Wie geht's, wie steht's?“ — „Immer wohl auf! und du, Freund? Du bist sehr beschäftigt, wie ich sehe.“ — „Bei Gott! das will ich meinen, der Ofen brennt, und die Kugeln glühen.“ Während dieser Worte richtete der Artillerist

Digitized by Google

das Geschütz, der Schuß ging los und riß die Flagge einer feindlichen Brigg herab. „Rapp", sagte Napoleon, „gieb dem guten Freund ein Zwanzigfrankenstück." Der General hatte nur einen doppelten Louisdor bei sich, den er dem Kanonier gab. Ein zweiter Schuß desselben Artilleristen riß den großen Mast einer Fregatte in der Mitte entzwei. „Bravo!" rief Napoleon aus, „Rapp, gieb dem muntern Burschen da hundert Franken." — „Sire!" erwiderte der General, „ich habe kein Geld mehr!" — „Wie! kein Geld mehr! Warum hast du dir diesen Morgen keines gefordert?" sagte der Kaiser ungeduldig und suchte dabei in allen seinen Taschen. — „Meiner Treu!" fiel der Artillerist gutmütig ein, „Sire, werden Sie nicht böse auf diesen braven Mann. Ja ich würde ihm lieber mein ganzes Leben lang borgen, bei Gott!" — Der Kaiser, der in seinen Taschen nichts anderes gefunden hatte, reichte dem Kanonier seine goldene Tabaksdose und nötigte diesen, wie sehr er sich anfänglich sträubte, sie anzunehmen.

IV.

Vor seiner Abreise von Boulogne wollte Napoleon eine große Musterung über die Flotte halten. Er schickte durch einen Adjutanten dem Admiral Bruix den Befehl zu, die Schiffe auf der Rhede in Linie aufzustellen. Der Admiral erwiderte dem Adjutanten trocken, die Revue könne heute nicht stattfinden. In der That blieben auch alle Schiffe vor Anker liegen. Der Kaiser war ausgeritten, und als er zurückkam, fragte er den dienstthuenden Offizier, ob alles zur Musterung bereit sei. Dieser hinterbrachte ihm die Antwort des Admirals. Im höchsten Grade erzürnt, ließ Napoleon den Admiral sogleich vor sich fordern. Als er erschien, warf ihm der Kaiser tötende Blicke zu und fragte mit schneidender Stimme: „Herr Admiral, warum haben Sie den von mir erteilten Befehl nicht vollziehen lassen?" — „Sire", erwiderte der erfahrene Seemann ehrerbietig, „weil ein furchtbarer Sturm im Anzuge ist." In der That verkündete auch die drückende Luft und die gänzliche Windstille nur allzudeutlich das nahende Gewitter. Gleichwohl wiederholte Napoleon, den die Ruhe des Admirals noch mehr zu erbittern schien, mit zurückgehaltenem Ingrimm: „Noch einmal frage ich Sie, warum sind meine Befehle nicht vollzogen worden?" — „Darum, Sire", erwiderte der Admiral unerschrocken, „weil ich nicht mein ganzes Leben lang mir den Tod wackerer Matrosen und Soldaten vorzuwerfen haben wollte." — „Herr", entgegnete Napoleon im höchsten Zorn, „wissen Sie nicht, daß die Folgen meiner Befehle bloß mich angehen? Zum letztenmal, wollen Sie gehorchen oder nicht?" — „Nein, Sire, ich werde nicht gehorchen." — Auf diese Worte hob der Kaiser, ganz außer sich, mit einer drohenden Bewegung die Reitpeitsche, die er noch in der Hand hatte. Der Admiral trat einen Schritt zurück, legte die Hand an sein Degengefäß und sagte, blaß vor Unwillen: „Sire, Sie werden weder mich, noch Sich entehren wollen." Alle Umstehenden erbleichten. Napoleon warf die Reitpeitsche hinter sich über den Kopf weg, und alsbald entfernte der Admiral die Hand vom Degengefäß. Viele Per-

Digitized by Google

sonen waren Zeugen dieses Auftritts, der vor dem kaiserlichen Zelte stattfand. Die Folge davon war die Dienstentlassung des wackern Admirals.

Trotz der Warnung bestand Napoleon auf seinem Kopf. Die Flotte mußte die Anker lichten und sich auf der Rhede in Linie aufstellen. Kaum aber war sie unter Segel, so brach der Sturm los; der Donner krachte, und unaufhörliche Blitze zuckten aus dem schwarzbehängten Himmel; die entfesselten Winde trieben die Schiffe nach allen Richtungen auseinander. Schweigend nahm Napoleon seinen Hut und stürzte hinaus. Am Ufer fand er eine bestürzte und unthätige Menge. Mehrere Schiffe waren an die Küste geworfen worden, und das Jammergeschrei der Schiffbrüchigen drang laut und herzzerreißend durch das Toben des Sturmes zu der am Ufer versammelten Menge. In diesem Augenblick rief der Kaiser in reumütiger Verzweiflung aus: „O Bruix! Bruix! was habe ich gethan!" Doch ermannte er sich schnell und rief mit heftiger Stimme: „Ein Boot! geschwind ein Boot!" Keine Bewegung von irgend einer Seite; tiefe Stille. Der Kaiser wiederholte den Befehl. Da hörte man einzelne Stimmen der Seeleute: „Die See ist nicht fahrbar." Voll Unwillen erwiderte Napoleon: „Ah! Ah! ihr Herren Seeleute, ihr fürchtet das Meer!" Alsbald ließ er eine Compagnie seiner Garde anrücken und in ein ungewöhnlich großes Boot steigen, das zwölf kräftige Ruderer führten. „In See! in See!" rief ihnen der Kaiser zu. Die Ruder griffen mächtig in die Wellen, aber das Element war stärker als die menschliche Kraft. Das Fahrzeug, von den Wogen zurückgetrieben, vermochte sich nicht vom Ufer zu entfernen. „Sire", sagte der Pilot, „die See ist nicht fahrbar." Napoleon kehrte ins Lager zurück. Am andern Morgen war die Küste mit Schiffstrümmern und Leichen bedeckt. —

Als Gefangener auf St. Helena erinnerte sich Napoleon dieser Scene und sagte schmerzlich: „Armer Bruix! Ja, du hattest recht, mich zu verwünschen. Wenn alle, die mich umgaben, den nämlichen Freimut bewiesen hätten, wäre ich vielleicht nicht hier. O Bruix! Bruix! der Himmel hat dich gerächt!"

Zeitschrift.

114. Das verlorne Kamel

und die drei aufmerksamen Brüder.

Drei Brüder aus der Famile Adnan beschlossen, eine Reise zu thun und das Land zu besehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Kameltreiber, der sie fragte: ob sie nicht ein Kamel gesehen hätten, das sich von ihm gerade auf dieser Straße verlaufen habe.

„Das Kamel hat nur ein Auge", sagte der älteste Bruder, während sie mit dem Manne etwas zurückgingen, und der Kameltreiber bejahte es. „Es fehlt ihm ein Vorderzahn", sagte der zweite Bruder, und auch dies bejahte der Kameltreiber. „Ich wollte wohl wetten, es hinkt!" setzte der dritte hinzu.

Nach allen diesen Angaben war der Kameltreiber überzeugt, daß sie sein verlornes Kamel gesehen hätten, und bat sie, ihm zu sagen, wo

Digitized by Google

er es finden könne. „Geh' nur mit uns", sagten die Brüder; allein sie fanden kein Kamel. Nach einiger Zeit fing der eine wieder an: „Nicht wahr, es ist mit Getreide beladen?" Der andere sagte: „Es trägt auf einer Seite Öl und auf der andern Honig."

Der Kameltreiber bat nun inständiger, da er nichts gewisser glaubte, als daß sie es gesehen haben müßten, ihm wenigstens den Ort anzugeben, wo sie es gesehen hätten, und jetzt versicherten ihn die Brüder, daß sie kein Kamel gesehen und auch nirgends etwas davon gehört hätten. Diese Versicherung konnte der Kameltreiber nicht mit jenen Angaben vereinigen; er glaubte, sie wollten ihm sein Kamel vorenthalten, und zog sie vor Gericht und ließ sie gefangen setzen, ohne auf ihre Beteuerungen zu achten. — Indessen da der Kadi in ihnen Leute von Stande erkannte, so sandte er sie zum Könige.

Bei der Untersuchung fragte sie der König selbst, wie sie von einem Kamele so viele Kennzeichen hätten angeben können, wenn sie es doch nicht gesehen hätten. Sie antworteten: „Wir bemerkten am Wege, daß bloß auf der einen Seite die Kräuter und Diesteln abgeweidet waren und schlossen daraus, daß es nur ein Auge habe, und da überall, wo es abgerupft, ein Restchen von den Pflanzen stehen geblieben war, daß ihm ein Zahn fehlen müsse. Ferner bemerkten wir an den Fußstapfen, daß der eine Fuß geschleift war, worauf wir auf seine Lahmheit schlossen, und da die vordern Huftritte tiefer waren, als die hintern, daß es schwer beladen gewesen sein müsse, welches mit nichts anderem sein konnte, als mit Getreide. Endlich, daß es auch Honig und Öl getragen, mutmaßten wir daher, weil sich überall Haufen von Ameisen und Fliegenschwärme gesammelt hatten, wo ein Tropfen von beiden herabgefallen sein mochte."

Palmblätter.

115. Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzose, wiegte eben sein wunderschönes Büblein auf dem Knie und machte ein Gesicht dazu, auf dem geschrieben stand, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann sei und sein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken, halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring' ich Euch die Kinder." — Der Kaufmann sah den Polen kurios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt Euch zu mir?" — „Niemandem gehören sie", sagte der Pole; „einer toten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt Ihr mit ihnen, was Ihr wollt." Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte sein", und der Hausfreund glaubt's auch nicht. Allein der Pole erwiderte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn Ihr der Herr Charles seid, so bin ich am rechten Ort", und der Hausfreund glaubt's auch. Es war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Witwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in

Digitized by Google

Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verleugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sei, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht und unter unsäglichen Leiden schon bis Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an und klagte ihm ihre Not. Der edle Fürst schenkte ihr 300 Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter habe, stellte er ihr frei, ob sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen, oder ob sie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da schaute sie zweifelhaft ihr ältestes Büblein an, weil es das verständigste und kränkste war. „Wo willst du hin, mein Sohn?" „Wo du hingehst, Mutter!" sagte der Knabe und hatte recht. Denn er ging noch vor der Abreise ins Grab. Also versah sie sich mit dem Notwendigen und accordierte mit einem Polen, daß er sie für 500 Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn sie dachte, er wird das Fehlende schon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen, beschwerlichen Reise, starb sie am sechsten oder siebenten. — „Wo du hingehst", hatte der Knabe gesagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander so viel reden, als ein Pole verstehen mag, wenn ein französisches Kind russisch spricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polnisch. Nicht jeder geneigte Leser hätte an seiner Stelle sein mögen. Er war es selber nicht gern. „Was anfangen jetzt?" sagte er zu sich selbst. „Umkehren — wo die Kinder lassen? Weiter fahren — wem bringen?" „Thue, was du sollst!" sagte endlich etwas in seinem Inwendigen zu ihm. „Willst du die armen Kinder um das letzte und einzige bringen, was sie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, was du ihr gegeben hast?" Also kniete er mit den unglücklichen Waisen um den Leichnam herum und betete mit ihnen ein polnisches Vaterunser. „Und führe uns nicht in Versuchung." Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abschied und eine Thräne auf die kalte Brust der Mutter fallen, nämlich daß sie ihr gerne die letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn sie könnten, und daß sie jetzt verlassene, unglückliche Kinder seien. Hernach fuhr er getrost mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg; denn es wollte ihm nicht eingehen, daß, der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn stecken lassen, und, als die große Stadt vor seinen Augen sich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erst vor dem Thor fragt, wo er still halten soll, erkundigt er sich endlich bei den Kindern, so gut er sich verständlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und er erfuhr dann von ihnen, so gut er sie verstehen konnte: „Wir wissen's nicht." — Wie er denn heiße? — „Wir wissen's auch nicht." — Wie denn ihr eigener Geschlechtsname

Digitized by Google

sei? „Charles.“ Der geneigte Leser will schon wieder etwas merken, und wenn's der Hausfreund für sich zu thun hätte, so wäre der Herr Charles der Vetter, die Kinder wären versorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit ist oft sinniger, als die Erdichtung. Nein, der Herr Charles ist der Vetter nicht, sondern dieses Namens ein anderer, und bis auf diese Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, ob und wo in Petersburg er wohnt. Also fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie teuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte sie nicht einmal geschenkt und war noch nicht willens, eins zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab und ihm der Pole schlicht und menschlich ihr Schicksal und seine Not erzählte: „Eins“, dachte er, „will ich ihm abnehmen“, und es füllte sich immer wärmer in seinem Busen. „Ich will ihm zwei abnehmen“, dachte er, und als sich endlich die Kinder um ihn anschmiegten, meinend, er sei der Herr Vetter, und anfingen auf französisch zu weinen, denn der geneigte Leser wird auch schon gemerkt haben, daß die französischen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott sein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen sieht, und „In Gottes Namen“, sagte er, „wenn's so ist, so will ich mich nicht entziehen!“ und nahm die Kinder an. „Setzt Euch ein wenig nieder“, sagte er zu dem Polen, „ich will Euch ein Süpplein kochen lassen.“

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg — er legte den Löffel weg und blieb sitzen — er stand auf und blieb stehen. „Seid so gut“, sagte er endlich, „und fertigt mich jetzt ab. Der Weg nach Wilna ist weit. Auf 500 Rubel hat die Frau mit mir accordiert.“ Da fuhr es doch dem milden Menschen, dem Herrn Charles, über das Gesicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die sonnenreiche Flur. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr kommt mir ein wenig zu kurios vor. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder abgenommen habe, soll ich Euch noch den Fuhrlohn bezahlen?“ Denn das kann dem redlichsten und besten Gemüt begegnen, wenn's ein Kaufmann ist, jedem andern aber auch, daß es wider Wissen und Willen zuerst ein wenig handeln und markten muß, sei es auch nur mit sich selbst. Der Pole erwiderte: „Guter Herr, ich will Euch nicht ins Gesicht sagen, wie Ihr mir vorkommt. Ist's nicht genug, daß ich Euch die Kinder bringe? Sollt' ich sie auch noch umsonst geführt haben? Die Zeiten sind bös und der Verdienst gering.“ — „Eben deswegen“, sagt Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint Ihr, ich sei so reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder so gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt Ihr sie wieder? Als aber noch einmal ein Wort das andere gab und der Pole jetzt erst mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter sei, sondern nur aus Mitleiden die armen Waisen angenommen habe: „Wenn's so ist“, sagte er, „ich bin kein reicher Mann, und Eure Landsleute, die Franzosen,

Digitized by Google

haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenn's so ist, so kann ich Euch nichts zumuten. Thut den armen Würmlein Gutes dafür", sagte der edle Mensch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigstens überwältigte sie dem Herrn Charles das seinige. „Monsieur Charles", dachte er, „und ein armer polnischer Fuhrmann" — und als der Pole schon anfing, eins nach dem andern zum Abschied zu küssen, und sie auf polnisch zur Folgsamkeit und Frömmigkeit ermahnte: „Guter Freund", sagte Herr Charles, „bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch so arm nicht, daß ich Euch nicht Euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, so ich doch die Fracht Euch abgenommen habe", und gab ihm die 500 Rubel. Also sind jetzt die Kindlein versorgt, der Fuhrmann bezahlt; und so ein oder der andere geneigte Leser vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden sei, und ob er's thun werde, so hat doch die heilige Vorsehung ihn nicht einmal dazu vonnöten gehabt. P. Hebel.

116. Der Schatz in Hamburg.

Zur Zeit, als die beginnende Ausbeute des sächsischen Erzgebirges dem Unternehmungsgeiste der Bewohner ein neues Feld eröffnete und Handel und Gewerke frisch aufblühen ließ, lebte dort Herr Schnorr, als Begründer und Besitzer einer kleinen Fabrik. Er war zwar schon ein wohlhabender, doch noch nicht, was man so nennt, ein reicher Mann; sein eigentlicher Reichtum bestand in seinen Kindern, deren er sieben hatte. Zu diesem war bisher in jedem Frühlinge ein anderer als begütert und rechtlich bekannter Handelsherr aus Hamburg gekommen, um Einkäufe zu machen; seit mehreren Jahren aber war er ausgeblieben, indem er zugleich eine für Schnorr nicht unbeträchtliche Summe unbezahlt gelassen hatte. Weil damals die Posten noch nicht wie jetzt waren und allerlei Nachrichten umliefen, blieb dem guten Schnorr nichts übrig, als selbst nach Hamburg zu reisen, um die Schuld einzutreiben. Er sattelte seinen Klepper und ritt dahin ab, voll Hoffnung mit einigen hübschen Röllchen geprägten Goldes oder Silbers im Mantelsack wiederzukehren. Es kam aber anders; denn der Mensch denkt, Gott lenkt.

In Hamburg angekommen, fragt er nach dem bekannten Handelsherrn; aber statt in ein großes Kaufmannshaus, weist man ihn in ein entferntes, niedriges Häuschen. Eine ärmlich in Trauer gekleidete Frau kommt ihm entgegen; in der kleinen Stube arbeiten bleiche und notdürftig umhüllte Kinder. Auf seine Erkundigung nach dem Handelsfreunde erzählt ihm die Frau, die Augen von Thränen verdunkelt, daß ihr Mann ohne eigene Schuld falliert und dadurch sein ganzes Vermögen verloren habe, darüber vor Gram gestorben sei und sie hilflos und arm mit den Kindern hinterlassen habe; ihr bitterster Schmerz sei aber der, daß ihre Kinder ohne männliche Aufsicht und Lehre nach und nach verwildern würden; heute sei's gerade ein Jahr, daß ihr Mann gestorben sei, — und die Kinder fingen von neuem an zu weinen.

Digitized by Google

Da hatte der Mann Schuld und Forderung vergessen, spricht der Frau freundlich zu und mahnt sie an Den, der auch die Lilien kleide. „Sechs also?“ fragt er endlich und hat das kleine Mädchen vergessen, das er schon lange auf dem Arm trägt. Jetzt erst bemerkt er, daß es hier gerade ist, wie daheim in seinem Hause, sechs Knaben und ein Mädchen, und es kommt ihm vor, als seien seine Kinder verwaist, und seine Frau trauere um ihn selbst. Er bleibt; aber je länger er bleibt, desto mehr sieht man ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat, was er nicht recht vorzubringen weiß. „Wie wär's“, sagt er endlich an der Thür, — „wie wär's, wenn Ihr — aber Ihr dürft nicht böse werden — wenn Ihr mir die Kinder mitgäbt? Aber ich muß sie freilich alle haben, sonst ist's zu Hause nicht recht.“ Die Mutter erschrickt; der Mann ist ihr zwar als redlich und bemittelt bekannt; aber alle von sich lassen! Der Kaufmann bittet und stellt ihr vor — als ob ihm die Wohlthat erwiesen werde, und endlich siegt das Gefühl, ihre Kinder alle wohl aufgehoben und versorgt zu wissen, über das Mutterherz. Schnell läßt der Mann für seine neuen Pfleglinge wärmere Kleider machen, kauft ein Wägelchen mit Tuch überspannt, und nach einigen Tagen fährt die liebe Schar, von den Thränen, Segenswünschen und Gebeten der Mutter begleitet, von Hamburg ab.

Nach acht Tagen rollt die kleine Arche Noä vors Haus in der Heimat. Heraus eilt die Hausmutter, empfängt freudig küssend den geliebten Mann und fragt: „Nun, bringst Du einen rechten Schatz mit?“ Da antwortet Schnorr lächelnd: „Freilich, Mütterchen! Schätze, die Du mir bewahren sollst.“ Der Mutter nach stürmen aus dem Hause die eigenen Kinder des Schnorr, sechs Knaben und das kleinste Mädchen, und rufen, den Vater bei allen Rockzipfeln fassend: „Hast du uns was recht Schönes mitgebracht?“ und er antwortet freundlich: „Ja, Ihr lieben Schelme! jedem ein Spielzeug aus Hamburg, so groß, wie Ihr selber!“ Nun geht's an den bedeckten Wagen, und heraus steigen, klettern, kriechen und purzeln eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs Knaben und ein Mädchen, immer eins kleiner als das andere, wie die Orgelpfeifen im Hause des Herrn, aber schon nicht mehr so bleich und abgehärmt, sondern munter und rotwangig. „Heisa, neue Spielkameraden!“ rufen die Kinder und ziehen freudig jeder seinen passenden kleinen Mann ins Haus; die kleine Marie aber geht auf das noch etwas fern und scheu stehende Mädchen zu und lallt: „Komm nur, hab' ein Pupp' für dich!“

Die Mutter macht anfangs freilich große Augen bei der unerwarteten Verdoppelung ihres Haushalts; aber ehe der Vater noch auserzählt hat, hat sie das kleine Mädchen schon auf den Armen und herzt und tröstet das nach der Mutter weinende Kind. Alle wachsen und gedeihen, lernen tüchtig, lohnen die Mühe der Pflegeeltern durch Geschicklichkeit, Anstelligkeit, gute Aufführung, wurden später sämtlich geachtete und wohlhabende Leute, deren Nachkommen noch jetzt in Sachsen als reiche Kaufherren leben, und liest diese Geschichte vielleicht mancher, dessen Ur-Ur Großvater mit aus dem Wägelchen herauspurzelte.

Digitized by Google

Die Nachkommen des wackern Schnorr existieren auch noch, arm an Glücksgütern, doch reich an Gemüt, Kunst und Geschicklichkeit; und obgleich für wichtige, dem Staate geleistete Dienste ihrem Altervater ein Adelsdiplom verliehen wurde, haben doch weder dieser, noch jene jemals eigentlich dasselbe geltend gemacht, indem sie den unsichtbaren Stern in der Brust höher achteten, als den sichtbaren auf dem Rock.

Diese Geschichte soll auch in einer alten sächsischen Chronik dem Hauptinhalte nach stehen; Schreiber dieses aber hat sie aus dem Munde eines der jüngsten Sprossen jenes Geschlechts, des großen Meisters Julius Schnorr von Carolsfeld. Ch. G. Barth.

117. Das Ei des Kolumbus.

Bei einem Feste, welches der Kardinal Mendoza dem Admiral Kolumbus zu Ehren veranstaltete, hielt er ihm eine große Lobrede wegen der von ihm gemachten Entdeckung, welche er den größten Sieg nannte, den jemals der Geist eines einzigen Mannes erfochten habe. Die anwesenden Herren vom Hofe nahmen es übel auf, daß einem Ausländer, noch dazu einem Manne, der nicht einmal von nobler Herkunft sei, so große Auszeichnung erwiesen werde. „Mich dünkt“ hub einer der königlichen Kammerherren an, „der Weg nach der sogenannten neuen Welt war nicht so schwer zu finden, der Ozean stand überall offen, und kein spanischer Seefahrer würde das Ziel verfehlt haben.“ Mit vornehmem Gelächter gab die Gesellschaft dieser Äußerung ihren Beifall zu erkennen, und mehrere Stimmen riefen: „O, das hätte ein jeder von uns gekonnt!“

„Ich bin weit entfernt“, entgegnete Kolumbus, „mir etwas als Ruhm anzumaßen, was ich nur einer gnädigen Fügung des Himmels zuschreiben darf; indessen kommt es doch bei vielen Dingen in der Welt, welche uns leicht auszuführen scheinen, oft nur darauf an, daß sie ein anderer uns vormacht. „Dürft' ich“, sagte Kolumbus zu jenem Kammerherrn gewendet, „Ew. Excellenz wohl ersuchen, dies Ei“ — er hatte sich von einem Diener ein Hühnerei bringen lassen — „so auf die Spitze zu stellen, daß es nicht umfällt?“ Die Excellenz versuchte von der einen, wie von der andern Seite vergeblich, das Ei zum Stehen zu bringen. Der Nachbar bat es sich aus, es gelang ihm ebensowenig; nun drängten sich die andern dazu, ein jeder wollte den Preis gewinnen; allein weder mit Eifer noch mit Ruhe war es möglich, das Kunststück auszuführen. „Es ist unmöglich!“ riefen die Edeljunker; „Ihr verlangt Unausführbares!“ — „Und doch“, sagte Kolumbus, „werden diese Herren sogleich sagen: Das kann ein jeder von uns auch!“ Jetzt nahm er das Ei und setzte es mit einem leichten Schlage auf den Tisch, so daß es auf der eingedrückten Schale fest stand. — „Ja! das kann ein jeder von uns;“ riefen die vornehmen Herren. Seitdem hörte man oft sagen, wenn eine glückliche Erfindung gemacht wurde, zu welcher ein jeder sich klug genug dünkt: „Das Ei des Kolumbus!“

F. Förster.

Digitized by Google

118. Herr Baron von Münchhausen

erzählt einige Begebenheiten aus seinem Leben.

Wir belagerten, ich weiß nicht mehr, welche Stadt, und dem Feldmarschall war ganz erstaunlich viel an genauer Kundschaft gelegen, wie die Sachen in der Festung stünden. Es schien äußerst schwer, ja fast unmöglich, durch alle Vorposten, Wachen und Festungswerke hineinzugelangen, auch war eben kein tüchtiges Subjekt vorhanden, wodurch man so etwas glücklich auszurichten hätte hoffen können. Vor Mut und Diensteifer fast ein wenig allzurasch, stellte ich mich neben eine der größten Kanonen, die soeben nach der Festung abgefeuert ward, und sprang im Hui auf die Kugel, in der Absicht, mich in die Festung hineintragen zu lassen. Als ich aber halbwegs durch die Luft geritten war, stiegen mir allerlei nicht unerhebliche Bedenklichkeiten zu Kopfe. „Hm!“ dachte ich, „hinein kommst du nun wohl, allein wie heraus? Und wie kann's dir in der Festung ergehen? Man wird dich sogleich als Spion erkennen und an den nächsten Galgen hängen. Ein solches Bette der Ehre wollte ich mir denn doch wohl verbitten.“

Nach diesen und ähnlichen Betrachtungen entschloß ich mich kurz, nahm die glückliche Gelegenheit wahr, als eine Kanonenkugel aus der Festung einige Schritte weit vor mir vorüber nach unserm Lager flog, sprang von der meinigen auf diese herüber und kam, zwar unverrichteter Sache, jedoch wohlbehalten bei den lieben Unsrigen wieder an.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, von der die Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderesmal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so weit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wandte ich wieder um, wo ich hergekommen war, um einen großen Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich zum zweitenmal noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

Trotz aller meiner Tapferkeit und Klugheit, trotz meiner und meines Pferdes Schnelligkeit, Gewandtheit und Stärke ging's mir in dem Türkenkriege doch nicht immer nach Wunsche. Ich hatte sogar das Unglück, durch die Menge übermannt und zum Kriegsgefangenen gemacht zu wer-

Digitized by Google

den. Ja, was noch schlimmer war, aber doch immer unter den Türken gewöhnlich ist, ich wurde als Sklave verkauft.

In diesem Stande der Demütigung war mein Tagewerk nicht sowohl hart und sauer, als vielmehr seltsam und verdrießlich. Ich mußte nämlich des Sultans Bienen alle Morgen auf die Weide treiben. Eines Abends vermißte ich eine Biene, wurde aber sogleich gewahr, daß zwei Bären sie angefallen hatten und ihres Honigs wegen zerreißen wollten. Da ich nun nichts anderes Waffenähnliches in Händen hatte, als die silberne Axt, welche das Kennzeichen der Gärtner und Landarbeiter des Sultans ist, so warf ich diese nach den beiden Räubern, bloß in der Absicht, sie damit wegzuscheuchen. Die arme Biene setzte ich auch wirklich dadurch in Freiheit; allein durch einen unglücklichen, allzustarken Schwung meines Armes flog die Axt in die Höhe und hörte nicht auf zu steigen, bis sie im Monde niederfiel. Wie sollte ich sie nun wiederkriegen? mit welcher Leiter auf Erden sie herunterholen?

Da fiel mir ein, daß die türkischen Bohnen sehr geschwind und zu einer ganz erstaunlichen Höhe emporwüchsen. Augenblicklich pflanzte ich also eine solche Bohne, welche wirklich emporwuchs und sich an eins von des Mondes Hörnern von selbst anrankte. Nun kletterte ich getrost nach dem Monde empor, wo ich auch glücklich anlangte. Es war ein ziemlich mühseliges Stückchen Arbeit, meine silberne Axt an einem Orte wiederzufinden, wo alle andern Dinge gleichfalls wie Silber glänzen. Endlich aber fand ich sie doch auf einem Haufen Spreu und Häckerling.

Nun wollte ich wieder zurückkehren, aber ach! die Sonnenhitze hatte indessen meine Bohne aufgetrocknet, so daß daran schlechterdings nicht wieder herabzusteigen war. Was war nun zu thun? — Ich flocht mir einen Strick aus dem Häckerling, so lang ich ihn nur immer machen konnte. Diesen befestigte ich an einem von des Mondes Hörnern und ließ mich daran herunter. Mit der rechten Hand hielt ich mich fest, und in der linken Hand führte ich meine Axt. So wie ich nun eine Strecke hinuntergeglitten war, hieb ich immer das überflüssige Stück über mir ab und knüpfte dasselbe unten wieder an, wodurch ich denn ziemlich weit herunter gelangte. Dieses wiederholte Abhauen und Anknüpfen machte aber den Strick eben so wenig besser, als er mich völlig auf des Sultans Landgut brachte.

Ich mochte wohl noch ein paar Meilen weit droben in den Wolken sein, als mein Strick auf einmal zerriß und ich mit solcher Heftigkeit herab zu Gottes Erdboden fiel, daß ich ganz betäubt davon wurde. Durch die Schwere meines, von einer solchen Höhe herabfallenden Körpers fiel ich ein Loch, wenigstens neun Klafter tief, in die Erde hiein. Ich erholte mich zwar endlich wieder, wußte aber nun nicht, wie ich herauskommen sollte. Allein was thut nicht die Not! Ich grub mir mit meinen Nägeln, deren Wuchs damals vierzigjährig war, eine Art von Treppe und förderte mich dadurch glücklich an den Tag.

Durch die mühselige Erfahrung klüger gemacht, fing ich's nachher besser an, die Bären, die so gern nach meinen Bienen und den Honigstöcken

Digitized by Google

stiegen, los zu werden. Ich bestrich die Deichsel eines Ackerwagens mit Honig und legte mich nicht weit davon während der Nacht in einen Hinterhalt. Was ich vermutete, das geschah. Ein ungeheurer Bär, herbeigelockt durch den Duft des Honigs, kam an und fing vorn an der Spitze der Stange so begierig an zu lecken, daß er sich dieselbe im eigentlichsten Sinne durch Schlund, Magen und Bauch hindurch leckte. Als er sich nun so artig auf die Stange hinaufgeleckt hatte, lief ich hinzu, steckte vorn durch das Loch der Deichsel einen langen Pflock, verwehrte dadurch dem Näscher den Rückzug und ließ ihn sitzen bis an den andern Morgen. Über dies Stückchen wollte sich der Großsultan, der von ungefähr vorbei spazierte, fast tot lachen.

Nicht lange hierauf machten die Russen mit den Türken Frieden, und ich wurde nebst anderen Kriegsgefangenen wieder nach St. Petersburg ausgeliefert. Ich nahm aber nun meinen Abschied und verließ Rußland um die Zeit der großen Revolution, vor etwa vierzig Jahren, da der Kaiser in der Wiege, nebst seiner Mutter und ihrem Vater, dem Herzoge von Braunschweig, dem Feldmarschall von Münnich und vielen andern nach Sibirien geschickt wurde. Es herrschte damals über ganz Europa ein so außerordentlich strenger Winter, daß die Sonne eine Art von Frostschaden erlitten haben muß, woran sie seit der ganzen Zeit her bis auf den heutigen Tag gesiecht hat. Ich empfand daher auf der Rückkehr in mein Vaterland weit größeres Ungemach, als ich auf meiner Hinreise nach Rußland erfahren hatte.

Ich mußte, weil mein Litauer in der Türkei geblieben war, mit der Post reisen. Als sich's nun fügte, daß wir an einen engen, hohlen Weg zwischen Dornhecken kamen, so erinnerte ich den Postillon, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem Passe nicht etwa gegen ein anderes, entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst; nicht ein einziger Ton kam heraus, — was uns gar unerklärlich und in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere, uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbei zu kommen war.

Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen samt den vier Rädern und allen Packereien auf meine Schultern und sprang damit über Erdwand und Hecke ungefähr neun Fuß hoch, was in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen ander Rücksprung gelangte ich, nachdem die fremde Kutsche vorüberpassiert war, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich am Ende der Station zur Herberge.

Noch hätte ich anführen sollen, daß eins von den Pferden, welches sehr mutig und nicht über vier Jahr alt war, ziemlichen Unfug machen

Digitized by Google

wollte; denn als ich meinen zweiten Sprung über die Hecke that, so verriet es durch sein Schnauben und Ausschlagen ein großes Mißbehagen an dieser heftigen Bewegung. Dieses verwehrte ich ihm aber gar bald, indem ich seine Hinterbeine in meine Rocktasche steckte. In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillon hing sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal ging's: „Tereng! tereng! teng! teng!" Wir machten große Augen und erkannten nun sofort die Ursache, warum der Postillon sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren und kamen jetzt, so wie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit den herrlichsten Modulationen, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lied und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen andern Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Taufpaß, so wie ich hiermit meine russische Reisegeschichte.

G. Bürger.

119. Der Inkognitotitel.

Jener Bettelvogt und Gerichtsdiener zu Hohenbichel, welcher mit seinem Zunamen Graf hieß, nannte sich, wenn er auswärts war, niemals Bettelvogt, sondern immer Graf von Hohenbichel. Der gute Mann wollte wahrscheinlich, so wie manche große regierende Herren, inkognito durch die Welt wandern, was ihm jedoch eben so wenig gelang, als solch hohen Herrschaften: denn in dem kleinen Kreise, über welchen seine Wanderungen sich erstreckten, kannte man ihn in jedem Wirtshause als den gestrengen Bettelvogt, dessen Stock und starken Arm die Gaudiebe und Landstreicher der ganzen Umgegend fürchteten. Übrigens ist es zuweilen eine eigene Sache mit dem unverhohlenen Namen des Standes und Ranges, und es kann schon Fälle geben, wo es besser wäre, man verschwiege denselben, wie z. B. wenn jemand ein Spion ist und der Feind ergreift und fragt ihn, wer er sei. Obwohl in jenem Kriege, welchen die Reichsstadt Aalen gegen Reutlingen führte, der Spion von Aalen, als er unter das Heer des Feindes geriet, das wohl nahe an dreißig Mann stark sein mochte, es ehrlich aussagte, was für ein Gewerbe ihn hierher geführt habe, und dabei dennoch mit dem Feinde ganz gut auskam, weil er diesem die Gefälligkeit erzeigte, ihn noch an demselben Abend mit nach Aalen zu nehmen. Dem Manne, von welchem ich hier erzählen will, wäre es beinahe schlimmer ergangen, da er seinen Titel und Rang nannte, als dem Spion von Aalen: dennoch kam er auch mit heiler Haut davon.

In das Bad Ems kam einmal, gerade in dem Augenblick, da der Kellner das Glöcklein zog, durch dessen Ton die im Hause wohnenden Herrschaften zur Wirtstafel gerufen werden, ein Fremder herein, den

weder der Wirt noch der Kellner kannten. Es war ein kleiner, wohlbeleibter Herr, in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und Schuhen stattlich daherschreitend, als käme er von einer Audienz beim durchlauchtigsten Herzog, der gerade damals auch in Ems sich aufhielt. Der kleine Mann setzte sich ungenötigt mitten unter die vornehmsten Herrschaften hinein, mit deren etlichen er schon bekannt schien, ließ sich das gute Essen und mehrere Sorten des Weines sehr wohl schmecken, unterhielt aber daneben die Gäste durch die mancherlei Neuigkeiten und Geschichten, welche er erzählte, so vortrefflich, daß zuletzt alle nur horchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben, die Gäste hatten sich meistens entfernt, der Wirt stand im Billardzimmer bei einem Fenster. Da trat der Fremde zu ihm hin, lobte ganz höflich die schöne Lage des Hauses, die gut bestellte Tafel und den Wein, und fragte dann nach seiner Zeche. Der Wirt, welcher sich darauf verstand seine (meist) hohen Gäste durch hohe Rechnungen zu überraschen, benannte ihm eine beliebige Summe. Der kleine Mann sah den großen Rechner verwundert an, zog den Beutel, sagte aber dabei ganz freundlich: „Ich bin der Schinder von Wiesbaden, und da" — — Der Wirt ließ ihn nicht ausreden. Er faßte ihn gar unsanft bei dem Arme an, und vor Zorn wie vor Schrecken blaß, sagte er halblaut, damit nur keiner der Billardspieler den Skandal merken sollte: „Er verwünschter Kerl kommt mir da herein unter die Herrschaften; jetzt mache er gleich, daß er fortkommt, — fort, fort, fort!" — Was sollte der Fremde thun? Der Wirt ließ ihm keine Zeit zum Bezahlen; er mußte, um nichts Schlimmeres von dem zornigen Manne zu erfahren, sich eilig aus dem Staube machen. Dem Gastgeber in Bad Ems grollte und grimmte der Streich noch lange nachher, so oft er daran dachte.

So unrecht hatte derselbe gerade nicht damit. Er war noch nicht lange von Frankfurt am Main daher gezogen, mußte alles thun, um seine Kundschaft, mit der es doch zunächst auf hohe Herrschaften abgesehen war, zu Ehren zu bringen, und jetzt kommt ihm ein solcher mitten unter die Gäste herein, dessen Hantierung damals noch allgemein für so unehrlich galt, daß sich auch im geringsten Dorfwirtshause, wenn man gewußt hätte, wer er wäre, kein Tagelöhner, geschweige ein Bauer würde neben ihn gesetzt haben, und daß ihm die Hausmagd sein Bier in einem Kruge ohne Deckel gebracht hätte. Der unverschämte Mensch! Hätte er sich doch wenigstens noch, wie höflichere Leute seines Standes, als „Wasenmeister" oder als herrschaftlicher „Roßabstreifer" benannt; so aber gerade mit dem gemeinsten Namen als Schinder! Wäre die Sache ruchbar geworden, das schöne Gasthaus im Bade Ems hätte für lange Zeit seinen guten Ruf verloren. Indes mußte zum Glück keiner der Gäste es gemerkt haben, in welch unsaubrer Gesellschaft er gespeist hatte; die Herrschaften blieben, kamen und gingen, bewunderten und zahlten die Rechnungen nach wie vor.

Der Wirt im Bad Ems dachte schon seltener an den widerwärtigen Handel, da führte ihn einstmals ein notwendiges Geschäft nach Wies-

Digitized by Google

haben. Er stieg vom Postwagen ab und besorgte alsbald seine Angelegenheiten. Indes war es Essenszeit geworden; der Mann war hungrig und liebte eine gute Tafel; er ließ sich nach dem besten Gasthause der Stadt hinweisen. Hier versammelten sich soeben die Gäste zur Wirtstafel. Es war eine große, ansehnliche Gesellschaft; dennoch wurde dem Emser ein Ehrenplatz, nicht weit vom Hausherrn, angewiesen. Die Unterhaltung bei Tische war überaus lebhaft. Der Wirt, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, in schwarzem Frack, seidenen Strümpfen und in Schuhen, erzählte so viel Neuigkeiten und hübsche Geschichtchen, daß alle hinhorchten und hinsahen auf das Männlein, das so munter und lebhaft erzählte.

Auch der Wirt aus Bad Ems horchte und sah hin, und der Erzähler kam ihm einigermaßen bekannt vor; nur wußte er, wie man zu sagen pflegt, nicht recht, wohin er ihn thun sollte. Seinerseits schien aber auch der Hausherr ein besonderes Augenmerk auf diesen Kollegen aus Ems gerichtet zu haben; so oft ein vorzüglich leckeres oder seltenes Gericht kam, nötigte er ihn zum Zulangen und ließ ihm durch den Markeur von den besten Weinen, die er im Keller hatte, eine Probe nach der andern vorsetzen. Dem Gast aus Ems gefiel und schmeckte zwar alles sehr gut, doch graute ihm schon im voraus vor der Rechnung. Als er aber, bald nach aufgehobener Tafel, — denn der Postwagen war nahe am Abfahren — zu dem kleinen dicken Wirte hintrat und nach seiner Schuldigkeit fragte, da klopfte ihm dieser freundlich auf die Schulter und sagte halblaut: „Der Schinder von Wiesbaden nimmt von seinem Kollegen, dem Schinder aus Ems, keine Bezahlung an; schenken Sie mir ferner die Ehre."

Jetzt gingen erst dem Wirt aus Bad Ems die Augen und das Verständnis auf; er begriff nun, was sein Kollege bei dem Nennen seines Inkognitotitels gemeint hatte, denn das Handwerk, das dieser Titel andeutet, wird gar auf sehr verschiedene Weise nicht nur an Toten, sondern auch an Lebenden betrieben, und während jenes nur äußerlich, mag dieses innerlich unehrbar sein.

Was an fremder Haut nur Flecken,
Kann bei dir im Fleische stecken.

G. H. v. Schubert.

120. Der kaiserliche Gast.

Kaiser Karl der Fünfte sah einmal einen Kapaun vorbeitragen; da wässerte ihm der Mund danach, denn die kaiserliche Tafel war damals nicht so bestellt, wie jetzt manche eines kaiserlichen Hoflieferanten. Er ließ sich erkundigen, wo der Kapaun hingetragen wurde. Die Frau, die ihn trug, war in das Haus eines armen Schusters gegangen. Der Kaiser kleidet sich um und geht schnell nach; der Kapaun stand schon auf dem weißen, aber etwas durchsichtigen Tischtuch, und die Gesellen hatten schon die Hände zusammengelegt. „Meister", sagte der Kaiser, „seid so gut und flickt mir da einen Riester auf meinen zerrissenen Stiefel. Ich will bei Euch warten, bis er fertig ist." — „Das geht unmöglich an, lieber

Digitized by Google

Herr", sagt der Schuster, „ich feiere heute meinen Namenstag mit meinen Gesellen, da lassen wir alle Arbeit liegen." — „Auch gut", meinte der Kaiser; „wenn ich drei Bouteillen guten Wein dazu gebe, so laßt Ihr mich wohl mitessen? Mit der Arbeit hat es Zeit bis nach dem Essen." — Der Meister ist das zufrieden, die Gesellen lächeln, der Wein wird geholt, und der Kaiser läßt sich den Kapaun trefflich schmecken und ist in der Gesellschaft der ehrbaren Schuhmacher lustig und guter Dinge. Als der Wein zu Ende und manches gute Lied gesungen war, meinte der Kaiser, der Meister dürfe heute wohl den Lappen neben das Loch flicken; er wolle sehen, wie er mit dem zerrissenen Stiefel nach Hause komme; morgen wolle er den Schuster zu sich holen lassen, da stehe noch ein Glas vom Jahre 1511. Am andern Morgen wurde der Schuster von einem goldenen Bedienten abgeholt, und als ihn der in das kaiserliche Schloß hineinführte, da denkt er: „Das war gewiß gestern ein vornehmer Herr und wohl gar der kaiserliche Mundschenk." Als er aber hinauf kommt und sieht, daß der Kaiser gestern sein Gast gewesen ist, erschrickt er doch ein wenig; doch wie der Kaiser ihn niedersetzen heißt und ein Glas vom besten Elfer vorsetzt und ihm zutrinkt, da bekommt er wieder Mut. Beim Weggehen soll er sich noch eine Gnade ausbitten. „Nun ist dein Glück gemacht", denkt er, und bittet um die Erlaubnis, einen gekrönten Stiefel im Schilde führen zu dürfen. Der ist in Wien zu sehen bis auf den heutigen Tag.

Zeitschrift.

121. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.

Konrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr früh Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Verwaisten in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlagen; seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium: der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Konrad mit dem lebendigsten Eifer den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Konrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlmeinenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen aufs möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andere Universität und folgte demselben; Konrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Notdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Konrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Konrads Namen auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen

Digitized by Google

aufgehoben hatte. Die ganze Erbschaft betrug an Wert nicht volle 42 Gulden; dies war alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den teuern, väterlichen Freund. Er war sogar willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselban aber riet ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sei, einst ein Amt beschere, das ihm sein Brot gebe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Konrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunter setzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte Summe noch das einzige sei, was ihm zur Fortsetzung seines Studierens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Konrad wagte es nicht, von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirt, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft als Schmied fast den ganzen Tag außer dem Zimmer, in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohlburchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Konrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte; denn seine tägliche Nahrung seit des Onkels Tode war, außer am Sonntage, wo er gewöhnlich von seinem Hauswirt zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brot und Obst. Bei all seiner Sparsamkeit sah er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornehmlich Stiefel sich kaufen, deren er nötig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören! Dennoch behielt er guten Mut, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pate, der Lehrer an der Schule des Ortes: ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andern äußern Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Konrad schon mehrmals durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden, er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Äußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Paten ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

Digitized by Google

„Warum", so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Konrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das wenige zu geben, was Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen! Übrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohlbekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Seine Pate, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauerwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Schiff machte freilich keine großen Tagereisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Konrad die Zeit nicht lang werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahingleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Konrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu teuern Wirtshaus gefragt. Der Bürger wies ihm beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß anfangs jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte, wie spät es sei; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirtshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt

Digitized by Google

wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündlein und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Ratgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber dessen Sohn am Leben und ein sehr vermögender Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Kontordiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müßig an der Straße stehenden Mann nach dem ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte jedoch, zum neuen Schrecken des armen Konrad, für die Mühe des Wegzeigens einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht anders abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. „Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern obendrein zu deutschen Landsleuten", so sprach er sich selber Mut zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Kontor. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thür stillgestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zu Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?" — Der Jüngling errötete, und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngeren Herren, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Konrad hinreichen; dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit den ihm noch übrigen Groschen heute sich sättigen, noch weniger, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Reisekosten nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der teuern Stadt und irgendwo in einem der benachbarten Dörfer ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt wie der Vorstadt und in der Sorge, etwa wieder einen so teuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegenen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Flut trat wieder zum Lande heran. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen

Digitized by Google

aufdeckte, flogen laut schreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Konrad seine Thränen. „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen, wird mir heute und morgen mein Stücklein Brot bescheren und mich wieder heimgeleiten in mein liebes Vaterland!"

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Flut eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes; Konrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Adresse sich durch das Glas deutlich sehen läßt, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen, da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst holländisch, und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht, auf deutsch an und rät ihm, nachdem er die Adresse auf dem inliegenden Papier gelesen, er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war; denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte, wichtige Nachricht, und jeder mit dem Seegebrauch Bekannte sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Konrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er, gegen Rotterdam hin, noch eimal durch einen großen Teil der Stadt zurück müsse.

Als er nach langem, langem Gehen das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten, und man behandelte dich so verächtlich; wie wird es dir erst bei den ganz Fremden ergehen!" so denkt er bei sich selber. Da sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Kontor. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Konrad niedersetzen und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagte er in ziemlich geläufigem Deutsch: „Gottlob, daß wir indes neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche ins Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker: dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich

Digitized by Google

entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

„Ich heiße Konrad Balding", sagte der Jüngling, „und bin aus Hessen." — „Wie?" fragte der alte Herr, „ist Ihr Vater nicht Prediger in N.*?" — „Mein Vater war allerdings an diesem Orde Prediger, aber er starb schon vor fast zehn Jahren." — „Und Ihre Mutter?" — „Auch diese überlebte den teuern Vater nur wenige Monate."

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte, und sagte: „Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst sechs Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einflusse Ihres Vaters noch ein anderes, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie."

Konrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende; der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer und von dem edeln Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sah. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland und erhielt durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es bald nach seiner Anstellung wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten, und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Konrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in Hessen hatte Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armut auf ihn gewendet hatte; sie gelangten durch die Kraft des nämlichen Segensspruches dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eigenes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brot in Frieden essen konnte.

G. H. v. Schubert.

Digitized by Google

122. Seelengröße.

I.

Als im Winter 1807 der französische General Mortier Stralsund berannt hatte, waren rings in die Dörfer an den pommerschen Küsten französische Wachtposten gelegt; so auch in dem Kirchdorfe Bodenstede unweit Barth, dem Dars gegenüber. Diese hatten angefangen nach welscher Weise mit den Einwohnern Überspiel zu versuchen. Das konnten die Dörfler nicht leiden, Männer, an die mächtigsten Gefahren und gelegentlich auch an Pulver und Blei gewöhnt. Sie scharten sich im gerechten Zorn, die Franzosen erschraken vor ihrer Zahl und Rüstigkeit, wurden entwaffnet, gebunden, eingeschifft und etwa funfzig Mann stark nach Stralsund an die Schweden als Gefangene abgeliefert. Das war eine kurze Freude. Die That erscholl in dem französischen Lager, und ein Kommando von mehreren hundert Mann ward abgesandt, das Dorf zu bestrafen. Der Schulze und mehrere Älteste von Bodenstede wurden gefesselt und sollten erschossen, das Dorf sollte geplündert, angezündet und abgebrannt werden. In dieser großen Not, als die Gefesselten den sichern Tod erwarteten, trat der Prediger des Orts, namens Dankwarth, vor und redete den welschen Befehler mit den kühnen Worten an: „Mein Herr, Sie haben die Unschuldigen gegriffen, ich bitte, lassen Sie diese Männer los, sie sind die Unschuldigen und Verführten; hier haben Sie den Verbrecher, mich nehmen Sie, mich erschießen Sie, wenn Gott es Ihnen erlaubt, mein Haus verwüsten und verbrennen Sie, ich bin der Verführer, der einzige Schuldige. Ich habe diesen armen Bauern gepredigt, daß sie bis auf den letzten Mann für ihren König stehen und den Feinden des Vaterlandes Abbruch thun müßten." Diese Worte, aus kühnem und tapferm Herzen gesprochen, rührten den Welschen, er ließ die Gefangenen losbinden, legte ihnen eine leibliche Geldstrafe für seine Truppen auf und ließ zum Zeichen, daß er die befohlene Abbrennung des Dorfes ausgeführt habe, einige elende, leere Hütten außerhalb des Dorfes, wo die Fischer ihre Heringe zu räuchern pflegten, niederbrennen. Die That des Pfarrers war groß, größer die des edlen Welschen, der seinen bösen Mut bezwang. Warum hab' ich seinen Namen nicht erfahren?

M. Arndt.

II.

Ein österreichischer Bauer sollte beim ersten Andringen der Franzosen auf Wien 1809 der Führer einer Truppenkolonne werden, mit der man einen wichtigen Plan durch einen Nachtmarsch auszuführen gedachte; der Bauer aber weigerte sich. Heftig drang der den Vortrab befehligende französische Offizier in ihn; der Bauer blieb ruhig bei seiner Weigerung. Der Offizier begann nun ihn mit Versprechungen zu bestürmen und bot ihm endlich seine reich mit Gold gefüllte Börse; aber alles war vergebens. Inzwischen langte die Kolonne selbst an, und der General, erstaunt, den Vortrab noch anzutreffen, wandte sich mit zürnender Frage an den Offizier, der sofort zur Antwort gab, daß der einzige des Weges kundige Mann

Digitized by Google

sich weigere, ihr Führer zu sein, obschon alles aufgeboten worden, ihn dazu zu bewegen. Der Bauer ward hierauf vorgeführt. „Entweder", rief der General ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich tot schießen." — „Ganz gut", erwiderte der Bauer, „so sterbe ich als rechtschaffener Unterthan und brauche nicht Landesverräter zu werden." — Der General, der die mutige Treue auch am Feinde zu ehren wußte, bot ihm erstaunt die Hand und sprach: „Gehe heim, wackerer Mann, wir werden uns ohne Führer behelfen." H. Petiscus.

123. Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahre 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichstruppen lagen darin, steht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einsamen Posten seitwärts vom Angriff und denkt: „Wenn's nur nicht hierher kommt!" Indem wächst ganz leise eine französische Grenadierkappe hinter dem Rempart (d. i. Wall) herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein paar Dutzend Wagehälse hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeschrieen auf den Rempart zu kommen, und sahen die Schildwache nicht, daß eine da sei. Springt der Furtwanger herbei und giebt dem Franzosen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchsen und geht ein zweites Franzosengesicht auf hinter dem Rempart. Giebt ihm der Furtwanger auch einen Stich und sagt: „Aber jetzt kommst du nimmer!" Item, es kam der dritte und der vierte und bis zum zwölften.

Als der Sturm abgeschlagen war und der Platzkommandant auf dem Platz herumritt, ob alles in Ordnung sei, sieht er von weitem die Sturmleiter und 12 tote Franzosen dabei, und wie er zu dem Posten kommt, fragt er den Furtwanger: „Was hat's hier gegeben?" „So!" sagt der Furtwanger; „Ihr habt gut fragen. Wißt Ihr, daß mir einer mehr zu schaffen gemacht hat; als Euch alle? Nur zwölfmal hinter einander hat er angesetzt. Unten im Graben muß er liegen!" Denn er meinte, es sei immer der nämliche gewesen, und es könne nur mit dem Bösen zugegangen sein, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Kommandant und die Offiziere, die mit ihm waren, und nahm ihm seinen Unverstand nicht übel, sondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenstück Stechgeld bezahlen, und durfte er überdies selbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskasse Wein trinken und Speck essen, so viel er wollte. P. Hebel.

124. Almansur und Asmai.

Dschafer Almansur, der Kalif, hatte ein so glückliches Gedächtniß, daß er jedes Gedicht, so er einmal gehört, auswendig wußte. Er besaß eine Sklavin, die alles Vorgesagte wiederholen konnte von Wort zu Wort, nachdem sie es zweimal gehört, und einen Sklaven, der nach dreimaligem Anhören jedes Gedicht herzusagen vermochte.

Digitized by Google

Er war ein großer Freund der Wissenschaften, für deren Gönner er gerne gelten mochte, zugleich aber so außerordentlich geizig, daß ihm der Name Dewaniki oder Pfennigknicker geblieben ist. So oft ihm ein Dichter ein Werk darbrachte, befahl er, das Gewicht desselben in Gold aufzuwägen, vorausgesetzt, daß es neu und nicht aus gestohlenen Gedanken zusammengesetzt wäre. Las nun der arme Dichter sein Lobgedicht vor, so wiederholte es der Kalif sogleich vom Anfang bis zum Ende und sagte: „Das ist ja etwas Uraltes; du siehst, daß ich es längst auswendig gewußt habe."

Der erstaunte Dichter erkühnte sich manchmal unterthänigst zu erinnern, daß es wohl eine glückliche und außerordentliche Naturgabe Seiner Majestät sein möge, einmal gehörte Dinge von Wort zu Wort zu wiederholen. — Hierauf antwortete Almansur: „Nicht im geringsten; diese Verse, die du mir als neu auftischtest, kennt ja jedes Kind. Siehst du dort die Sklavin und den Sklaven? Sie haben es mir schon mehr als einmal recitiert." Hiermit forderte der Kalif dieselben auf, das Gehörte zu wiederholen, was sie ohne anzustoßen thaten, indem es die Sklavin zweimal, aus dem Munde des Dichters nämlich und des Kalifen, der Sklave dreimal, aus dem Munde des Dichters, des Kalifen und der Sklavin gehört hatte. So kam es denn, daß der arme Sänger, ganz erstaunt über diesen ohne sein Wissen begangenen Betrug, mit leeren Händen abzog.

Asmai, ein berühmter Dichter jener Zeit, dem diese unwürdige Behandlung seiner Genossen zu Herzen ging, beschloß dieselben am Kalifen zu rächen. Er verfertigte ein kurzes Gedicht aus den schwersten Worten und den härtesten Silben, welche die arabische Sprache hat, verkleidete sich als Beduine und kam auf einem Kameele an den Hof des Kalifen gezogen. Der Kalif setzte ihm die bekannten Bedingnisse: „Bruder Araber, wenn das Gedicht dein eigen ist, so wäge ich's mit Gold auf; wenn nicht, so erhältst du keinen Heller." Nun sprach Asmai seine Verse.

Der Kalif hatte das Lied, der vielen seltsamen Worte und künstlichen Silbenversetzungen wegen, bei weitem zu schwer gefunden, um es nach einmaligem Anhören recitieren zu können; er sah den Sklaven und die Sklavin an, die kein Wort davon behalten hatten. Endlich sprach er verdrießlich: „Nun so gieb dein Gedicht her, daß ich es mit Gold aufwiege." — „Sogleich; erlaube mir nur, daß ich es ablade." — „Wie? ein Gedicht abladen? was ist das?" — „Du sollst es sogleich sehen, Fürst der Rechtgläubigen." Das Kameel ward vorgeführt, und die Last desselben war eine Säule, auf der das Gedicht eingegraben war. Der Kalif konnte nicht anders als Wort halten und mußte den Stein mit Gold aufwiegen.

Da schlug Asmai den Mantel, mit dem er das Gesicht halb verhüllt hatte, auseinander und sprach: „Du siehst, ich bin kein Asmai aus der Wüste, sondern der Asmai deines Hofes, Fürst der Rechtgläubigen, der sich unterstanden, dich hierdurch zu erinnern, daß man den armen Dichtern ihr Brot nicht abstehlen müsse." J. v. Hammers Rosenöl.

Digitized by Google

125. Die Zeichensprache.

An den Hof Jakobs des Ersten, Königs von England, kam einstmals ein Gesandter aus Spanien. Es war ein hochstudierter Mann, der in mehreren alten wie neuen Sprachen sich gut und fertig auszudrücken wußte. Aber dieses genügte ihm nicht; seit vielen Jahren hatte er sich damit abgemüht, eine Zeichensprache auszudenken und zu erfinden, in der man sich wechselsweise seine Gedanken, auch die tiefsten oder höchsten, kund geben oder mitteilen könnte. Das wäre nun freilich eine schöne Sache. Man brauchte weder Französisch, noch Englisch, noch sonst eine Sprache zu lernen; der deutsche Philosoph könnte, ohne ein Wort von der Landessprache zu verstehen, sein System den Spaniern wie den Portugiesen, ja selbst den Türken lediglich durch ein Spiel der Finger und Gebärden vortragen.

So fein und kunstreich aber auch der Gesandte seine Zeichensprache sich ausgedacht hatte, war es ihm dennoch bis dahin niemals gelungen, jemanden zu finden, der in dieser neuen Sprache ihn vollkommen verstanden, noch weniger aber einen solchen, der ihm darin geantwortet hätte. Desto lebhafter mußte deshalb seine Freude sein, da er endlich einen Mann auffand, welcher auf bewundernswerte Weise beides vermochte. Die Bekanntschaft mit diesem großen Geiste machte er auf ganz besondere Art. Als er nämlich eines Tages am Hofe des Königs Jakob war, brachte er die Rede auf seinen Lieblingsgegenstand, auf die von ihm erfundene Zeichensprache, und fragte zugleich Seine Majestät, ob wohl in ihrem Lande, das so reich an großen Gelehrten, ein solcher zu finden sei, der sich mit jenem hochwichtigen Gegenstande, mit der Zeichensprache, beschäftigt habe. Der König aber, welcher selbst ein Freund der Gelehrsamkeit und auf den wissenschaftlichen Ruf seines Landes sehr eifersüchtig war, antwortete, ohne sich viel zu bedenken, mit ja! — „Und wo", so fragte der Gesandte weiter, „lebt dieser, mir so schätzenswerte Mann?" — „In Glasgow", antwortete der König, indem er hierbei an einen Gelehrten in der genannten Universitätsstadt dachte, der wegen seiner großen Sprachkenntnis sehr berühmt war. — „Diesen Mann muß ich sehen und kennen lernen!" rief der Gesandte freudig aus; „ich erbitte mir von Ew. Majestät Urlaub zu der Reise und ein königliches Begleitungsschreiben."

König Jakob konnte zu dem Wunsche des Gesandten nicht nein sagen, obwohl er einsah, daß er mit seinen Behauptungen etwas zu rasch gewesen sei. Der Gelehrte in Glasgow, den er gemeint hatte, mochte wohl vieler Sprachen Meister sein, aber verstand er sich deshalb auch auf die Zeichensprache? Indes, das königliche Wort war einmal gesprochen, in Glasgow lebten so viele Gelehrte und kluge Männer, von diesen durfte man wohl erwarten, daß sie das Zutrauen, welches der Monarch zu ihrer Gelehrsamkeit hegte und gegen einen Fremden im voraus ausgesprochen hatte, rechtfertigen und dem Rufe ihrer Universität Ehre machen würden. Noch ehe deshalb der Gesandte von London abge-

Digitized by Google

reist war, lief ein königliches Schreiben an den Rektor und an den Senat der Universität Glasgow ihm voraus, welches die Willensmeinung Sr. Majestät aussprach: daß man dem spanischen Gesandten Don Alvarez de Vegas es zeigen möge, daß auch in den Landen Sr. Majestät, daß an der hochberühmten Universität Glasgow ein Mann lebe, welcher von der allerdings höchst wichtigen, einflußreichen Sprache der Zeichen die pflichtmäßige Kunde habe.

Seine Magnifizenz, der Rektor der Universität, erhielt das königliche Schreiben; er ließ alle die Senatoren zusammenrufen und erklärte ihnen die Willensmeinung Sr. Majestät; sie horchten und fragten; von der griechischen und hebräischen Sprache wußten sie zwar gut Bescheid, von der Zeichensprache hatten sie aber noch niemals etwas vernommen. Man beschloß, ausweichend und abwehrend zu Werke zu gehen.

Der Gesandte kam an; er überreichte dem Rektor sein königliches Begleitungsschreiben und fragte sogleich nach dem Professor der Zeichensprache. Seine Majestät hatte einen solchen in Aussicht gestellt, man konnte da nicht sagen: Es ist keiner vorhanden; der Rektor äußerte sein Bedauern, daß jener Gelehrte abwesend sei. — „Wo ist", so fragte der Gesandte, „der merkwürdige Mann? Ich werde ihm sogleich nachreisen." — „Leider", so antwortete der Rektor, „führt dieser Gelehrte für uns alle ein sehr verborgenes Leben. Keiner von uns weiß, wo er sich jetzt aufhält, ob auf unserer Insel oder auf dem Festland." — „Nun wohl", sagte der Gesandte, „jener mir so werte Mann ist ein Unterthan Sr. Majestät des Königs Jakob. Dieser Monarch weiß in seinen Landen Ordnung zu halten. Ihr Professor der Zeichensprache wird nicht zu lange den Pflichten seines Amtes sich entziehen. Sollte er aber auch Monate, ja ein Jahr lang ausbleiben, ich werde ihn erwarten; denn an seiner Bekanntschaft ist mir viel, ist mir alles gelegen."

Der Rektor war in keiner geringen Verlegenheit. Er ließ diesmal nicht nur die alten Herren Senatoren, sondern auch die jungen Professoren der verschiedenen geistlichen und weltlichen Fakultäten zusammenrufen: „denn", so dachte er, „vielleicht ist unter dem jungen Nachwuchs einer, der von der Zeichensprache etwas gehört hat und versteht." Vor allen Versammelten sprach er sich nochmals über die Willensmeinung Sr. Majestät und zugleich über die Hartnäckigkeit des spanischen Gesandten aus, der nicht wanken noch weichen wolle, bis er den von Sr. Majestät ihm verheißenen Professor der Zeichensprache gesehen und gesprochen habe. Die alten Herren wurden zuerst gefragt; sie wußten weder Rat noch That. Als aber die Frage zu den jungen kam, da trat einer der Rotmäntel. der Juristen, auf und sagte: ihm erschiene allerdings der Wunsch Sr. Excellenz, des spanischen Gesandten Don Alvarez de Vegas, etwas komisch. wo nicht gar närrisch, und einem solchen komischen Appetit müsse man auch eine Speise von derselben Art entgegenstellen. Nun lebe bekanntlich in Glasgow ein Mann von ganz besonders komischer und närrischer Art: das sei der einäugige Metzgermeister Jack Nilson, ein Mensch, der in allen Lagen, man möge ihn nach oben und nach unten drehen, seine Fas-

Digitized by Google

sung behalte und noch keinem eine Antwort schuldig geblieben sei. Diesen solle man Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, in der Würde eines Professors der Zeichensprache vorstellen, und er zweifle nicht, daß der einäugige Glasgower Bürger den zweiäugigen Spanier, selbst in jener unbekannten Wissenschaft, zufrieden stellen werde.

Man fragte die versammelten Herren um ihre Meinung wegen dieses Vorschlags. Die meisten hatten keine Meinung. Als aber etliche der angesehenen Alten, die sich auf Ernst, wie auf Scherz verstanden, ihre Zustimmung gaben, da beschloß man, auf die Sache einzugehen. Jack Nilson', der einäugige Metzger, wurde gerufen; er ließ sich alsbald bereit finden, die Rolle eines Professors der Zeichensprache zu übernehmen. Sr. Excellenz, dem spanischen Gesandten, wurde berichtet, daß der von Ihnen erwartete Gelehrte nun vorhanden und morgen, um 11 Uhr vormittags, bereit sei, Ihnen den Beweis seiner Leistungen im Gebiet der Zeichensprache zu geben.

Dem Jack Nilson zog man zur bestimmten Zeit den Ornat eines Professors an. Der scharlachrote Mantel nahm sich auf seinen breiten Schultern vortrefflich aus; unter der großen Lockenperücke blickte sein einiges Auge schalkhaft und klug hervor. Er saß auf dem mit Sammet beschlagenen Stuhle im großen Saale des Universitätsgebäudes und erwartete getrost seinen Gegenmann. Der Gesandte trat ein, Jack stund auf; jener begrüßte ihn mit einer Verbeugung und mit kreuzweis über die Brust gelegten Armen; Jack that ganz dasselbe nach.

Das Gespräch der Zeichen begann. Der Spanier hob feierlich einen Finger ausgestreckt empor; Jack, minder feierlich, ja fast eifrig, streckte zwei Finger in die Höhe. Der Gesandte schien ihn überbieten zu wollen, er erhob drei Finger. Jack schaute ihn scharf an und streckte die geballte Faust gegen ihn aus. Der Spanier schien von neuem ergriffen. Er nickte Beifall winkend mit dem Kopfe, brachte aber dann aus seiner Tasche eine Orange hervor, welche er mit der Linken empor hielt, während er mit dem Zeigefinger der rechten Hand von oben nach unten, von rechts zu links an ihr herumzirkelte. Jack, nachdem seine Hand mit Mühe den Weg unter dem Scharlachtuchmantel bis zur Westentasche gefunden hatte, zog aus dieser ein Stücklein Haferbrot — die Alltagskost des schottischen Volkes — heraus nnd hielt es mit triumphierender Miene hoch empor. Der Spanier schien den Triumph, welcher in dieser Miene lag, zu verstehen und ihn vollkommen zu billigen; er hatte hier seinen Meister und Sieger gefunden. In mehreren Gebärden suchte er seine Bewunderung und Ehrfurcht gegen den großen Kenner der Zeichensprache auszudrücken; Jack machte alle diese Bewegungen in noch stärkerer, auffallender Weise nach; der Gesandte trat ab. Er kam hinab in das Senatszimmer der Universität, wo der Rektor und ein Teil der Professoren in banger Erwartung des Ausganges des stummen Zwiegespräches versammelt waren. „Meine Herren", so redete er die Väter der Universität an, „ich kann nicht Worte finden, um Ihnen meinen Dank und zugleich meine tiefste Bewunderung gegen den großen, gelehrten Mann auszusprechen, dessen

Digitized by Google

Bekanntschaft ich soeben gemacht habe. Dieser Professor der Zeichensprache ist nicht bloß eine Zierde Ihrer Universität, sondern Ihres Vaterlandes, ja des gesamten Gelehrtenstandes der gebildeten Welt. Über die tiefsinnigsten Gegenstände sprach ich mit ihm, und er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete mir treffend und mit überaus kräftigem, sicherm Ausdruck der Zeichensprache."

Der Rektor faßte sich jetzt Mut; er fragte Seine Excellenz um den Inhalt Ihres Gespräches. „Ich begrüßte", so erzählte der Gesandte, „den Herrn Professor Nilson und gab mich ihm als Christ zu erkennen; er that dasselbe gegen mich. Darauf sprach ich zu ihm in der Zeichensprache: Es ist nur ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieser Gott hat sich uns geoffenbaret in seinem Sohne. — Es sind drei Personen in der Gottheit, sprach ich weiter. — Ja, so antwortete der bewunderungswürdige Mann, aber diese drei sind eins. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle und die harmonische Ordnung unserer sichtbaren Welt; er aber antwortete mir: Was ist alle diese Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brot des Lebens, welches aus der Höhe von oben kommt! Selbst beim Abschied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis seiner Bescheidenheit. Ich sprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das gleiche in immer noch ungleich demütigerer, achtungsvollerer Weise."

Der Gesandte hatte sich empfohlen, da trat auch Jack Nilson, der indes Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Hauskleidung wieder hinein. „Nun, Jack", so redete ihn der Rektor an, „der fremde Herr war sehr mit Dir zufrieden; warst Du es auch mit ihm?" „Das könnte ich eben nicht sagen", erwiderte Jack mit ärgerlichem Gesichte; „wenn mir der Grobian auf offner Straße den gleichen Schimpf angethan hätte, er sollte meine Faust auf seiner Perücke gespürt haben; so aber genierte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den Ihr mir umgehängt hattet." — „Ei", so fragte der Rektor weiter, „was hat Dir denn der Herr zuleide gethan?" — „Ja denkt nur", so fuhr Jack in seiner Erzählung fort, „kaum hat er mich gesehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm zu sagen, daß ich mit einem Auge eben so viel sehe, als er mit seinen zweien. Er konnte aber das Recken doch noch nicht lassen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu sagen, daß wir beide nur drei Augen miteinander haben. Da riß mir die Geduld, ich machte ihm eine Faust, und das dürre Männlein hatte Respekt. Darauf zeigte er mir, wahrscheinlich um sich mit seinem Spanien gegen unser Schottland groß zu machen, so einen gelben Apfel, wie sie bei ihm zulande wachsen; ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unserm Schwarzbrot hin, um ihm damit zu sagen, daß mir diese Kost weit über seinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faxen gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich hab' ihm nachgeäfft und ihm gezeigt, wie närrisch solche Gebärden sich ausnehmen."

Digitized by Google

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einäugige Metzgermeister Jack Nilson beide einerlei Sprache der Zeichen gesprochen, und jeder von beiden hatte etwas anderes damit verstanden.

Das, was der als weiß erkannt,
Wird vom andern schwarz genannt.

G. H. v. Schubert.

126. Zwei Züge aus dem Leben des russischen General-Feldmarschalls Suwarow.

I.

Als Suwarows einziger Sohn siebzehn Jahr alt war, beschloß der Vater ihn bei der Kaiserin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die sich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten sich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters des Ersten die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiserin einen freien Zutritt hatte, ging, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, rasch mit seinem Sohne durch die Reihen der Weichenden und Fahrenden, als wenn er zur Herrscherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er eben so geschwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, stand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtungen versenkt wäre, und führte dann seinen Sohn eine Stunde rund herum, die einzelnen der Eintretenden zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmsten an mit gemessener Verneigung des schlichten Hauptes, welche er mit seinem väterlichen Segen krönte, vermehrte diese, wie er die Rangstufen herabstieg, und nahm es bei dem Geringsten, der die Kniee im Knien erschürte, so genau, daß er die Stirn des Jünglings bis in den Staub des Fußbodens trieb. Dann ihn wieder emporrichtend sprach er ernstlich und eindringlich zu ihm, daß der ganze Saal es hörte. „Mein Sohn, du trittst heute in meinem Alter in des Leben ein, damit du einst der Lehre, die ich dir jetzt gebe, nicht vergessen mögest. Sieh' diese Fürsten auf den Knien, nehme dir diese Demuth zum Muster, damit du deinen Fürsten noch alle [illegible]."

II.

[illegible] Feldmarschall [illegible] zufällig, [illegible] Treiben [illegible] ihm geschah [illegible] Tiefer [illegible] General[illegible] der Feld[illegible] den, [illegible] so genau [illegible] ihn [illegible]

Digitized by Google

Bekanntschaft ich soeben gemacht habe. Dieser Professor der Zeichensprache ist nicht bloß eine Zierde Ihrer Universität, sondern Ihres Vaterlandes, ja des gesamten Gelehrtenstandes der gebildeten Welt. Über die tiefsinnigsten Gegenstände sprach ich mit ihm, und er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, antwortete mir treffend und mit überaus kräftigem, sicherm Ausdruck der Zeichensprache."

Der Rektor faßte sich jetzt Mut; er fragte Seine Excellenz um den Inhalt Ihres Gespräches. „Ich begrüßte", so erzählte der Gesandte, „den Herrn Professor Nilson und gab mich ihm als Christ zu erkennen; er that dasselbe gegen mich. Darauf sprach ich zu ihm in der Zeichensprache: Es ist nur ein Gott. — Ja, antwortete er mir, aber dieser Gott hat sich uns geoffenbaret in seinem Sohne. — Es sind drei Personen in der Gottheit, sprach ich weiter. — Ja, so antwortete der bewunderungswürdige Mann, aber diese drei sind eins. — Hierauf unterhielt ich mich mit ihm über die Schönheit und Fülle und die harmonische Ordnung unserer sichtbaren Welt; er aber antwortete mir: Was ist alle diese Schönheit und Pracht im Vergleich mit dem Brot des Lebens, welches aus der Höhe von oben kommt! Selbst beim Abschied gab mir der treffliche Mann noch einen rührenden Beweis seiner Bescheidenheit. Ich sprach gegen ihn meinen Dank, meine Hochachtung aus; er that gegen mich das gleiche in immer noch ungleich demütigerer, achtungsvollerer Weise."

Der Gesandte hatte sich empfohlen, da trat auch Jack Nilson, der indes Perücke und Mantel wieder abgelegt hatte, in seiner gewöhnlichen Hauskleidung wieder hinein. „Nun, Jack", so redete ihn der Rektor an, „der fremde Herr war sehr mit Dir zufrieden; warst Du es auch mit ihm?" „Das könnte ich eben nicht sagen", erwiderte Jack mit ärgerlichem Gesichte; „wenn mir der Grobian auf offner Straße den gleichen Schimpf angethan hätte, er sollte meine Faust auf seiner Perücke gespürt haben; so aber genierte ich mich doch wegen des Scharlachmantels, den Ihr mir umgehängt hattet." — „Ei", so fragte der Rektor weiter, „was hat Dir denn der Herr zuleide gethan?" — „Ja denkt nur", so fuhr Jack in seiner Erzählung fort, „kaum hat er mich gesehen, da hält er einen Finger hin, um mir zu verstehen zu geben, daß ich nur ein Auge habe. Ich hielt ihm zwei Finger hin, um ihm zu sagen, daß ich mit einem Auge eben so viel sehe, als er mit seinen zweien. Er konnte aber das Necken doch noch nicht lassen, er reckte mir drei Finger hin, um mir zu sagen, daß wir beide nur drei Augen miteinander haben. Da riß mir die Geduld, ich machte ihm eine Faust, und das dürre Männlein hatte Respekt. Darauf zeigte er mir, wahrscheinlich um sich mit seinem Spanien gegen unser Schottland groß zu machen, so einen gelben Apfel, wie sie bei ihm zulande wachsen; ich aber war nicht faul, ich hielt ein Stück von unserm Schwarzbrot hin, um ihm damit zu sagen, daß mir diese Kost weit über seinen gelben Apfel gehe. Zuletzt hat er noch allerhand Faxen gemacht, da konnte ich mich nicht enthalten, ich hab' ihm nachgeäfft und ihm gezeigt, wie närrisch solche Gebärden sich ausnehmen."

Digitized by Google

So hatten der Don Alvarez de Vegas und der einäugige Metzgermeister Jack Nilson beide einerlei Sprache der Zeichen gesprochen, und jeder von beiden hatte etwas anderes damit verstanden.

Das, was der als weiß erkannt,
Wird vom andern schwarz genannt.

G. H. v. Schubert.

126. Zwei Züge aus dem Leben des russischen General-Feldmarschalls Suwarow.

I.

Als Suwarows einziger Sohn siebzehn Jahr alt war, beschloß der Vater ihn bei der Kaiserin Katharina einzuführen. Er trat mit ihm in das Vorzimmer, das von Wartenden und Aufwartenden angefüllt war. Die Leute, die sich bei ihm immer über etwas zu wundern hatten, verwunderten sich über den Aufzug und Anzug des Jünglings. Der Vater hatte ihn gekleidet, wie in den Tagen Peters des Ersten die Pagen gekleidet zu werden pflegten. Der Alte, welcher zu der Kaiserin einen freien Zutritt hatte, sprang, wie er denn mehr zu laufen als zu gehen gewohnt war, rasch mit seinem Sohne durch die Reihen der Weichenden und faßte den Thürdrücker, als wenn er zur Herrscherin eingehen wolle. Plötzlich aber lief er eben so geschwind wieder zurück bis in die Mitte des Saals, stand dort einige Augenblicke, wie wenn er in Betrachtungen vertieft wäre, und führte dann seinen Sohn eine Stunde rund herum, die einzelnen der Dastehenden zu begrüßen. Er fing bei den Vornehmsten an mit geringster Verbeugung des sohnlichen Nackens, welche er mit seinen väterlichen Händen abmaß, vermehrte diese, wie er die Rangklassen hinabstieg, und indem er bei dem Sklaven, der die Kohlen im Kamin anschürte, aufhörte, drückte er die Stirn des Jünglings bis in den Staub des Fußbodens nieder. Darauf ihn wieder emporrichtend sprach er feierlich und überlaut, so daß der ganze Saal es hörte: „Mein Sohn, du trittst heute mit eigenen Füßen in das Leben ein, vergiß nicht der großen Lehre, die ich dir habe geben wollen: „Sieh! diese Herren" (auf die Vornehmsten zeigend) „sind, was sie werden können; aus jenen aber kann noch alles werden."

II.

Unter Pauls Regierung war der alte Feldmarschall schon sehr hinfällig, und der Kaiser, der ihm nicht völlig traute, ließ sein Thun und Treiben belauschen. Eines Tages hatte er seinen Günstling Kutaisow zu ihm geschickt, unter dem Schein, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Dieser Kutaisow war von einem Barbier und Nägelbeschneider bis zum Generallieutenant emporgehoben. Bei der Anmeldung seiner Ankunft ließ der Feldmarschall, der krank auf seinem Bette lag, sich in Uniform kleiden, Stiefel und Sporen anthun und in einen großen Lehnstuhl setzen; so gerüstet hieß er Kutaisow einführen. Er empfing diesen, obgleich er ihn öfter gesehen, als einen völlig Unbekannten, gebärdete sich anfangs

Digitized by Google

durchaus kindisch und erinnerungslos, und indem er unter Vorschützung seines Alters und seiner Vergeßlichkeit alle Feldzüge herrechnete, worin der Günstling zugleich mit ihm hätte sein können, und durch ewiges Hin- und Wider-Fragen aus diesem herausquälte, daß er nimmer unter Kugelpfeifen gestanden, nötigte er denselben endlich zu dem zerknirschenden Geständnisse, wie er ohne irgend eine Arbeit, ohne irgend ein Verdienst durch des Kaisers Gnaden General geworden. Nachdem Suwarow diese Quälerei mit seinem Auflaurer beendigt hatte, stellte er sich, als ob ihm plötzlich die helle Besinnung wieder komme, nötigte ihn freundlich neben sich zu setzen und klingelte dann auf das heftigste. Als auf dieses Geschell ein großer Heiduck hereintrat, winkte er, ihm einen in der Ecke stehenden Stock zu reichen, und spielte dann, so viel seine schwachen Arme vermochten, diesem mit dem Stock auf dem Rücken herum, sprechend: „Du Schurke, täglich habe ich an deiner Liederlichkeit und Saumseligkeit zu meistern, so viele Jahre arbeite ich schon an dir und kann nichts Ordentliches aus dir machen; schau den Herrn hier, der ist gewesen, was du bist, und — schäme dich, du Schlingel — was ist aus dir geworden?"

M. Arndt.

127. Der Schneider in Pensa.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein? Sechs und zwanzig Gesellen auf dem Brett jahraus jahrein, für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld — aber einen frohen, heitern Sinn, ein Gemüt, treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut, rheinländische Gastfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer geht wie daheim, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und dann weiter abgeführt, in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als fremde Ware aus Europa mitbringt.

Also kamen eines Tages, mit Franzosen untermengt, auch sechzehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte.

Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: Was wird aus uns werden? — oder: Wann wird der Tod unserm Elende ein Ende machen? — und: Wer wird den letzten begraben? — da vernahmen

Digitized by Google

sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel, unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ — Und es stund vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt, das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreise des Großherzogtums Baden.

Hat er nicht im Jahre 1799 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig in Petersburg hinein. (Ein pfälzischer Schneider schlägt sieben bis achtmal hundert Stunden Weges nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt.) In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerieregiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihm in die fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwerte.

In Pensa aber, wo er sich hernach häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er nach dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt; und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, — nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte! So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage: denn er hoffte von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes thun wollte, und liebte sie schon voraus, ungesehenerweise. „Wenn sie nur so oder so aussehen!“ dachte er, „wenn ihnen nur recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutsche da waren, auch mit Franzosen fürlieb und erleichterte ihnen, bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften.

Diesmal aber, und als er unter so viele geneigte Landsleute, auch Darmstädter und andere, hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmale fragen, denn das erste Mal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße deutsche Wort in Asien erklang in ihren Ohren wie ein Harfenton — und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sei? — (er wäre mit Mecklenburgern und Kursachsen auch zufrieden gewesen), aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom!“ — (als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt!) — der andere sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“, — da zog es wie ein warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte

Digitized by Google

das herrliche Gemüt, „Franz Anton Egetmaier aus Bretten“, wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph euer Bruder“, — und die Thränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider machten oder der Schneider an seinen Landsleuten, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuern Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahle, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war. Jetzt eilte er zum Statthalter und bat um die Gnade, daß er seine Landsleute behalten dürfe. „Anton“, sagte der Statthalter, „wann hab' ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, die in seinem Hause nicht Platz hatten, die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er die Gäste einen nach dem andern: „Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht es windig aus, ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemden sorgen;“ „Ihr braucht auch ein neues Röcklein“, sagte er zu einem andern; „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden“, zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle sechs und zwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit; so wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ — Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ So kurzweg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn, eingefaßt in Würde, die Güte hervorblickt; — denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut giebt, ohne es zu wissen, bisweilen dem Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin.

Jetzt führte er sie, freudig wie ein Kind, in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag fand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Land in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen; kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Verbündeten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte sie nur noch

Digitized by Google

seine Kinder — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder", sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!" „Vater Egetmaier", sagten sie, „thut unserm Herzen nicht wehe!" Also machte er ihnen zum Anschein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war.

Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen; aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, da gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und zu dem bittern Schmerze die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und seiner unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgend hin. — Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider — sonst so frohen, leichten Mutes — still und nachdenklich herum, als einer, der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen", sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts; aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat! Geld genug!" — Was war's? — die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden", sagte er, „wenn nur Ihr ohne Sorgen und Leid und Mangel nach Deutschland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gieb es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommet, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeiset; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen!"

Doch der Kauf wurde zu großem Troste für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf eine andere Art noch einige Hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte an kostbarem russischem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerführe.

Den Abschied mag ich nicht beschreiben; keiner, der dabei war, vermag es; sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestund, daß dieses der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück. J. Hebel.

Digitized by Google

128. Die teure Zeche.

Es ist noch manchem Leser erinnerlich, wie in der Zeit der französischen Revolution so mancher Haufe armer Ausgewanderter bei uns durchzog, die froh waren, daß sie das Leben nur glücklich aus ihrem unglücklichen Vaterlande herausgebracht hatten. In einem Dorfe in meiner Nähe mußte ein solcher Franzmann zurückbleiben, weil seine zwei kranken Kinder in der Kälte nicht weiter konnten. Er mietete ein Stübchen und wollte Holz kaufen, aber niemand hatte Holz übrig. Zum Glück kommt ein Bauer, der in die Stadt will, mit einem Führchen Holz durch das Dorf. — „Wat sick kost?" fragte der Franzose. Das ist ein fremder Vogel — denkt der Bauer — und sieht recht erfroren aus, der soll's bezahlen. „Drei Louisdor", spricht er, „weil Ihr's seid." Der Franzose schüttelt und parliert, aber vergeblich; der Bauer bleibt bei seiner Forderung, und will der Vater seine armen Kinder nicht erfrieren lassen, muß er wohl das Sündengeld zahlen. Froh über das Gelingen seiner Prellerei geht der Bauer in die Schenke, um zu frühstücken, und rühmt sich gegen den Wirt, wie hoch er sein Holz, das höchstens zwei Thaler wert sei, verkauft habe, und thut sich auf seinen Streich etwas zu gut. Der Wirt aber meint, Franzosen wären auch Menschen, und ein Schelmenstreich wäre immer ein Schelmenstreich.

Darüber fährt der Bauer auf und behauptet: „Das Holz war mein: ich konnte es verkaufen, wie ich wollte." Der Wirt schweigt, und der Bauer trinkt den letzten Tropfen aus und fragt: „Was bin ich schuldig für Brot, Käse und Schnaps?" — „Drei Louisdor", versetzt der Wirt. Der Bauer glaubt seinen Ohren nicht trauen zu dürfen oder einen Scherz zu hören, bis der Wirt ganz ernst wiederholt: „Drei Louisdor; ich nehm's auch in Silber. Brot, Käs' und Schnaps waren mein, und ich kann dafür verlangen, was ich will; und wollt Ihr nicht zahlen, so ziehe ich Euren dicken Schimmel in meinen Stall und lass' ihn nicht eher wieder in Euren Karren, bis Ihr bezahlt habt. Wollt Ihr das nicht, so verklagt mich beim Amtmann." Schnell eilt der Bauer ins Amt und klagt. Der Wirt, der vorgefordert und erst scharf angelassen wird, erzählt die Prellerei des Bauern, und wie er dadurch zu seiner Forderung veranlaßt worden sei, um die Sache auf eine gute Art vor das Amt zu bringen. „Bauer, Ihr zahlt dem Wirte die drei Louisdor", entscheidet der gestrenge Herr Amtmann, und will der Bauer nicht noch ins Loch, so muß er wirklich zahlen. „Nun ich danke, Herr Amtmann", sagte der Wirt, „haben Sie nun noch die Güte, von dem Gelde dem Bauer zwei Thaler zurückzugeben und das übrige dem armen Franzosen wieder zuzustellen; für die Zehrung verlange ich nichts." So geschah es.

Weil man aber nicht alle Tage für drei Louisdor Käse ißt, so wurde von der Geschichte noch viel gesprochen, und so kam sie auch zu den Ohren des benachbarten Försters, der bald herausbrachte, daß der Bauer das Holz gestohlen hatte. Da hatte der doppelte Schelm auch noch einige doppelte Louisdor nötig, um seinen Frevel zu büßen. Zeitschrift.

Digitized by Google

129. Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Orte zu Hause ist, können seine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit und Nahrung geben, sondern er begiebt sich auf Künstlerreisen im Revier herum und geht seinem Verdienst nach: also ist auch der Zirkelschmied fleißig darauf im andern Revier und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken und sich frei zu trinken im Wirtshaus.

Also erscheint er einmal in Oberehningen und geht gerade zum Schulzen. „Herr Schulz", sagt er, „könnet Ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch Euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachstum auch noch zurück." Der Schulze meinte, das seie geschwind gesagt, aber besser machen sei eine Kunst. „Ei", erwiderte der Zirkelschmied, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien", sagte er, „wo doch Pomeranzen und Zitronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seid ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anerbieten des Zirkelschmieds ein. Doch wollte er vorsichtig sein. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel", sagte er, „zur Probe und ein paar leichte, weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte, glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt Ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden."

Der Zirkelschmied erwiderte: „Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehm's nicht anders, als auf ein Jahr. Dann sollt Ihr aber Not haben, wo Ihr Euere Frucht und Euren Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum voraus nichts, als täglich einen Gulden und freien Trunk, bis die Sache eingerichtet sei, es könne wenigstens drei Tage dauern, „hernach aber von jedem Saum Wein, den Ihr mehr bekommt", sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." „Das wäre nicht veil", sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil statt viel, wenn man sich hochdeutsch explizieren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmied und explizierte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte und dem Zirkelschmied das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmied eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz, Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindesache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft Euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: „Ihr habt recht! Ihr seid ein verständiger Mann."

Digitized by Google

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmieds auf der rechten Spur, wenn er zum voraus vermutet, die Bürgerschaft sei über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinde-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kam's zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried' und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten, wär's am besten, man zahlte dem Wettermacher aus und schickte ihn fort.

Also beschied der Schulz den Wettermacher vor sich: „Hier habt Ihr Eure 9 Gulden, Unheilstifter, und nun thut zur Sache, daß Ihr fortkommt, eh' Mord und Totschlag in der Gemeinde ausbricht." Der Zirkelschmied ließ sich das nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirtsschuld von circa 24 Maß Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelschmied bleibt immer ein Diebsschelm, wenn auch ein lehrreicher. Merke, wie gut es sei, daß der oberste Weltregent bisher die Witterung nach seinem Willen gelenkt hat. Selbst wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landstände werden nicht leicht um etwas gefragt und haben, was das betrifft, ruhige Tage. P. Hebel.

130. Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da ein Bächlein niederrinnt. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf und gönnen den Blicken, in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des Sees liegt ein kleines Eiland und auf diesem eine Kapelle, dem heiligen Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß — alles von schattigen Bäumen umgrünt, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehen. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen, drehte sich, die weitausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum, stieg dann pfeilgerade in die Höhe und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Tiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hin-

Digitized by Google

ziehen, wo es denn wohl geschehe, weil sie, von ihrer Last beschwert, nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten, und von solchen seien die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehen. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehen, und zwei junge Geier hätten darin gesessen und Äzung erwartend die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen, und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hilfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Tiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee, so tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Tiere und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über ihre verfehlte Rache, zu ihrem Felsennester zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die, unter den Bäumen luftwandelnd oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehen pflegt, Wahrheit mit Dichtung mischte, die aber insgesamt mehr oder weniger einen Anstrich hatten, der mit dem Charakter der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend im Einklang war.

„Alles hier", sagte einer der Reisenden, „ist gewaltig, ungeheuer und kühn, nur der Mensch ist wie überall." — „Mit nichten", entgegnete ein Schweizer, „auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder und vor allen Dingen herzhafter und kühner, als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alpe wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffen Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohen, oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in den Gebirgen ganz anders rasen, als auf euren Heiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! der kennt die Furcht kaum dem Namen nach, ja er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Bewohner der Ebenen den ausgesuchtesten Genuß bequemer Üppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm

Digitized by Google

der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt! Wie oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden! Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, dazu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen, schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen, ein Preis, den er auf andere Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht eben auf diese Art erobern müßte. Er weiß, daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstigte Tier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle der schrecklichsten Art vergeht; und dennoch kühlt das allen seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabene Natur auch auf die Menschen einwirkt und ihnen einen Charakter aufdrückt, der ihrer eigenen Beschaffenheit angemessen ist."

„Allerdings", sagte ein eifriger Naturforscher, „wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Mut. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und anderen reißenden Tieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen Gäste abzuhalten. Es ist aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen und ebenso wie eure Gemsenjäger um geringen Gewinnes willen ihr Leben aufs Spiel setzen. Ich kam einstmals auf meinen botanischen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einsames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gastfreiheit ist bei diesen Ansiedlern zu Hause, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um so mehr, je seltener die Gelegenheit zu ihr in Ausübung kommt. Beim Eintritt in das Haus war das erste, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maße, das erst vor kurzem abgezogen schien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beschäftigt, Fleisch einzusalzen und in eine Tonne zu legen, wobei ihnen ein elfjähriger Knabe hilfreiche Hand leistete. An den Wänden hingen Fischnetze und mancherlei Gewehre umher, und an der Decke war ein ausgestopfter Adler schwebend aufgehängt. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der schwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo

Digitized by Google

der Vater auf einem Lehnstuhle saß und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin seit einigen Tagen invalid", fuhr er fort, „aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnstuhl ans Kamin."

„In kurzem war ich einheimisch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röstete mir Brotschnitte am Kaminfeuer. Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirtes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte. „Vorige Woche", sagte er, „ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe ganz wohlgemut vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthaltsort nicht sein mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät, auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich nicht weiter bei mir. Ich dachte aber: „Du entgehst mir nicht! Eine gute Lektion hast du schon, und morgen ist auch ein Tag." Ein Bär ist eine gute Beute, wenn er tot ist. Man kann nicht bloß sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben —, und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt sein. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause, sie war mir unnütz, denn beim Nachsuchen fand sich, daß im Hause auch kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn er ließ mir keine Ruh, ich mußte ihn mitnehmen, und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald auf die Stelle, wo ich am Abend auf den Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Tier gerettet hatte. Die Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequem hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier etwas hinaufwärts an der schroffen Seite, wurde ich unter einer großen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meines Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk versteckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. „Er macht sein Testament", sagte Billy. „Nun", antwortete ich, „wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen." Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, trat auf den Stein, schritt über das Wasser und näherte mich dem Feinde

Digitized by Google

mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Atem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig, aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig, als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen, der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Untier in den Hals, und während wir uns im Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf den Schädel, daß ihm der Rest des Atems ausging. „Der Junge führte einen guten Hieb", setzte der Erzählende mit inniglicher Freude über den Mut seines Knaben hinzu. „Ich war übel zugerichtet; das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht bloß lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehen, daß es kein alltäglicher Bär war."

„Das war freilich ein wunderlicher Kampf", sagte ein Kaufmann aus Ungarn; „aber Not macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen, und hier galt es das Leben. Etwas Ähnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimat in der Nachbarschaft von Bistritz zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Übung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Witwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht volle zwölf, der andere erst acht Jahr alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüber kamen, sagte der jüngere: „Janko, mir ist wunderlich zu Mute. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehen." Der ältere antwortete: „Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr, nur daß ich blutete." Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthüre stehen, gingen hinein und beteten. Dann fuhren sie weiter und waren recht wohlgemut, ob sie gleich einmal über das andere tief in den

Digitized by Google

Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Überfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten retten können, war nicht in der Nähe, denn rings umher war nur Buschholz, und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten, und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in der Not? Der ältere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleineren mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf, als er kann; und ruft ihm zu: „Bete, aber rühr' dich nicht. Ich habe Mut." — „Ach mein Gott", sagte der Kleine weinend, „wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram!" Der eine Knabe stak also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber stellt sich mit der Axt in Positur, und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankommt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andere Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßte er nun in krankhafter Angst das Untier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich um gegen den neuen Feind und würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der andere Bruder nicht blitzschnell aufgerafft und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hilfe und ihren Mut Herren von zwei furchtbaren Raubtieren geworden, ohne selbst eine gefährliche Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Tiere, die mit offenem Rachen tot auf dem Rücken lagen, und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehen, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert, geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe, fromme Knaben."

Die Geschichte, die mit Teilnahme gehört worden war, führte noch einige andere Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr, bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos er ist, doch durch Klugheit, Mut und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und erzählte folgende Geschichte.

Digitized by Google

„Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haiti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Teil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Mut eines Mannes, eine kindliche Gutmütigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinem Geschäfte zusahen und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? ein guter Irländer ist vom Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er Vater sagen konnte. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn ins Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; wie er kaum zwei Jahr alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er solle mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft ans Ufer und stürzt sich ins Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe, kommt etwas hinten nachgeschwommen, und da ich hinsehe, wer soll's sein, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsere Leute waren wie närrisch vor Freude über den Jungen und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrieen, er stünde unter dem Schutze Seiner großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahr alt ist, arbeitet er für Zwei und wird auch für Zwei bezahlt."

„Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen, und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor kurzem in Neu-Orleans verloren hatte und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin und steigt

Digitized by Google

auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagte es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kommt Beckner herbei, stürzt sich ins Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand festhält, rudert er mit der rechten dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache; aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Flut mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles geriet in Bewegung, einer lief gegen den andern, die einen schrieen, um das Tier zu schrecken, andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam, Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgt das Untier seinen Weg, und nur noch wenige Lachter entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu sein. Jeder erwartete das Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hilfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrundes. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem älteren Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift danach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der Wellen seiner Hand, endlich hält er sich fest und wird, mit dem Kinde auf dem Arme, hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken freigehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Tieres zu entziehen und ihm Wnnden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödlich, und den unerschrockenen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen, er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. — Es sollte nicht sein. — Das Raubtier, über und über mit seinem Blute bedeckt, wütend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kraft, schwingt sich auf, erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wut drang aus jedem Munde. Sprachlos stand

Digitized by Google

Beckner da, seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe ins Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: „Wo ist Volney?“ dann als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht von seiner Seite und leistete ihm jede Hilfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmütigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Euch für Eure gute Meinung, redet aber nicht von Belohnung. Euer Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hilfloses Kind war; es ist mir lieb, es Euch erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir.“ Nach diesen Worten fing er von neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.“

„Während dies auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubtier, unsrer Wut spottend, zwei- und dreimal das Schiff, dann wandte es sich nach der offnen See, und lange noch sahen wir, als es die Flut langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.“ F. Jacobs.

131. Die Bundesgenossen Heinrichs des Vierten.

Kurz vor dem Gefechte bei Arques, wo Heinrich der Vierte mit seiner Handvoll Leute die Armee seiner Gegner aufhielt, welche ihn vom französischen Throne zu verdrängen suchten, hieß dieser Prinz einige seiner Offiziere in ein Gehölz unfern von Arques vorrücken. Er trug ihnen auf, die Stellung der Feinde zu erkunden und, wenn möglich, einige Gefangene zu machen. Sie kamen fast sogleich wieder und brachten den Grafen von Belin mit sich, der ihnen in die Hände gefallen war. Heinrich ging dem Gefangenen entgegen und umarmte ihn mit freundlichem Lächeln. Der Graf, welcher mit forschenden Blicken das Heer des jungen Helden suchte und fast niemand sah, bezeugte laut sein Erstaunen, so wenig Verteidiger um den rings bedrängten Prinzen zu finden. „Sie sehen sie nicht alle, lieber Graf“, erwiderte dieser mit eben dem freudigen, zuversichtlichen Wesen, „denn Sie zählen nicht dazu Gott und die gute Sache.“ Th. Abbt.

132. Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Ihr alle, liebe Leser, habt gehört vom siebenjährigen Kriege. Ihr wißt auch, daß Schlesien, die Mark und das Sachsenland ganz besonders durch ihn heimgesucht wurden. In vielen Dörfern gab es weder Pferd noch Kuh, weder Milch noch Brot mehr. Die Häuser lagen zum Teil

Digitized by Google

niedergebrannt, und in denen, die noch standen, hatte man weder Ruhe noch Schlaf.

Eben hatte ein armer Schulmeister in Schlesien solch eine schlaflose Nacht verbracht und der armen Gemeinde das Glöckchen zum himmlischen Morgengruß in ihrer Betrübnis geläutet, da stürmte ein schwarzer, preußischer Husar, mehr Greis als Mann, an sein Haus heran, band sein Pferd an den Fensterladen und forderte die Kirchenschlüssel.

Der Schulmeister und sein Weib, beides treue, fromme Leute, dachten, der Besuch gelte dem silbernen Kelche und den Tressen, die noch an dem Altartuch waren. Mit bangem Herzen und schweren Füßen stiegen sie mit dem Kriegsmanne über den Friedhof weg hinauf zur Kirche.

Als sie aber hinein kamen, schritt der Husar, so schnell es sein Alter erlaubte, die Chortreppe hinauf, setzte sich auf eine Bank und befahl dem Schulmeister: „Mach' er die Orgel auf und geb' er mir ein Gesangbuch." Der Schulmeister gehorchte. Der Husar schlug sein Buch auf und befahl weiter, aber in milderm Tone: „Wie schön leuchtet der Morgenstern! Spiel' er das, lieber Schulmeister, aber so recht fein und ordentlich, er versteht mich wohl!" Das Weib trat die Bälge, der Schulmeister spielte, und der Husar sang mit tiefer Baßstimme. Der Schulmeister und seine Frau hinter der Orgel fielen auch mit ein. Und so sangen die drei das ganze Lied. Der Husar aber sang so aus Herzensgrunde, daß sich unwillkürlich dazu seine Hände falteten und die hellen Thränen ihm auf seinen grauen Knebelbart fielen.

Als er fertig war, schüttelte er dem Orgelspieler treuherzig die Hand und sagte: „Großen Dank, Herr Kantor! Wo ist der Gotteskasten?" Dem Schulmeister war aller Argwohn verschwunden. Er holte die Armenbüchse. Der Husar steckte ein Achtgroschenstück hinein. Dann zog er noch zwei aus der Tasche und sagte: „Darein wollen wir uns teilen, nehme er eins, und eins will ich behalten." Der Kantor schlug es aus; aber der Husar drängte so ungestüm, daß keine Weigerung half: „Nehm' er, nehm' er, es klebt kein Blut daran!" Darauf erzählte er dem Schulmeister, er habe in dieser Nacht mit seinen drei Söhnen auf einem verlornen Posten gestanden. Ihm sei bange geworden, nicht um sich, wohl aber um seine Jungen. Da habe er zum Herrn emporgeseufzt: „Herr, erhalte uns!" Kaum habe er dies herausgehabt, da sei die Dämmerung am Morgenhimmel heraufgezogen, und der Morgenstern habe ihm in die Augen geblitzt. Plötzlich sei ihm aus der Jugend das Lied in die Seele gekommen: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" Zugleich sei ihm eingefallen, wie lange er sich um den rechten Morgenstern nicht gekümmert, wie lange er keine Kirche betreten habe. Seine Sünden seien ihm lebendig geworden und wie eine Bleilast auf sein Herz gefallen. Das alles habe ihn getrieben, diese Morgenandacht vor dem Herrn zu halten. — Als er das gesagt, bestieg er sein Pferd und ritt davon.

F. Ahlfeld.

Digitized by Google

133. Der Landgeistliche und sein Vikar.

Es war ein schöner Sommertag, als ein englischer Landpfarrer vor seiner Wohnung saß und die Predigt einstudierte. Fatal genug! Sonst hielt sie der Vikar, der alle geistlichen Angelegenheiten für ihn besorgte, und dem er einen jährlichen Gehalt zahlte, groß genug, um nicht zu verhungern. — Diesmal aber mußte er, der reiche Beneficiarius, sich selber dazu verstehen, eines hohen Fremden wegen, der in der Kirche erwartet wurde. Pastor Snart (so hieß unser Mann) hatte sich den bequemen Polsterstuhl recht ins Grüne gerückt, und während er eine starke Rauchwolke vor sich aufblies, schaute er nachdenklich hinter ihr her. Er meinte, es würden ihm so die besten Gedanken kommen; es kamen aber keine, oder sie flatterten vielleicht mit dem Dampf in alle Winde.

„Aber bedenkt doch"' sprach jetzt Herr Snart sehr feierlich, „bedenket nur, meine andächtigen Zuhörer, daß wir ja alle Brüder sind!" — — Und nach einer Weile fuhr er fort: „Wer einen Nackenden kleidet in meinem Namen —" — er wiederholte sich das noch zwei- und dreimal, und es schien ihm zwar ein guter Anfang; aber die Predigt wollte nicht von der Stelle. War es zu verwundern? Das Herz schwieg still zu solchen Worten; er selber kleidete ja keinen Nackenden, er speiste ja keinen Hungrigen, und für die Brüderschaft außer der Predigt würde er sich gleichfalls schönstens bedankt haben. Zudem aber mußte er sich heute gerade über den unverschämten Vikar geärgert haben, und das zerstreute ihn ganz und gar. Dergleichen hatte sich der Vikar noch niemals erlaubt; er war in aller Früh' zu ihm gekommen und hatte ihn um ein kleines Darlehn auf seinen nächsten Gehalt angesprochen. Aber Herr Snart war der Mann nicht, dem man so kommen durfte!

„Wie?" sagte er höchst verdrießlich, „sind Sie nicht unverschämt? Kann ich nicht um die Hälfte für das bißchen Dienst einen Vikar bekommen? Sie werfen das Geld an die Bettler fort. Gehen Sie — einen Vorschuß! Gehen Sie zum —!" Aber der Vikar? — sollte man es denken! — ging nicht, bis ihn Herr Snart kurz und gut zur Thüre hinaus wies.

Mußte sich denn alles heut wider ihn und die Predigt verschworen haben? Da stand nun mit einemmale eine todbleiche Gestalt an der niedrigen Zaunthür und sagte leise: „Hochwürdiger Herr, erbarmen Sie sich meiner!"

„Ja, ich sage euch", sprach Herr Snart, ohne den Bettler wahrzunehmen, „wir sind Brüder, und wer seinen Bruder —"

„Ach, um des Himmels willen, Hochwürdiger Herr!" rief die zitternde Gestalt ein wenig lauter.

„Wer seinen Bruder", wiederholte Herr Snart — da hörte er den Bettler. „Wer seinen Bruder", wiederholte Herr Snart, und dann sprach er zornig, ohne sich umzusehen: „Hol' Euch der Henker!"

Aber der Bettler riß plötzlich die Thür auf, stürzte auf Herrn Snart zu und schrie weinend: „Bruder! Bruder!"

Digitized by Google

Wer das gedacht hätte! Es waren in der That Brüder, Herr Snart und der arme elende Mann, welcher weinend vor ihm stand, und dieser Bruder war das einzige Wesen, für welches Herr Snart in früheren Jahren Teilnahme und Liebe empfunden hatte. Sie waren aber, wer weiß wie lange, getrennt gewesen; und keiner hatte gewußt, ob der andere noch am Leben sei.

„Ach, wo kommst du her?" fragte Snart, der Pastor, den der Anblick des kummerbleichen Bruders mit einer seltsamen Empfindung bewegte, die plötzlich aus dem Herzen in die Augen trat, „ja, Bruder, lieber Bruder, wo kommst du her?" „Geradeswegs aus Ostindien", versetzte der Arme, „doch das Schiff ist gescheitert, und ich habe nichts als mein Leben gerettet; nun Gott sei Dank, daß ich dich gefunden habe! Ich erkannte dich, als du Bruder sagtest."

Der Pfarrer schämte sich fast, man merkt wohl warum, und in seiner Verlegenheit zupfte er den Bruder am Rock und sagte: „Der Rock sieht mich an wie ein alter Bekannter." — „Ja, das ist möglich", versetzte sein Besitzer, „denn er gehört hier ins Dorf, er gehört einem Manne, ohne dessen Hilfe ich gestern vor Hunger und Ermattung sicher umgekommen wär'."

„Und dieser Mann ist hier im Dorfe?" fragte Pastor Snart. „Freilich", entgegnete der Bruder, „und irr' ich nicht, so ist es gar dein Vikar. Er drang mir den Rock auf, da er mich so elend bekleidet sah, weiter aber wollt' ich nichts annehmen, denn der Mann mit seinen vier Kindern schien mir selber bedürftig genug. Aber gestorben wär' ich ohne ihn." „Bruder", sagte der Pastor lebhaft, „ja, ich glaube, daß es mein Vikar war, ja, ja, ich glaube es, ich weiß es. O der Vikar! Wenn ich heute nur eine Ahnung gehabt hätte — der Vikar! zehnfach — nein, es ist alles zu wenig — Gott verzeihe mir's! — Bruder! das ist mein Haus, das ist meine Wohnung, du sollst alles vergessen, dein Unglück, alles — und der Vikar, wahrhaftig! ich will's ihm gedenken, das will ich!"

Seit langen Jahren hatte sich Herr Snart in keiner solchen Gemütsbewegung befunden, und wunderlich genug! es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich ganz wie ein anderer, Neugeborner.

Wie groß aber die Freude des Wiedersehens war, und wie viel es zu erzählen gab, so durfte doch die Predigt nicht außer acht gelassen werden, und Herr Snart mußte, wohl oder übel, einen neuen Versuch machen. Diesmal aber schwieg das Herz nicht still, und wie er nun sagte: „Wer einen Nackenden kleidet in meinem Namen", da quoll es durch einem Strom aus seinem Innern. Doch halt! wir wollen sehen, wie es am andern Morgen in der Kirche ging. Wer Herrn Snart hörte, hätte Leib und Leben verschworen, er wäre es nicht, und doch war er's. Freilich aber man könnte auch sagen, er war es nicht, wenigstens nicht der alte, unveränderte. Als die Predigt zu Ende war, überreichte ihm der hohe Gast hundert Pfund Sterling mit der Bitte, sie anzunehmen. Die Summe schlug zwar Herr Snart nicht aus, aber er

Digitized by Google

trug sie stehenden Fußes zu dem erstaunten Vikar. „Nehmen Sie getrost", sagte er froh, „der Lord gab mir das für die Predigt, ich geb' es auch dafür. Ich predigte nichts, als was ich gestern von Ihnen gelernt habe."

Zeitschrift.

134. Wißt ihr, welchen Namen

der barmherzige Samariter in der Bibel geführt hat?

Unter den Dorfpfarrern, mit denen ich in freundlichem Verkehr stehe, ist einer weit und breit wegen seiner Gutherzigkeit und Mildthätigkeit so bekannt, daß hier und da selbst ein, wenngleich immer gutgemeintes Witzwort auf Kosten seiner ungemeinen Gebefreudigkeit in Umlauf gesetzt wird.

So sagte einmal jemand: „Wenn ihm ein Dieb am hellen, lichten Tage einen Rock aus dem Kleiderschrank stähle und den Raub vor seinen Augen davontrüge, so würde er ihm nachlaufen und sagen: „Liebe Seele", oder: „Liebes Brüderchen" (beides Lieblingsanreden von ihm) „du hast dich vergriffen und den schlechteren Rock genommen, kehre um mit mir und suche dir einen besseren und wärmeren aus." Und die ihn kannten, lachten zwar, räumten aber ein, daß seine Gutmütigkeit in der That das Maß vielfach überschreite und deshalb auch nicht selten von Unwürdigen in Anspruch genommen und schnöde ausgebeutet werde. Er selbst aber ließ sich durch keine noch so trübe Erfahrung irre machen; selbst die schreiendsten Beweise des Undanks schienen bei ihm keine andere Wirkung zu haben, als bei andern die erquicklichsten Früchte des Dankes und herzlicher Erkenntlichkeit, und je weißer sein Haar wurde, desto wärmer strahlte sein Auge von Liebe und glühte sein Herz von dem Feuer der Jugend, „die uns nie entflieht", weil sie aus einem Reiche stammt, das nicht von dieser Welt ist.

Inzwischen war sein Vertrauen von wirklich schlechten Menschen wiederholt so schändlich mißbraucht worden, daß er empfindliche Verluste hatte, und seine Freunde hielten es für ihre Pflicht, ihn zu größerem Maßhalten in der Wohlthätigkeit, die in Verschwendung auszuarten drohe, zu ermahnen. Er hörte ihre Vorwürfe mit gewohnter Freundlichkeit an und gab ihnen die Antwort, die er für solche Fälle immer bereit hatte, indem er darauf hinwies, daß er für sich und seine Frau (Kinder hatte er nicht) noch immer viel zu viel vom Geber alles Guten empfangen habe, und daß es nur eine ganz billige Glücksteuer sei, die er sich freiwillig auflege. Als sie sich aber dabei nicht beruhigten und in ihn drangen, er solle sich künftig doch wenigstens vorsichtiger die Personen ansehen, denn es sei ja vorgekommen, daß er sich nicht einmal nach dem Namen derer erkundigt habe, die seine Wohlthätigkeit beanspruchten: da nahmen seine Züge einen ungewöhnlichen, fast feierlichen Ernst an, sein Auge leuchtete inniger, und man sah es seinen Mienen an, daß sein Inneres mächtig und tief erregt war.

Digitized by Google

„Liebe Brüder", sagte er nach einer Pause, „ich will euch nicht an die Stellen der heiligen Schrift erinnern, die für mich sprechen; ihr kennt sie eben so gut als ich, und ich lebe des frohen Glaubens, daß ihr sie, wenn's not thut, ein jeglicher nach dem Maße, das ihm gegeben ist, eben so gut anwendet als ich. Aber ich will euch eine Geschichte aus meinem Leben erzählen.

Als junger Mensch hatte ich infolge meiner Heißblütigkeit, die wohl die Säfte hastiger im Körper umtreiben und rascher verzehren mochte, als es bei andern Menschenkindern der Fall ist, eine krankhafte Anlage zum Heißhunger, und ich durfte nie eine größere Fußtour unternehmen, ohne etwas Brot, Backwerk oder Zucker zu mir zu stecken, um mir beim Eintreten der Erschöpfung die Kräfte wieder auffrischen zu können. Denn ihr werdet wohl gehört haben, daß in solchen Fällen ein einziger Bissen Brot, zur rechten Zeit genossen, die Gefahr sofort beseitigen kann. Die Gefahr selbst ist aber eine sehr große, und ich kenne nichts Entsetzlicheres, als die Empfindung des voll entwickelten Heißhungers.

Nun war ich eines Tages als Hauslehrer von D. nach der Universitätsstadt gegangen, um mir zu Zwecken des Examens noch einige Bücher zu holen, hatte in der Stadt verschiedene Freunde besucht, dies und das besorgt, und darüber hatte ich, als ich gegen Abend den Rückweg antrat, die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel ganz vergessen.

Der Weg von H. nach D., wißt ihr, ist nicht allzulang. Ein gesunder und kräftiger Mensch kann ihn ohne Schwierigkeit in drei Stunden, im Sommer auch wohl noch eher zurücklegen. Es war Winter. Der Weg war ziemlich hoch mit Schnee bedeckt, dessen Kruste so angefroren war, daß sie dem Tritt des Wanderers nur halben Widerstand entgegensetzte und den Fuß in der Regel einsinken ließ. Ein solcher Weg erschwert das Gehen bekanntlich ungemein und ist eben so schlimm, als ein märkischer Sandweg oder ein Sturzacker in der Börde.[1] Da ich nun überdies den Wind im Gesicht hatte, der mir den Mantel wiederholt zurückwehte, so wurden mir die Bücher, die ich bei mir trug, bald genug zur Last, und ich hatte noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, so brach mir ein Angstschweiß aus allen Gliedern, und ich fühlte an Zunge und Gaumen die Trockenheit, die ich nur zu gut als Symptome des nahenden Heißhungers kannte. Ich suchte in allen Taschen und bemerkte zu meinem Schrecken, daß ich nichts bei mir hatte, der Gefahr vorzubeugen. Ein Dorf oder Wirtshaus gab es auf dem ganzen Wege nicht. Ich ging langsamer, aber mit jedem Schritte nahm die Mattigkeit zu, ein unerträglicher Durst stellte sich ein, ein Brennen und Kneipen der entsetzlichsten Art wühlte durch meine Eingeweide, mein Gehirn glühte fieberhaft, der Blick flirrte unsicher schwindelnd, und ohnmächtig sank ich auf den Schnee nieder.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß ich auf einem steinernen Brückengeländer am Chausseegraben, unter mir eine zusammengeschlagene

1) Börde, das fette Uferland, insbesondere die Stromauen der Elbe und Weser.

Digitized by Google

wollene Pferdedecke, und vor mir, halb über mich gebeugt, stand eine kräftige, derbe Fuhrmannsgestalt, mit fast väterlichem Wohlwollen auf mich blickend.

„Wird's besser?" fragte er mich, als ich ihn anblickte. „Der Heißhunger hat Euch gekriegt, ja ja, ich kenne das. Hier nehmt noch einen Bissen Brot und dann einen guten Schluck aus der da; das wird's thun!"

Dabei hielt er mir die Flasche hin, ließ mich trinken, fühlte mir Stirn und Hände an, bot mir noch mehr Brot und war froh, als er sah, daß ich mich erhob und wieder Kraft zum Stehen und Gehen zeigte.

Wie mechanisch griff ich in die Tasche und holte ein Geldstück heraus, um es dem prächtigen Manne, ohne den ich eine Beute des Todes gewesen wäre, in die Hand zu drücken. „Was?" sagte er fast barsch, „Geld? Geld für einen Dienst, den jeder Mensch seinem Mitmenschen schuldig ist? Nichts da!" Beschämt erwiderte ich: „Aber dann nennt mir doch wenigstens Euren Namen, damit ich doch weiß, wem ich die Rettung meines Lebens zu danken habe."

Und was antwortete der herrliche, schlichte Fuhrmann? „Junger Mann", sagte er, „wißt Ihr denn etwa, was für einen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?" Dabei schüttelte er mir die Hand, nahm seine Pferdedecke und ging zum Wagen, um weiter zu fahren, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wißt ihr denn etwa, was für einen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat? Seht, Brüderchen, diese Worte des schlichten Fuhrmanns, dem es gar nicht einfiel, mich, dem er eine so große Wohlthat erwiesen hatte, nach meinem Namen zu fragen, sind mir eine Predigt gewesen, die ich noch heute immer höre, und aus der ich mehr gelernt habe, als aus all' den dicken Büchern, die ich mir fürs Examen geholt hatte, und ich denke, liebe Seelen, die Nutzanwendung könnt ihr euch selber machen." W. Osterwald.

135. Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelm des Dritten.

I.

Die Kaiserin von Rußland hatte ihrem hochverehrten Vater eine aus Asien gekommene, bis dahin in Deutschland noch unbekannte Blume von seltener Farbenpracht und angenehmem Dufte geschickt, die, nach der Anweisung Humboldts und Lichtensteins, von dem kunstsinnigen Hofgärtner Fintelmann auf der Pfaueninsel in dem sonnigen, prächtigen Palmenhause nebst andern Gewächsen naturgemäß gepflegt wurde und sich herrlich entfaltete. Der König, ein Blumenfreund, hatte seine Freude an dieser seltenen Pflanze, betrachtete sie oft in seiner stillen Gemütlichkeit und nannte sie nach der geliebten Tochter: Charlotte. So oft er in dieser Zeit nach der Pfaueninsel kam, pflegte er daher gleich beim ersten Schritt ans Land zu fragen: „Wie geht's meiner lieben Charlotte?" was dann die Aufmerksamkeit, Fürsorge und Pflege des Gärtners natürlich verdop-

Digitized by Google

pelte. Wer beschreibt daher den Schrecken und die Angst des besorgten Mannes, als er an einem der drei Tage, die jede Woche im Sommer dem Publikum zum Besuche der Pfaueninsel bewilligt sind und zahlreich von demselben benutzt werden, ins geöffnete Palmenhaus tretend, sehen muß, daß eben diese dem Könige so werte Blume ganz und gar abgepflückt ist!

Aufgebracht durchläuft er die Massen der fremden Gäste, umherschauend, ob er nicht bei irgend einem das geraubte Kleinod wahrnehmen möchte. Von Unruhe hin und hergetrieben, stellt er sich zuletzt ans Ufer, in die Nähe des Schiffes, mit welchem alle die Überfahrt machen müssen, indem nur dieser eine Weg gestattet ist. Nicht lange hat er dort gestanden, als er, jeden Kommenden ins Auge fassend, einen jungen, wohlgekleideten Mann wahrnimmt, der wirklich die teure Blume im Knopfloche seines Kleides trägt und heiter und unbefangen, als wenn nichts Übles geschehen, einherschreitet. Angehalten, aufmerksam gemacht und zur Rede gestellt über den Raub einer dem Könige teuren, seltenen Blume, entschuldigt er sich mit seiner Unwissenheit und bedauert und beklagt die von ihm leichtsinnig verübte That. Der tiefgekränkte, verantwortliche Hofgärtner aber kann sich nicht zufrieden geben und führt den bestürzten jungen Mann in seine Wohnung, um in Gegenwart von drei Zeugen über seinen Namen, Stand und Verhältnisse ihn zu Protokoll zu nehmen und demnächst den ganzen Thatbestand schriftlich zu seiner möglichsten Rechtfertigung dem Könige vorzulegen.

Als dieser bald nachher zur Pfaueninsel kam und wie gewöhnlich fragte: „Was macht meine liebe Charlotte?“ und der Hofgärtner, mit Thränen in den Augen, den Hergang des schmerzlichen Verlustes erzählte, drückte sich zwar Unwillen im Angesichte des Königs aus, er blieb aber doch ruhig und gelassen und bemerkte nur, „wie unrecht es sei, ihm so auch seine kleinen Freuden zu verderben.“ „Das wird nicht aufhören“, erwiderte der aufgebrachte Beamte, „wenn Ew. Majestät dem Publikum die Pfaueninsel nicht verschließen lassen.“

„Was kann denn“, entgegnete der König, „das Publikum dafür, wenn unter Tausenden ein Ungezogener ist, der die verstattete Freiheit mißbraucht! Die Insel ist ja nicht für mich allein da; ich kann nur selten hier sein, wozu denn alle diese Schönheiten, namentlich die schnell verblühenden Blumen, wenn sonst niemand seine Freude daran hat?“ Wie nun aber der Hofgärtner bat, daß der begangene Raub möchte bestraft, der Thäter zur Verantwortung gezogen werden, und wie er das Protokoll überreichen und den Namen jenes Menschen nennen wollte, fiel der König abwehrend schnell ein: „Nein, nein, ich will den Namen gar nicht wissen. Habe darin ein unglückliches Gedächtnis; der könnte mir wieder einfallen, wenn der Mann 'mal späterhin etwas zu bitten haben sollte, und würde ihm dann in dem unangenehmen Eindruck, den er auf mich gemacht, vielleicht nachteilig sein. Vergessen, vergeben!“

Digitized by Google

II.

Einige Jahre vor des Königs Tode ließ ein Vogelhändler aus der preußischen Harzgegend sich bei ihm melden, der nach bald bewilligtem Zutritte ihn treuherzig bat, als ein geringes Zeichen der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die seinen Söhnen in ihrer militärischen Laufbahn erwiesen waren, einen mitgebrachten Vogel anzunehmen, einen sogenannten Dompfaffen, der, von ihm jahrelang unterrichtet, das preußische Volkslied: „Heil dir im Siegerkranz", rein, klar und vollständig pfeifen könne. Zum erstenmale sei es ihm, freilich mit unsäglicher Mühe, gelungen, solches zu stande zu bringen bei diesem talentvollen Vogel.

Der König lächelte gutmütig, und als das in seinem Körbchen auf den Tisch gesetzte, interessante Tierchen nach einigen Liebkosungen und Kopfbewegungen seines vertrauten Lehrmeisters das wohleingeübte Lied rein, klar und vollständig durchpfiff, war der König um so mehr darüber erfreut, als das von ihm ausgesprochene Da Capo vollkommen wieder gelang. Auf die Frage: was der Vogel kosten solle? antwortete der heitere, gutmütige Papageno: „Geld will und mag ich nicht dafür haben. Wenn aber mein König das liebe Tierchen annehmen und lieb haben will, dann macht der Gedanke, daß es in seinem Zimmer pfeift und singt, mich zum glücklichsten Menschen in unserm Harzgebirge und zum ersten Vogelfänger der ganzen Welt." — Der König fand Wohlgefallen an dem heitern, biedern Manne, der in seinem leinenen Kittel klar und offen vor ihm stand, und der gewiß froher und glücklicher war, als der erste Musikdirektor in der königlichen Kapelle. Dem inzwischen herbeigerufenen Kämmerer Timm wurde der Befehl gegeben, dem Vogelmanne im Nebenflügel des Schlosses Stube und Kammer einzuräumen, ihn anständig zu bewirten und alles, was er gern in Berlin sehen möchte, durch einen mitgegebenen königlichen Bedienten ihm zeigen zu lassen. Im geheimen aber wurde Timm instruiert, auszuforschen, was sich Papageno wohl wünschen und womit ihm am meisten gedient sein möchte. Er blieb mehrere Tage als Gast im Schlosse. Der König ließ ihn wiederholentlich zu sich kommen, erkundigte sich nach allen dortigen Verhältnissen und ergötzte sich an den freimütigen, gemütlichen, gesunden Urteilen des wackern, verständigen Mannes. Mit der von Timm bestellten Post reiste er zurück, und als er wieder zu Hause war, wurden 500 Thaler, die auf sein Haus noch als Schuld eingetragen standen, auf königlichen Befehl abgelöst und bezahlt und so sein einziger, höchster und letzter Wunsch, den er noch auf Erden hatte, überraschend erfüllt.

III.

Auf dem Wege nach Dresden, hinter Großenhain, kommt man an ein Chausseehaus, welches einen Spring hat, der ein kaltes, klares, vorzügliches Wasser sprudelt. Hier pflegte der König immer zu halten und zu trinken. Die Frau des Chausseewärters, ein altes, gutmütiges Mütterchen, trat dann, immer festlich angezogen und ein Glas perlenden Wassers auf dem blanken, in Blumen stehenden Teller, an den Wagen des Königs,

Digitized by Google

um ihm solches, unter Versicherung ihrer Freude und Teilnahme, zu reichen. „Es geschieht", schluchzte sie, als der König im Sommer des Jahres 18** wiederum bei der alten Frau anhalten ließ, „heute zum letztenmale; mein Mann ist von der sächsischen Regierung eine halbe Stunde von hier auf eine andere Chaussee versetzt und des Weges kommen Ew. Majestät nicht, wenn Sie nach Teplitz reisen; auch ist daselbst kein so gutes Wasser." „Seien Sie darum nicht traurig, gute Mutter", sagte teilnehmend der König: „wer weiß, ob wir uns nicht wiedersehen?" und der König fuhr alle Jahre, so oft er nach Teplitz reiste, eine halbe Stunde weiter, um die alte Frau zu sehen und zu beschenken. So hoch schätzte er, selbst gutmütig, reine Gutmütigkeit.

IV.

Der König konnte es nicht leiden, wenn auf Reisen sein Gefolge vor ihm war, weil dann, ehe er auf den Stationen angekommen, die Menschen zusammenliefen und Spektakel machten, was ihm unangenehm war; er war darum gern voraus und überraschte, während sein Gefolge eine Stunde später als er abfuhr. Zu seinem Erstaunen sieht er dennoch einstmals die Wagen desselben, die er hinter sich glaubt, schon vor dem Posthause zu Krossen, wo er eben ankam. Ungehalten fragt er, „wie das zugehe?" Der ihn im Wagen begleitende Adjutant Witzleben bemüht sich, es damit zu entschuldigen, daß jene Wagen wohl einen Nichtweg gefahren sein möchten. „Dummes Zeug! kann auch den Nichtweg fahren, brauche nicht hinterher zu klappern." Der Adjutant erkundigte sich näher und hört nun, daß jene Wagen einen Wiesen-Weg eingeschlagen, der aber zu unsicher gewesen sei, um den König darüber zu fahren. Der König beruhigt sich aber damit nicht, fährt vielmehr fort zu murren. In diesem Augenblicke hat der Postknecht das Schmieren der Räder am Wagen des Königs (in dem er sitzen geblieben war) vollendet, und um den unzufriedenen Herrn zu beruhigen, erhebt er sich von seiner Arbeit und sagt, zwar ungeschickt, aber biederherzig zum Könige: „Geben Ihre Majestät sich man tofreeden, wat hilft det ville Reden; et jung doch eenmal nicht anders!" Im ersten Augenblicke war der König betreten über solche ungebührliche Keckheit, im nächsten aber wandte er sich lächelnd gegen den Adjutanten und sagte im heitersten Tone: „Nun wissen wir mit einemmale ganz deutlich, woran wir sind!" und setzte in fröhlicher Stimmung seine Reise fort.

V.

Der König gab einmal ein Fest, zu dem auch mehrere Geistliche eingeladen waren. Sie saßen beisammen, und nach der Tafel tranken sie Kaffee. Um das Halten der Tasse sich bequemer zu machen, hatte einer von ihnen sein Barett auf ein in dunkler Ecke stehendes Konsölchen gelegt. Ein Lakai, der für sich eine Menge übriggebliebenen Kuchens genommen, warf denselben, da er plötzlich den König auf sich zukommen sah, in der Angst seines Herzens in das ihm gerade zur Hand liegende Barett; denn

Digitized by Google

so freigebig und reich der königliche Haushalt war, so konnte doch der Herr das Naschen der Diener nicht leiden. Das Barett des geistlichen Herrn war also über und über angefüllt mit Kuchenresten aller Art. Dieser ergriff es in demselben Augenblick, als der König bereits da war und vor ihm stand. Dasselbe mit seinem strotzenden Inhalte in der wie mechanisch vorgehaltenen Hand des Geistlichen gewahrend, sagte der König: „Haben wahrscheinlich zu Hause Kinder und Enkel? — Essen gerne Kuchen? — Sehe mit Vergnügen, haben an sie gedacht; — mitbringen!" Der Geistliche, dessen Verlegenheit mit jedem Worte wuchs, wollte sich mit den Worten entschuldigen: „Weiß in der Wahrheit nicht, wie der Kuchen in mein Barett —;" der König aber, der nichts von dem Hergange wußte, erwiderte: „Ist gar nicht nötig, daß Sie sich erst entschuldigen; — sehe so etwas gerne, — haben daran wohlgethan!" — und redete dann von anderen Dingen und ging weiter. Nachher erfuhr er den wahren Zusammenhang und machte diesem Geistlichen für den unschuldig erlittenen Schabernack ein ansehnliches Geschenk.

VI.

Der König liebte und erfreute gerne die Jugend, um so mehr, je trauriger und freudenleerer die seinige gewesen war. Häusliche Liebe und Familienheiterkeit, in welcher Kinder am besten dem Körper und der Seele nach gedeihen, kannte er aus Erfahrung fast gar nicht. In seinen ersten Jahren achtete Friedrich der Große nicht auf ihn, und mit seinen Geschwistern vom Hofe entfernt, war er, größtenteils unter der Leitung eines grämlichen Mannes, des sonst rechtschaffenen und christlich gesinnten Benisch, auf seine Brüder eingeschränkt, die eben so gehalten wurden, aber von Natur heiterer und lebensfroher waren. Knapp und keineswegs prinzlich eingerichtet, trug er auf seine eigenen Kinder anfangs dies über, und die königlichen Prinzen wohnten so enge, daß einer von ihnen deshalb auf eine schöne, ihm angebotene Mineraliensammlung verzichten mußte, weil kein Raum in seiner Wohnung war, sie aufzustellen. Sollte der Etat überschritten werden, und war eine außerordentliche Ausgabe vorgekommen, dann pflegte er, der so wenig für seine Person bedurfte und brauchte, wohl zu sagen: „Ihr wollet immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter erging; ich erhielt zuweilen wohl zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Wert; und wollte mein Hofmeister mir 'mal was zu gute thun, dann führte er mich nach dem Schulgarten und ließ mir da für einen, und wenn es hoch kam, zwei Groschen Kirschen geben." In der Folge aber, als seine Herren Söhne heranwuchsen, änderte sich dies, und der hohe Vater war wahrhaft königlich und freigebig in der häuslichen Einrichtung seiner Kinder. Doch sagte er zu einem derselben: „So prächtig habe ich's nicht gehabt, als ich deine Mutter heiratete, und ich wünsche nur, daß du eben so glücklich und zufrieden leben mögest!"

Fr. Eylert.

Digitized by Google

136. Der kluge Hund.

Es mochte ungefähr ein Jahr nach der Beendigung des dreißigjährigen Krieges verflossen sein, als eines Tages vor dem Palaste des Feldmarschalls Grafen von Torstenson in Stockholm, welcher nach seiner siegreichen Rückkehr aus Deutschland von der schwedischen Königin Christine zum Statthalter ernannt worden war, eine Kutsche vorfuhr und ein Bedienter die böhmische Gräfin von S** anmeldete. Der Graf Torstenson ließ sie zu sich herauf entbieten, worauf denn die Gräfin in Begleitung eines gemeinen schwedischen Mannes, der einen kleinen Hund unter dem Arme trug, aus dem Wagen stieg und in den Palast ging. Die Dienerschaft des Statthalters versuchte zwar diesem Begleiter mit seinem Hunde den Eintritt zu verwehren; die Gräfin aber bestand darauf, daß er ihr folgen müsse, weil sie eben des Hundes wegen mit diesem Manne in Streit geraten sei und dieserhalb die Entscheidung des Statthalters selbst hören wolle. Von dem Grafen Torstenson zuvorkommend empfangen, entschuldigte sie sich zuvörderst wegen ihrer auffallenden Begleitung und eröffnete ihm hierauf, daß sie seinen Beistand gegen diesen Menschen erbitten müsse, der ihr einen Hund vorenthalte, welchen man ihr während des Krieges auf ihren Gütern in Böhmen geraubt und für den sie, da sie ihn zufällig hier wiedergefunden und erkannt, bereits die Summe von sechs Karolinen als Ersatz geboten habe.

Der Statthalter befragte hierauf den Schweden, welcher als Hausknecht in dem Gasthofe diente, wo die Gräfin abgetreten war, auf welche Weise er zu dem Hündchen gekommen sei, und weshalb er es für jenes unverhältnismäßig hohe Gebot nicht verkaufen wolle? Der Schwede wußte über die Erlangung des Hundes nur sehr unbefriedigende Auskunft zu geben, erzählte, daß er ihn mehrere Meilen von Stockholm auf der Landstraße von einem unbekannten Mädchen einst gekauft habe, gab als Grund seiner Weigerung die vielen und seltenen Kunststücke an, welche der Hund zu machen verstehe, und versicherte, daß, seit der Ruf des klugen Hundes sich verbreitet habe, der Zuspruch in dem Gasthofe seines Dienstherrn viel größer geworden, auch die Trinkgelder, welche er des Hundes wegen erhalten, bereits die ihm von der Gräfin angebotene Summe weit überstiegen hätten. Er schloß endlich mit der festen Erklärung, daß der Hund ihm jetzt einmal angehöre und er ihn eben so wenig verkaufen wolle, als die Gräfin ihr früheres Eigentumsrecht auf denselben zu beweisen im stande sei.

„Ich will es Euch bald an dem unvernünftigen Tiere selbst erkennen lassen, daß es mir zugehört!“ sprach die Gräfin und hatte auch kaum den Hund bei seinem wirklichen Namen Fidele gerufen, als derselbe, so fest ihn auch immer der Schwede zu halten versuchte, alle seine Kräfte anstrengte, um sich von ihm loszumachen, ja endlich selbst ihn in den Arm biß und, hierdurch frei geworden, bellend und winselnd an der Gräfin emporsprang und auf ihre Winke und Worte viele seiner erlernten Kunststücke auf der Stelle zum besten gab. Die Gräfin nahm das Tier auf ihre Arme, lieb-

Digitized by Google

koste und herzte es und beschwor den Statthalter auf die rührendste Weise, ihr durch sein Ansehen und durch seine Macht wieder zu dem Hunde zu verhelfen. Der Hausknecht hingegen verlangte sein Eigentum zurück, forderte den Schutz des Statthalters gegen die zudringlichen Anmaßungen der fremden Dame und drohte endlich sich unmittelbar an die Königin wenden zu wollen, wo er sein Recht gewiß erlangen werde.

Graf Torstenson ließ hierauf den Hausknecht nebst seinem Hunde der Wache übergeben, führte die betrübte Gräfin in sein Kabinett und eröffnete ihr hierselbst, daß er, sobald sie ihr Gesuch nicht vielleicht noch mit andern Gründen zu unterstützen wisse, sie zu seinem Bedauern werde damit abweisen müssen. Der Hund sei jetzt unstreitig das Eigentum des Hausknechts, und sie könne ihn auch dann nicht wieder zurückfordern, wenn er ihr während des Krieges und sogar von dem jetzigen Besitzer mit Gewalt genommen worden sein sollte, weil der Soldat auf die in Feindes Land gemachte Beute ein wirkliches Eigentumsrecht erlange. Als nun die Gräfin bei diesen Worten in Thränen ausbrach, gestand ihr der Statthalter unverhohlen, er könne unmöglich glauben, daß ihre Traurigkeit einzig aus der Liebe zu einem Hunde entstehe, er sei vielmehr der Überzeugung, daß hier ein wichtiges Geheimnis obwalten müsse, und er wünsche, daß sie ihn ihres vollen Vertrauens wert halten möge, damit er sie mit Rat und That unterstützen könne.

Die Gräfin gestand ihm, daß sein Scharfblick die wahre Ursache entdeckt habe, und erzählte ihm hierauf folgendes.

Als die schwedische Armee unter dem Befehle des Feldmarschalls Torstenson, nach dessen kühnem Rückzuge aus Schlesien, über den österreichischen Heerführer Gallas mehrere große Vorteile errungen hatte und hierauf in Böhmen eingedrungen war, um sich mit Ragoczky, dem Fürsten von Siebenbürgen, zu vereinen, wurden die großen Besitzungen der Gräfin der Schauplatz des Krieges. Die kaiserliche Armee, welche sich den Schweden entgegenstellen wollte, quartierte sich in den Dörfern der Gräfin ein, die Generale Hatzfeld und Götz legten sogar ihr Hauptquartier in das gräfliche Schloß.

Die junge Gräfin selbst befand sich damals in einer sehr bedrängten Lage. Vor kaum einem Jahre war ihr der Gemahl gestorben und hatte sie mit ihrem vierjährigen Sohne allein und ohne Schutz in dieser schweren Zeit zurückgelassen. Zwar fehlte es an Männern nicht, die um die Hand der Witwe warben, und besonders hatten mehrere arme Vettern ihres verstorbenen Gemahls sich mit dreister Anmaßung deshalb an sie gedrängt, zumal ihr Sohn Erbe großer Majoratsgüter war und es sich wohl der Mühe lohnte, eine ziemliche Reihe von Jahren sein Stiefvater zu werden. Allein die Gräfin hatte jede Bewerbung standhaft zurückgewiesen, war trotz ihrer Jugend fest und würdig auf ihrem Platze stehen geblieben und hatte hierdurch manches Übel des Krieges zu erleichtern und abzuwenden gewußt, bis denn jetzt die Schlacht von Jankowitz geschlagen und von den siegreichen Schweden das Schloß der Gräfin erstürmt wurde. Während nun hierbei die zügellosen Sieger das kostbare Gebäude plün-

Digitized by Google

derten und in Brand steckten, während die Dienerschaft der Gräfin den grausamen Mißhandlungen zu entfliehen suchte, verbarg sie sich selbst mit ihrem Kinde und dem kleinen Hunde in einem ganz entlegenen, unterirdischen Gemache und verharrte hier unentdeckt so lange, bis endlich an die Stelle des gräßlichen Tobens über ihr eine bange Totenstille eintrat. Da wagte sie sich aus ihrem Versteck hervor, um Hilfe zu suchen, und sank, als sie um sich her nichts als rauchende Trümmer erblickte, trostlos an der Stelle nieder, wo sonst die Schloßkapelle gestanden hatte, von der nur noch ein Stück des Bogens, der sich über dem Altar wölbte, und die Reste eines halbverbrannten Christuskreuzes zu erkennen waren. Kaum aber hatte sie hier gebetet und ihr weinendes Kind selbst weinend an die Brust gedrückt, als ein schwedischer Soldat hinter einem Pfeiler hervor auf sie zusprang, sein Gewehr anlegte, als wollte er es auf sie losdrücken, endlich aber davon abließ, ihr näher trat und sie mit rauhem Tone befragte, ob sie selbst die Gräfin sei, und, da sie es erschreckt bejaht, ihr das Kind mit Gewalt aus den Armen riß. Bitten, Beschwörungen, Versprechungen — nichts half; der Soldat blieb taub und rannte mit dem Kinde fort, die Mutter aber ihm nach, in ihrer Angst den kleinen Hund auf ihn hetzend, der ihn auch wirklich tapfer anfiel, während sie selbst, zur Verzweiflung getrieben, den Räuber bei den Haaren zu fassen und festzuhalten versuchte. Der Soldat aber geriet hierüber in Wut, und, indem er das schreiende Kind mit der einen Hand festhielt, versetzte er mit dem Flintenkolben der Gräfin einen solchen Stoß auf die Brust, daß sie ohnmächtig zu Boden sank und bewußtlos liegen blieb, bis sie von ihren zurückkehrenden Leuten endlich aufgefunden wurde. Zwischen Tod und Leben ringend, brachte man sie auf die entfernt liegenden Besitzungen der nächsten Anverwandten ihres verstorbenen Gemahls, wo sie nach mehreren Tagen erst wieder zu sich selbst kam. Die Verwandten waren zwar möglichst bemüht, das geraubte Kind wieder aufzufinden oder doch irgend eine Nachricht von ihm einzuziehen; leider ward aber nur das blutige Kleidchen desselben aufgefunden, woraus man mit Gewißheit schließen wollte, daß jener Soldat das Kind späterhin umgebracht haben müsse. Was ihn jedoch zu einer so schauderhaften That bewogen, blieb unerklärlich. Eine andere Spur von dem Kinde war nirgend zu entdecken, und auch der Hund blieb verschwunden.

Die unglückliche Mutter versank in tiefe Schwermut und wurde von den Verwandten der Pflege eines Klosters übergeben. Die Güter ihres Gemahls aber nahmen die früher von ihr abgewiesenen Vettern jetzt hohnlachend und mit aller Härte in Besitz; durch den jetzt nicht mehr zu bezweifelnden Tod des Knaben fielen ihnen die großen Majorate anheim, während der Gräfin selbst nur ein Witwengehalt blieb. Als durch die sorgsame Pflege des Klosters die Unglückliche nach dem Verlaufe einiger Jahre endlich doch wieder genas und der Gedanke an ihr Kind sich ihr ruhiger vor die Seele stellte, begann sie immer mehr und mehr an dem wirklichen Tode desselben zu zweifeln, weil sie keinen Grund erdenken konnte, weshalb der schwedische Soldat ihr Kind geraubt haben sollte, um

Digitized by Google

dann eine so unmenschliche That an ihm zu begehen. Sie beschloß daher, von unbesiegbarer Hoffnung erfüllt, fortan von Land zu Land zu reisen und nicht zu ruhen, bis sie entweder ihr Kind oder ihr eigenes Grab gefunden haben würde. Das Bild des Räubers stand ihr noch lebendig vor der Seele; deshalb wendete sie sich zuerst nach Schweden, entschlossen, ihn, wenn er noch lebe, ausfindig zu machen und ihm Rechenschaft über das Leben ihres Kindes abzufordern. Vor wenigen Tagen war sie in Stockholm angekommen und hatte als eine glückliche Vorbedeutung den kleinen Hund, der ihr zugleich mit dem Kinde verloren gegangen, in den Händen jenes Hausknechts wiedergefunden. Sie endigte hierauf ihre Erzählung mit der Versicherung, daß der Hund ihr ganz gewiß den richtigen Weg zeigen werde und sie, um ihr Kind wieder zu erlangen, zu jedem Opfer bereit sei.

Der Graf von Torstenson hatte ihr mit großer Teilnahme zugehört und sagte:

„Ob Ihr Kind noch lebt, wage ich nicht zu behaupten, denn der Wege des Todes sind viel und mancherlei; allein auf die angebliche Weise ist es nicht umgekommen; der langjährige Krieg hatte meine Soldaten zwar hart und rauh gemacht, aber Kindermörder waren sie doch nicht!"

Er ließ hierauf den Hausknecht in ein Nebenzimmer bringen, kaufte ihm den Hund für einen hohen Preis ab, bat die böhmische Gräfin denselben als Geschenk von ihm anzunehmen und drang in sie, so lange sie in Schweden verbleiben werde, ihren Aufenthalt bei seiner Gemahlin zu wählen, damit er sich selbst ihrer Sache desto sicherer annehmen und sie mit allen Mitteln unterstützen könne.

Die böhmische Gräfin willigte dankbar in sein gastfreundliches Anerbieten, und während sie von des Feldmarschalls Gemahlin mit aller Güte aufgenommen wurde, sparte er selbst keine Mühe, dem Räuber des Kindes auf die Spur zu kommen. Jenes Regiment aber, welches damals das österreichische Hauptquartier gestürmt und das Schloß der Gräfin in Brand gesteckt hatte, war bald nachher gänzlich aufgelöst worden und jetzt in seinem früheren Bestande nicht wieder auszumitteln; auch der Hausknecht wußte trotz seines wiederholten scharfen Verhörs nichts weiteres über die Erlangung des Hundes anzugeben.

Da ließ der Feldmarschall eine öffentliche Aufforderung an alle diejenigen, welche unter jenem Regimente gedient und bei der Schlacht von Jankowitz das feindliche Hauptquartier erstürmt hätten, ergehen: daß sie sich ungesäumt bei ihm persönlich zu melden hätten, um wegen ihrer damals bewiesenen, besonderen Tapferkeit eine Belohnung von ihm zu empfangen. Mehrere, die teils noch unter dem schwedischen Heere dienten, teils nach dem Kriege ihren Abschied genommen hatten und in die fernsten Provinzen heimgekehrt waren, kamen hierauf herbei. Der Feldmarschall ließ sie einzeln vor sich kommen; er saß auf einem Sofa neben der böhmischen Gräfin, die ihr Hündchen auf dem Schoße hielt, und befragte einen jeden genau über alles, was damals bei jener Schlacht und der Erstürmung des Schlosses vorgefallen sei. Während sie ihm nun

Digitized by Google

Rede und Antwort geben mußten, faßte die Gräfin einen jeden scharf ins Auge und ließ ihn näher herantreten, um ihm mit eigener Hand ein Geldstück zu reichen, indem sie vermeinte, daß der treue, kluge Hund, sobald der Räuber ihres Kindes nahe, nicht ruhig bleiben, sondern ihn ihr sicher anzeigen werde, wenn auch dessen Gesichtszüge ihr selbst entfallen sein sollten. Der Hund aber sah mit seinem klaren Auge alle, die sich der Gräfin näherten, freundlich an, blieb ruhig auf ihrem Schoße liegen, und die Gräfin selbst bemerkte auch in allen den fremden Gesichtern nichts, was ihr jene verhaßten Züge wieder deutlich ins Gedächtnis zurückgerufen hätte. Übrigens erinnerte sich von den vielen, die hier erschienen, kein einziger irgend eines Kameraden, der bei jener Erstürmung mit einem Kinde beschäftigt gewesen sei; ja, es ergab sich vielmehr, daß an dem Tage, an welchem nach der eigenen Aussage der Gräfin der Raub geschehen war, nicht allein dieses Regiment, sondern auch die ganze schwedische Armee bereits entfernt von dem Schlosse und auf dem Marsche gegen Wien sich befunden hatte.

Als nun dieser erste Versuch völlig mißlungen war und gar nichts dazu beigetragen hatte, auch nur ein entferntes Licht über das Leben oder den Tod des Kindes zu verbreiten: so erließ man auf dringendes Bitten der böhmischen Gräfin einen zweiten Aufruf, welcher derjenigen Person eine ansehnliche Belohnung versprach, die genau nachweisen könne, wo der in jenem Gasthause zu Stockholm befindlich gewesene, wegen seiner großen Klugheit allgemein bewunderte Hund herstamme, oder wie er nach Stockholm gekommen sei.

Der Aufruf war zu jedermanns Verwunderung im Lande erschollen, eine Woche nach der andern aber bereits in vergeblicher Erwartung verstrichen, bis endlich ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren erschien und vor dem Feldmarschall in Gegenwart der Gräfin folgendes Geständnis ablegte.

Ihre Mutter, erzählte sie, sei mit einem später nachfolgenden, neuerrichteten Regimente als Marketenderin nach Deutschland in den Krieg gezogen, um dort wie andere Geld zu erwerben und als eine reiche Frau zurückzukehren. Ihre Kinder, die den Vater nicht gekannt, habe sie während ihrer Abwesenheit bei Verwandten untergebracht, sei lange weggeblieben, dann aber einst ganz unerwartet und zwar noch einige Jahre vor der Beendigung des Krieges heimgekehrt. Unter den mancherlei schönen Sachen, die sie mitgebracht, sei ihnen allen jedoch ein kleiner Hund besonders lieb geworden. Nur die Mutter selbst, wie treu ihr auch der Hund angehangen, hätte ihn nicht leiden mögen und auf öfteres Befragen ihrer Kinder endlich einmal erzählt, daß dieser Hund sie fort und fort an das herzzerreißende Jammern eines Kindes erinnere, welches im Kriege seiner Mutter entrissen worden sei. Als nun sie, die Tochter, die Mutter mit Fragen bestürmt habe, wo denn das arme Kind geblieben wäre, hätte die Mutter ihr zu schweigen geboten und versichert, das Kind sei gestorben. Gegen den Hund aber sei die Mutter immer unfreundlicher geworden und habe ihr, der Tochter, endlich sogar befohlen, ihn in den

Digitized by Google

Wald zu führen und dort aufzuhängen, damit er ihr aus den Augen käme. Sie aber habe den Hund zwar fortgebracht, ihn jedoch nicht getötet, sondern sich mit dem lieben Tiere an die Landstraße gesetzt und ihn dort den Reisenden lange vergeblich angeboten, bis denn ein Mann, der nach Stockholm gewandert sei, ihr den Hund für eine Kleinigkeit abgekauft habe. Die Mutter habe beruhigt erschienen, als sie ohne Hund zurückgekehrt sei, und niemals sei zwischen ihnen beiden die Rede wieder auf den Hund gekommen. Nur als die Mutter vor einem halben Jahre plötzlich von einem Schlagfluß befallen worden, habe sie schmerzlich ausgerufen: „Der Hund! — das Kind!“ — und sei dann verschieden.

Diese Erzählung machte den niederschlagendsten Eindruck auf die Gräfin. Sie hielt sich nun überzeugt, daß die alte Marketenderin nur deshalb so bitter den Hund gehaßt habe, weil er sie fortwährend an den jammervollen, jetzt nicht länger zweifelhaften Tod des Kindes erinnert, bei welchem sie unstreitig gegenwärtig gewesen sei. Sie drückte ihr Gesicht laut weinend in die Kissen des Sofas, während der kleine Hund, den man jetzt in das Zimmer ließ, das Mädchen auf der Stelle wieder erkannte, auf sie freudig zusprang und auch von ihr wiedererkannt und mit Liebkosungen überhäuft wurde. Der Hund lief bald zu der Gräfin, bald zu dem Mädchen, als wollte er beide zu einander ziehen; das Mädchen aber, das den Zusammenhang dieser Scene nicht begreifen konnte, kniete vor der weinenden Gräfin nieder, streichelte ihr mitleidig die Wangen, beschwor sie in rührender Einfalt, nicht mehr zu weinen, und fügte endlich die dringende Bitte hinzu, ihr den Hund wieder zu schenken, denn die Mutter, die ihn gehaßt, sei ja nun tot.

Die Gräfin aber drückte den Hund fest an sich, reichte dem Mädchen einen Beutel mit Gold und winkte ihr, das Zimmer zu verlassen.

Die Geschichte der böhmischen Gräfin konnte nicht verschwiegen bleiben; sie machte großes Aufsehen und gelangte selbst zur Kunde der Königin Christine. Diese ließ die Gräfin zu sich entbieten, um ihr alle nur mögliche Teilnahme zu beweisen; allein die Gräfin war nun aller Welt abgestorben und wollte nur noch die rauhere Jahreszeit vorübergehen lassen, um dann in ihre Heimat zurückzukehren und hier in der Stille eines Klosters den Tod ihres Kindes zu beweinen.

Um diese Zeit erkrankte plötzlich der Graf von Torstenson und starb bald darauf in einem Alter von kaum acht und vierzig Jahren. Seine Gemahlin ließ den Leichnam desselben auf ihre entfernt liegenden Güter bringen, weil sie sich selbst dahin zurückzuziehen und nahe dem Grabe ihres Gemahls ihr Leben zu beschließen gedachte. Sie drang in die böhmische Gräfin, sie dorthin zu begleiten, und diese folgte ihr auch willig, da der gleichmäßige Kummer ihre Herzen nur noch inniger verband.

Die Leiche des Feldmarschalls wurde mit aller Pracht und Feierlichkeit zur Erde bestattet. Eine große Anzahl alter, gedienter Krieger, die nun schon das Heer verlassen hatten, versammelte sich aus den entferntesten Provinzen Schwedens, um ihren Heerführer, der, so oft er auch in den Schlachten des dreißigjährigen Krieges alle Gefahren des Todes

Digitized by Google

besiegt hatte, nun doch endlich vor dem Tode erblichen war, noch einmal zu sehen und ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Der Sarg war in der Gruft beigesetzt, und die beiden in tiefe Trauer gekleideten Witwen hatten sich bereits auf das Schloß zurückgezogen, als plötzlich ein dumpfes Lärmen aus dem Dorfe zu ihnen heraufscholl und sie eilig auf den Balkon des Hauses zog. Sie erblickten in der Ferne einen großen Volkshaufen, der anfangs lärmend ineinander wogte, dann aber auf das Schloß zustürzte. Als er näher kam, sahen sie, daß man einen Hund verfolgte und unter dem Geschrei: „Ein toller Hund! schlagt ihn tot!" mit Steinen und Knütteln nach ihm warf; der Hund aber wußte glücklich zu entkommen und rannte aus allen Kräften dem Schlosse zu. Die böhmische Gräfin erkannte zu ihrem nicht geringen Schrecken in dem verfolgten Hunde bald genug den ihrigen; sie rief ihren Liebling angstvoll beim Namen, als wollte sie seine Flucht zu ihr beflügeln, und winkte zugleich mit ihrem Tuche, um das nacheilende Volk aufzuhalten. Der Hund hatte auch wirklich alle seine Verfolger trotz ihrer Hast weit hinter sich zurückgelassen; nur einem Knaben von ungefähr elf Jahren vermochte er kaum zu entgehen, denn dieser schoß mit der Schnelligkeit eines Pfeiles hinter ihm her, achtete nicht auf das wiederholte, ängstliche Zurufen der beiden Damen und hatte dem Hunde mit mehreren geschickten Steinwürfen schon tüchtig zugesetzt. Das verfolgte Tier erreichte endlich schreiend den Schloßhof, und die Gräfin eilte, die Thür ihres Zimmers zu seiner Rettung zu öffnen. Kaum aber hatte sie das blutende, atemlose Hündchen hereingelassen, als auch schon der Knabe mit glühend rotem Gesichte vor ihr im Zimmer stand und mit funkelnden Augen und geballter Faust den Tod des Hundes begehrte, der seinen Vater so arg gebissen habe. Die böhmische Gräfin, welche sich während ihres Aufenthaltes in Schweden die Sprache dieses Landes völlig zu eigen gemacht, bemühte sich den aufgebrachten Knaben zu beruhigen und suchte den Hund, der sich ihm immer wieder zu nähern strebte, von ihm abzuwehren. Allein das Tier ließ sich nicht abhalten, sprang freundlich an dem Kleinen empor, und dieser, der anfangs den Kampf aufs neue beginnen zu wollen schien, blieb, als die Gräfin den Hund beim Namen gerufen, plötzlich wie träumend stehen, starrte das Tier immer heller an und wiederholte langsam: „Fidele! Fidele!" Endlich warf er sich auf die Knie, umschlang den Hund und rief: „Ja, du bist Fidele, mein lieber, alter Fidele! Wo ist dein großes Schloß, wo ist die freundliche Frau, die mit uns spielte?"

In demselben Augenblicke trat ein Bedienter in das Zimmer und meldete, daß der Mann, welchen der Hund gebissen, vorgelassen zu werden verlange. Die böhmische Gräfin befahl, ihn augenblicklich hereinzuführen, während sie den Knaben in ein Seitengemach schob; und kaum war auch der Bauer ins Zimmer getreten, als sie in ihm die allenthalben vergeblich gesuchten, ihr so furchtbaren Gesichtszüge auf der Stelle wiedererkannte. Ehe er noch ein Wort hervorzubringen vermochte, hatte sie, ihrer nicht länger mächtig, ihren Schleier vom Haupte gerissen und

Digitized by Google

trat, indem sie den erschrockenen Mann bei den Haaren ergriff, wie die Rachegöttin mit den Worten auf ihn zu:

„Wo habe ich dich also bei den Haaren gefaßt, wo diesen Hund auf dich gehetzt, du Kindesräuber? Erkennst du mich nicht wieder? Gestehe dein Verbrechen, der Hund hat dich verraten! Wo hast du mein Kind?"

Bleich und zitternd sank der Mann, wie vom Blitze getroffen, vor ihr nieder. Er erkannte sie und ihren Hund, der aufs neue ihn anfallen wollte, und gestand, daß jener Knabe das geraubte Kind sei.

Die ahnungsvolle Mutterliebe wußte leicht alle die alten, dunkelen Erinnerungen in der Seele des Knaben wieder aufzuwecken, so daß Mutter und Kind sich bald völlig wiedererkannten und niemandem ein Zweifel mehr übrig blieb. Der Schwede aber berichtete über seine That folgendes:

Als nach der Schlacht bei Jankowitz das österreichische Hauptquartier erstürmt und das gräfliche Schloß geplündert und verbrannt worden war, kam ich mit einigen Nachzüglern durch das noch rauchende Dorf und verweilte in den Trümmern des Schlosses, weil ich hier noch einiges zu erbeuten hoffte. Da aber alles in Zerstörung lag und ich bereits den Ort in großer Unzufriedenheit verlassen wollte, begegnete ich einem stattlichen Reiter, der mich fragte, wo ich denn herkomme, und ob ich schon wacker Beute gemacht habe? Ich versicherte das Gegenteil und fluchte auf das leere, rauchende Nest, worauf mir der Reiter zu erkennen gab, daß ich eine große Summe Geldes verdienen könne, sobald ich einen Auftrag übernehmen und erfüllen wolle. Ich ließ mich willig finden, und er gab folgendes zu vernehmen:

„Jenes zerstörte Schloß", sprach er, „gehört einer Gräfin, die das schwedische Heer an die Österreicher hat verraten wollen und deshalb das Hauptquartier der letztern in ihr Schloß gezogen hat. Es ist ihr aber nicht gelungen, denn Euer Feldmarschall Torstenson hat, wie Ihr wißt, die Österreicher überfallen und aufs Haupt geschlagen. Die verräterische Gräfin aber ist bisher vergeblich gesucht worden, um sie bestrafen zu lassen; sie muß sich in der Nähe hier, in einem Schlupfwinkel verborgen haben, denn sie ist sicheren Nachrichten zufolge bis zum entscheidenden Augenblicke noch gegenwärtig gewesen. Wollt Ihr nun in den Trümmern des Schlosses Euch verborgen halten, dort aufpassen, bis sie mit ihrem Kinde zum Vorschein kommt, und ihr samt dem Kinde dann den Garaus machen, so bin ich beauftragt, Euch die Summe von tausend Goldgulden auszuzahlen!"

„Ich bedachte mich nicht lange und willigte ein, sollte die Gräfin ja doch eine Verräterin sein, und konnte ich doch eine große Summe Geldes durch eine That verdienen, die ich im Kriege für erlaubt hielt. Der Reiter versprach in der entfernten Waldschenke auf mich zu warten, wo ich ihm wenigstens das blutige Kleid des Kindes als Zeugnis des ausgeführten Auftrages überbringen müsse; und so ging ich, mich in der Brandstätte auf die Lauer zu stellen. Was hier vorgefallen, wißt Ihr selbst. Ich wollte Euch erschießen, aber Ihr waret so schön und andächtig; ich wollte das Kind erwürgen, aber das Herz in der Brust that mir weh!

Digitized by Google

In meiner Unentschlossenheit entriß ich Euch endlich das Kind und glaubte, weil Ihr nicht von mir ablassen wolltet, Euch mit dem Flintenkolben erschlagen zu haben und rannte mit dem Kinde fort und begegnete einer mir unbekannten Marketenderin. Dieser übergab ich das Kind, zog ihm jedoch das Kleidchen aus und tauchte es in das Blut eines auf der Wahlstatt liegenden Toten, eilte dann hiermit zur Waldschenke, erzählte, daß ich Euch selbst totgeschlagen, das Kind aber erstochen und dann ins Feuer geworfen hätte, und lieferte mein blutiges Kleidchen ab, worauf es der Reiter in seinen Mantel steckte, mir aber die tausend Gulden richtig auszahlte. Ich eilte nun die Marketenderin wieder aufzusuchen. Der Hund, der mich erst verfolgt hatte, war bei dem Kinde geblieben. Ich beschloß, von Gewissensbissen überfallen, das unschuldige Kind zu retten und kam mit der Marketenderin dahin überein, daß sie mit der ersten passenden Gelegenheit nach Schweden zurückkehren und meiner Frau das Kind und das Geld überbringen sollte, wofür ich ihr die Hälfte der erhaltenen Summe versprach, mir jedoch das tiefste Schweigen durch einen Schwur von ihr angeloben ließ. Den Hund schenkte ich ihr; denn er konnte mich nicht leiden und wollte mich beißen, wo er mich sah. Die Marketenderin hat ihren Auftrag erfüllt und bis zu ihrem Tode geschwiegen. Ich und meine Frau haben den Knaben als unser eigenes Kind erzogen, wert gehalten und viele Freude an ihm gehabt, und niemals würde ich verraten worden sein, wenn mich nicht die treue Liebe zu meinem ehemaligen Feldmarschall aus meiner fernen Heimat hierher gezogen hätte, wo mich der Hund wieder auffand und aufs neue anfiel."

Die böhmische Gräfin erkannte aus allem, was ihr der Schwede erzählte, deutlich genug, daß der Auftrag zu ihrer und ihres Kindes Ermordung und die schändliche Beschuldigung der Verräterei nur von den rach- und habsüchtigen Verwandten ihres Gemahls ausgegangen sein könne, und eilte mit ihrem wiedergefundenen Sohne nach Stockholm, um ihn dort der Königin Christine vorzustellen und ihren mächtigen Schutz zu erbitten. Die Königin war über den seltenen Ausgang dieser Begebenheit hoch erfreut. Sie ließ über die Sache eine vollständige, gerichtliche Verhandlung aufnehmen, diese jedoch in ihrem Kabinett niederlegen und sendete einen zuverlässigen Diener mit einem eigenen Handschreiben an die Verwandten des verstorbenen Gemahls der böhmischen Gräfin, worin sie ihnen eröffnete: daß, wenn sie die in Besitz genommenen, großen Majoratsgüter, dem während des Krieges geraubten, jetzt aber wiedergefundenen Sohne der Gräfin freiwillig zurückgeben wollten, dies nicht bloß von der Gräfin selbst, sondern auch von ihr mit Dank und dem Vergessen alles desjenigen, was geschehen sei, angenommen werden solle; wo nicht, so werde sie, die Königin, im Namen der Gräfin den Prozeß gegen sie bei dem österreichischen Hofe einleiten lassen, wozu es ihr an gültigen Ursachen nicht fehle, von denen sie ihnen vorläufig nur die erste Aussage des schwedischen Soldaten, welcher das Kind geraubt habe, in Abschrift mitteile.

Der Beauftragte der Königin brachte aus Böhmen bald günstige Nachricht zurück. Die Verwandten hatten sich, nachdem sie den Brief der

Digitized by Google

Königin gelesen, unter billigen Bedingungen zur Abtretung der Güter bereit erklärt, und so blieben die gerichtlichen Verhandlungen über diese merkwürdige Geschichte als ein Geheimnis im Kabinett der Königin liegen.

Die Gräfin aber kehrte alsbald mit ihrem wiedergefundenen Sohne und in Begleitung seiner treuherzigen schwedischen Pflegeeltern, von denen sich der dankbare Knabe nicht trennen mochte, in ihre Heimat zurück, nahm von all den großen Gütern wieder Besitz, und das kleine Hündchen wurde von ihnen lieb und wert gehalten bis an den Tod.

E. v. Houwald.

137. Das Christgeschenk.

Ich hatte das Meine in der Stadt besorgt. Ich war länger aufgehalten worden, als ich geglaubt hatte, und da der Abend zwar kalt, aber schnee- und sternhell war, auch ein durch lange Jahre verblichenes, doch noch immer liebliches Bild kindlicher Christmarktfreuden in mir aufdämmerte, so ging ich auf diesen Markt, nicht sowohl den aufgeschmückten Kinderschatz, als die hochbeglückten Kinder vor diesem zu sehen. An der dritten oder vierten Bude stand eine Frau in mittleren Jahren, ein kleines Mädchen auf dem Arme, einen etwa sechsjährigen Knaben an der Hand, neben ihm ein achtjähriges Mädchen, das sich, unter der kleineren Schwester und dem Mutterarme stehend, an die Schürze der Frau hielt, um nicht weggedrängt zu werden, und in schon keckerem Mute ein Knabe von zehn Jahren, der schnell bald da, bald dort sich einschob und oft zurückgehalten werden mußte, wenn ihn seine Lebendigkeit trieb, dies oder jenes Stück des bunten Krams anzugreifen. Die Kinder waren alle wohlgebildet, sie zogen mich aber mehr durch Merkmale großer Gemütsverschiedenheit an. Das kleinste sah noch nichts, als Lichter und Gold, lallte nur vor Freude: „Ei! Ei!“ — klatschte dazu mit den Händchen und stieß zwischen durch einen Schrei des Entzückens aus. Der jüngste Knabe war ein blondlockiger Leichtfuß, der mit seiner Achtsamkeit, wie mit seinen Anmerkungen und Freudensprüchen, die ihm unaufhörlich über die Lippen flossen, von einem zum andern übersprang und eins und das andere vergaß. Das ältere Mädchen schien sein Gegenbild; ihre großen, schwarzblau leuchtenden, stets weit geöffneten Augen, hafteten lange auf jedem Gegenstande, der sie einmal anzog; sie sprach selten, bewegte sich äußerlich wenig und errötete doch oft vor innerer Bewegung. Eine blühende Gesichtsfarbe und eine vollkräftige, ebenmäßige Gestalt nahmen noch mehr für das Kind ein. Der älteste war ein lebhafter, tüchtiger Junge, dessen Späße zwar oft ein wenig derb und vorlaut klangen, aber aus gutem Sinn und ehrlichem Herzen kamen.

Unterdessen war es dem Lockenkopfe gelungen, der mütterlichen Wachsamkeit einen Augenblick zu entwischen und dem bleiernen, bunt angestrichenen Fische, der auf einem Stift inmitten eines Würfelbrettes aufgerichtet stand, einen derben Treffer zu geben, so daß er rasch umlief und endlich auf der Zahl 9 stehen blieb. „Ei Mutter, Mutter!“ rief der Knabe, in der Übereilung des Entzückens sich selbst verratend, „ich

Digitized by Google

habe keine Null und bald den großen Gewinst!" — Die Mutter zog ihn schnell zurück, um den Verkäufer nicht zu erzürnen; und der Knabe, des Verweises nicht achtend, fuhr mit gleichem Entzücken heraus: „O das möcht' ich haben! o Mutter, Mutter, nur das!" — „Hab' ich's euch nicht gesagt", erwiderte die Frau, „ihr solltet mich nicht quälen, und wer's thät, der müßte nach Hause? und daß alle die Sachen nur für die reichen Leute zu kaufen wären, für die armen aber zum Ansehen!"

Diese, ohne allen innern Unfrieden, wieviel mehr ohne Neid gesprochenen Worte und der vorbittende, zur Mutter aufgeschlagene Blick aus den großen Augen meines schweigenden Lieblings, drangen mir tief in die Seele, und ich mußte an mich halten, um nicht durch ein unbedachtsames Geschenk die Kinder der gewiß heilsamen Lektion aus hoher Schule zu entziehen, die ihnen die Mutter, ohne es zu ahnen, auf diesem Lustgange gab.

„Sind dies alle Ihre Kinder?" fragte ich die Frau. — „Alle, bis auf Sophien, diese da!" war die Antwort, „die haben wir zu uns genommen; ihre Mutter war meine Schwägerin; die Eltern starben vor drei Jahren kurz nacheinander und hinterließen nichts; da ließen wir denn das Mädchen in Gottes Namen bei uns bleiben."

So arm, drei Kinder, und eins dazu genommen in Gottes Namen! das hallte schön in meiner Seele nach. Ich ging, unbemerkt, wie ich glaube, der Mutter durch alle Buden nach und achtete für jedes Kind auf etwas, das ihm besonders zu gefallen schien. Dann folgte ich ihnen von weitem durch das enge Gäßchen in das kleine Haus, wo sie im Erdgeschoß wohnten, und da am benachbarten Hause eine alte Frau stand, fragte ich diese, wer meine Leute wären. Zu dem, was ich schon wußte, erfuhr ich nur, der Mann wäre ein Sammetmacher, ein stiller, ehrlicher, fleißiger Mann. Ich bat die Alte, mir ihn herauszurufen, und sie that's gern. Ich bedeutete den Mann und bat ihn, mit mir zu kommen, die Kleinigkeiten, die ich für seine Kinder kaufen würde, heimzutragen und sie diesen den morgenden Christabend zu bescheren. Der Mann mochte eben nicht viel Freundliches von seinen Mitmenschen erfahren haben; es kostete Mühe, mein Vorhaben ihm glaublich zu machen, bis sich hernach, indem er den Kopf noch verwundert schüttelte, seine Miene freudiger aufthat. „Aber Frau und Kinder dürfen nichts merken!" sagte ich; „nicht eher, bis alles aufgeputzt ist und die Lichter brennen!" — „Lassen Sie mich nur machen", erwiderte er, noch immer kopfschüttelnd und nur heller lächelnd; „ich komme gleich wieder!"

Er ging hinein. Ich hörte vor der Thür, wie er mit erhobener Stimme, doch gleichmütigem Tone sagte: „Ihr habt mir den Mund wässern gemacht; ich will doch auch einmal gehen und die schönen Sachen sehn." „Wie? du?" rief die Frau verwundert, und die Kinder jauchzten vor Freude, daß der Vater auch sehen werde, was ihnen so viel Vergnügen machte. Sie empfahlen ihm verschiedene Kleinigkeiten zu besonderer Beachtung, und freudig erkannte ich, außer dem allervortrefflichsten Fische, noch einiges, was ich schon für sie bestimmt hatte.

Digitized by Google

Wir gingen dann, wir kauften ein, wir trugen heim — ach, für so wenige Thaler! die Herrlichkeiten wurden leise in einer finstern Kammer des Hofes verborgen. Der Mann war nicht von vielen Worten, aber aus erfrischten Augen und sonstigen Bewegungen sprach innige Freude. „Nur eins versprechen Sie mir noch", sagte er, „daß Sie morgen zur Bescherung kommen." — „Werde ich aber die Kinder nicht stören?" — „O, vor Freude denken die nicht an Sie!" — Wie gern versprach ich's! wie gern kam ich!

Mutter und Kinder wurden am Christabend hinaus in das dunkle Vorhaus gesperrt, bis der Vater in der Stube seine Gaben aufgelegt und durch helle Beleuchtung geschmückt hatte: wenige von der Mutter in den Nächten vergoldete Früchte und für jedes Kind das Nötigste zur Winterkleidung. „Sie hätten das ohnehin bekommen müssen", sagte der Mann, „aber so wird's ihnen viel lieber, und sie halten mehr darauf." Die zappelnde Sehnsucht der Ausgesperrten versuchte alles, den Vater zu treiben; endlich war dieser fertig, und die Thür ward mit einemmal weit aufgerissen, daß der blendende Schein auf bisheriges Dunkel um so mehr die Augen reizte. O des Jubels! o der Liebe, womit eins und das andere an Vater, an Mutter hinaufkletterte und dann wieder zu den spärlichen Gaben flog! In meinen Winkel gedrückt, unbeachtet von den Glücklichen, drang es mir so heiß zum Herzen, daß es selbst über die Lippen wollte: „Wie sich das freut! wie sich das liebt!" — und meine Thränen flossen.

Als das Entzücken sich allmählich beruhigt, als die Häubchen der Mädchen, die Jäckchen der Knaben anversucht und überherrlich befunden waren, klopfte der Vater auf den Tisch und sagte: „Nun denkt auch an den lieben Gott und an das neugeborne Kind, durch das ihr dies und alles Gute habt! Mutter, du hast sie überhört, sie wissen doch das Lied?" — „Alle!" — Und die Kinder traten um den Tisch, falteten still die Hände über die Brust, und Vater und Mutter sangen mit ihnen:

„Gelobet seist du, Jesu Christ,
Daß du Mensch geboren bist!"

und die Mutter legte auch der Kleinen auf ihrem Arme die Händchen ineinander. Während des Gesanges löste sich mild auf, was vorhin meine Freude getrübt hatte. „Ja wohl", begann hernach der Vater von neuem, „ja wohl,

Das hat er alles uns gethan,
Seine große Lieb' zu zeigen an;

aber, Kinder, er thut noch mehr, der gute, treue Gott! Er läßt den Baum nicht nur Früchte tragen, sondern im Frühling auch schön blühen, und das war uns doch nicht notwendig. So macht er's auch mit euch. Das da hattet ihr nötig; aber seht, er hat euch auch beschert, was nicht nötig war." — Und damit öffnete er die Kammerthür, wo, noch viel glänzender beleuchtet, meine kleinen Gaben aufgestellt waren. Ein Schrei der Knaben verkündigte das Entzücken, das sie überraschte, mein schüchternes Blauauge umschlang die Füße der Mutter, das Gesicht in ihren Kleidern verborgen.

Digitized by Google

Ich kann nicht weiter schildern; ich konnte auch nicht länger bleiben, sondern schlüpfte hinaus unter Gottes sternbesäetes Himmelsgewölb', und in mir rief es immer und immer wieder: „O des Segens, des reichen, vollgehaltigen Segens der Armut! O du treuer, liebevoller Vater, der du alle deine Kinder, wenn sie gut sind, einander gleich stellst und dem, der wenig empfangen konnte, an beglückendem Gefühl für dies sein Weniges zulegst! Öffne doch allen Armen dafür das Auge und allen Reichen dafür das Herz damit sie miteinander, jedes zufrieden, gläubig, dankbar und froh, die ihnen zugemessene, kurze Lebensbahn durchwallen, bis du, wie mir's die unschuldigen Kinder vorsangen,

Uns führest in dein Himmelreich
Und machest deinen Engeln gleich! —"

F. Rochlitz.

Digitized by Google

Zweite Abteilung.

Bilder aus Natur und Leben.

138. Die Pflanzen.

Man kann sich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überschauen kann, welch eine Vielfachheit der Gestalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkstätte der reichsten Kraft und der unerforschlichen Weisheit! Nicht weniger muß man sich wundern über die Geschwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlassenen Wegen, kahlen Felsen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen ist, ansät und mit Gras, Kräutern, Stauden und Buschwerk besetzt. Das sieht man oft und achtet's nicht, eben weil man es von Kindheit an so oft sieht. Die größte Weisheit verrät sich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt sie nicht, eben weil alles so einfach und natürlich ist.

Die meisten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerksame Landwirt wohl weiß. Tausend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, so lange sie lebt, ist zwar schon viel gesagt, nicht jede trägt's, aber es ist auch lange noch nicht das Höchste. Man hat schon an einer einzigen Tabakspflanze 40000 Körnlein gezählt, die sie in einem Jahre zur Reife brachte. Man sagt von der Eiche, daß sie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorstellen, daß sie in dieser langen Zeit nur fünfzigmal Früchte trage und jedesmal in ihren weit verbreiteten Ästen und Zweigen nur 500 Eicheln, so liefert sie doch 25000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein solcher Baum zu werden. Gesetzt, daß dieses geschehe, so hätte sich die einzige Eiche in der zweiten Abstammung schon zu einem Walde von 625 Millionen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder tausendmal tausend sei, glaubt man zu wissen, und doch erkennt es nicht jeder. Denn wenn ihr ein ganzes Jahr lang vom 1. Jenner bis zum 31. Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand schreibet, so habt ihr am Ende des Jahres noch keine Million, sondern erst 365000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, sondern erst 730000 Striche, und erst am 26. September des dritten Jahres würdet ihr zu Ende kommen. Aber unser Eichenwald hätte

Digitized by Google

625 solcher Millionen, und so wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Verhältnis in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelsprossen und Knollen zu gedenken. Wenn man sich also einmal über die große Kraft in der Natur gewundert hat, so hat man sich über den großen Reichtum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele tausend Körner und Körnlein alle Jahre von Menschen und Tieren verbraucht werden, viele tausend im Boden ersticken oder im Aufkeimen durch ungünstige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, so bleibt doch Jahr aus, Jahr ein ein freudiger und unzerstörbarer Überfluß vorhanden. Auf der ganzen, weiten Erde fehlt es nirgend an Gesäme, überall nur an Platz und Raum.

Aber wenn jeder reife Kern, der sich von seiner Mutterpflanze ablöst, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe: alle lägen aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rat gewartet. Denn einige Körner, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davongetragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (Butterblume, Kettenblume). Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen; andere gehen in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen und zürnen; dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und Halden auch wahr, daß etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf dem trockenen Felsengrund in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gut Land findet und hundertfältige Frucht bringt. Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer, aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen oder Tieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen oder Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Tiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift oder abgelesen und ausgesäet, und der es thut, weiß es nicht oder denkt nicht daran. Viele Körner gehen unverdaut und unzerstört durch den Magen und die Gedärme der Tiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Tür-

Digitized by Google

men Kirschbäume und andere Bäume auf, wo gewiß kein Mensch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weiter geführt und an andern Orten durch neue Überschwemmungen wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer fremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Samen dazu auf diese Art über das Meer gekommen sei. Also müssen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten.

Aber das ist ja eben die Plage des Landmanns! Daher kommt also das viele Unkraut im Gartengelände und auf den Ackerfurchen, das der schönen, gereinigten Saat Raum und Nahrung stiehlt, so viel Mühe macht und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache ist nicht so schlimm, wie sie scheint. Denn zum ersten, so ist der Mensch nicht allein auf der Erde da. Viele tausend Tiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfnissen, wollen auch genährt sein und warten auf ihre Speise zu seiner Zeit. Manche davon sind uns unentbehrlich, und wir wissen's wohl; manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissen's nicht; und es muß doch wahr bleiben, wenn wir uns selber so oft erinnern, daß sich eine milde Hand aufthut und sättiget alles, was da lebet, mit Wohlgefallen. Zum andern, so hat doch der Mensch auch schon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht selber gesäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfrost gedeckt und in der Sonnenhitze begossen hat. Und eine einzige unscheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tausend andere verursachen. Aber wer stellt den Menschen zufrieden? Wenn die Natur nicht so wäre, wie sie ist, wenn wir Baldrian und Wohlgemut, Ehrenpreis und Augentrost und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in gesunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nötig sind, selber ansäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erst klagen über des vielbedürftigen Lebens Mühen und Sorgen!

P. Hebel.

139. Das isländische Moos.

Die Flechten überziehen in gar mannigfacher Gestalt und Farbe, bald schön zitronen-, bald schwefelgelb, bald grün, bald grau und schwarz, Baumrinden, alte Bretterwände, Felsen und Mauern und sind auf ihrer Oberfläche mit kleinen Schüsselchen, Knöpfchen, Schildchen u. s. w. bedeckt, aus denen, so wie aus den Rissen der Oberfläche selbst, ein Staub ausgesondert wird, woraus neue Flechten entstehen. Darunter giebt es sehr

Digitized by Google

nützliche, wie die Lackmusschildflechte, aus der man einen Lack zum Blaufärben bereitet; vor allen aber das isländische Moos, welches wohl eines der nützlichsten Gewächse in der Welt ist. Es wächst in den ärmsten nördlichsten Ländern, wie Island, Lappland, sehr häufig und auch hin und wieder in unsern deutschen Gebirgswaldungen und auf dürren Heideplätzen. Die Blätterlappen, die ziemlich gerade in die Höhe stehen, sind steif, doch biegsam, nach unten breiter, und oben in schmale Ästlein zerteilt, die sich in noch kleinere mit zwei Spitzen enden. Die innere Fläche ist hohl, grün und zugleich ins Rötliche fallend, glatt; außen sind sie weißlich oder grünlich gelb. Am bittern Geschmacke, der sehr stark ist, erkennt man aber das isländische Moos am besten. In Auszehrungen und Brustkrankheiten ist es ein vorzügliches Mittel, das oft noch Rettung verschafft. In Krain mästet man Schweine damit; magere Pferde und Ochsen, sowie manche kranke Schafe werden, wenn man sie isländisches Moos fressen läßt, ganz feist davon. Die Isländer schätzen es fast so hoch als Mehl, indem sie Brot davon backen oder es mit Milch gekocht genießen. Jenes arme Volk könnte in seinem so wenig hervorbringenden Lande kaum leben ohne das isländische Moos, das dort alle nackten Felsen überzieht, wo sonst kein anderes Kraut wachsen könnte, und mit Recht von dem dortigen Landmanne höher geachtet wird, als alle Bäume und Kräuter seines Landes. Wenn im Anfang, ehe Island von Pflanzen bewohnt war, die Meereswellen, so wie sie es jetzt daselbst noch öfters thun, von einer fernen Küstengegend einen edlen Baum, z B. einen guten Obstbaum, und auf seiner Rinde das unscheinbare isländische Moos, heran an die Insel getrieben hätten und beide hätten reden können, da würde wohl der Baum großsprecherisch zum kleinen Moos gesagt haben: „Da komm' ich nun, geführt von den Wellen des Ozeans, als ein künftiger Wohlthäter an diese Insel, und bald werden meine schönen Blüten und meine herrlichen Früchte von allen, die da wohnen, das gebührende Lob und Verehrung empfahen. Aber was willst du elendes, verächtliches Moos? Dich wird man wegwerfen und mit Füßen treten!" Das arme kleine Moos hätte sich dann geschämt und geschwiegen. Aber siehe! nach wenig Jahren hätte die Sache schon ganz anders ausgesehen. Denn der schöne Baum, den die Einwohner von Island vielleicht mit Jubel in die Erde gepflanzt hatten, kam dort nicht fort, während das von ihnen gar nicht beachtete Moos, das sich ungemein schnell vermehrt, genügsam sich über alle dürren Felsen hinwegzog und nun den Tausenden, die dort wohnen, ihr tägliches Brot gab. G. H. v. Schubert.

140. Das Gold.

Das Gold hat mancher freilich noch nicht viel anders gesehen, als an den vergoldeten Bildern in den Kirchen, er weiß aber darum doch so gut wie ein anderer, daß es gelb aussieht. Es ist sehr schwer (neunzehnmal schwerer als Wasser), läßt sich mit dem Messer schneiden und biegen, so wie auch hämmern, und zwar das letztere so fein, daß man einen Dukaten, der doch nur so groß ist wie ein Dreikreuzerstück, so viel aus-

Digitized by Google

dehnen kann, daß sich ein Reiter samt dem Pferde damit übergolden ließe. Das Gold ist schon viel leichter schmelzbar als Platina. Dennoch will es dazu etwas mehr Hitze haben, als das Silber und selbst das Kupfer, und ein Goldschmiedeofen, worin man Gold will zum Fließen bringen, muß eine fast elfmal größere Erhitzung bekommen, als zum Schmelzen des Zinnes, eine fast neunmal größere, als zum Schmelzen des Bleies nötig wäre.

In unserm deutschen Vaterlande hat man sonst auch Gold aus dem Flußsande gewaschen. Es war aber niemals sehr viel darinnen, und in manchen Gegenden gehörte schon viel dazu, wenn einer den ganzen Tag über für einen Groschen Gold herauswaschen wollte. Damals aber war alles noch so wohlfeil, daß von einem Groschen eine Familie einen ganzen Tag über leben konnte. Jetzt aber ist dies anders, und da ist es sicherer, sein Brot auf eine andere Art im Schweiß seines Angesichts zu essen. Dagegen findet man in Amerika und auch in manchen Gegenden von Afrika noch jetzt wie ehemals, ganze Klumpen und Klümpchen oder doch Körnlein Goldes hin und wieder unter dem Sande. Noch im Jahre 1785 grub man unter anderem bei Bahia eine Masse gediegenen Goldes, welche 2560 Pfund wog. Dennoch sind diese Gegenden, in denen so ungemein viel Gold und Silber gegraben wird, für das Volk, welches dieselben bewohnt, gerade keine reichen oder besonders glückbringenden zu nennen. Denn abgesehen von den Gefahren und Unbequemlichkeiten, welche dort die giftigen Schlangen, wilden Tiere, wie wilde Menschen dem ruhigen Bewohner bringen, ist es auch insgemein gerade da, wo das Gold und Silber in der größten Menge vorkommt, so teuer zu leben, daß der Arbeiter für den hohen Lohn, welchen er empfängt, kaum die nötigsten Lebensmittel und anderen Bedürfnisse des Hauses sich anschaffen kann. Dieses haben unter anderen manche unserer deutschen Bergleute erfahren, wenn sie, angelockt durch den großen Lohn, den man ihnen drüben anbot, in die amerikanischen Bergreviere hineinzogen und daselbst, statt, wie sie gehofft hatten, so viel zu erübrigen, daß sie Geld für ihre armen Familien in die Heimat schicken könnten, kaum für ihren eigenen notdürftigen Unterhalt ausreichten. Auch ist schon mancher, dem Amerikas Gold- und Silberminen ungeheure Schätze eingebracht hatten, in Mangel und Not geraten, wie dies selbst die Geschichte des reichen Königs Philipp II. von Spanien gezeigt hat, der am Ende in den Kirchen für sich eine Kollekte sammeln ließ. Darum bleibt es dabei: nur der ist reich zu nennen, der mit dem, was er erwirbt oder einnimmt, für sich und die Seinigen zum Leben genug hat und auch noch etwas übrig behält, zu geben den Dürftigen. Nur der vor allem ist reich und glücklich zugleich, der ein zufriedenes, immer fröhliches Herz und ein gutes Gewissen vor Gott und Menschen hat.

Gold wird auch in Ungarn und Siebenbürgen viel gegraben, und in neuerer Zeit hat man in einem zum russischen Reiche gehörigen Länderstriche am Uralgebirge einen erstaunenswürdigen Reichtum an Gold im aufgeschwemmten Lande gefunden. Bei uns glaubt manchmal auch

Digitized by Google

einer, wenn er beim Pflügen oder sonst wo ein Stücklein Schwefelkies oder Kupferkies findet, er habe Gold gefunden. Ein solcher Fund ist aber meistens keinen Pfennig wert, obgleich der Stein eben so gelb aussieht und auch fast so glänzt wie Gold. Das Gold ist mehr als fünfzehnmal so teuer als das Silber; denn die Mark von jenem gilt gewöhnlich 364 Gulden, während die Mark Silber nur einen Wert von 24 Gulden hat.

Nach G. H. von Schubert.

141. Die Otter.

Es giebt unter den Vierfüßern ein Geschlecht, welches die Zoologen das der Mustelen oder Wieselartigen nennen. Diese Tiere haben einen langgestreckten Körper und kurze Füße, die mit feststehenden Krallen bewaffnet und bei einigen mit einer Schwimmhaut versehen sind. Sie berühren beim Auftreten den Boden nur mit den Zehen und sind sehr flinke, boshafte Raubtiere. Zu ihnen gehört die Fischotter (Lutra vulgaris), gehören aber auch die Marder, Iltis und Wiesel.

Die Otter, deren schöner dunkelbrauner Balg bekanntlich einen geschätzten Pelz liefert, ist zwei Fuß lang, hat einen verhältnismäßig kleinen, dicken, plattgedrückten Kopf und dicken, kurzen Hals, kleine Lauscher oder Ohren und eine ziemlich lange, spitzauslaufende Rute (Schwanz). Sie ist mit allem begabt, was ein raubendes Wesen braucht, sieht und hört sehr scharf und hat eine feine Nase, ist in ihrem Hauptelement, dem Wasser, ungemein flink und wehrt sich ums Leben sehr tapfer mit gefährlichen Bissen. Die Otter ist der ärgste Fischdieb, den man sich denken kann, und macht weite Streifzüge zu Lande und zu Wasser nach den Plätzen, wo etwas zu holen ist. Wie der Hund guten Wind haben muß, wenn er etwas suchen und fangen soll, so muß die Otter guten Wasserzug haben, d. h. das Wasser muß ihr entgegenrinnen und trägt ihr wahrscheinlich die Fischwitterung so zu, wie die Luft dem Hunde die Wildwitterung. Sie fischt daher immer stromaufwärts. Forellen und Krebse sind ihre Hauptspeisen. Die kleinen Fische werden gleich im Wasser verschlungen, mit den größeren aber steigt sie ans Land und ist so jagdlustig, daß sie mehr fängt und würgt, als sie fressen kann.

Die Otter bewohnt Höhlen in hohen Ufern, am Wasserspiegel, die wie beim Biber „Burgen" heißen, und weiß auf ihren Raubzügen überall dergleichen zu finden. Dieses Tier zeigt zumal in seiner Jugend höchst graziöse Bewegungen, und es ist ein anziehender Anblick, welchen unsere zoologischen Gärten bieten, dort das zierliche Spielen der jungen Ottern zu Wasser und zu Land zu beobachten. Man kann sie auch zähmen und zum Fischfang abrichten. Dabei ist merkwürdig, daß eine gezähmte Otter das Fleischfressen gänzlich verlernen kann und die gewöhnlichen menschlichen Speisen anderer Art annimmt. — Der größte Feind der Otter ist der Schnee, der „weiße Leithund", wie ihn ein alter Spruch nennt; denn besonders frischgefallen wird er der Verräter ihrer Wandergänge; er bezeichnet die Plätze, wo die Otter am Wasser aus- und einsteigt, und

Digitized by Google

giebt dem Jäger Mittel und Vorteil, Eisen zu legen und im Mondschein auf dem Anstand zu schießen. Man hetzte vormals die Ottern auch aus ihren Burgen in ein Netz, welches den Bach absperrte. Dort wurde sie dann mit einer dreizackigen Gabel gespießt.

In den bayrischen Flüssen sind diese Tiere noch ziemlich verbreitet, besonders am Lech, an der Amber, Loisach und Isar; in Mittelfranken an der Rednitz, Pegnitz, Rezat; in Unterfranken am Main u. s. w. Die Ottern liefern hier das Pelzwerk für die sogenannten Otterhauben, die von den Frauen auf dem Lande um München und Landshut getragen werden; doch verwendet man gegenwärtig meistens ausländische, besonders amerikanische Otterbälge dazu, weil diese schöner sind und weil „d'Leut allewei' hoakler wern",[1] wie mir ein Kürschner sagte. F. v. Kobell.

142. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier; viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßem Auge sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären! und läuft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber

1) Eigentlich: alleweile heikler, d. i. immer wähleriſcher werden.

Digitized by Google

wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unseren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hier und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegenteile leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hier und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden, und deren man sich doch nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. — Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? — Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht; einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. — Also auch dazu sind sie gut; und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voll Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch vielmehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt

Digitized by Google

giebt dem Jäger Mittel und Vorteil, Eisen zu legen und im Mondschein auf dem Anstand zu schießen. Man hetzte vormals die Ottern auch aus ihren Burgen in ein Netz, welches den Bach absperrte. Dort wurde sie dann mit einer dreizackigen Gabel gespießt.

In den bayrischen Flüssen sind diese Tiere noch ziemlich verbreitet, besonders am Lech, an der Amber, Loisach und Isar; in Mittelfranken an der Rednitz, Pegnitz, Rezat; in Unterfranken am Main u. s. w. Die Ottern liefern hier das Pelzwerk für die sogenannten Otterhauben, die von den Frauen auf dem Lande um München und Landshut getragen werden; doch verwendet man gegenwärtig meistens ausländische, besonders amerikanische Otterbälge dazu, weil diese schöner sind und weil „d'Leut allewei' hoakler wern",[1] wie mir ein Kürschner sagte. F. v. Kobell.

142. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier; viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßem Auge sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn sie nur nicht giftig wären! und läuft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber

1) Eigentlich: alleweile heikler, d. i. immer wählerischer werden.

Digitized by Google

wer sagt denn, daß unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unseren Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Giebt es nicht hier und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem es schmeckt! Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegenteile leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das geringste, daß sie hier und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer sehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich werden, und deren man sich doch nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte. — Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdig? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen mißgönnt und zerstört? — Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht; einmal spannen sie träge, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter auseinander, so oder so; und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. — Also auch dazu sind sie gut; und wenn sich jemand verwundet hat und findet geschwind ein Spinnengewebe, das er auf die blutende Wunde legen kann, so ist er doch auch froh darüber. Wenn es rein ist, so kann es Blut und Schmerzen stillen; wenn es aber voll Staub ist, so schmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch vielmehr im trockenen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo diese Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinst ist von unzählig viel kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt

Digitized by Google

werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt (und beinahe einen Zoll lang). Diese soll wohl die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Übertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tötet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus.

Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel? P. Hebel.

143. Kriege und Spiele der Ameisen.

Obschon unter den Ameisen nichts als Liebe, Eintracht und Gleichheit zu herrschen scheint, so vertilgen sie dennoch einander, wann sie sich zu sehr vermehrt haben; sie legen sich aber keine Schlingen, bedienen sich keiner Schlauheit und keines Auflauerns, wie viele andere Insekten, sondern greifen im offenen Felde und mit wohlgeordneten Heeren einander an; auch wenn sie andere Insekten fangen, geschieht es immer durch ehrlichen Kampf. In heißen Ländern greifen sie selbst Mäuse und Ratten an, bei uns aber skelettieren sie dieselben nur, wenn sie tot sind; und die Mai- und Roßkäfer sind die größten Tiere, an welche sie sich wagen. Ihre Waffen sind die Kiefer, der kleine Stachel und das saure Gift, welches eine schwache Röte auf der Haut verursacht. Die Arbeiter sind jedoch allein die kriegsfähigen; die andern nehmen sogleich die Flucht, wenn es gilt. Die stachellosen beißen zuerst eine Wunde und suchen schnell ihren Hinterleib und das Gift hineinzubringen. Ist der Feind entfernt, so richten sie sich auf, schieben den Bauch zwischen den Beinen durch und spritzen das Gift, so weit sie können; so sieht man oft von der ganzen Oberfläche des Haufens einen Regen von Ameisensäure in die Höhe fahren, der fast wie gebrannter Schwefel riecht. Unter allen Feinden fürchten sie aber andere Ameisen am meisten, und dabei sind die kleinsten nicht die, welche am wenigsten zu fürchten sind, weil sich mehrere zugleich an die Beine der größten hängen, sie herumzerren und an der Flucht hindern. In ihren Kämpfen muß man über ihre Wut erstaunen; sie lassen sich eher die Beine ausreißen, als daß sie nachgeben; oft bleiben abgerissene Köpfe oder ganze Tote an den Beinen der fortlaufenden hängen; so

Digitized by Google

sehr haben sie sich eingebissen. Bei gleicher Größe werden die mit zweiringeligem Bauchstiel Meister, weil sie einen Stachel haben, wie z. B. die roten, deren Stiche dann mit Recht die Ameise fürchtet; die Stachelameisen sind in unserer Gegend die kleinsten. Die größeren greifen die kleineren unversehens an, fassen sie oben auf dem Leibe und erwürgen sie mit den Kiefern; merken es aber die kleinen vorher, so holen sie die andern, welche in Masse herbeiströmen. Die Roßameisen kommen aus ihrem Bau bis vor die Thore der blutroten, welche um die Hälfte kleiner, aber viel zahlreicher sind, sich auch tapfer wehren, jedoch großenteils zu Grunde gehen und dann oft 50 Schuh weit ihre Wohnungen verlegen, indem sie alles mitnehmen, was ihnen wert ist. Unterwegs werden kleine Truppe als Wache aufgestellt, welche eine ankommende Roßameise sogleich anpacken; eine springt ihr auf den Leib, klammert sich um ihren Kopf und übergießt sie mit Gift; dabei wälzen sie sich über und über; endlich kommen andere zu Hilfe und beißen sie tot oder nehmen sie gefangen.

Will man aber regelmäßige Kriege sehen, so muß man in die Wälder gehen, wo die rotbraunen Ameisen ihre Herrschaft über alle vorbeiziehenden Insekten behaupten und mit ihresgleichen von verschiedenen Nestern Krieg führen, wie es im Mittelalter benachbarte Städte gethan haben. Manchmal rücken aus zwei Kolonieen, die über 100 Schritte voneinander entfernt liegen, die Heere so zahlreich gegeneinander, daß sie den ganzen Weg, zwei Schuh breit, bedecken und in der Mitte miteinander kämpfen. Tausende ringen einzeln miteinander und suchen sich mit den Kiefern in die Gefangenschaft zu schleppen. Das eigentliche Schlachtfeld hat drei Fuß ins Gevierte und riecht stark nach Ameisensäure; überall liegen Tote mit Gift bedeckt herum, während ganze Truppe und Glieder sich an den Beinen und Kiefern halten und sich hin und her zerren. Der Kampf beginnt gewöhnlich zwischen zweien, die sich mit den Kiefern packen, sich gegeneinander aufrichten, um das Gift wechselseitig nach dem Feinde zu spritzen; dann fallen sie auf die Seite und ringen lange miteinander im Staube, bis endlich eine dritte herbeikommt und den Sieg entscheidet; aber bisweilen eilen mehrere dazu und packen sich an den Füßen, so daß oft 6 bis 10 aneinander hängen. Gegen die Nacht ziehen sich beide Heere allmählich in ihre Städte zurück, indem sie die Toten liegen lassen, die Gefangenen aber mitnehmen. Vor Sonnenaufgang rücken sie aber wiederum und noch viel wütender gegeneinander, und das Schlachtfeld wird sechs Schuh breit; gegen Mittag kann der siegende Teil das Schlachtfeld zehn Schuh weiter gerückt haben. Die Kampfbegierde ist so heftig, daß man sie stören kann, ohne daß sie an einem hinanlaufen. Das Wunderbarste dabei ist, daß sich die Ameisen erkennen und die Freunde von den Feinden zu unterscheiden wissen. Sie gehen zwar immer mit offenen Kiefern auf einander los, greifen sich auch manchmal an, lassen aber gleich wieder ab und streicheln sich mit den Fühlhörnern, wenn sie zu einem Stocke gehören. Während des Kampfes gehen dennoch alle Geschäfte im Neste fort, und immer schleppen die einen Gefangene nach Hause, während die andern im Kampfe bleiben und andere in den Wald

Digitized by Google

gehen, um Nahrung zu holen. Kommt ein Regen, so ziehen sich die Heere zurück und vermeiden in der Folge die Nachbarschaft des andern Haufens.

Anders gestalten sich die Kriege der rotbraunen mit den blutroten. Diese erwarten jene in kleinen Truppen in der Nähe ihres Nestes, rücken dicht geschlossen vor, ohne sich zu trennen, und packen einzeln jeden Feind, der sich zu weit vorgewagt hat. Dieser Krieg gewährt ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Beide Parteien legen sich in Hinterhalt und suchen sich zu überrumpeln. Rücken aber die rotbraunen mit Gewalt vor, so werden die zu Hause sofort um Hilfe gebeten, und ein großes Heer bringt sogleich in Masse aus den Thoren heraus, um die einzelne Schar des Feindes zu umzingeln. Das kann man wochenlang alle Tage sich erneuern sehen zwischen zwei ziemlich entfernten Haufen, wenn sie nur an demselben Zaune liegen und ihre Wege in das wechselseitige Gebiet streifen.

Die braunroten scheinen auch spielen zu können. An schönen Tagen sitzen sie haufenweise auf ihrem Neste in einer allgemeinen Bewegung, ähnlich der des siedenden Wassers; sie alle schwingen dann die Fühlhörner mit erstaunlicher Geschwindigkeit, streicheln sich gegenseitig mit den Vorderfüßen sanft den Kopf, richten sich dann paarweise auf, ringen miteinander, werfen sich herum und fassen sich bald an den Kiefern, bald am Hals oder am Hinterleibe, ohne Gift auszuspritzen und ohne sich etwas zu thun, dann lassen sie los und laufen auf eine andere zu, um mit ihr dasselbe Treiben zu wiederholen. Bei andern sieht man diese kriegerischen Spiele nicht. Man sieht sie vorzüglich auf solchen Haufen, die eine günstige Lage haben, in der Nähe von vieler Nahrung und einigem Wasser, etwa von einem Zaun gegen feindliche Besuche geschützt.

Bisweilen bemerkt man auf dem Neste Ameisen, die sich herumdrehen, als wenn sie den Schwindel hätten, zwei, drei Minuten lang, dann laufen sie auf eine andere los, fassen sie am Bein oder am Fühlhorn und lassen sie gleich wieder gehen, um nach einer dritten zu rennen: wahrscheinlich kommt das vom Sonnenstich her. Andere spielen mit ihresgleichen wie Hunde, indem sie sich aufrichten, sich umdrehen, um sich auszuweichen, thun als wenn sie sich beißen wollten, sich umwerfen u. s. w. Manchmal werden sie von einer besondern Krankheit befallen. Sie können nicht mehr gerade gehn, sondern laufen immer in einem Kreise von einem Zoll Durchmesser herum, wohl tausendmal in einer Stunde, und so mehrere Tage lang, Tag und Nacht. Bisweilen nehmen sie etwas Honig, den man ihnen anbietet, laufen aber gleich wieder davon. Das thun jedoch nur einzelne. Andere Krankheiten hat man an ihnen nicht beobachtet.

L. Oken.

144. Das Marienkäferchen.

(Coccinella septem-punctata.)

Wird wohl irgend ein Tier von den Kindern so freudig begrüßt und so zärtlich behandelt, wie dies rotröckige Zwerglein? Begegnet man

Digitized by Google

einem auf dem Spaziergange, so macht man gewiß einen kleinen Halt, um das „niedliche Dingelchen" zu betrachten; sucht eins im Herbst oder Winter Zuflucht im Zimmer, so gewährt man ihm herzlich gern Gastfreundschaft. Man setzt den kleinen „Besuch" auf die Hand — selbst das kleinste Schwesterchen wagt das, denn das gute Marienkäferchen krabbelt nicht so garstig, wie der grobe Maikäfer — man streichelt und liebkost es, und wenn das Tierchen, dem dabei so ängstlich zu Mute sein mag, wie einem Kinde, das von einem zigeunerartigen Riesen auf die Wangen geklopft wird, seine Fühler und Beine einzieht und sich tot stellt: da haucht man es an und spricht ihm Trost und Mut zu oder singt ihm ein altes Verschen vor, das ihm die Angst benehmen soll. Welcher Jubel dann, wenn das Käferchen sich ein Herz faßt, munter über die Hand rennt oder gar die langen Flügel unter der glänzendroten Schildkrötenschale vorschiebt und sich zum Fliegen anschickt und dann leicht wie ein Vogel der Fensterscheibe zuschwebt! Und solche Zuneigung der Kinder genießt der Marienkäfer nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England und wohl überall, wo er vorkommt.

Das Tierchen ist aber auch so recht eigentlich zum Kinderlieblinge geschaffen. Alles an ihm ist niedlich und zierlich. Die genaue Betrachtung mit der Lupe bestätigt und erhöht nur seine Zierlichkeit. Das kleine, oft unter dem Halsschilde versteckte Köpfchen trägt ein paar winzige schwarze Äuglein und zwei „pipskleine" Fühler, deren elf Gliederchen man nur mit dem Vergrößerungsglase genau erkennt. Diese Gliederchen werden nach dem freien Ende des Fühlers zu etwas dicker, die Naturforscher nennen sie deshalb mit einem freilich etwas massiven Ausdrucke „keulenförmig." Die netten Beinchen haben dreigliedrige Füße und ein paar sehr kleine Krällchen. Besonders auffallend ist die hohe Wölbung des fast halbkugelförmigen Geschöpfchens, welches an eine Schildkröte oder Porzellanschnecke erinnert, und das Überspringen des Flügeldeckenrandes, wodurch ein schützendes Schild für die Beine entsteht.

Die Farben des Marienkäferchens sind ordentlich nach dem Geschmacke der Kinder gewählt, hübsch kräftig und bunt. Kopf, Halsschild und Körper glänzend schwarz, wie Glanzleder, die Flügeldecken brennend rot. Und wie gefällig sind ihre Zieraten! Jeder Flügeldecke sind drei schwarze Punkte aufgedruckt; und außerdem trägt jede hinter dem Schildchen dicht an der Naht (an dem Rande, wo sie mit dem andern zusammenstößt) noch einen Fleck, der mit seinem Nachbar zu verschmelzen scheint. Kopf und Halsschild sind je mit zwei weißen Flecken geschmückt. So ist denn das Schoßtierchen so hübsch bunt angezogen, wie die Könige der alten Zeit ihre Zwerge in Scharlach und Gold kleideten.

Und wie macht sich das Käferchen vollends durch sein zuthuliches, harmloses Wesen bei den Kindern beliebt! Erst schüchtern wie ein Lamm, dann zutraulich wie ein Hündchen und flink wie ein Vögelchen. Wenn es sich nur auch füttern ließe! Aber es nimmt nichts an, nicht einmal ein Körnchen angefeuchteten Zucker.

Digitized by Google

Die Kinder bieten ihm eben nicht die rechte Speise. Fleisch will es, nichts als Fleisch, und zwar immer ein ganz besonderes Wildbret, nämlich Blattläuse. Bringt man einige mit diesen Schmarotzern besetzte Blätter in ein Glas und bindet es mit einem Papiere zu, in das einige Luftlöcher gestochen sind, so wird man bald gewahren, daß das miteingesperrte Käferchen sich eines guten Appetits erfreut. Es verzehrt eine Blattlaus nach der andern. Aber ein häßliches Raubtier ist es darum doch nicht. Was würde ein Marder oder Wolf thun, die in einen Stall voll Hühner oder Schafe eingesperrt sind? Sie würden alles niedermetzeln, wenn sie auch kaum eins ihrer Opfer ganz verzehren könnten. Der Marienkäfer aber tötet nur das Tier, was er wirklich aufspeist. Die Larve unseres Käfers scheint übrigens noch besseren Appetit zu haben. Sie ist viel größer als der Käfer, fast einen halben Zoll lang, langgestreckt, platt, nach hinten zugespitzt, höckerig und grau. Wo es auf einer Pflanze von Blattläusen wimmelt, findet man in der Regel eine solche Larve. Die räumt einmal auf! Man hat beobachtet, daß sie im stande ist, in einem Tage hundert und mehr Blattläuse zu verschlingen.

Die Puppe ist rot und schwarz punktiert. Der junge Käfer, der etwa nach vierzehn Tagen aus ihr schlüpft, ist anfangs weich, blaßgelb und ohne Flecken, erhält aber in kurzer Zeit seine schönen Farben. Die Mundteile sind sehr klein und darum nicht wohl einzeln darzulegen; am leichtesten sieht man die verhältnismäßig langen Kiefertaster, mit deren beilförmigem Endgliede der Käfer oft Gegenstände hastig zu befühlen scheint. Der Oberkiefer ist — wie es sich bei einem Raubtiere nicht anders erwarten läßt — scharf gezahnt.

Auffallend ist die Vielnamigkeit dieses Tierchens. In meiner Heimat lernte ich in verschiedenen Orten, die auf wenigen Geviertmeilen zerstreut liegen, folgende Benennungen kennen: Flieghähnchen, Fliegkühchen, Herbstkühchen, Gänsekühchen, Motschekühchen, Sommervögelchen, Goldkäferchen, Herrgottskäferchen, Liebgotteskühchen, Marienkühchen, dem lieben Gott sein Mähschäfchen. Es geht also mit diesem Tierchen, wie mit manchen Spielen und Spielzeugen. Das Gleiten auf dem Eise und das Spiel mit steinernen Kügelchen wird fast in jeder deutschen Landschaft mit einem besonderen Namen bezeichnet. Die Kinderwelt der einzelnen Gegenden scheint da für solche Gegenstände selbständig Benennungen geschaffen und geltend gemacht zu haben. Daß alle diese Benennungen eine liebliche Erscheinung andeuten sollen, ist klar. Warum aber dieses Käferchen als besonderer Schützling Gottes und der Maria bezeichnet wird, erklärt sich wohl eben aus seiner Beliebtheit; man suchte es dadurch ebenso der Schonung der Menschen zu empfehlen, wie sie die Schwalbe und der Storch genießt. Auch in anderen Sprachen führt es ähnliche Namen, so im Französischen bête à dieu oder bête du bon dieu, im Englischen lady-bird-fly (d. h. unsrer lieben Frau Vogelfliege). Der lateinische Name Coccinella aber deutet die Scharlachfarbe an, die man seit alter Zeit aus einer Art Schildlaus (Coccus) bereitete.

Digitized by Google

Aber warum hat man wohl dieses Tierchen ein Kühchen, d. h. eine kleine Kuh, genannt? wird der Leser fragen. Gewiß nicht wegen der Farbe, die gar wenig mit dem Braun der Rinder übereinstimmt, sondern wegen einer merkwürdigen Eigenschaft, die ich zu beachten bitte. Der Käfer läßt — wenn er unzart angerührt wird — aus den Gelenken seiner Beine einen gelblichen Saft quellen. Mit Milch hat derselbe freilich wenig Ähnlichkeit, denn er schmeckt unangenehm und riecht harzig, bitterlich, fast wie Opium. Wie alle sonderbaren Stoffe ist er einmal zur Arznei verwandt worden, man hielt ihn für ein Beschwichtigungsmittel der Zahnschmerzen. B. Sigismund.

145. Die Verwandlung der Insekten.

Die Klasse der Insekten ist unter den unvollkommneren Tieren dasselbe, was die Klasse der Vögel unter den vollkommneren Tieren ist; denn der größte Teil davon ist leicht geflügelt wie die Vögel. Überhaupt sind die Insekten auch in vielen andern Eigenschaften gar merkwürdige Tiere, an denen sich wundervolle Kunsttriebe, Vorausgefühl des Künftigen und vor allen Dingen eine Verwandlung und gänzliche Umgestaltung findet, wodurch ein und dasselbe Tier zu einem ganz andern wird. Erst ist es z. B. eine häßliche Raupe, die ungemein gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der vom Kote lebt. Auf einmal wird die Raupe krank; sie krümmt sich und windet sich und muß als Raupe sterben, nachdem sie sich öfters noch selber vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurechte gemacht hat. Da liegt sie oder hängt sie lange als tot, und die Raupe ist dann wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlingssonnenschein herein, da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Leben heraus, als das vorige war: ein schöner bunter Schmetterling, der all das Schädliche und Häßliche, was an der Raupe war, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Kot mehr essen mag, sondern mit seiner niedlichen, langen Zunge allenfalls bloß die Tautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt, sehr oft aber auch gar nichts mehr zu genießen braucht, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen eine solche Absterbung und gänzliche Umwandlung durch und leben zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Wasser, im Morast und Unrat lebten; doch können sich auch manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, der giftige Skorpion, die Spinne, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben daher bis ans Ende das, was sie waren: eine häßliche Spinne oder Laus oder Skorpion.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich allerdings viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet, welche auch, wenn der Augenblick und die Umwandlung des Todes glücklich

Digitized by Google

überstanden ist, in hoher Schönheit und Herrlichkeit hervorgehen und, aller armen Gebrechen ihres Leibes los, nun ein geistiges Leben führen wird. Man kann aber auch noch aus der Geschichte der Verwandlung der Insekten sehen, wie nahe sich oft innerlich solche Wesen in der Natur stehen mögen, die uns äußerlich als noch so sehr verschieden erscheinen.

G. H. v. Schubert.

146. Der Hamster.

Der Hamster, den schon seine Backentaschen und sein kurz behaarter Schwanz, so wie das am Bauche schwarze, am Rücken fuchsrote und dabei weißgefleckte Fell vor andern Mäusen auszeichnen, findet sich auch in Deutschland, besonders in Mitteldeutschland, bis zum Rheine.

Er ist ein rechtes Bild des Geizes. Den ganzen Sommer und angehenden Herbst durch schleppt er in seinen Backentaschen Getreide zusammen und in seinen künstlichen Bau hinein, ist dabei so geizig und hartherzig, unverträglich und boshaft gegen seinesgleichen, daß nicht einmal sein eigenes Weibchen in seinen Bau hinein darf, sondern einen eigenen haben muß, und daß, wo sich zwei Hamster begegnen, sie sich meist so lange beißen, bis der eine tot ist, der dann vom andern aufgefressen wird. Selbst das Weibchen jagt seine Jungen nach drei Wochen, wo sie noch ganz klein sind, aus seiner Höhle hinaus und benimmt sich dann, wo sie ihnen begegnet, als ihre ärgste Feindin. Und recht sonderbar ist es: im südlichen Rußland und Sibirien giebt es ein Tier, das zum Geschlecht des Iltis gehört, dieses beißt den Hamster tot und trägt wohl zehn solcher Geizhälse in seinen Bau hinein, der noch dazu ein Hamsterbau ist, aus welchem es die früheren Bewohner vertrieben hat. So wird der hartherzige Geiz in seiner eigenen Manier durch einen fremden Geiz bestraft, und ein Stärkerer trägt sich die selber als Vorrat ein, die ihr ganzes Leben nichts thaten, als Vorräte sammeln, wovon sie niemand etwas mitteilten. Im Gothaischen hat man zuweilen in einem Jahre gegen 27000 Hamster erlegt. Man gräbt ihre Baue gar gern auf, weil sich darin ein Vorrat des besten, auserlesensten Getreides von wohl 60 Pfund findet. Jede Sorte liegt da zuweilen rein von der andern abgesondert, wie bei geldlustigen Leuten die Sechsbätzner, die Zwölfer, die Vierziger, alles besonders sortiert liegt. Übrigens, um doch auch einen guten Zug vom Hamster anzuführen, frißt er nebenbei Maikäfer und Heuschrecken, wodurch er immer einigen Nutzen stiftet.

G. H. v. Schubert.

147. Die Mäuse.

Die Mäuse haben lebhafte, gescheite Augen, sind wohlgebildet, munter, furchtsam in Gefahr, mutig in der Not, die Reinlichkeit liebend, sich immerdar putzend. Die meisten lieben Wärme und Sonne, gehen aber aus Furcht doch nur bei Nacht ihrer Nahrung nach. Singen und sprechen kann man sie nicht lehren und sie zu nichts abrichten. Ihre Stimme ist

Digitized by Google

nur ein Piepen, d. h. sie können nur den Selbstlauter J angeben. Mehr und minder, wie verschieden ihr Naturell ist, kann man doch alle zähmen, obschon es von manchen verneint wird. Sie müssen zähmbar sein. Mit ihren freien Zehen und spitzigen Nägeln können sie gut klettern, mit ihren flinken Füßen schnell laufen, mit ihren scharfen Zähnen vortrefflich nagen und beißen. Sie sind scheu, furchtsam und verbergen sich aufs leiseste Geräusch, werden aber doch, wenn sie keine Gefahr wahrnehmen, kühn, keck, frech vor der Menschen Augen, daß man sie mit einem Stock erschlagen und mit den Händen fangen kann. Den stillen Igel und die schnellere Katze fürchten sie viel mehr als den Menschen. Sie gehen in alle Fallen nur eine Weile, dann werden sie durch Schaden anderer klug. Ihr Geruch ist fein. In Fallen, worin ein Kamerad eine Weile gelegen, gehen sie nicht mehr oder nur selten. Man muß auch mit den Lockspeisen abwechseln und ihren Reiz verstärken. Am wenigsten widerstehen die Mäuse gebratenem Speck. Obschon beinahe immer im Dunkel, sehen sie doch auch bei Tage gut. Gut muß auch ihr Gehör und Geschmack sein; sie unterscheiden alle Speisen genau, obschon ihnen alles genehm ist. Was sie nicht sogleich essen wollen oder können, das schleppen sie in einen ihrer Winkel. Sie lieben das Trockene, können jedoch schwimmen, nur nicht lange. Die Alten sorgen für ihre Jungen sehr brav und bringen ihnen genug Nahrung. Offenbar sind die Jungen oft sehr unklug und gehen aufs unvorsichtigste in Gefahr und Tod hinein, finden sich also viel häufiger in den Fallen. Kommen Alte und Junge mit einander aus einem Loche, so wagen sich die letztern viel zu weit voran, worauf die Mutter sie mit einem Tone warnt; dann kehren einzelne zurück, andere nicht. Wem nicht zu raten ist, dem ist dann nicht zu helfen! In großen Gefahren entspringen sie der Katze und flüchten sich zum Menschen, in dessen Kleid, Stiefel, Schlafrock u. s. w. zu großem Schreck der Furchtsamen.

Ihre Äuglein sind so schön, ihr Mündchen so fein, ihr Fell so sanft, ihre Füßchen sind so wohlgebildet, daß, wenn man eines in den Händen hält und anfragt, ob man es töten soll, alle Kinder, und insbesondere die Mädchen, mitleidig für dasselbe flehen. Hinter den Tapeten, Schränken u. s. w. hört man sie oft genug quieken, aber auch oft, daß sie sich tüchtig zanken. Ist alles stille, so kommen sie hervor, setzen sich wie Eichhörnchen auf die Hinterbeine, spitzen die wunderbar feinen, dünnen, seidenen Öhrchen und schauen herum. Man kann sie zahm machen, daß sie Brot u. s. w. aus der Hand annehmen. Ihren Wohlthäter lernen sie genau kennen. Es ist sonderbar, daß einzelne, aber nur einzelne, in den Häusern so zahm sind, daß sie fast auf den ersten Ruf, wenn man sie ruft und ihnen pfeift, hervorkommen, Brot aus der Hand holen, wieder ins Loch schlüpfen und kommen, so oft man pfeift. Leichter zähmbar sind die weißen mit rosenroten Augen, sogenannte Kakerlaken, wie bei den Kaninchen; diese aber sind viel zarter.

Drei Dinge sind an ihnen noch interessant, die wir nirgends aufgeführt finden:

Digitized by Google

Daß manche Mäuse nicht nur wie die übrigen quieken, sondern ein wenig singen können, d. h. sechs bis sieben melodische Töne in einer Reihe von sich geben. Einzelne haben demzufolge einen musikalischen Sinn, und diese Töne sind vermutlich Erinnerungen, sei es von einem Gesange oder von einem Klavier.

Sodann, daß in Fallen nur etwa der Schwanz oder der Fuß von einer Maus gefunden worden, woraus erhellt, daß sich das Tierchen denselben entweder selbst, um sich zu retten, in der Verzweiflung abgebissen, oder daß ihm seine Gefährten den schmerzhaften Liebesdienst erwiesen haben. Eine Thatsache, die sich an andern mutigen Tieren wiederholt.

Und drittens, daß die Mausmutter die Zahl ihrer Jungen genau kennt und weiter hinauf als eine Elster, ja, als ein Menschenkind, zählen kann. Beim Wegräumen einer Holzschicht wurde am Boden ein Nestchen mit neun Mäuschen und einer Muttermaus gefunden. Die Mutter sprang heraus und rannte mit großer Hast hin und her. Alle neun wurden in eine Mütze genommen; die Alte sprang mehrmals, ohne irgend eine Furcht vor den Menschen, gegen die Mütze empor; hineinsehen konnte sie nicht. Der widerrechtliche Eigentümer, von der Liebe der Mutter gerührt, nahm eines aus der Mütze auf seine Hand und hielt es der Mutter vor, diese nahm es sogleich weg und verbarg es unter Holz in Sicherheit und kam alsbald wieder. Sie nahm ihm das zweite ab, verbarg es, kam wieder, nahm ihm das dritte, vierte, fünfte ab, ohne je in die Mütze sehen zu können. Es wurden ihr alle neune, eins nach dem andern, herunter gereicht. Als sie alle neune empfangen hatte, kam sie nicht mehr, nicht einmal mehr, etwa auf den Fall, nicht recht gezählt zu haben, hervor.

P. Scheitlin.

148. Der Wolf.

Der Wolf gleicht einem Hirtenhunde in Größe und Farbe; aber sein eingedrücktes Kreuz und mehr noch sein schiefer, tückischer Blick verraten sogleich das Raubtier. An Gier und Stärke folgt der Wolf unmittelbar auf den Bären. Seine sehnige Gestalt hat kein Lot überflüssiges Fleisch am Leibe; doch ist er äußerst behend, und alle seine Sinne sind auf den Fraß geschärft; sein aufgerichtetes Ohr hört aus weiter Ferne das über den Schnee eilende Reh, sein Auge leuchtet in der Nacht mit roten Ringen, sein Geruch wittert das Pferd und den Reiter in der Steppe. Auf den langen, schwarzgestreiften Beinen jagt er gestreckten Laufes, so daß kein Windhund neben ihm aushalten würde; dabei hängt ihm die Zunge aus dem Rachen lang und schnaufend hervor. Alles muß seiner Unersättlichkeit zur Beute dienen; wenn der Hunger ihn quält, verzehrt er Mäuse, Frösche, selbst Aas; doch seine eigentliche Nahrung bilden die Tiere unserer Herden und Wälder. Ein Wolf frißt ein ganzes Schaf zu einer Mahlzeit, auch zwei, wenn er hungrig ist; außerdem frißt er von einem Stücke nur die Weichen, das Netz oder dergleichen und macht wieder auf ein anderes Jagd. Welche Verheerungen er anrichten kann,

Digitized by Google

beweist unter anderem die amtlich beglaubigte Thatsache, daß ein einziger Wolf, dem man neun Jahre lang in den bayrischen Alpen vergebens nachstellte, in dieser Zeit gegen tausend Schafe und zahlreiche Hirsche, Rehe und Gemsen zerriß.

Und solche Würger haben in den vergangenen Jahrhunderten scharenweise in Deutschland gehaust, vorzüglich aber zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, als wäre an dessen Morden und Brennen des Schreckens und Elends noch nicht genug gewesen. Es ist da oft vorgekommen, daß die Wölfe rudelweis in die Ortschaften eindrangen, bei Tag und bei Nacht, und Menschen und Vieh zerrissen und fortschleppten, wie das in Rußland und Polen sogar noch jetzt zuweilen geschieht. — Man begreift, daß sich des Menschen wohl eine abergläubische Furcht vor dem Wolfe bemächtigen konnte. Man scheute sich seinen Namen auszusprechen, denn: „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt!“ Man sagte: „das Untier“ oder dergleichen, und bei den Schäfern in Hessen hieß er im 15. Jahrhundert „Höltzin“, „Hennicke“, auch „Graubein“ oder „Goldzahn.“ Aber andererseits glaubte man auch, daß einzelne Menschen sich durch Zauber mittelst eines sogenannten Wolfsgürtels oder Wolfshemds in einen Wolf verwandeln könnten: ein solcher hieß Werwolf und dauerte der Zauber neun Tage, dann kehrte die menschliche Gestalt wieder zurück. Dieselbe Sage bestand schon bei den alten Griechen.

Heutzutage ist der Wolf in Deutschland als ausgerottet zu betrachten; aber noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in unsern Wäldern viele Wölfe, und mancher Bauer weiß noch die Geschichte von jenem Geiger in der Wolfsgrube so gut, als wäre sie gestern geschehen, obgleich sie ihm schon sein Großvater erzählt hat. Es ging nämlich einmal ein Geiger von einer Kirchweih nach Hause, auf welcher er den Leuten bis tief in die Nacht aufgegeigt hatte. Das Männlein ging ohnehin nicht gern auf dem geraden Wege und kam daher auch in dem dicken Forste, durch den es mußte, bald so weit zur Seiten ab, daß es am Ende in eine Grube fiel, welche der Jäger zum Wolfsfange gegraben hatte. Der Schreck war schon groß genug für den Geiger, als er so ohne weiteres von der ebenen Erde hinunter in die Tiefe fuhr, wurde aber noch größer, als er unten auf etwas Lebendiges auffiel, das wild aufsprang, und als er merkte, daß es ein Wolf sei, der ihn mit glühenden Augen ansah. Der Mann hatte nichts in der Hand als seine Geige, und in der Angst fängt er an, da vor dem geöffneten Wolfsrachen alle seine Stücklein aufzugeigen. Dem Wolfe mußte aber diese Musik ganz besonders schön und rührend vorkommen, denn er fing an überlaut zu heulen, was wohl, wie bei unsern musikalischen Hunden, wenn sie Sang und Klang hören, gesungen heißen sollte. Die andern Wölfe draußen im Walde, da sie ihren Kameraden drinnen in der Grube so singen hörten, stimmten auch mit ein, und ihr Geheul kam manchmal so nahe, daß das Geigerlein, an welchem kaum ein einziger Wolf satt geworden wäre, geschweige zweie, jeden Augenblick fürchten mußte, es käme noch ein andrer, auch wohl noch ein dritter und vierter Gast in die Grube herein. Unser

Digitized by Google

Kapellmeister in der Wüste guckte indes einmal übers andere in die Höhe, ob's noch nicht Tag werden wollte, denn das Geigen war ihm sein Lebtag noch nicht so lang geworden und so sauer und so niederträchtig vorgekommen, als da vor dem Wolfe. Ehe aber der Morgen kam, waren schon zwei Saiten an seiner Geige gerissen und da es Tag wurde, riß die dritte, und der Geiger spielte nun bloß noch auf der vierten und letzten; und wäre die auch noch gerissen, so hätte ihm der Wolf, der durch das viele Heulen, die ganze Nacht hindurch, nur noch hungriger geworden war, keine Zeit mehr gelassen zum Wiederaufziehen, sondern hätte ihn dabei aufgefressen. Da kam zum Glück der alte Jobst, der Jäger, der den Wolf schon von weitem singen, den Geiger aber in der Nähe geigen hörte. Alsbald zog er den Kapellmeister gerade noch zur rechten Zeit von dem hungrigen Wolfe heraus und erlegte dann diesen. Der Kapellmeister ging aber ganz still seines Weges und nahm sich vor, künftig lieber am Tage und auf geradem Wege nach Hause zu gehen. Das Geigen im Wirtshaus war ihm auch so ganz entleidet, daß er zu seinen Kameraden sagte, er wolle sich lieber mit der Nähnadel (denn er war ein Schneider) sein tägliches Brot ergeigen, und wenn er einmal eins auf Saiten aufspielen wollte, so thäte er's lieber in der Kirche als im Wirtshaus, denn von dort sei ein geraderer und sichrerer Weg nach Hause, sei auch nicht so weit dahin, als vom Wirtshaus. F. v. Kobell u. G. H. v. Schubert.

149. Die indische Landschildkröte.

Ich will zuerst die Lebensart der indischen Landschildkröten (Testudo indica) beschreiben. Diese Tiere finden sich wahrscheinlich auf allen Inseln der Galapagos, gewiß auf der größeren Zahl. Sie besuchen vorzugsweise die hochgelegenen, feuchten Orte, bewohnen aber auch die niedrigen und trockenen Landstriche. Sie finden sich in solcher Menge, daß fünf- oder sechshundert Mann mehrere Monate lang ohne andere Nahrung von ihnen leben können. Dabei sind diese Tiere ausnehmend fett und wohlschmeckender als selbst junge Hühner. Einige erreichen eine ungeheure Größe. Lawson, ein Engländer, erzählte uns von Schildkröten, die so groß waren, daß sechs oder acht Mann kaum vermochten, sie in die Höhe zu heben, und daß einige 200 Pfund Fleisch gaben. Die alten Männchen sind am größten, und die Weibchen werden selten so groß wie diese. Jene können an dem längeren Schwanz leicht von diesen unterschieden werden. Diejenigen, welche auf den Inseln leben, wo es kein Wasser giebt, oder in den niedrigen und trockenen Teilen der andern, nähren sich hauptsächlich von dem saftigen Kaktus. Die, welche die höheren und feuchten Regionen bewohnen, fressen die Blätter verschiedener Bäume, eine Beerenart (Guayarita genannt), die sauer und herb ist, und eine blaßgrüne Flechte, die in Gewinden von den Ästen der Bäume herabhängt.

Die Schildkröte liebt das Wasser, trinkt große Mengen davon und gefällt sich im Schlamme. Die größeren Inseln haben allein Quellen,

Digitized by Google

und diese liegen immer nach der Mitte zu und in einer beträchtlichen Höhe. Wenn also die Schildkröten, die in niedrigen Gegenden wohnen, durstig sind, so müssen sie weite Strecken zurücklegen. Aus diesem Grunde laufen breite und wohlausgetretene Pfade in jeder Richtung von den Quellen bis zur Meeresküste, und die Spanier entdeckten zuerst die Wasserplätze, indem sie diesen Pfaden folgten. Als ich auf der Chatam-Insel landete, konnte ich mir nicht denken, welches Tier so wohlüberlegt längs der gutgewählten Pfade ging. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, nahe an den Quellen viele von diesen Ungetümen zu sehen: ein Teil mit ausgestreckten Hälsen vorwärts wandernd, und ein anderer, der bereits getrunken hatte, auf der Rückkehr begriffen. Wenn die Schildkröte an der Quelle ankommt, so begräbt sie ihren Kopf bis über die Augen ins Wasser, ohne auf einen etwaigen Zuschauer Rücksicht zu nehmen, und schluckt begierig in großen Zügen, deren sie zehn in einer Minute thut. Die Einwohner sagen, daß jedes Tier drei oder vier Tage in der Nähe des Wassers bleibt und dann nach dem niederen Lande zurückkehrt; aber über die Häufigkeit dieser Besuche waren sie nicht unter sich einig. Es ist indessen sicher, daß Schildkröten selbst auf den Inseln leben können, auf denen es kein anderes Wasser giebt, als das während einiger wenigen Regentage fallende. Ähnlich dem Frosche, der die zur Lebenserhaltung nötige Feuchtigkeit in der Blase aufbewahrt, scheint auch die Schildkröte sich einen Vorrat von Wasser zu sammeln. Einige Zeit nach einem solchen Besuche der Quellen ist die Blase der Tiere von Flüssigkeit ausgedehnt, die allmählich an Masse abnimmt und weniger rein werden soll. Die Einwohner benutzen diesen Umstand oft, wenn sie in der untern Gegend von heftigem Durst befallen werden; sie töten dann die Schildkröte, und wenn die Blase gefüllt ist, trinken sie ihren Inhalt. Ich sah eine schlachten, deren Flüssigkeit ganz hell war und nur einen leicht bitteren Geschmack hatte. Die Einwohner trinken indessen immer zuerst das Wasser aus dem Herzbeutel, welches das beste sein soll.

Wenn die Schildkröten auf einen bestimmten Punkt hin wandern, so gehen sie Tag und Nacht und kommen viel früher an dem Ziel ihrer Reise an, als man erwarten sollte. Die Einwohner glauben nach Beobachtungen an gezeichneten Tieren, daß sie in zwei oder drei Tagen eine Entfernung von ungefähr acht (englischen) Meilen zurücklegen können. Eine große Schildkröte, die ich beobachtete, ging mit einer Schnelligkeit von 60 Ellen in zehn Minuten, d. h. 360 in der Stunde oder 4 engl. Meilen täglich, eine kurze Zeit zum Fressen auf dem Wege abgerechnet. — Während der Zeit der Fortpflanzung stößt das Männchen ein heiseres Brüllen und Blöken aus, das man in einer Entfernung von mehr als hundert Schritten hören soll. Das Weibchen gebraucht niemals seine Stimme, und das Männchen nur zu dieser Zeit. Sie legten gerade jetzt (es war im Oktober) ihre Eier. Das Weibchen legt sie zusammen, wenn der Boden sandig ist, und deckt sie mit Sand zu; wo aber der Boden felsig ist, läßt es sie aufs Geratewohl in ein Loch fallen. Herr Bynoe fand sieben der Reihe nach in einer Spalte liegen. Das Ei ist weiß und

Digitized by Google

rund; eins, welches ich maß, hatte $7^3/_8$ Zoll im Umfang. Sobald die jungen Tiere ausgekrochen sind, werden sie in großer Zahl eine Beute des Bussards. Die Alten scheinen gemeiniglich zufällig zu sterben oder von Abhängen herunter zu fallen. Wenigstens erzählten mir einige Einwohner, daß sie nie eine tot gefunden hätten, wo nicht eine solche Ursache gewesen wäre.

Die Einwohner glauben, daß diese Tiere ganz taub sind; so viel ist gewiß, daß sie eine Person, die gerade hinter ihnen geht, nicht hören. Es ergötzte mich immer, wenn ich eins von diesen Ungeheuern überholte, das ruhig dahin schritt, und wenn ich sah, wie es in dem Augenblick, als ich vorbeikam, Kopf und Beine einzog, ein tiefes Zischen hören ließ und mit einem lauten Schall zur Erde fiel, als wenn es tot wäre. Ich setzte mich häufig auf ihren Rücken, und wenn ich ihnen auf den dünnen Teil der Schale einige Schläge gab, so standen sie auf und gingen hinweg; aber ich fand es schwierig, das Gleichgewicht zu behaupten.

Das Fleisch dieser Tiere wird sowohl frisch wie gesalzen vielfach gebraucht und aus dem Fett ein schönes, helles Öl bereitet. Wenn eine Schildkröte gefangen wird, so macht man einen Schlitz in die Haut nahe am Schwanze, um die innere Seite des Körpers zu sehen. Man untersucht nämlich auf diese Art, ob der Speck unter der Rückenplatte dick ist. Ist dies nicht der Fall, so wird das Tier in Freiheit gesetzt, und soll sich bald von dieser Verwundung erholen. Um sich ihrer zu versichern, ist es übrigens nicht genug, sie wie die Seeschildkröten herumzudrehen, da sie ihre aufrechte Stellung wieder gewinnen können.

B. Dieffenbach nach dem Englischen des Ch. Darwin.

150. Die grüne Meerschildkröte.

Eine der größten unter den Schildkröten des Meeres ist die grüne oder Riesenschildkröte (Chelonia midas). Sie ist besonders wegen ihrer leckeren Eigenschaften hoch gefeiert. Ihre discusartigen Platten liegen Rand an Rand; knorpelige Bänder verbinden Rücken- und Brustschild, und geben dadurch dem Rücken eine gewisse Biegsamkeit. Durchaus friedlich, ganz an unsere Rinder erinnernd, leben die Herden dieser Tiere auf dem Meeresgrunde, und bei klarem, ruhigem Wetter kann man sie oft die grünen Tangwiesen der Untiefen abweiden sehen. Zuweilen auch bringen sie in die Mündungen großer Flüsse und nehmen den Weg am Ufer hin, um Gräser zu suchen. Aber regelmäßig und in Scharen von Hunderten erscheinen sie während der Monate des Eierlegens auf den sandigen, flachen Inseln des Tropenmeeres. Es ist ein wundersames Schauspiel, welches dann in stillen Nächten die Tiere dem versteckten Beobachter gewähren. Leise tauchen sie aus der Tiefe, nur den Kopf spähend emporgestreckt, und schwimmen schnell dem Ufer zu. Kaum läßt die glatte Welle ihre Spur gewahren. Aber von Zeit zu Zeit ertönt ein lautpfeifendes Zischen, als wollten sie ihre verborgenen Feinde schrecken. Hat ihr wachsames Auge keine Gefahr entdeckt, so kriechen sie an den Strand, und nun beginnt das Geschäft des Eierlegens mit einer Sorg-

Digitized by Google

samkeit und einem Eifer, der, unter den Amphibien einzig, in dieser Weise allgemein nur bei den Vögeln gefunden wird. Mit großer Schnelligkeit schaufeln die Hinterfüße in den Sand des wohlausgewählten Platzes eine Grube von etwa zwanzig Zoll Tiefe. Sie ist geschickt genug angelegt, um nicht von selber wieder zusammenzufallen. Hierauf werden 100 bis 200 Eier reihenweis hineingesenkt und so genau verdeckt, überhaupt alle Spuren der Arbeit so völlig verwischt, daß höchstens die dunklere Farbe des frisch aufgeworfenen Sandes den Bergeort verraten könnte. Nach einer halben Stunde kehrt die Schildkröte ins Meer zurück. Aber eben auf diesem Wege fällt sie in die Gewalt ihrer Verfolger. Die lauernden Küstenbewohner brechen aus dem Hinterhalt, schneiden ihr die Flucht ab, und betäuben sie mit Keulschlägen, oder werfen sie mit Hebebäumen auf den Rücken: ein Werk, das oft die gemeinsame Anstrengung von drei, vier Männern erfordert. In dieser Lage lassen sie die gefangene bis zum Morgen, um sie dann zu töten und auszuweiden. Aber auch unter den Tieren fehlt es der Schildkröte nicht an Feinden. Kuguare, Tiger, Bären und wilde Hunde überfallen sie, wälzen sie auf den Rücken und zerfleischen sie mit grausamer Lust. Die entlegenen Dünengestade tropischer Inseln, in deren Sande man selten die Spur eines Menschen, wohl aber unzählige geradlinig nebeneinander fortziehende Fährten der Schildkröte erblickt, sind Zeugen solcher Scenen. Dort liegen, wie auf einem Schlachtplatze, Hunderte von Gerippen, die einen schon von der Sonne gebleicht, andere mit verfaulenden Eingeweiden gefüllt, oder noch frisch und blutend. Über ihnen aber kreisen die Räuber des Luftreichs mit gierigem Gekreisch. Junghuhn, der Beschreiber Javas, giebt ein Bild der nächtlichen Kämpfe, von denen diese eklen Reste bleiben. In Scharen von zwanzig bis fünfzig eilen die wilden Hunde der Insel herbei, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Stellen ihres umpanzerten Körpers, zerren an den Füßen, am Kopf, an den Seiten, und wissen durch ihre vereinigte Stärke das Tier, ungeachtet seiner gewaltigen Größe, umzustürzen. Dann beginnen sie an allen Enden zu nagen, reißen die Brustschilder auf und halten an Eingeweiden, Fleisch und Eiern ihr Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wut und erreichen, oft die Hunde hinter sich schleppend, das Meer. Auch bleibt diesen die gemachte Beute nicht immer unbestritten. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildnis, der Königstiger, aus dem Walde hervortritt, gelockt von dem Geheul der Hunde. Einen Moment steht er still, stutzt, überspäht mit funkelnden Augen den Strand, dann schleicht er heran und — plötzlich in einem einzigen Satze, mit dumpfschnaubendem Geknurr wirft er sich unter den Knäuel. Nach allen Seiten stiebt die Meute auseinander und eilt dem Walde zu. Ein gebrochener, pfeifender Ton begleitet ihre wilde Flucht. So führen Hunde und Tiger einen Kampf mit den Bewohnern des Ozeans, an Orten, deren nackte Öde allein schon den Wanderer mit Grausen erfüllt. — Das Rückenschild dieser Reptile ist so hart, daß es selbst unter den Rädern eines Lastwagens nicht zerbricht, und ihre Kraft soll groß genug sein, um auch wohl ein paar Männer, die sich auf den Schild gestellt, mit fortzuziehen. H. Masius.

Digitized by Google

151. Die Hühner.

Die Haushaltung der Hühner ist in vieler Hinsicht sehr merkwürdig. Der Hahn ist der Herr und König seiner Hühner und bewacht, führt und verteidigt sie mit ununterbrochener Sorgfalt; er ruft denen, die sich etwa entfernen wollen, und frißt sogar nicht, bis er sieht, daß seine Weiber auch fressen. Findet er etwas, so ruft er sie zusammen, und man kann wohl im eigentlichen Sinne sagen, er spreche und unterhalte sich mit ihnen. Seine Freude, seinen Mut bezeugt er durch Krähen, womit er auch den Anbruch des Tages verkündet. Wegen seiner Kühnheit und Wachsamkeit ist der Hahn oftmals zu einem Sinnbilde kriegerischer Tugenden gemacht worden; deshalb stellten ihn auch die alten Griechen neben die Säule des Ares und der Athene und brauchten ihn zum Wahrzeichen auf den Schildern ihrer berühmten Helden.

Die Hennen sind lange nicht so gescheit, wenigstens nicht so listig, als der Hahn; aber zum Rechtthun und zur Erfüllung ihrer Naturpflichten sind sie gescheit genug. All ihr Verstand ist Mutterliebe, und Mutterliebe hat all ihren Verstand in sich aufgenommen. Nacht und Tag geben sie nur feine Töne von sich, es sei denn, sie haben ein Ei gelegt; dann aber thun sie solches der Welt laut genug kund. Nimmt man der Henne, wie wir es thun, die Eier immer wieder weg, so legt sie immer wieder, von Tag zu Tag, immer hoffend, man lasse sie ihr. Geschieht das und hat sie eine Anzahl zusammen, so fängt sie an zu brüten; denn sie will nicht unsern Tisch mit Eiern versehn, sondern Nachkommenschaft haben. — Um die Jungen bekümmert sich der Hahn gar nicht, sondern überläßt die Fürsorge und Erziehung unbedingt der Mutter. Er darf es aber; denn diese sorgt für sie treuen und aufopfernden Herzens, und wie des Hahns Wachsamkeit zum Sprichworte geworden ist, so der Gluckhenne Mutterliebe. Christus selbst hielt's nicht unter seiner Würde, seine Liebe zu seinem großen Volke mit der Liebe einer Gluckhenne zu ihrem kleinen Volke zu vergleichen. Das Bild ist eins der wohlthuendsten und lieblichsten! Wie sie scharrt, wie sie ruft, wie sie so zärtlich ruft! wie sie den Jungen die Körnchen und Würmchen zerbeißt und vor das Schnäbelchen legt! wie sorglich sie stets auf sie sieht, wie sie zwischen ihnen steht und um sie hergeht! wie sie warnt, wenn ein Raubvogel von der Höhe dräuet! Die Jungen aber verstehen die Mutterstimme wohl und laufen herbei, und sie verbirgt alle unter ihre ausgebreiteten Flügel und macht sich zum sichernden Schild und Gewölbe, an welchem der Raubschnabel des Tieres, das nicht auf die Erde kommt, sondern nur im Fluge und Stoße eines erhaschen will, vergeblich anprallt, weil die Federn elastisch sind. Sie stellt sich vor sie auch gegen Hunde und Menschen. Alle Jungen kennen sie, und sie kennt alle genau. Wenn ein paar Gluckhennen nebeneinander weiden und die eine ruft, so laufen nur die ihrigen zu ihr; rufen beide von verschiedenen Seiten, so eilen die Küchelchen, wenn sie gemischt waren, schnell auseinander. Zwei Gluckhennen in einem Stalle wehrten sich mit ihren schlechten Waffen gegen einen Marder so furchtbar, daß

Digitized by Google

zwar beide ihren Tod fanden, der Marder aber ausgehackte Augen hatte und, ganz zerpickt und bluttriefend, kaum noch eine Strecke sich fortschleppen konnte. Was vermag nicht die Mutterliebe!

Ja, Haus- und Kinder- und Gattenliebe, Ehrenhaftigkeit und Mut sind dieser Vögel schöne Eigenschaften. Man sollte wähnen, daß sie es nur bei dem Menschen so gelernt haben; denn von den meisten Waldhühnern wird gesagt, daß sie sehr furchtsam und dumm seien, wahrscheinlich weil man sie noch nicht genau genug beobachtet hat.

K. Vogel nach P. Scheitlin.

152. Der Bartgeier.

Der Bartgeier ist der Raubvogel in höchster Vollendung: ein ausgezeichneter Flieger und der mutigste und kräftigste Kämpfer unter allen seinen zahlreichen Genossen. Er steigt zu einer ungeheuren Höhe hinauf und schwebt leicht und schwimmend über den Gletschern herum, fähig in kurzer Zeit viele Meilen zurückzulegen und ein großes Revier abzusuchen. Da er auf die Alpen angewiesen ist, in denen es nur wenige ihm zur Nahrung dienende Tiere giebt, so muß es ihm leicht sein, ungemessene Räume zu durchsegeln, um eine Mahlzeit für sich aufzufinden. Allein sein Flug ist nicht nur sehr leicht und schnell, sondern auch äußerst geschickt. Wenn sich ein anderer Geier niederlassen will, schwebt er schraubenförmig und langsam herab; nicht so der Geieradler. Hat dieser aus einer Höhe, welche der menschliche Blick nicht mehr ermißt, seine Beute bemerkt, so legt er die Flügel zurück und stürzt sich mit Blitzesschnelle auf sie herab, um sie zu greifen und in seinen starken Fängen durch die Lüfte zu tragen, oder sie durch die Kraft seiner Flügel in den Abgrund zu stürzen und dort zu verzehren; denn er ist eben so kräftig, als kühn. Daher greift er auch nicht nur kleine und große Tiere, wie Gemsen, ja selbst Rinder mit Glück an, sondern wagt sich auch an Menschen. Daß er namentlich Kinder geraubt, dafür zeugen mehrere hinlänglich beglaubigte Erzählungen.

Anna Zurbuchen von Habchern, geboren 1760, wurde von ihren Eltern als bald dreijähriges Mädchen beim Einsammeln von Grummet mitgenommen und legte sich bei einer Scheune nieder. Bald schlummerte das Kind, der Vater bedeckte ihm das Gesicht mit einem Strohhute und ging seiner Arbeit nach. Als er kurz nachher zurückkehrte, war das Kind fort, und die verzweifelten Eltern und die übrigen Thalbewohner suchten es allenthalben vergebens. Währenddessen ging Heinrich Michel von Unterseen auf einem wilden Pfade, als er plötzlich zu seinem Erstaunen ein Kind schreien hört. Hastig eilt er den Klagetönen nach; da erhebt sich, durch den hallenden Schritt aufgeschreckt, von einer kleinen Anhöhe ein Geieradler und schwebt über den Abgrund hin. Am Rande dieses Abgrundes, in dessen Tiefe ein reißender Bergstrom brauste, fand Michel das Kind, welches keine andere Verwundung hatte, als einige Risse am linken Arm und der linken Hand, die wahrscheinlich von den Fängen des

Digitized by Google

Raubvogels herrührten. Schuhe, Strümpfe und Käppchen waren verloren. Dies geschah am 12. Juli 1763. Die Anhöhe aber, wo man das Kind fand, ist von jener Scheune, wo es schlummerte, etwa 1400 Schritt entfernt. Das so wunderbar gerettete Mädchen hieß fortan „Lämmergeier-Anni" und heiratete nachher einen Schneider, Peter Frutiger, in Gewaltswyl. — Eben so erzählt man von einem Hirtenknaben, der im Jahre 1778 auf der Silbernalb, im Kanton Schwyz, von einem solchen Vogel eine Felsenwand herabgestürzt und angefressen wurde. Auch Erwachsene sind schon in solche Gefahr gekommen und konnten sich nur durch schnelles Ausweichen vor der Wucht und dem Flügelschlage des gewaltigen Vogels retten.

Am mutigsten erscheint er bei der Verteidigung seines, auf steilen Felsenhöhen angelegten Horstes und seiner Brut. Ein Glarner Bauer entdeckte einen solchen Horst auf einer Klippe des Glarner Freiberges, erkletterte dieselbe, band die halbflüggen Jungen an den Flügeln und Füßen zusammen, hing sie über seinen Rücken und ging davon. Auf das Geschrei der Jungen kamen bald die Alten herbei und verfolgten den Mann vier Stunden weit mit solcher Wut, daß er sich nur mit Hilfe der Axt, die er bei sich trug, gegen sie verteidigen konnte.

Joseph Scheerer von Ammon am Wallensee, ein berühmter Gemsenjäger, erkletterte barfuß, mit der Flinte auf dem Rücken, einen Felsen, auf welchem sich ein Geierhorst befand. Er erlegte das Männchen, lud sein Gewehr wieder und drang bis zum Horste, in welchem vier Junge saßen, vor. Kaum war er da, als sich das Weibchen mit fürchterlicher Wut auf ihn stürzte, ihn mit den Fängen an die Lenden packte, mit dem Schnabel in den Arm hieb und biß, und mit gewaltigen Flügelschlägen vom Felsen in den Abgrund zu stoßen suchte. Mit aller Macht stemmte er sich an die Felsenwand und wehrte sich gegen die Angriffe des Vogels, so viel er konnte. Dennoch wäre er verloren gewesen, hätte er Stiefeln an den Füßen gehabt und seine Geistesgegenwart nicht behauptet. Mit der freien Hand richtete er den Flintenlauf auf die Brust des Vogels, spannte den Hahn mit den Zehen, drückte mit diesen das Gewehr los und hatte die Freude, den gefährlichen Feind tot zu seinen Füßen liegen zu sehen. Die erlittene Verwundung am Arme war so stark, daß die Narben bis an Scheerers Tod sichtbar blieben.

In Sardinien bildet, wie in Corsica, die Jagd auf Geier-, Geieradler- und Adlernester für die armen Bauern einen nicht unwichtigen Erwerbszweig, dessen Gefahren oft das kühnste Wagnis fordern. Drei Brüder aus der Umgegend von San Giovanni de Domus Novas hatten in einer Felsenspalte, unter welcher sich die schwindelnde Tiefe eines Abgrundes öffnete, einen großen Geieradlerhorst entdeckt, der ihnen eine reiche Beute zu versprechen schien. Aber der Felsen war so steil und der Horst so tief unten, daß keine andere Möglichkeit zum Neste zu gelangen übrig blieb, als sich an einem Seile hinabzulassen. Die Brüder legten das Seil um den Stamm eines in der Nähe befindlichen jungen Baumes, in der Absicht, sich eine Art von Rolle zu verschaffen und das Seil

Digitized by Google

hinabwinden und heraufziehen zu können. Bei diesem Unternehmen war nicht nur die Gefahr des Sturzes in eine Tiefe von 150 Fuß, sondern auch die des Angriffes der alten Geieradler zu fürchten. Deswegen nahm der durch das Los von den drei Brüdern zum Unternehmen bestimmte seinen Säbel mit; die beiden andern Brüder hielten das Seil. Der älteste war 26 Jahr, der mutige Jäger 22 Jahr alt, von herkulischer Gestalt, mit schwarzen Augen und Haaren, das wahre Bild jener schönen Bergbewohner der südlichen Gegend. Er wird an das Seil gebunden und an ihm hinabgelassen. Jetzt schwebt er über dem Abgrunde vor der Spalte, in welcher das Geieradlerneſt steht. Er nimmt es aus und hat vier junge Geieradler mit weißgelben Flaumen in seiner Hand. Er hat seinen Brüdern zugerufen, das Seil aufzuziehn; seine Stimme schallt weit durch die Klüfte, aber sie hat auch das Ohr seiner Feinde erreicht. Plötzlich sieht er sich von zwei Geieradlern, den Eltern der Jungen, die er trägt, grimmig angefallen; ein gräßliches Krähen verkündet ihre Wut, und im Augenblick antwortet ein hundertstimmiges Geschrei aus allen Schlüften des Felsens. Alle die gefiederten Bewohner desselben, Falken, Geier, Raben kommen hervor aus ihren Verstecken und scheinen dem Geierpaare helfen zu wollen. Ein furchtbarer Schwarm umkreist den kühnen Räuber; immer wütender stürzen die Geieradler auf ihn los. Er muß, um sich gegen sie zu verteidigen, den Säbel, den er mit außerordentlicher Geschicklichkeit führt, beständig über seinem Kopfe schwingen und sich nach allen Seiten hin decken. Plötzlich spürt er eine heftige Erschütterung des Seiles, er blickt auf und sieht, daß er in der Hitze des Gefechtes das Seil mit der Schneide des Säbels getroffen und dieses zu drei Vierteln durchhauen hat. Bei diesem Anblick überläuft ihn ein furchtbarer Schauer, und er erwartet schweigend in unbeschreiblicher Angst das Los, welches ihm die Vorsehung bestimmt hat. Endlich ist er oben, hat festen Fuß gefaßt und legt seine jungen Geieradler hin; ein lautes Freudengeschrei seiner Brüder begrüßt ihn, aber bei genauer Betrachtung erkennen sie ihn kaum: seine Haare sind weiß geworden!

K. Vogel, Naturbilder.

153. Der Seeadler.

Der weißköpfige Seeadler (Haliaëtus leucocephalus) gehört dem nördlichen Amerika ausschließlich an und zeigt sich in Europa höchstens als ein verirrter Gast. Besonders häufig ist er in der Nähe der großen kanadischen Seeen. Auf dem Kataragui oder dem obern St. Lorenzstrom sieht man ihn oft auf dem Aase eines von der Schnelligkeit des Niagarafalls fortgerissenen Wildes sitzen und, von demselben zehrend, den Strom hinuntertreiben. Denn ob er schon ein kühner Jäger ist und sowohl auf Vögel als auf Wildbret stößt und vorzüglich gern Fische frißt, so ist doch auch das Aas der gefallenen Tiere eines seiner Hauptnahrungsmittel. Die Geier fürchten ihn eben so sehr als den Goldadler und warten in der Ferne, wenn sie ihn auf einem Aase sitzen sehen, um, sobald er sich

Digitized by Google

entfernt hat, mit Heißgier über den Rest seiner Beute herzufallen. Die Jagd betreibt er gleichfalls, wie der Goldadler, mit dem Weibchen gemeinschaftlich. Der Aar sitzt lauernd auf einem Baum oder irgend einer Felsenkuppe, während das Weibchen durch die Gebüsche und Wälder streicht, um ein Wild für ihn aufzujagen.

„Versetzt euch einmal", sagt Audubon in seiner Beschreibung der Vögel der vereinigten Staaten, „an den Mississippi in der Jahreszeit, wann der herannahende Winter Millionen von Wasservögeln aus den nördlichen Gegenden herbeiführt, welche zum Überwintern ein milderes Klima aufsuchen. Dort am Ufer des Stroms auf dem Gipfel des höchsten Baumes sitzt in aufrechter Stellung der Seeadler; sein glühendes Auge überschaut die weite Ebene, während er auf jeden Ton lauscht, der aus weitester Ferne an sein Ohr bringt; hie und da fällt auch sein Blick in den Wald, in dem selbst der leise Tritt des Rehkalbes seinem Aufhorchen nicht entgeht. An der andern Seite des breiten Stromes sitzt sein Weibchen auf einer Felsenkuppe. Es beobachtet alles ruhig und stille und warnt von Zeit zu Zeit durch einen Ruf, der den Mann zum geduldigen Ausharren ermuntert. Nicht selten läßt er auf diesen wohlbekannten Zuruf seinen Unwillen vernehmen; er öffnet seine breiten Schwingen, neigt sich mit dem Halse ein wenig gegen die Erde und antwortet in Tönen, die man am ehesten dem Gelächter eines Wahnsinnigen vergleichen möchte. Doch schon im nächsten Augenblick faßt er sich; er nimmt seine gerade Stellung wieder an, und alles umher bleibt stille. Enten aller Art ziehn vorüber, die Krikente, die Brautente, der wilde Antrecht und andere gleiten pfeilschnell auf dem reißenden Strome hinunter; aber er achtet sie diesmal nicht, er wartet auf einen bessern Schmaus. Er hat, wiewohl aus weiter Ferne, die trompetenartige Stimme des wilden Schwans vernommen. Das Weibchen ruft von jenseits herüber, auch ihm ist der Ruf aus der Ferne nicht entgangen. Der Mann schüttelt seine Flügel, fährt schnell ein paarmal mit dem Schnabel durch die Schwungfedern und bringt sein Gefieder in Ordnung."

„Jetzt zeigt sich der schneeweiße Vogel von weitem in der Luft; er streckt den langen Hals, sein Auge ist so wachsam als das seines Feindes; kaum vermögen die langen Schwingen die Last des Körpers zu tragen. In schwerfälligem Fluge naht er heran; der Adler beugt sich ihm von seinem Sitze aus entgegen, bezwingt aber seine Ungeduld; der Schwan kommt bis in die Mitte des gefürchteten Paares. Jetzt ertönt ein schauerlicher Freudenschrei des Aares, der dem Schwan die Nähe seines fürchterlichen Feindes verkündet. Wie ein Blitz schießt der Seeadler auf sein zitterndes Opfer los, welches durch die verschiedensten Wendungen seinen grausamen Klauen zu entgehen sucht; der Schwan steigt, fällt, laviert, sucht sich senkrecht hinab in den Strom zu stürzen; aber der Adler, der wohl weiß, daß er nichts mehr gewinnt, wenn einmal der Schwan wieder auf seinem Elemente ist, hält sich unter ihm und nötigt ihn, indem er ihm die Klauen in den Bauch zu hacken droht, aufs neue emporzusteigen. Der Kampf ist bald entschieden. Der Schwan, vom langen Fluge vorher schon

Digitized by Google

ermüdet, hat zum Widerstand nur seine letzten Kräfte zusammengerafft, die ihm bald gebrechen. Er macht den letzten, verzweifelnden Versuch, den Strom zu gewinnen; aber der fürchterliche Gegner haut ihm die Klauen unter den Flügeln ein und drängt ihn mit unwiderstehlicher Gewalt seitwärts, bis sie miteinander am nächsten Ufer niederfallen. Nun aber, mein Leser, wer beschreibt den Ausdruck der grausamen Blutgier in dem — diesem Momente ganz eigentümlichen — Schnauben des Tyrannen der Vögel, wenn er, nach geendigtem Kampf über seine Beute frohlockend, das erste Mal Atem holt! Er stemmt seinen mächtigen Fuß auf den sterbenden Schwan und drückt ihm die scharfen Klauen tiefer in das zuckende Herz, und indem er ihm noch die Schmerzen des Todes so fühlbar als möglich zu machen sucht, erfüllt sein Jauchzen die Luft. Unterdessen hat das Weibchen kein Auge von ihrem Manne verwandt, und daß sie nicht herbei eilte, um ihm den Schwan abfangen zu helfen, geschah bloß, weil sie ihrem Herrn die Freude und Ehre allein lassen wollte, in der vollen Zuversicht, daß ihm Mut und Kräfte nicht mangelten, um den Kampf allein auszufechten. Jetzt setzt sie über den Fluß, wo sie von ihrem Manne begierig erwartet wird, und sobald sie angekommen ist, reißen sie miteinander die weiße Brust des Vogels auf und trinken sein Blut."

Daß der Seeadler gern Fische speist, ist schon erzählt worden, aber im Fischfang ist er ein Stümper; höchstens gelingt es ihm, in seichten Bächen einige zu fangen. Mit desto besserem Erfolg treibt er das kühne Gewerbe des meisterlosen Seeräubers. Der Fischadler, ein geschickter und unermüdlicher Fischer von der Größe des Steinadlers, der in den Schweizer- und Tirolergebirgen einzeln vorkommt, an den Seeen von Nordamerika aber gesellig lebt und ziemlich häufig ist, muß für ihn fischen und nach dem Recht des Stärkeren ihm seine Beute überlassen. Wilson in seiner Beschreibung des zoologischen Gartens von London giebt uns ein anschauliches Gemälde von der Art, wie er das Räuberhandwerk an den Ufern der großen Seeen und des Niagara betreibt. „Auf dem abgestorbenen Gipfel eines alten Riesenbaumes, der eine weite Aussicht beherrscht, sitzt der Seeadler und scheint in großer Gemütsruhe die mannigfaltigen Bewegungen des Federviehes zu betrachten, das tief unter ihm seinem Berufe nachgeht. Schneeweiße Möven wiegen sich behaglich in der Luft, geschäftig rennen die Strandläufer im Sande des Ufers hin und her, Züge von Enten schwimmen auf dem Flusse hinab, schweigsam steht da und dort am Ufer ein Reiher auf der Lauer, und Scharen geschwätziger Dohlen und kleinerer Vögel füllen die Luft. Hoch über allen diesen hängt einer, — wie ein schwarzer Punkt in der Luft angenagelt —, auf welchen sein Blick unabläßig gerichtet ist. Es ist der Fischaar; jetzt stürzt er herab auf sein Opfer, das er sich in der Tiefe ersehen hat. Das Auge des Seeadlers erglüht vor Freude; schon öffnet er halb die Flügel und wiegt sich, des Erfolges wartend, auf dem Ast. Wie ein Pfeil vom Himmel ist der Fischaar mit brausenden Schwingen herabgeschossen, er verschwindet unter dem Wasser, rings schäumt und wogt von seinem Sturze der Strom. Feuriger blickt nun der Adler, sein Hals

Digitized by Google

streckt sich, seine Federn sträuben sich empor, er breitet die Flügel weit aus und zittert vor Verlangen — siehe! da taucht der Fischaar aus den Wogen auf, einen schweren Fisch in seinen Klauen und mit einem lauten Freudenruf die gemachte Beute verkündend. Dieser Ruf ist das Signal, welches der Weißkopf erwartet; bald hat er den Fischaar erreicht: jeder bietet alle seine Kräfte auf, um über dem andern zu schweben, und die mannigfaltigen Wendungen, Kreise und Linien, die sie beschreiben, gewähren das schönste kriegerische Schauspiel der Lüfte, das man sich denken mag. Endlich — in dem Augenblick, da der unermüdliche Kämpfer seinen müden Gegner in einem raschen Angriff mit den Klauen zu ergreifen sucht, läßt dieser mit einem Schrei der Verzweiflung seine Beute aus den Klauen fallen und entflieht. Der Adler, als ob er sich noch besänne, was nun zu thun sei, oder um noch einmal seine Kräfte zusammenzuraffen, schaut einen Augenblick erst dem Fliehenden nach, dann stürzt er wie ein Wirbelwind dem fallenden Fische nach, und ehe dieser die Oberfläche des Wassers erreicht, faßt er die Beute in seine Klauen und fliegt damit gemächlich seinem Neste zu."

Der weißköpfige Adler wohnt nicht wie der Goldadler in wilden Felsengebirgen und in dem Dickicht der Urwälder, sondern in dem mehr ebenen Lande an den Ufern der Seeen und den Mündungen der Flüsse, wo er sein Nest auf den Gipfel eines hohen Baumes baut. Er heckt zwei oder drei Junge aus, die er mit großer Kühnheit verteidigt und auch, nachdem sie schon aus dem Neste geflogen sind, noch mit Fischen, Vögeln und allerlei Tieren füttert.

Auswahl von Neuenhaus.

154. Die Stimmen der Vögel.

Bekanntlich können nicht alle Vögel pfeifen und singen, so wie ja selbst nicht alle fliegen können. Die Gabe des Gesanges ist besonders den Passerinen oder Sperlingsvögeln eigen; jedoch einigen, deren Muttersprache gerade nicht die angenehmste ist, wie den Raben, Papageien, Staren, kommt das Talent zu, menschliche Worte mit oft recht täuschender Nachahmung aussprechen zu lernen. — Freilich, wer steht uns dafür, daß das, was wir den Gesang der Vögel nennen, nicht am Ende nur eine eigentümliche Tiersprache ist, aber eine singende, wie es ja auch ganze Völker giebt, die durch singende Betonung sich auszeichnen! Ist es nicht auch umgekehrt schon manchen Reisenden vorgekommen, als ob die Hottentotten kollerten wie türkische Hähne, da es doch der natürliche Accent ihrer Landessprache mit sich bringt, etwa wie der kundige Herodot die knirschende oder zischende Sprache der Troglodyten in Äthiopien mit dem schwirrenden oder knirschenden Tone der Fledermäuse vergleicht? Daß die Sprache der Südseeinsulaner wirklich viel von der Vögelsprache an sich hat, läßt sich sogleich wahrnehmen, wenn man die Wörter Te hi tig o te ra (Sonnenaufgang), Tooa te ra (Sonnenuntergang) oder Pipiri

Digitized by Google

(Monat) aussprechen hört. Auch hat man ja vielfach versucht, die Vögeltöne in menschliche Worte umzusetzen. Doch wir lassen diesen Streit und eröffnen den Reihen der Vögel mit der Drossel.

Dieser Vogel, der in der ältern deutschen Sprache Merle oder Merlin (Merula) heißt, kann bekanntlich auch menschliche Melodieen nachpfeifen, ja sprechen lernen. Seltsam oder komisch klingt es, wenn so eine Amsel, die mehrere Weisen gelernt hat, von einer in die andere überspringt, was dann mit einem musikalischen Quodlibet verglichen werden kann. — Eine Drosselart, die liebliche Singdrossel, soll singen: „David, David! Hans David!" außerdem: „Drei Nösel für eine Kanne! Prosit! Hans! Kuhdieb!" Es ist immer bemerkenswert, daß man bei den Deutschen den Stimmen dieser und anderer Vögel gern Wörter unterlegt, die ans Trinken erinnern. Es scheint, dieser Text rühre von trinklustigen Jägern und Landleuten her. — Von einer Drossel, welche die Kaiserin Agrippina gehabt und welche, was früher unerhört gewesen sei, menschliche Worte nachgesprochen habe, erzählt Plinius; vermutlich war es eine Amsel. Er fügt hinzu: „Die jungen Cäsaren haben einen Star, desgleichen eine Nachtigall gehabt, welche griechische und lateinische Worte aussprechen, ja ganze Sätze hersagen konnten." — Die schon erwähnte Sing- oder Weindrossel ist ein sehr tonreiches, musikalisches, selbst tanzlustiges Geschöpf. Sie begleitet nämlich mit mimisch tanzenden Bewegungen die Töne des Gesanges und drückt das Steigen, Fallen und Schweben desselben damit aus. Auch ist sie es, deren herrlicher Gesang besonders in den Gebirgen des nördlichen Skandinaviens, während des kurzen heißen Sommers, die einsamen Felsen belebt.

Aber nichts geht doch über die amerikanische Spottdrossel! Sie wäre die Königin aller Singvögel, wenn alles wahr ist, was uns die Reisenden von ihr zu erzählen wissen. Nicht nur, daß ihr angeborner Gesang höchst melodisch und mannigfaltig ist und ihre Stimme einen außerordentlichen Umfang und große Biegsamkeit hat; sie besitzt auch die Fähigkeit, die Stimmen aller anderen Vögel, vom Kolibri bis zum Adler, so wie die der übrigen Tiere und selbst der Menschen täuschend nachzuahmen. Sie spricht, wie Schubert sagt, mehr Tier- und besonders Vögelsprachen mit Fertigkeit, als der gelehrteste Professor Menschensprachen; denn sie macht auf ihrem Baume sitzend, wie zur Kurzweil, die Stimmen aller Vögel und sogar das Geschrei der Affen nach. Dann aber auf einmal fängt sie auf ihre eigene Weise zu singen an, so herrlich und entzückend, daß wohl kein Vogelsang, selbst nicht der der Nachtigall, ihr gleich kommt. Dabei bewegt sie oft im Takt die Flügel; dann hebt sie sich in die Luft und dreht sich in dieser wie tanzend umher. Selbst den klugen Hund soll dieser Vögel-Mezzofanti[1] täuschen, indem er den Pfiff seines Herrn nachahmt. Auch soll er sich damit ergötzen, kleine Vögelweiblein durch den Ruf ihrer Gatten herbeizulocken und alsdann durch

1) Anspielungen auf das wunderbare Talent Mezzofantis, eines zu Rom verstorbenen Gelehrten, der die Sprache von vier und zwanzig Völkern sprechen konnte.

Digitized by Google

das Geschrei eines Adlers zu erschrecken. Mit Recht nennen ihn daher die Mexikaner in ihrer anmutigen Sprache „Cencontlatolli“ d. h. den Vogel mit vierhundert Zungen.

Da hier einmal von einem ausländischen Sänger die Rede ist, so mag noch ein anderer merkwürdiger Fremdling, eine Art Manakin, die Pipra musica, erwähnt werden. Er ist besonders auf der Insel Domingo zu Hause und heißt auch Organist, weil er wie ein solcher schwarz gekleidet ist und ein blaues, kurzes Mäntelchen über den Nacken trägt. Er singt eine vollständige Oktave und zwar so mannigfaltig und anhaltend, daß er bei weitem die Nachtigall übertrifft. — Die Spott- so wie die früher genannte Singdrossel sind übrigens nicht die einzigen Vögel, welche rhythmische Bewegungen machen und tanzlustig sind. So ist die numidische Jungfrau, ein zur Reihergattung gehöriger ausländischer Vogel, wie schon der Name giebt, nicht bloß schön und zierlich wie viele andere Jungfrauen, sondern auch tanzlustig wie sie. Sobald sie nämlich Musik vernimmt, fühlt sie sich zu tanzenden Bewegungen aufgeregt, womit sie im Takt die Töne begleitet.

Auch unser Star bewegt im Takt des steigenden Gesanges seine Flügel. Überhaupt ein merkwürdiges Geschöpf: klug, munter, drollig, schreitet mit spaßhaftem Ernst daher, merkt dem Menschen seine Stimme ab und will sich, wenn's zum Essen geht, gleichfalls zu Tische setzen, wie ein Aff'; denn aufs Essen, und zwar aufs Vielessen, hält der Star etwas; kaum daß ihn noch der Seidenschwanz, welcher als der gefräßigste von allen Vögeln verschrieen ist, an Eßlust übertrifft. Seine Mutterspräche ist mehr schnurrend oder schnarrend, als hätte er einen heisern Hals; denn besonders betont er den Hundebuchstaben (R), wie schon Scaliger bemerkt. Auch hat er von seiner Aussprache sowohl seinen griechischen (ψάρ), als seinen damit verwandten deutschen Namen bekommen. Dagegen lernt er, wenn ihm die Zunge gelöst ist, fremde Melodieen ziemlich artig nachpfeifen, und seine Fähigkeit und Gelehrigkeit, menschliche Worte nachzusprechen, ward schon von den Alten gerühmt. Nur vergißt er wie mancher allzu lebhafte Knabe leicht wieder, was er gelernt hat.

Unter den Vögeln, die sich gleichfalls zum Tanze bewegen, ist auch unser Rohrammer zu erwähnen. Er liebt die Musik gar sehr und sperrt dabei die Flügel- und Schwanzfedern fächerförmig aus. Ob er auch die Augen verdreht, Beifall zunickt u. s. w., wie manche unserer Musikliebhaber, weiß ich nicht zu sagen. Er selbst singt ziemlich angenehm, zuweilen nur kreischt er; besonders wenn sich jemand seinem Aufenthaltsorte nähert, der gewöhnlich Schilf und Rohr ist, fängt er an zu schreien wie der rohste Sperling und hat davon nicht nur seinen zweiten Namen bekommen, sondern ist selbst sprichwörtlich geworden.

Ich übergehe die Meister des Gesanges, die Kanarienvögel und Nachtigallen, und gehe zu den Finken über. Fast alle eigentlichen Finken pfeifen oder singen hübsch. Um das Eigentümliche der so verschiedenartigen Gesangweisen oder Schläge der Finken, namentlich der Buchfinken

Digitized by Google

zu bezeichnen, hat man allerhand Namen erfunden. Dergleichen sind: der Bräutigam, der Reiterzug, der Weingesang („Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zu Weine gehen?"), der Doppelschlag (Finkferlinfinkfink, zispensia, paverlala! a zisschuschia") und so fort. Man behauptet, wenigstens in Thüringen, daß die Finken alle paar Meilen einen andern Dialekt sprechen, etwa wie die Deutschen oder die Schweizer. Bisweilen hat ein Fink drei bis vier Abänderungen seines Gesanges. Mit ihrem eigenen schönen Gesange zufrieden, verschmähen übrigens diese Vögel fremde, künstliche Melodieen einzulernen. Jung aufgezogen lernen sie am besten singen, ehe sie noch einen schlechten Schlag gehört. So viel vermag auch bei der Finkenjugend das Beispiel. Gern pfeifen auch die Finken einem andern nach, der durch Stärke und Umfang seiner Stimme sich auszeichnet, mithin ein Virtuos ist. In Thüringen, wo nicht bloß jeder Bauer Musik versteht, das überhaupt eine große singende Wald- und Bergkapelle ist, wurden sonst wenigstens geschickte Finken gar sehr geschätzt, so zwar, daß mancher Bauer wohl eine Kuh für einen tüchtigen Finken hingegeben hat. Auch in Frankreich liebt man sie; im Norddepartement befanden sich vor etlichen Jahren ordentliche Finkengymnasien, in welchen diese Vögel fünf Jahre lang — also ein Jahr länger, als auf manchen andern Gymnasien — unterrichtet wurden. In jedem Jahre wurde eine öffentliche Prüfung der gefiederten Zöglinge abgehalten, und wenn einer sechs- bis siebenhundertmal in einer Stunde geschlagen hatte, so wurde er als Meister in seiner Kunst entlassen und bekam sogleich eine Anstellung, d. h. er wurde von Liebhabern mit ungefähr 40 Franken bezahlt und in den Käfig gesteckt.

Zimmermann.

155. Der Rabe.

Die Raben erinnern in der Schärfe ihrer Sinne und durch die Kräftigkeit des Körperbaues an die Raubvögel; wie sie denn auch den Mut und selbst die Grausamkeit derselben zeigen. Die Füße sind stark; der Schnabel ist groß, an den Rändern schneidend; die Nasenlöcher verbergen sich unter borstenartigen Federn. Ihr Gang wackelt unbehilflich; der Flug, rudernd und scheinbar schwerfällig, vermag sich zu großer, andauernder Schnelle zu steigern. Bei all ihrem wilden Wesen sind sie leicht zähmbar, und ihre Gelehrigkeit, ganz besonders ihre Gabe der Nachahmung hat ihnen schon im Altertum Freunde und Bewunderer erworben.

Als der bedeutendste Vertreter der Rabenfamilie muß der Kolkrabe betrachtet werden. Nicht nur, daß er bei weitem der größte ist und das höchste Alter erreicht, sondern er vereinigt auch gleichsam alle Erbtugenden und Erbsünden seines vielberufenen Stammes. Sein tiefschwarzes Gefieder, sein krächzender Schrei, die Gier, mit der er das fernher erspürte Aas verschlingt, machten ihn den Völkern zu einem dämonischen Vogel. Man schrieb ihm verderbliche Kräfte zu und sah in ihm den Herold der Unterwelt. Dazu kommt die Stärke und Kühnheit des Vogels, der sich selbst an dem Adler versuchen mag, und vor allem auch seine tückische

Digitized by Google

Grausamkeit; denn schon die Alten erzählten, daß er kranke Stiere und Maulesel verfolge und ihnen die Augen aushacke, und Ähnliches berichten neuere Naturforscher. So war es nicht ohne Bedeutung, wenn die englischen Tempelritter in ihr Kriegsbanner einen Raben setzten, der einen Totenschädel in den Klauen trug, und wenn sie dem Bilde die Umschrift gaben: „Hüte dich vor dem Raben!" Selbst für uns hat dieser Vogel des Hochgerichts und der Schlachtfelder noch immer etwas von dem alten sagenhaften Schauer.

Dieser Auffassung geht indes eine andere, auf einem andern Charakterzuge beruhende, ergänzend zur Seite. Der Rabe ist bei den Alten auch der weise, der prophetische Vogel. Wie die Griechen ihn dem Sonnengott Apollo weiheten, so weihten ihn in demselben Sinne die Germanen dem alles schauenden Odin, und daß für die Augurien der Römer kein anderer Vogel bedeutungsvoller war, ist bekannt. Aber auch die Normänner bedienten sich desselben auf ihren abenteuernden Fahrten. Sie führten stets mehrere Raben auf ihren Schiffen mit und ließen sie von Zeit zu Zeit fliegen, um zu sehen, ob Auge oder Instinkt der Tiere in der Wasserwüste das gesuchte Land entdecke. Auf diese Weise ward Grönland gefunden.

Alles das weist auf die Klugheit, ja auf den Scharfsinn des Vogels zurück. Es ist dies auch wirklich eine seiner hervorragendsten Eigenschaften; um sie sofort zu erkennen, braucht man nur in sein schwarzes, stahlglänzendes Auge zu sehen, in dieses Auge, dem nichts entgeht, dem nichts gleichgültig ist, das alles versteht. Freilich entwickelt sich diese Seite in dem Charakter des Raben erst vor dem länger betrachtenden Blicke und besonders in der Schule der Zähmung.

Während der Rabe in der Freiheit immer eine mehr oder weniger wilde und vielleicht selbst unheimliche Erscheinung bleibt, wird er im Hause dafür ein höchst lustiger, komisch-vertraulicher Geselle. Zwar der Raufer und Räuber, der verschmitzte Gauner, der er draußen ist, bleibt er auch aller Erziehung zum Trotz. Der Mohr ist nicht weiß zu waschen. Bald hat er es auf ein Huhn oder eine Katze, bald auf einen armen Jungen abgesehen; er humpelt täppisch hinter ihnen drein und plötzlich, ehe sie's ahnen, hackt er ihnen den scharfen Schnabel in das Fleisch. Aber im Nu ist er verschwunden und sitzt unbefangen in irgend einem Winkel. Niemand würde auf das argloseinfältige Gesicht Verdacht werfen, verriete ihn nicht das boshaft leuchtende Auge. Nur wenn er etwa ein ganz besonderes Bubenstück ausgeführt hat, bricht er in höhnenden Jubel aus. Übrigens hat er seine Vorurteile und Grillen, seine guten und bösen Stunden, seine Zuneigungen und Abneigungen. Immer aber übt er eine Art Gewaltherrschaft aus über alles im Hause, was kreucht und fleugt, und selbst der Dogge weiß er Respekt einzuflößen. Anderseits hat er auch seine Schützlinge. Am liebsten aber sucht er die Bundesgenossenschaft des Dienstgesindes und der Knaben im Hause, deren Freigebigkeit ihm manchen Genuß und wohl auch manchen Mutwillen gestattet. Er begleitet den Kutscher auf den Bock, setzt sich zu ihm auf das Pferd, folgt dem

Digitized by Google

Knechte auf den Acker, empfängt den ankommenden Gast, wandelt dem spazierengehenden Herren zur Seite. Mitunter läßt er sich wie in mitteilsamerer Stimmung herbei, freiwillig und mit prahlerischer Beharrlichkeit seine Künste, besonders seine Sprachstudien zu zeigen. Denn gerade darin offenbart sich sein Genie am glänzendsten und ergötzlichsten. Er führt ganze Scenen auf, meist im Stile der Gassenjugend. Man sieht sie sich balgen, hört sie schreien und schimpfen. Darauf äfft er dem Hahne nach, dem Hunde, foppt die Katze, und dazwischen tönt es wie eine Knarre, mit der man im Herbst die Vögel verscheucht. Mit einemmale ruft es „Jakob!" zuerst piano und dünnstimmig, wie aus einer Kinderkehle; dann immer lauter, immer tiefer, die ganze Skala hinab, bis er zuletzt im kräftigsten Basse endigt. Ist er der Bauchrednerei satt, so giebt es ein anderes Spiel. Er pocht an die Thüre, Einlaß begehrend, pocht einmal, zweimal; und öffnet man, so schiebt er herein, huscht die Stube auf und ab, und dann geht er auf den Tisch! Löffel, Messer, Gabel, Fleisch, Brot, Salzbüchse, nichts ist vor ihm sicher, er packt es, und fort damit, so schwer er nur tragen kann, zur Thüre hinaus, die Treppe hinan, um den Diebstahl hinter Holz oder in einer Spalte zu verbergen! Schneidet man ihm Brot, Fleisch und andere Bissen vor, so würgt er alles in den Hals, bis nichts mehr hineingeht; dann eilt er zum Boden, stopft Stück für Stück in ein Loch und deckt es zu. Darauf kommt er wieder, so lange noch irgend etwas fortzuschleppen ist. — Es braucht kaum noch besonders bemerkt zu werden, daß der Rabe auch sehr wißbegierig ist. Er untersucht den heißesten Brei, erprobt die Wichse des Stiefelputzers, die Giftfarbe des Malers; und dabei mag es denn öfters geschehen, daß er seinen Eifer mit frühem Tode büßt.

H. Masius.

156. Etwas über den Elefanten.

Im Sommer zwingt der Wassermangel in der nubischen Wüste die Elefanten, Tiger, Löwen, Giraffen, Antilopen, selbst einen großen Teil der unzähligen Vögelarten sich ganz in die Nähe des Nils zu ziehen, um dort täglich ihren Durst ohne Mühe löschen zu können. Jetzt, wo schon überall in der Wüste, wie in den Wäldern und Bergen, Regenwasser sich in den Vertiefungen zu sammeln anfing, wurden sie immer seltener gesehen, und etwas später erschienen selst die dichtesten Wälder am Fluß wie ausgestorben. Der Hauptgrund davon ist eine sehr giftige Fliege, die um diese Jahreszeit im Innern jener Wälder schwärmt und besonders von den Elefanten außerordentlich gefürchtet wird. Dennoch hatte ich das Glück einen Trupp dieser Riesentiere, die vielleicht eben im Begriff waren abzureisen, von fern mit dem Perspektiv betrachten zu können. — Im Winter dagegen ist nichts gewöhnlicher, als ihnen in Scharen von fünfzig bis sechzig, ja Hunderten zu begegnen, von denen einzelne eine fast unglaubliche Größe erreichen sollen. So fing man vor drei Jahren zu Quad-Medina einen Elefanten, in dessen ausgeweidetem Leibe ein Mann zu

Digitized by Google

Pferde ungebückt Platz fand. Die Art, wie man desselben habhaft wurde, war ebenfalls eigentümlich. Das gewaltige Tier war absichtlich in ein Durra-(Hirse)feld hinein gelassen worden, wo es sich seine Lieblingsfrucht so gut schmecken ließ, daß man nachher 8 Scheffel Körner, meist noch unverdaut, in seinem Magen fand; gleich darauf war es, wie man voraussah, an den Fluß gegangen, um zu saufen. Die Durra schwoll jedoch davon so auf, daß sich das Tier kaum mehr zu rühren vermochte und ihm kurz nach der begonnenen Verfolgung der Magen platzte. — Die Elefanten sind hier in der Regel fast eben so friedlich, als die Nilpferde, aber desto furchtbarer, wenn sie verwundet sind, und schon mancher Reiter, der die Geistesgegenwart verlor, um mit Gewandtheit in fortwährenden Windungen der Gefahr zu entfliehen, ward, trotz seines guten Pferdes, von ihnen eingeholt und vernichtet. Der Pascha von Nubien selbst befand sich einmal auf diese Weise in der drohendsten Lebensgefahr, aus der ihn nur der verzweiflungsvolle Sprung über eine breite Erdspalte rettete. Zwei seiner Mamelucken, deren Pferde nicht folgen konnten, wurden von dem rasenden Elefanten eingeholt, beide samt den Pferden in die Luft geschleudert und beim Niederstürzen zu unförmlichen Massen zerstampft. Das Tier war so wütend, daß es selbst nach dem Tode seiner Gegner noch ihre Schwerter und Lanzen mit dem Rüssel in lauter Splitter zerbrach.

Dessen ungeachtet giebt es einen Mann im Sennaar, von allen Einwohnern wohlbekannt, und seines Mutes wie seiner Kraft wegen „Tor" (Stier) genannt, der seit vielen Jahren kein anderes Geschäft als die Jagd der Elefanten, Krokodile und Nilpferde betreibt; und obgleich er sie stets allein bekämpft, gehört es doch zu den Seltenheiten, daß ihm eins dieser Ungeheuer entgeht, sobald er dessen Jagd einmal unternommen hat. Er ist dazu mit nichts, als einem gewichtigen Speere und einem kurzen, wohlgeschärften, zweischneidigen Schwerte versehen, welche Waffen er auf folgende Weise gebraucht. Dem Elefanten zieht er, auf der Erde kriechend und sich hinter Sträuchern und im Grase verbergend, so lange nach, bis er ihn fast zu berühren im stande ist. Dann haut er ihm schnell die Sehnen eines der Hinterfüße durch, worauf er sich augenblicklich von neuem im Laube versteckt. Der Elefant, der nicht weiß, wie ihm geschehen, da er keines Feindes ansichtig geworden, sucht auf drei Beinen so schleunig wie möglich fortzuhinken, bald aber zwingt ihn Blutverlust und Mattigkeit sich niederzulegen. Diesen Augenblick benutzend springt der Jäger, der ihn nie aus den Augen gelassen, herbei und stößt behend seine Lanze in einen Teil des Körpers, dessen Verwundung einen schnellen Tod herbeiführt. Das Nilpferd wird auf ähnliche Weise seine Beute. Er gräbt sich an einem Orte, wo es zur Weide zu gehen pflegt, ein Loch in den Sand, worin er sich durch deckendes Reisig noch besser verbirgt, und während das Tier sorglos und langsam bei ihm vorüberzieht, bohrt er ihm die Lanze in die Weichen, was dem Leben desselben ein schleuniges Ende macht.

H. v. Pückler-Muskau.

Digitized by Google

157. Die Brillenschlange.

Unter den zahlreichen Arten der Giftottern hat keine gleichen Ruf erlangt, als die Schildvipern (Naja), die ihren Namen von drei kleinen Schildern führen, welche hinter dem Auge liegen. Es ist ein furchtbarer Anblick, wenn plötzlich aus den Grashalmen der Steppe sich diese Schlange erhebt, ihre glühenden Augen auf den Wanderer geheftet, und wenn sie dann jenes Zischen hervorstößt, das man nur einmal gehört zu haben braucht, um es nie zu vergessen, und von dem ihre glitzernden Ringel zu erbeben scheinen. Die unmittelbar hinter dem Kopfe liegenden Rippen sträuben sich schirmartig, und der Hals schwillt zu drohender Ungestalt. Dies ist ein Augenblick höchster Gefahr; was nicht schon die Flucht ergriffen hat, fällt unter dem mörderischen Biß. Denn obwohl selten über 5 Fuß lang, vermag das erzürnte Tier noch auf 15 Fuß Entfernung in einem einzigen Satze seinen Gegner zu fassen. Dennoch sind gerade die beiden gefährlichsten Arten — die indische und die afrikanische Schildviper — schon im Altertum gebändigt und zu einer Art von Tanz abgerichtet worden. Die indische führt davon den Namen tripudians, von einer schwarzen augenförmigen Zeichnung ihrer Nackenscheibe aber den zweiten, geläufigeren Namen „Brillenschlange." Bei den Portugiesen heißt sie der scheibenartigen Auftreibung des Halses wegen cobra di capello (Hutschlange). Ihre Farbe ändert von einem gelblichen Braun bis zum völligen Schwarz ab. Die afrikanische Art (Naja Haja, Uraeus Haje), lebt im Sande der Wüste; aber sie ringelt sich auch unbemerkt durch das hohe Gras bebauter Striche oder lagert unter den Wurzeln alter Bäume. Dem Halse fehlt jene Brillenzeichnung, und die Rückenschuppen sind hier nicht wie bei der indischen Viper oval, sondern sechseckig. Es ist dies die unter dem Namen „Aspis" bei den Alten so oft erwähnte Schlange. Man bediente sich ihrer zur schnellen Hinrichtung von Verbrechern; aber auch Demetrius Phalereus und Kleopatra töteten sich, nach dem ausdrücklichen Zeugnis der Geschichte, durch das Gift derselben.

Wie im Altertume von den Psyllen, so wird sie noch jetzt von ägyptischen Gauklern zu allerhand Künsten abgerichtet. Das unheimliche Schauspiel einer Schlangenbezauberung ist oft beschrieben worden, und sicherlich oft von getäuschten Zuschauern. Dennoch wird man diesen Gauklern gewisse, uns fremde, Kenntnisse über Charakter und Lebensweise der Naja zuschreiben dürfen, da sie thatsächlich auch an ihnen völlig unbekannten Orten sofort den Versteck der Schlange ausfindig machen und durch Blick, Berührung und Musik eine große Gewalt über das gleichsam magnetisch-erregte Geschöpf ausüben. Der Beschwörer legt die Schlangen, mit denen er sein Werk treibt, in einer gewissen Entfernung vor sich nieder. Es sind träge Tiere, deren dicker Leib in braun-grünem Schiller glänzt; nur der Bauch schimmert mattweiß. Hat der Zauberer seinen Sitz eingenommen, so beginnt er auf einer kleinen Flöte sein Spiel; eine einfache, rohe Melodie, deren Töne langsam einander ablösen. Alsbald sieht man die Schlangen sich recken und wie lauschend die Köpfe heben und

Digitized by Google

drehen. Allmählich wird der Gang der Melodie wechselvoller, rascher; die Schlangen richten sich auf und gleiten gemach gegen den Musiker hin, während sie ein leises Pfeifen hören lassen. Dieser aber, als sei er der hervorgebrachten Wirkung noch keineswegs gewiß, beobachtet mit unverwandtem Blick die Tiere, und ihren noch langsamen Regungen nachgebend, mäßigt er wohl von Zeit zu Zeit sein Spiel. Endlich aber scheint der Zauber befestigt. Der Bändiger erhebt sich ebenfalls und schreitet den Schlangen entgegen. Sie weichen vor ihm, aber nähern sich pfeifend und züngelnd, sobald er sich zurückzieht. So setzt sich der Tanz in unmerklicher Steigerung fort, die Schlangen richten sich höher auf, das Zischen wird lauter, der Ton der Flöte immer gellender. Zuletzt nimmt die Heftigkeit der Bewegung einen so leidenschaftlichen Charakter an, daß der Europäer nur mit Grausen und Zweifel dem Blendwerk ferner zuschaut. Es ist nicht mehr ein gegenseitiges Nahen und Fliehen, sondern ein wildes Anstürmen, doch gehalten von einem gewissen taktmäßigen Zwange in den Schritten des Mannes, der ebensowohl von den Blicken der Tiere gebannt scheint, als diese von der Musik. Jetzt beginnt er in der einen Ecke der Scene seine Pantomimen; die Schlangen aber halten sich in einer andern, gerade entgegengesetzten. Und wieder schreitet der Beschwörer vor, den Klang der Flöte zu schrillster Höhe stimmend, und mit sprühendem Zischen sausen die Vipern gegen ihn heran. Sie haben sich fast mannshoch auf der Spitze des Schwanzes emporgerichtet, und berühren mit den schwarzen, nadelspitzen Zungen beinahe sein Gesicht. Dabei entwickelt sich an ihren Köpfen jene oben beschriebene Erscheinung. Die Haut des Halses schwillt an beiden Seiten zu handgroßen Schildern, der Kopf aber streckt sich in wagerechter Richtung auf dem gerade aufstarrenden Halse hervor, ununterbrochen züngelnd: kurz man erhält ein so lebendiges Bild der „Königsschlange", die unzählige Male gerade in dieser Gestalt als Stirnschmuck fast aller Gottheiten und Könige in den Tempeln und Grabdenkmälern Ägyptens gesehen wird. Wenn der Tanz einige Zeit in diesem Ungestüm fortgedauert hat, dann werden allmählich die Bewegungen schwächer, die Halsschilder verlieren an Größe und Straffheit, die Schlangen selbst sinken mehr zusammen; endlich läßt der Spieler seine Melodie in einzelnen Tönen ersterben, und die Tiere liegen wieder mit den Köpfen am Boden, nur durch ein andauerndes Zischen die vorhergegangene Aufregung bekundend. — Es braucht wohl nicht besonders hinzugefügt zu werden, daß solchen Schlangen die Giftzähne ausgebrochen sind, ebenso wie den Skorpionen, mit denen diese Zauberer ähnliche Künste verrichten, stets der tödliche Stachel abgestumpft wird. H. Masius.

158. Die Krokodiljagd.

Die Sonne war schon ihrem Untergange nahe, als einer der Matrosen mir meldete, daß vier Krokodile nicht funfzig Schritte von uns entfernt auf einer Sandinsel lägen. Ich eilte schleunigst aufs Verdeck und sah mit Verwunderung, daß keins dieser so scheuen Tiere sich bei unserer

Digitized by Google

Annäherung regte, sondern alle, wie erstarrt, mit offenen Rachen liegen blieben. Sogleich ergriff ich die geladene Muskete eines der uns begleitenden Soldaten und feuerte auf das nächste, welches ungefähr zwölf Fuß in der Länge maß, traf es auch unter dem Panzer, ohne es jedoch zu töten. Es fuhr erschrocken auf und sprang mit der blitzesschnellen Behendigkeit einer Eidechse ins Wasser, das es mit seinem Blute rötete, während die andern sich weder durch diesen Anblick, noch durch den Knall des Schusses stören ließen. Unser Führer fehlte das zweite, und da die Kugel unmittelbar vor dem Tiere in den Boden fuhr, daß der Sand aufsprühte, so schob es sich, jedoch nur langsam und anscheinend mit Schwerfälligkeit ins Wasser, wohin ihm nun auch das bei weitem größte der vier, welches dicht neben ihm lag, folgte. Jetzt reichte mir mein deutscher Diener ein Gewehr, welches ich ohne Verzug auf das letzte und kleinste abdrückte. Es ward glücklich erlegt, da die Kugel gerade in seinen gähnenden Rachen fuhr. Das noch junge Krokodil blieb, fast ohne zu zucken, ausgestreckt liegen. Als wir aber eilig aufs Land sprangen und uns alle darüber herwarfen, um uns seiner ohne Zeitverlust zu bemächtigen, raffte es sich noch einmal auf und kroch ziemlich schnell dem Flusse zu, erhielt aber auf dem kurzen Wege von den Negern so viele furchtbare Keulenschläge auf Hals und Kopf, daß es, mit Blut überströmt, bald regungslos liegen blieb. Und doch war das Leben des Tieres noch nicht gebrochen. Denn nach wenig Sekunden führte es mit seinem Schweif einen mächtigen Schlag, der mich selbst beinah getroffen hätte und einen der Matrosen so heftig in den Sand warf, daß seine Rohrpfeife mehrere Ellen hoch gen Himmel flog. In der That geht die Lebenszähigkeit der Krokodile ins unglaubliche. Schon hatte man dem erlegten Tiere die Haut größtenteils abgezogen, sowie alle Eingeweide ausgenommen, und man beschäftigte sich eben damit, die Knochen aus den Beinen zu lösen, als es noch einen letzten, galvanischen Schweifschlag gab, der im Augenblick den dichten Menschenkreis wie Spreu auseinanderfegte, obgleich sich die Erschrockenen schnell wieder lachend und jubelnd zusammenreihten. Denn sie freuten sich auf die leckere Mahlzeit, und wirklich ward während der Nacht der ganze Vorrat von dem stark nach Moschus duftenden Fleische mit großem Genuß von den afrikanischen Feinschmeckern verzehrt.

Tor, der tapfere, gewandte Tiertöter aus dem Sennaar, bekämpft das Krokodil auf eigene Art. Er nimmt ein paar Hunde oder, wie man mich versichert, gelegentlich auch kleine Kinder mit sich, die er dicht am Ufer anbindet, während er sich neben ihnen unter einem Haufen Gezweigs verbirgt. Sobald das Krokodil naht und sich dreht, um mit dem Schweif seine wehrlose Beute ins Wasser zu schleudern, bringt ihm schon die Lanze des geübten Jägers ins Genick, der es dann schwimmend verfolgt, bis es verblutend wieder an die Oberfläche des Wassers kommt. Dann schwingt sich Tor auf des Tieres Rücken, und dergestalt auf ihm reitend giebt er ihm mit sicherer Hand den Todesstoß.

H. v. Pückler-Muskau.

Digitized by Google

159. Eine Robbenjagd vor vierzig Jahren.

Die Reiseberichte der neuesten englischen und amerikanischen Seefahrer, die als die kühnsten und edelsten Helden unseres Zeitalters in die furchtbaren Einöden der polaren Land- und Wasserwelt eingedrungen sind, haben des Großen und Wunderbaren aus den nordischen Meeren so viel gemeldet, daß die schlichten Polar-Erlebnisse eines Thüringer Wundarztes, die ich hier nach dessen Aufzeichnungen und mündlichen Berichten erzählen will, klein und unbedeutend erscheinen werden. Dennoch ist ihre Mitteilung dem jungen Leser wohl weder unnütz, noch unlieb. Denn erstens scheint es gut, neben den abenteuerlichen, alle Gefahren der schrecklichen Polarwelt bestehenden Entdeckungsreisen jener unsterblichen Seehelden auch eine Vorstellung von den zum Behufe der Meeresjagd unternommenen Grönlandsfahrten zu erhalten, wie sie im glücklichen Falle ohne jene äußersten Gefahren ablaufen, damit nicht die Phantasie sich eine Reise in jene immer unwirtlichen Gegenden in allzu düsteren Farben ausmale. Zweitens dürfte der treue und schlichte Bericht von einer Robbenjagd auch darum nicht überflüssig erscheinen, weil solche Jagden in neuester Zeit in denselben Gegenden des Eismeeres nur selten unternommen werden und vielleicht schon ganz aufgegeben sind, seit durch übermäßige Verfolgung die Robben dort fast vertilgt wurden, so daß eine Grönlandsfahrt nur ausnahmsweis oder nie der Mühe lohnte. Das hauptsächlichste Revier für die Jagd der Thran, Felle und Fischbein liefernden Seetiere ist in neuerer Zeit der große Ozean und das südliche Eismeer geworden, und auch dort wird wahrscheinlich in nicht zu ferner Zukunft die Zahl der Jagdtiere fast so zusammenschmelzen, wie in den deutschen Wäldern das Edelwild.

Deshalb hoffe ich, der Leser werde unsern Berichterstatter, der, von der Lust zum Seeleben getrieben, sich an Bord begab, um einem Grönlandsfahrer als Wundarzt zu dienen, nicht ungern begleiten. Er erzählt wie folgt:

„Nachdem wir dem Waterschaut, der uns verpflichtete, geschworen hatten, das Schiff nicht zu verlassen, so lange Kiel, Steng, Stag, Mast und Wanten ständen, gingen wir am 24. Februar 1836 an Bord des bei Glückstadt vor Anker liegenden „Kleinen Heinrich", eines Dreimasters, der sieben Schaluppen führte. Das Schiff war, wie es zu einer gefährlichen Reise nötig ist, stark gebaut und mit dem Materiale zu Ausbesserungen wohl versehen. Die Mannschaft bestand aus 51 Mann, fast lauter gedienten Leuten. Der Kommandeur hatte schon dreißig Grönlandsfahrten mitgemacht; sein elfjähriger Sohn, der als Kajütenwächter mitging, hatte ihn zweimal begleitet. Der Ober- und Untersteuermann, der Bootsmann, die drei Harpuniere, der Oberküper und der Oberzimmermann hatten das Eismeer öfter besucht. Der Pudel des Kapitäns, unter seinen Genossen ein viel gereister, trat seine dritte Grönlandsfahrt an.

Die meisten unserer Leute waren wohlgesittete Holsteiner Bauernsöhne, die lieber die zur Erlangung der Militärfreiheit erforderlichen zehn

Digitized by Google

Seereisen mitmachen, als die Muskete tragen wollten. Doch waren unter dem Schiffsvolk auch einige von dem gewöhnlichen Schlage der Kauffahrtei-Matrosen, verwegene, rohe Burschen, die das Land nur als Belustigungsort für einige in Saus und Braus zu verlebende Jubeltage, das Schiff dagegen als ihre wahre Heimat ansahen. Einige dienten als Monatsfahrer um monatlichen Sold, andere als Partfahrer um einen Anteil der Jagdbeute. Einer der wenigen Neulinge war ich, der Schiffsarzt. Ich suchte mich auf dem engen Raum, der mich auf einige Monate beherbergen sollte, bekannt zu machen und ordnete dann meine Bücher und Arzneikisten in der wohlgeheizten Kajüte, in der nur dem Kapitän und seinem Sohne, dem Obersteuermann und mir der Aufenthalt gestattet war. Gegen Abend kroch ich in meine Koje, die eher einem Wandschrank, als einem Bette glich, nachdem ich mit Verwunderung gesehen, wie die Matrosen ihre Kojen, in denen sie zu dreien dicht wie Heringe lagen, durch die Schiebethür dicht verschlossen und dadurch ihren nächtlichen Ruheort zwar wärmer, aber noch unfreundlicher machten, als er an sich ist.

Am 25. Februar verließen wir Glückstadt und fuhren nach Kuxhaven. Am nächsten Morgen benutzten wir den günstigen Wind zum Auslaufen, mußten aber, weil der Wind umsprang, zurück und konnten erst am folgenden Tage in See stechen. Kaum tauchte das beschneite Helgoland mit seinen roten Klippen aus den Fluten, als ich von der Seekrankheit befallen wurde, die mich so kläglich mitnahm, daß ich meinen Vorwitz bitter bereute und sicher ausgestiegen wäre, wenn das so ginge. Ich habe an mancher Krankheit darniedergelegen, aber keine kennen gelernt, die so tief entmutigt, als die glücklicherweise gefahrlose Seekrankheit.

Der Wind blieb günstig und trieb uns schnell vorwärts. Ich hielt mich am Tage trotz der Kälte viel auf dem Deck auf, wurde dabei allmählich die häßliche Krankheit los und lernte, nach vielem Taumeln und einigen Fällen, auf dem schwanken Boden gehen. Mehrere stille Nächte ergötzte mich die Beobachtung des Meerleuchtens. Das Steuerruder warf statt weißen Schaumes eine grünliche oder rötliche Feuerwelle nach der andern auf. Das geschöpfte Wasser zeigte im Tageslicht an seiner Oberfläche stecknadelkopfgroße Gallertkörperchen, die fast so durchsichtig waren, wie Eis und unter dem Vergrößerungsglas ein kleines heraushangendes Fädchen zeigten (wahrscheinlich Noctiluca miliaris oder Mammaria scintillans). Das durch Löschpapier geseihete Wasser leuchtete nicht mehr, wohl aber der Rückstand auf dem Filter. Öfter sahen wir Nordlichter, die in rother und weißer Farbe spielten; weit hellere und buntere sah ich indes später in höheren Breiten; die Magnetnadel zeigte dabei nicht unbeträchtliche Schwankungen.

Nach einer Fahrt von acht Tagen erblickten wir die nordöstliche Küste von Schottland und gelangten Mitte März in das Eismeer, durch dessen Wogenschlag unser Schiff so gewaltig geschaukelt wurde, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Der Kapitän zeigte mir am fernen Gesichtskreise den weißen Schein des Eisblinks, und bald darauf gelangten wir ins Treibeis, das immer häufiger und großscholliger wurde, je weiter nördlich

Digitized by Google

wir vordrangen. Am 18. März bekamen wir eine von Schnee und Eis starrende, aus schroffen, schwarzen Felsen bestehende, öde Insel zu Gesicht. Es war das unbewohnte Eiland Jan Meyen, welches zwischen Island und Spitzbergen liegt. Wir sahen eine Thalschlucht angefüllt von einem blaugrünen Gletscher, der mit seinem Fuße bis ins Meer herabreichte: als sich durch den Wellenschlag ein großer Eisblock davon ablöste und fortschwamm, lernte ich die Entstehung der Eisberge kennen, denen wir später begegneten. Das Treibeis bestand hier aus großen „Eisflarden", die schon eine ziemliche Insel darstellen konnten. Sie ragten etwa zwei bis drei Fuß aus dem Wasser; manche trugen auf ihrer Fläche kleinere, darauf geschleuderte Schollen. Der Kapitän erwartete bald Beute zu treffen und ließ deshalb die zum Robbenschlage nötigen Gerätschaften an das Volk verteilen. Man hoffte aber Tag für Tag vergeblich. Die Matrosen sprachen kleinlaut von einem wahrscheinlich schlechten Erfolge der Reise: den Kapitän traf ich oft beim Gebetbuche; er klagte, daß er in den beiden letzten Jahren nichts gefangen und folglich nichts verdient habe, und daß er, wenn er auch diesmal ohne Beute heimkehren müsse, in Gefahr sei, seine Stelle zu verlieren. So herrschte auf dem Schiff eine gedrückte Stimmung.

Unsere Lebensart war nicht derart, daß sie uns hätte erheitern können. Früh halb acht rief der Koch zum Gebete. Man sang ein Morgenlied, und ich las ein Gebet vor. Dann wurde ein Frühstück eingenommen, das regelmäßig aus Buchweizengrütze bestand; wer Kaffee begehrte, mußte ihn auf eigene Rechnung kochen. Um halb zwölf wurde zu Mittag gegessen. Zweimal wöchentlich gab es Erbsen mit Schweinepökelfleisch. Sonntags und an zwei Werkeltagen saure Bohnen mit Rindspökelfleisch, je einmal Sauerkraut mit Schweinefleisch und Kartoffeln mit Stockfisch. Sonntags erschien außer den Bohnen ein Pudding auf dem Tische. In der Kajüte saßen wir zu zwölf bei Tische, das übrige Volk speiste im Zwischendeck. Die Kajütengäste erhielten jeden Mittag, die Matrosen nur Sonntags ein Glas Branntwein. Wein wurde uns bloß am Oster- und Pfingstfeste vorgesetzt.

So verflossen die Tage eintönig und nicht ohne Langweile. Ich gab dem Sohne des Kapitäns Unterricht und hatte Sonntags eine Predigt vorzulesen; einige Fieberkranke verlangten meine Pflege. Ein Seevogel wurde als Ereignis begafft. Tage lang sahen wir nichts als Eisschollen, die sich in bunter Mannigfaltigkeit um das Schiff tummelten. Manche erschienen farblos wie Glas, andere schön grün oder blau; ihre Formen waren höchst verschieden. Man wurde schwindelig, wenn man ihrem polternden Durcheinander lange zusah. Zuweilen schwamm sanft schaukelnd ein haushoher Eisklumpen mit prächtig grünen Klüften einher, der, wenn auch keinen majestätischen Eisberg, doch einen ansehnlichen Eisfelsen darstellte.

Endlich, endlich am 6. April ließ sich auf einer Eisflarde ein Seehund blicken. Es war ein junger, von kaum einer Elle Länge, mit reichem weißlichen Haar. Er wurde zum Besten der Neulinge lebendig auf das

Digitized by Google

Verdeck gebracht, wo ihn der Pudel halb zornig, halb ängstlich anbellte. Ich hätte das Tierchen gern am Leben erhalten; sein braunes Auge hatte etwas Einnehmendes und Gutmütiges. Aber mein Schüler, der Kajütenjunge, wollte an diesem Erstlinge der Jagd sein Probestück machen. Er rüstete sich dazu, wie ein Jungmeister vom Fleischerhandwerke. Er schwang, von der Mannschaft umstanden, seinen Stock mit aller möglichen Anstrengung, und war nicht wenig stolz darauf, daß er das arme Tier durch einen einzigen Schlag auf die Nase zu erlegen vermochte. Seitdem saß während des Tages stets ein Offizier im Krähennefte oder Utkick, d. h. einer an der großen Marsstange des Mastes befestigten Tonne, um nach Beute umzuschauen. Zum großen Jubel erscholl der Ruf: „Fall, Fall, Overall! In Gottes Namen!“ Man sah eine große Flarde dicht mit Robben bedeckt. Die Mannen steckten rasch Messer nnd Wetzstähle ein, ergriffen ihren schweren, mit Eisen beschlagenen und mit spitzen Haken versehenen Knüttel und bestiegen zu sechs die Schaluppen. Diese werden so rasch und geräuschlos als möglich nach der Eisflarde hingerudert. Man sucht den Robben den Wind abzugewinnen, und sie still so zu beschleichen, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten wird. Fünf Mann, der „Springer“ voran, erklettern die Scholle, der Offizier bleibt in der Schaluppe. Man erlegt die Seehunde durch Keulenschläge auf den Kopf; ein gelungener Streich auf die Nase tötet auch die größten im Nu. Ein schlecht getroffenes Tier setzt sich bisweilen beißend zur Wehre, und mancher Matrose trägt tiefe Narben von den Bissen einer „Klappmütze.“ Die nicht zu Tode getroffenen Robben grunzen und wimmern, manche entwischt ins Wasser. Man haut den fliehenden Seehunden scharfe Haken in den Rücken und sucht sie festzuhalten, bis ein Jagdkumpan kommt und ihnen den Todesstreich versetzt. Mit einer Geschwindigkeit, die unsere Landmetzger in Staunen setzen könnte, wird den getöteten Tieren das Fell, das auf der Kehrseite von einer mehrere Zoll dicken Specklage bedeckt ist, abgestreift. Die erstarrten Hände wärmt sich der Robbenschläger dadurch, daß er dieselben auf Augenblicke in die aufgeschlitzte Brusthöhle eines Tieres hält. Die Felle samt ihrer Speckschicht werden rasch in die Schaluppen geworfen, die, an der Scholle befestigt, mit derselben treiben und oft zwischen den Eismassen bedenklich schaukeln und gequetscht werden. Hat man volle Ladung, so eilt alles dem in der Nähe lavierenden Schiffe zu, durch dessen zurückgebliebene Mannschaft die Felle an Bord gezogen werden. Unterdes erquicken sich die Robbenschläger an Butterbrot und Branntwein; sobald ihr Boot entladen ist, kehren sie zum Jagdfelde zurück, um die übrigen Felle zu holen.

Die an Bord gebrachten Robbenfelle waren an Größe und Färbung verschieden. Die meisten der zugehörigen Tiere hatten etwa vier bis sechs Fuß gemessen; die größten, von sieben bis acht Fuß Länge, rührten von der Klappmützenrobbe (Stemmatopus cristatus) her, deren Männchen auf dem Scheitel eine dem Hahnenkamm nicht unähnliche Knorpelschwiele tragen. Die Felle der letzteren waren weichhaarig, oben schwarz, unten silbergrau. Die Färbung des Felles der gewöhnlichen Robbe richtet sich, wie die Jäger

Digitized by Google

behaupten, nach dem Alter und Geschlechte der Tiere. Die weißen Felle rühren von Jungen her, die weichhaarigen gefleckten sollen den Weibchen, die rauhhaarigsten und mit den dunkelsten Flecken gescheckten den Männchen zugehören. Außerdem unterschied man „bunte Hunde“ mit gelbbraun gefleckten Haaren und „Sattler“ mit einem großen schwarzen, sattelähnlichen Rückenfleck. Ob auch die letzteren Varietäten nur Folge der Altersstufen oder vielmehr Artenunterschiede sind, wage ich nicht zu entscheiden.

Fragte ich die Robbenschläger, wie es komme, daß die auf einer Flarde lagernden Seehunde nicht zum größten Teil entrännen, so gaben sie zur Antwort, dies sei einmal Folge des vorsichtigen Überschleichens, dann aber auch des festen Schlafes der Tiere und ihrer Unbekanntschaft mit dem Menschen. Die Robben sollen sich weit mehr vor dem Schwertfisch, als vor dem Menschen scheuen. Andere Jäger dagegen gaben an, nur die jungen Robben schliefen sorglos und fest, die alten wären sehr scheu und wachsam und nur durch listige Umzingelung zu erlegen. Unser Schiff hielt sich leider immer in ansehnlicher Entfernung von den Jagdgründen, so daß ich mich von dem Verhalten der Tiere nicht durch den Augenschein überzeugen konnte, und an der Jagd teilzunehmen wurde mir versagt.

Unser Fang war sehr reich, binnen vier Tagen hatten wir über 5000 Felle an Bord, so daß aller Raum überfüllt war. Man mußte deshalb einstweilen mit der Jagd einhalten, und die ganze Mannschaft war Tag und Nacht beschäftigt den Speck von den Häuten abzulösen und in Tonnen einzulegen, die Felle aber zusammenzuschlagen und in unteren Schiffsraum dicht zu verpacken. Durch angestrengten Fleiß kam man in vier Tagen damit zu stande, und nun sollte der Fang wieder beginnen. Das Schiff war ringsum von unübersehbarem Treibeis umgeben, auf dem die Robben in solcher Menge lagerten, daß wir hoffen durften, eine ausgezeichnete Jagd zu machen.

Aber es kam anders, als wir hofften. Am 18. April, als wir uns auf dem 78.° n. Br. befanden, gingen die Schaluppen bei schwachem Nordost und ruhiger See auf den Fang. Sie waren jedoch kaum eine Stunde fort, als sich die Luft verfinsterte und ein rauher Ostwind sich erhob, der das Meer aufregte. Aus Furcht, die Robbenschläger möchten bei einem entstehenden Schneegestöber das Schiff aus den Augen verlieren, gab der Kommandeur das Zeichen der Rückkehr, er ließ auf die Anker hämmern und dann einen Böller lösen. Bald kehrten die Schaluppen mit geringer Beute zurück. Ein Hamburger und ein Altonaer Schiff, die in unserer Nähe gejagt hatten, steuerten an uns vorüber und fuhren mit vollen Segeln südwestwärts, um dem Eise zu entkommen; der Altonaer Kapitän ließ viele Felle über Bord werfen, um im Zwischendecke Raum zu bekommen. Unser Kapitän dagegen beschloß, das günstige Jagdgebiet trotz der gefährlichen Aussicht nicht zu verlassen. Bald war die Luft dermaßen von Schneegestöber verfinstert, daß man nicht über das Schiff hinaussehen konnte; man vermochte deshalb nicht mehr den Eisflarden durch Steuerung auszuweichen. Die Schollen stießen mit entsetzlichem Poltern

Digitized by Google

und Krachen an die Windseite des Schiffes. In der Nacht steigerte sich der Sturm und der Aufruhr der mit Eistrümmern überladenen Wogen. Mehrere Stangen und Raaen wurden über Bord gerissen. Das Schiff knackte und prasselte unaufhörlich und erbebte bis auf den Kiel. Ein plötzlicher Stoß des Eises drückte am Hinterteil eine Planke ein und verschob das Gebälk der Kajüte dermaßen, daß eine Fensterluke klaffte. Durch die Öffnung stürzte das aufgepeitschte Wasser in die Kajüte. Als ich eintrat, schwammen meine Bücher flott umher. Das Schiff hatte einen bedeutenden Leck, das Pumpen wollte nicht fruchten, man fürchtete zu sinken. Selbst manche wetterfesten Matrosen waren verzagt; aber der Kapitän behielt seinen unerschütterlichen Mut. Als der Morgen anbrach, ließ der wildeste Aufruhr nach, und wir kamen in eine eisfreie See. Mittags schien die Sonne. Da maß der Steuermann die Breite und berechnete, daß wir uns auf dem 75. Grade befanden, also um 45 Meilen zurückgekommen waren. Der Leck war nicht zu verstopfen; man mußte deshalb bis zu unserer Heimkehr, drei Monate lang, unausgesetzt pumpen und den Schwengel stündlich etwa zweihundertmal bewegen. Wir fanden zahlreiche Schiffstrümmer. Ein Hamburger Kapitän, der uns besuchte, erzählte, sie rührten von einer englischen Brigg her, die wir kurz zuvor gesehen. Unser Kapitän suchte nun die Robben wieder aufzufinden, um sich an denselben für die Walfischjagd, die er eigentlich beabsichtigt hatte, zu entschädigen. Nach einigen Tagen begegneten wir wirklich aufs neue mit Robben besetzten Eisflarden. Die Zahl der Tiere war nicht so beträchtlich, wie früher, immer aber groß genug, um den Fang zu lohnen.

Mit dem Monat Mai begann für uns der lange Polartag, an dem die Sonne, ohne unterzugehen, den Himmel umkreist. Anfangs freut man sich an der immerwährenden Helle und bewundert die von der Mitternachtssonne angeglühten Eisberge. Aber bald wird man in der Schätzung der Zeit völlig irre, man wird nie recht von Grund aus schläfrig, und der Schlaf wirkt nicht so erquickend. Ich sehnte mich nach dem Dunkel unserer heimatlichen Nächte, mit dem der Schlaf sich wie von selber einstellt.

Trotz der nie unterbrochenen Hellung blieb es kalt. Selbst im Juni konnten wir auf dem Deck nicht ohne wollene Handschuhe aushalten, und die Kajüte wurde fortwährend geheizt.

Im Juni fischten wir einen toten Narwal (Monodon monoceros) auf, an dessen speckigem Rücken viele Seevögel herumzausten. Er maß zwölf Fuß; sein Stoßzahn war vier Fuß lang, der Speck lag auf seinem Rücken drei Zoll dick. Leider bekamen wir auf der ganzen Reise weder ein Walroß noch einen Eisbären zu Gesicht. Auffallend groß war dagegen die Menge der Seevögel in der polaren Zone. Als wir auf der nordwärts gerichteten Fahrt die Höhe von Nordschottland erreichten, flogen uns einige Finken und Quäker (Fringilla montifringilla) zu, die Tage lang bei uns hausten und von allen freudig willkommen geheißen wurden. Einer der Quäker blieb dauernd bei uns und überlebte die arge Sturmnacht. Jetzt bekam er sonderbare Gesellschaft. Wir angelten uns

Digitized by Google

nämlich Seevögel, welche, das Schiff umschwimmend, sich an dem von den Specklagen abgelösten Robbenfleische labten. Es waren besonders Eissturmvögel, von den Matrosen Mallemocken genannt, die gierig nach der Angel schnappten. Wir ließen die Gefangenen auf dem Deck umherlaufen. Es sind häßlich nach Thran riechende Vögel mit dichtem weißen und grauen Dunenkleide; in der Angst spritzen sie Thran aus ihren röhrenförmigen Nasenlöchern. Außerdem sahen wir mancherlei Möven, viele schwarzrückige Lummen und Alken mit wunderlichen Papageischnäbeln. Besonders lustig ist es zu beobachten, wie die Raubmöve (Lestris) den andern Möven ihre Beute abjagt; sie beißt nämlich die Möven, die eben beim Stoßtauchen einen Fisch gefangen, so lange, bis sie denselben fallen lassen, und schnappt die Beute aus zweiter Hand auf, ehe sie ins Wasser fällt.

Am 14. Juni, auf 78.° n. Br., erblickten wir bei ruhiger See die Spritzsäulen des Walfisches. Er schwamm so nahe an uns vorüber, daß wir sein Blasen deutlich hörten und den schwarzen Rücken des wohl 50 Fuß langen Ungeheuers über dem Wasser sahen. Es war ein Finnfisch (Balaenoptera), der einen flossenähnlichen Hautlappen auf dem Rücken trägt. Jagd wurde nicht darauf gemacht, teils weil wir fast volle Ladung hatten, teils weil diese Walfischart sehr wild und zähelebig sein soll und doch nur wenig Thran liefert.

Endlich hatten wir die volle Ladung von Robbenfellen und Thran und warteten nur auf günstigen Wind zur Heimkehr. Dieser trat am 17. Juni ein. Die meisten jubelten: einige Monatsfahrer bedauerten im stillen, daß die Fahrt zu kurz gedauert habe und folglich ihr Lohn knapp ausfalle. Die Partfahrer dagegen waren außer sich vor Freude und tranken, da sie bald zu Hause zu sein hofften, in wenig Tagen ihre ganzen Branntwein-Vorräte auf. Sie hatten den Verdruß, fast drei Wochen an trocknen Kehlen leiden zu müssen. Denn der günstige Wind wurde nach einigen Tagen flau und der Himmel so dicht vom Nebel umhüllt, daß der Steuermann keine Messungen machen konnte. Wir mußten bis zum 24. Juni lavieren, und die Meeresströmung trieb uns unvermerkt gen Osten. Als der Nebel endlich riß, erkannten wir mit Schrecken, daß wir dicht an der von schwarzen Klippen starrenden norwegischen Küste trieben. Ein Lotsenboot kam herbei, gerudert von sechs blauäugigen, gelbhaarigen Schiffern in sehr ärmlicher Kleidung, die sich gern von uns bewirten ließen. Lavierend steuerten wir nun südwärts. Die Luft wurde merklich wärmer und es gewitterte öfter. Wir begegneten vielen Heringsbuysen.[1]

Als wir Glückstadt in Sicht bekamen, ruderte uns ein Boot entgegen, welches zwei Söhne unseres Rheders an Bord hatte. Die Kunde von unserm reichen Fange war schon durch Schiffe, die wir im Norden angerufen hatten, angelangt. Als ich das Land betrat, war ich des festen Bodens so ungewohnt, daß ich fast taumelte. Am folgenden Tage erhielten wir unsere Papiere und Löhnungen und gingen mit herzlichem Abschied auseinander.

1) d. i. Schiffen, die auf den Heringsfang ausgehen.

Digitized by Google

Es gefiel mir so wohl auf dem Lande, welches ich in voller Sonnenpracht antraf, daß ich jauchzend gelobte, nie wieder zu Schiffe zu gehen. Im nächsten Jahre ließ ich mich aber dennoch bewegen, eine neue Grönlandsfahrt mitzumachen, auf der wir jedoch weder guten Robbenfang hatten, noch einen Walfisch erblickten und auch sonst nichts erlebten, das besonders merkwürdig gewesen wäre. Indes erbeuteten wir doch wohl Felle genug, um die Ränzchen der halben deutschen Studentenschaft frisch zu überziehen, und hätten wohl auch noch eine hübsche Anzahl Seehundsfelle übrig gehabt, um Reisekoffer zu bekleiden. Seit jener Zeit soll aber die Jagd in den arktischen Gegenden, die wir durchstrichen, fast auf Null gesunken sein.

B. Sigismund.

160. Der elektrische Aal.

Nicht die Krokodile und der Jaguar allein stellen den südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen erfüllt, deren schleimiger, gelbgefleckter Körper aus jedem Teile die erschütternde Kraft nach Willkür aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug, die größten Tiere zu töten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenstraße von Urituku einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Auch fliehen alle anderen Fische die Nähe dieser furchbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer erschrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schoß der Gewässer aus.

Ein malerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maultiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärm die mutigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letzteren unterliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubten Mähnen, schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter; aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Lache zurück. Allmählich läßt die Wut des ungleichen Kampfes nach. Wie entladene Wolken zerstreuen sich die ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben

Schwächer und schwächer erschüttern nun allgemach ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpunen verwundet und mit dürrem, nicht leitendem Holze auf die Steppe gezogen werden. Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische.

A. v. Humboldt.

Digitized by Google

161. Ritt auf dem Dromedar.

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich einen Dromedar bestieg. — Die Tiere werden gewöhnt, sich beim Satteln niederzulegen, wo man dann bequem aufsteigt, während mit den langen Zaumzügeln noch eins der Vorderbeine des Dromedars festgebunden bleibt und der Führer ihn beim Kopfe hält, um ein schnelles Aufspringen desselben zu verhindern, was den Reiter leicht in den Sand werfen könnte. Die seltsamen Geschöpfe, welche drei Gelenke in den Hinterbeinen haben, brauchen auch drei Tempos zum Aufstehen wie zum Niederlegen, die dem ungeübten Reiter sehr gewaltsam vorkommen, und wobei er sich im richtigen Vor- und Rückwärtsbeugen nicht irren darf, wenn er das Gleichgewicht nicht verlieren will, wovon wir mehr als ein belustigendes Beispiel unter uns selbst mit ansahen. Der Gang des Dromedars ist im Schritt höchst unangenehm, vor- und rückwärts stoßend; man läßt ihn aber gewöhnlich eine Art sehr fördernden Paß gehen, der dem Reiter ungefähr dieselbe Empfindung giebt, als der sogenannte kurze Hundetrab eines sehr hart trabenden Pferdes. Es bleibt daher auch das Reiten in dieser Gangart in einer ununterbrochenen Fortsetzung von sieben bis acht und oft noch mehreren Stunden stets sehr ermüdend; bei einem kurzen Spazierritt ist es aber nicht unangenehm, und die gleichmäßige fortwährende Erschütterung des Körpers wirkt auf Gesundheit und Appetit gleich zuträglich. Der Sitz selbst auf dem hölzernen Sattelgerippe, um dessen hohen Sattelknopf man die Beine kreuzweis zusammenlegen und so auf dem Rücken des Tieres ruhen lassen muß, ist für einen Europäer ebenfalls nicht wenig beschwerlich, bis er sich daran gewöhnt hat. Es ist daher jedem hier Ankommenden sehr zu raten, die ersten Tagereisen nur klein einzurichten. Der Dromedar legt im mindest schnellen Paßgang die deutsche Meile in einer Stunde zurück, im scharfen Trabe auch zwei bis drei Meilen und setzt einen solchen Gang zwölf Stunden und länger fort, ohne auszuruhen. Mehemed Ali ritt einst die fünf und zwanzig deutschen Meilen von Suez nach Kahira, um einer Verschwörung der Mamelucken zuvorzukommen, in Zeit von 12 Stunden auf seinem Dromedare, und sein Page, am Schweife des Tieres sich anhaltend, erreichte laufend mit ihm Kahira! Andere Reisende behaupten, daß ein Nedschdi-Dromedar hundert Stunden Weges in vier und zwanzig zurücklegen könne, was mir jedoch übertrieben scheint. Dromedare wie Kamele sind übrigens sehr übellaunige und unleibliche Tiere. Ich stieg nie auf das meinige, ohne daß es sein Mißfallen darüber durch ein knurrendes Geschrei und zuweilen auch durch einige Beißversuche zu erkennen gab. Doch gleich den Führern fand ich es, einmal im Gange, immer willig und eine leichte Berührung mit dem Kurbatsch an seinem langen Straußenhalse hinreichend, es zum flüchtigsten Trabe anzutreiben. Der Zaum ist nicht mit einem Gebiß im Maule versehen, sondern durch ein Nasenloch gezogen, und vermittelst eines kleinen Holzknebels dort befestigt. Der Ton, auf welchen sich der Dromedar sogleich niederlegt, wenn man absteigen will, ist ein

Digitized by Google

heiseres, von seinem Reiter ausgestoßenes Krächzen, das nachzuahmen man mühsam erlernen muß. Um ihn wieder aufstehen zu lassen, ist kein weiteres Zeichen nötig. Es erhebt sich augenblicklich von selbst, sobald der Reiter im Sattel ist und den Zügel in die Hand nimmt.

Das belustigendste Schauspiel blieb für mich jeden Abend das Aufladen der Kamele, welches in der Regel von vier bis sechs Uhr andauert. Die Manieren dieser seltsamen Tiere mit ihrem Giraffenkopf, ihrem Schwanenhals, ihrem Hirschleib und dem Kuhschweife nebst dem ungetümen Höcker und den Hinterbeinen, die sie, als seien dieselben mit Charnieren versehen, taktmäßig in drei Teile zusammenlegen, sind zu komisch, um sie ohne Lachen mit ansehen zu können. Wie ungezogene Kinder schreien und quieken diese Tiere bei jeder Berührung, sehen immer im höchsten Grade empört aus, verlieren aber doch während dieses Ärgers keinen Augenblick, um dazwischen wieder emsig zu käuen, was ihnen, da sie nur die untere Kinnlade dazu in gleichem Takte und mit großer Ernsthaftigkeit rechts und links bewegen, ganz das Aussehen eines alten Mannes giebt, der mit schlechten Zähnen vergeblich eine Brotrinde zu kauen versucht. Ihre Zähne sind indes nur zu gut, und wenn sie sich in der Brunst befinden, ist ihr Biß so fürchterlich, daß man uns in Kahira erzählte, im vorigen Jahre habe ein Kamel dem Offizier der Wache am Thore des Friedens den Kopf abgebissen. Ich selbst sah sie nur mit Verwunderung die Äste der Mimosen samt deren eisenfesten, fünf Zoll langen Stacheln so unbesorgt abbeißen und kauen, als seien es Salatblätter.

Mit dem letzten Stöhnen der Kamele, welches die Beendigung des Aufpackens anzeigt, setzt sich dann sogleich die ganze Karavane, ein Tier an das andere gebunden, in Marsch. H. v. Pückler-Muskau.

162. Die Bergamasker Schafe.

Eine eigentümliche Erscheinung von zahmen Hochgebirgstieren bieten die Bergamasker Schafe, welche alljährlich aus den Thälern von Brescia und den Ebenen des südlichen Tessins nach den Engadiner Alpen wandern und dort den Sommer über bleiben. Diese Rasse ist weit größer als die gewöhnliche. Die Tiere sind langbeinig, meist weiß, tragen den Kopf hoch, haben eine stark gewölbte Nase, vom Untermaul bis auf die Brust eine Art von Wamme und hängende Ohren. Bei eintretendem Schneewetter blöken sie in tiefem Baßtone, und mit der gleichen Stimme rufen die Mutterschafe ihren Lämmern. Beobachter dieser Rasse schreiben ihr einen gewissen Trübsinn zu und behaupten, man sehe nie ein Lamm derselben munter springen, wie dies bei den andern Schafen so häufig geschieht.

Alljährlich, wenn die höchsten Engadiner Bergweiden neu zu grünen beginnen, sieht man auf den Straßen, welche aus den südmailändischen Tessinmarschen nach der Adda und dem Comersee führen, die nomadisierenden Karavanen. Langsam ziehen die gewaltigen Züge der großen Schafe überall am Wege naschend dahin. Große, magere, langwollige

Digitized by Google

Hunde halten eine musterhafte Polizei. An der Spitze des Zuges geht ein Schäfer, am Ende ebenfalls einer oder zwei. Es sind Bewohner der bergamaskischen Thäler Val Seriana und Brembana, wo Seidenbau, Ackerbau und Schafzucht zu Hause ist. Die Herden sind seit Jahrzehnten Eigentum mehrerer, meist miteinander verwandter Hirten, die in einem gewissen genossenschaftlichen Verbande miteinander stehen und das Wanderleben schon seit vielen Generationen betreiben. An der Spitze derselben steht ein Oberhirt (il pastore). Dieser ist bereits im Frühling in die Bündner Gebirge voraus gereist, um die Alpen, die er zu benutzen gedenkt, zu pachten, die Verträge abzuschließen und die notwendigen Vorbereitungen zur Ankunft der Herde zu besorgen. Die Hirten sind wettergebräunte Männer; ihre Gesichter, von pechschwarzem Haupt- und Barthaar beschattet, zeigen oft einen äußerst schönen, edlen Schnitt, feurige Augen und schneeweiße Zähne; ihre Bedeckung besteht in einem groben, wollenen Rock und Beinkleid und einem breitrandigen Hut. Bei kaltem oder regnerischem Wetter werfen sie einen weißen Mantel um; ihre Hemden sind stets rein und weiß, so dürftig auch das ganze Aussehen ist. Den Beschluß des Zuges machen mehrere wohlbepackte Maulesel von großer und stattlicher Art, die so viel tragen als ein gewöhnliches Saumpferd. Die Beteiligten besorgen die Hut abwechselnd. Während die einen bei den Schafen sind, sind die andern für eine gewisse Zeit in ihren heimatlichen Thälern und helfen ihren Familien die Feldgeschäfte besorgen. Nur der Pastore ist von den Herdengeschäften frei, da er mit dem Schafhandel, Verkaufe der Käse und dergl. beschäftigt ist; doch teilt er sich oft freiwillig mit seinen Genossen in die übrigen Arbeiten. Ist der Frühling bereits warm, so reisen die Herden nur des Nachts; in den kalten Herbsttagen der Rückkehr dagegen nur des Tages. So sorgfältig die Hirten sind, so dürfen sie doch ihren vortrefflich abgerichteten Hunden, von denen gewöhnlich je einer einen größeren Trupp bewacht und in Ordnung hält, das meiste überlassen. Sie reisen auf altherkömmlichen Wegen, und ihre Einkehr ist immer an Orten, wo sie vielleicht ihr Leben lang schon eingekehrt sind. Dabei bezahlen sie Gemeinde um Gemeinde ein kleines Wegegeld für das, was ihre Schafe abfressen, oft auch nicht unbeträchtliche Zölle.

Auf der Alp angekommen, verteilen sie ihre Tiere in vier abgesonderte Herden. Jeder Abteilung wird ein bestimmter Weidedistrikt angewiesen, ein Hund und ein Hirte beigegeben, der, wenn er von der Hauptthütte allzu entfernt wäre, seine eigene kleine Wohnung hat. Die Hauptthütte hat drei Abteilungen, die Küche, das Schlafzimmer und die Milch- und Vorratskammer, wozu oft noch eine stallartige Vorhalle für die Herde kommt. Nun beginnt die einförmige Wirtschaft. Die Hunde nehmen sorgsam ihre Schar ins Auge und verlassen sie nie. Kommt ein Fremder in die Alp, so nimmt ihn oft der Hund des Distrikts schon von weitem in Empfang und begleitet ihn schweigend durchs Revier; nähert sich derselbe jedoch den Schafen, so packt ihn der Hund sofort und hält ihn fest, bis der Hirte kommt. Die Nahrung der Schafhirten ist sehr

Digitized by Google

armselig, obgleich sie in der Regel ziemlich wohlhabende Leute sind. Jeden Morgen und Abend genießen sie ihre Wasserpolenta aus Mais oder Hirse mit etwas Käse. Ihr einziges Getränk ist Wasser und Molke; Suppe, Brot, Butter kennen sie nicht. Sie sind von düsterm Ansehen, höchst verschlagen und wortkarg. Ihr Charakter hat etwas Rauhes und Wildes. Nie hört man sie wie etwa andere Hirten ein Lied singen. Den ganzen Tag und die halbe Nacht bringen sie während der Alpzeit bei den Schafen zu. Dabei zeichnen sie sich durch außerordentliche Pünktlichkeit, Sorgfalt, Abhärtung und Genügsamkeit aus. Auf hölzerner Bank empfängt sie ein Lager aus altem Heu, über das sie ihre Decke und Mäntel breiten. Der Rock dient als Kopfkissen. Nicht selten sieht man achtzigjährige Greise unter den Hirten. Das Weiden geschieht nach einem gewissen Plane, indem sich die Schafe nicht beliebig ausbreiten dürfen. Die betreffende Abteilung bleibt immer auf einem verhältnißmäßigen Raume. Mit der größten Willigkeit folgen die Tiere den Hirten über Klippen und Gletscher still und aneinander gedrängt. Ein helles, kurzes Pfeifen ist das Zeichen zum Aufbruch, ein tieferes oder ein nachgeahmtes Blöken lockt die Schafe auf dem Zuge. Wenn diese lagern sollen, steht der Anführer still, umgeht langsam die Herde im Kreise und treibt dann mit kurzen Kehltönen die entfernten Tiere herbei. So gelagert, bleiben sie gutmütig still, bis wieder das Zeichen zum Aufbruch ertönt. Dabei kann sie der Hirt ohne Mühe an die abgelegensten Orte leiten und die kleinsten Grasplätzchen von ihnen abweiden lassen. Da aber diese Rasse bei ihrer Größe und Schwere einen sehr scharfen Tritt hat und so enge gedrängt geht, brechen die Herden gar häufig die dünne Vegetationsdecke, veranlassen Rasenabsitzungen und zerstören jährlich manche Weidestelle. Zudem fressen sie doppelt so viel als die Landschafe.

Wittern sie, wie es in den Engadiner Bergen oft geschieht, einen Wolf, Luchs oder Bären, so bleibt dennoch die ganze Herde dicht beisammen, während die an solche Zucht nicht gewöhnten Landschafe auseinanderstieben; dann geht der Hund vor und sucht den Hirten aufmerksam zu machen. Die Hunde allein, so mutig sie sind, nehmen es doch vereinzelt kaum mit einem reißenden Tiere auf, da es ihnen an Kraft gebricht, greifen aber in Mehrzahl oft mutig den Wolf an. Sie werden nur mit Kleie und Wasser oder Molken gefüttert und sind bei dieser dürftigen Nahrung und bei ihrer steten Thätigkeit sehr mager.

Man schreibt den Mangel an fröhlichem Temperament bei diesen Schafen den vielen Strapazen zu, denen sie ausgesetzt sind. Überfällt sie auch der Schnee, so müssen sie doch im Freien aushalten, und zwar oft Tage lang, ohne irgend Futter zu bekommen. Sie schmiegen sich dann eng zusammen und stehen dumpf blökend an einem Felsen.

Ist das Grün der Alpen abgeweidet und der September herangekommen, so wird vom Pastore der Alpenzins aufs pünktlichste abgetragen und die gestärkten Herden treten den Rückmarsch etwas rascher an. Die Esel werden mit den Bettdecken und Geräten bepackt: oben darauf kommt der Polentakessel mit dem Rührknebel, und an einem verabredeten Tage

Digitized by Google

treffen alle Bergamasker Herden, die auf den Bündneralpen überſömmert werden, in Burgofeſio zuſammen, wo ſie geſchoren werden. Jedes Schaf jeder Herde iſt an einem Ohre bezeichnet, ſo daß keine Verwechſelung vorkommt. Nun geht es in die Ebenen Piemonts oder in die Nähe von Brescia, Crema und dem unteren Teſſin, wo die Schäfer große Auen gepachtet haben und die Tiere wieder wie auf der Alp abteilen, des Nachts in Hürden einſchließen und von Hunden bewachen laſſen. Nur ſelten kommen die Schafe den Winter über in einen Stall.

Auf ſolche Weiſe bringen in den Bündner Alpen jährlich ungefähr 30—40000 Bergamasker Schafe den Sommer zu und zwar hauptſächlich in den Gebirgen von Miſox, Bergell, Puſchlav, Engadin, Rheinwald, Stalla und Avers. Die Schäfer bezahlen 16—17000 Gulden Pachtzins, der mit den Zoll- und Reiſekoſten auf 24—25000 Gulden ſteigt.

F. v. Tſchudi.

163. Der Hering.

Kaum giebt es ein wunderbareres Geſchöpf als den Hering, deſſen Geſchichte in den tiefſten Tiefen des großen Salzwaſſers noch gar nicht ſo genau erforſcht iſt, als man meinen mag. Unter allen den kaltblütigen Geſchlechtern in beſchuppter Haut iſt das ſeine wahrſcheinlich das zahlreichſte. Denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus dem Meeresſchoße aufſteigen, an allen Küſten des nördlichen Europas erſcheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden der Gefräßigkeit der Raubfiſche und Vögel erliegen und doch immer wieder in derſelben zahlloſen Fülle zum Vorſchein kommen! Der Hering erſcheint und verſchwindet mit bewundernswürdiger Regelmäßigkeit. Vielleicht lebt er eine Zeitlang in dem hohen Polarmeer, vielleicht hat er dort in Tiefen, welche kein Senkblei ermißt, ſein geheimes Reich und zieht dann gleich den wilden Reitervölkern der Steppen jährlich aus, die Meere zu durchſchwärmen. Große Heringskönige, ſo erzählen die Fiſchermärchen, Prinzen und Herzoge führen die Scharen und ziehen ihnen in ſilberglänzenden Rüſtungen vorauf.

Der Hering erſcheint jährlich dreimal an der Küſte von Norwegen, aber der Hauptfang geſchieht im Februar. Es iſt dies die Frühlingsfiſcherei; ſie liefert die größte Menge und die fetteſte, größte Art des Fiſches, den ſogenannten Frühlingshering. Der Fang geſchieht vornehmlich an dem Küſtenſtriche zwiſchen Bergen und Stavanger, am Eingange des großen Bukkefjord. Auf dieſem Raume verſammeln ſich im Februar wenigſtens 2000 Böte, die mit 12000 Fiſchern bemannt ſind. Dieſe begeben ſich Ende Januars auf die Inſeln hinaus, mieten Plätze und Hütten und thun ſich zu Geſellſchaften zuſammen. Gewöhnlich bilden zwei Kähne, jeder mit fünf, ſechs Mann beſetzt, einen ſolchen Verein (Baadlag). Zwanzig bis dreißig Baadlage vereinigen ſich dann zu einer Yacht, deren Beſitzer — der Kaufherr — die oberſte Leitung führt. Der Kaufmann ſchießt dafür den Fiſchern vor, was ſie brauchen, Gerät, Leinen, Segelwerk, Netze und Lebensmittel auf 2 bis 3 Monat. So gerüſtet

Digitized by Google

erwarten die Fischer die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig bis ins Meer hinaus entgegenfahren, mit begierigem Auge den ferneleuchtenden, silberblauen Schimmer erspähend, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, melden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Tieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn sie sind die sichern Verkündiger des Heeres. Es ist, als habe der Walfisch den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben in der ungeheuern Wasserwüste, das Sprudeln seiner Nüstern, wunderbare Springbrunnen, welche in den Lüften funkeln, sind seine Sprache. Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küsten treiben, wo sich dieser in die Scheren zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, anderen, noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier halten die Fischer mit ihren Netzen. Zuerst kommen die Fische einzeln, bald aber in so dichtgedrängter Masse, daß sie Wände von ungeheurer Höhe bilden, welche Fischberge heißen und oft bis auf den Grund des Meeres reichen und durch ihren Druck die Böte mehrere Zoll hoch über das Wasser heben.

Die Fischerei selbst geschieht auf zweierlei Art: mit Netzen und mit Angeln. Der Fang mit Netzen ist der üblichste und wohl auch der gewinnreichste. Jedes Boot hat deren sechsunddreißig, die meisten zwei Faden[1] lang und einige Faden tief. Mehrere werden aneinander geknüpft bis zu zwanzig Klafter Länge und anderthalb Klafter Breite. Diese werden jeden Abend einige hundert Fuß tief, je nachdem der Fisch zieht, in Reihen aufgestellt, unten mit Steinen beschwert und oben von Holzklammern gehalten. Doch stellt man nur die Hälfte der Netze auf einmal, die dann des Morgens gezogen werden, da der Hering bei Tage die Fallen bemerkt und vermeidet. Auch dürfen die Netze nicht größer sein, indem diese jedenfalls zerreißen würden. Denn die Fische stehn so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Hering steckt. — Will man mit Angeln fischen, so gehört dazu eine Leine von 4 bis 500 Klaftern, welche meist aus drei Seilen zusammengeknüpft ist, an denen 1000 bis 1200 Angeln angebracht sind, welche an sechs Fuß langen, starken Schnüren befestigt werden. An den Haken der Angeln sitzt der Köder, welcher gewöhnlich aus Muscheln oder aus Fischfleisch besteht. Die Leine mit den Angeln wird nun so ins Meer gelassen, daß ihre beiden Enden auf der Oberfläche schwimmen. Sie muß immer einige Klafter vom Boden bleiben, damit der Köder nicht von andern Seetieren abgefressen wird.

Hat nun der Fischer die Netze oder Angeln gezogen und sein Boot mit Fischen gefüllt, so eilt er damit ans Land zurück, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und diesem überliefert. Schaluppen

1) Der Faden ist wie die Klafter ein Längenmaß von etwa 6 Fuß.

Digitized by Google

stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt, eilen sie nach Bergen. Dort nun eröffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzt, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtenteils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand, das Werk des Ausweidens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und die Weiber ergreifen einen Hering nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstmäßigen Zug das Gedärm heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Fässer, und sie haben in dieser Arbeit eine solche Fertigkeit, daß mehrere tausend Fische täglich durch ihre Hände gehen.

Sobald die Kübel gefüllt sind, werden sie von andern Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in Tonnen gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300000 Tonnen Heringe ausgeführt sind, kann man sich einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Fässern kommt aus den Wäldern, und die Eigentümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Hering kehlen, die Fischer und Schiffer, die Bootsleute und Rheder, vor allen aber die Kaufleute nehmen ihren Teil am Ertrage.

Aber wie viel Gefahren, wie viel Mühen und fast übermenschliche Anstrengungen erfordert dies Fischergewerbe! Wie viel entsetzliche Not bringt es mit sich! Man denke sich das nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen gepeitscht, die mit rasender Wut über nackte Klippen jagen. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, die Elemente verbündet und im Aufruhr: dann erst erscheint es doppelt wunderbar, wie zähe die Kraft des Menschen, wie kühn sein Wille, wie gierig sein Verlangen nach Gewinn, wie sonderlich sein ganzes Wesen. Nur durch Kunst hat er sich des ewig beweglichen Elements bemächtigt, nur mit Gefahr seines Lebens erhält er sich darauf, und doch fragt er nicht nach Sturm und Eis und nach den schrecklichsten Entbehrungen. Eine Art Raserei ergreift ihn. „Die Fische sind da!“ und er muß sie fangen, sie töten, mit Waltieren und Adlern um den Preis streiten! Es ist, als habe er diese wilde, begierige Lust an Kampf und Sturm mit zur Welt gebracht; es zieht ihn, als könnte er nicht anders. Versuche es! gieb dem armen Nordlandsfischer ein gutes Feld, das ihn ernährt, wenn er halb so viel arbeitet, als in seinem lecken, morschen Kahne: er wird es verschmähen, verschmähen wie der kühne Alpenjäger das bequeme Haus verschmäht. Diesen lockt das rauschende Dickicht der Wälder, jenen das brausende Wogen des Meeres; dieser träumt von dem Prachtgehörn der Gemsen und vom Knall seines Feuerrohrs, jener von ungeheuren Netzen und dem

Digitized by Google

silberglänzenden Gewimmel darin; auf den Bergen schweifen, auf den Wellen fahren dünkt sie viel schöner als in Städten wohnen und an vollen Tischen sitzen. So mächtig ist der wilde Trieb zu wagen und zu gewinnen — oder zu verlieren. Th. Mügge.

164. Der Lappe.

Es giebt Berg- und Seelappen. Jene hausen, wie ihr Name sagt, auf den Hochgebirgen des Landes und bilden die vornehme Klasse des Volksstammes. Nur der arme und elende Teil desselben bequemt sich an der Küste, an den Flüssen und Seeen zu wohnen, zu fischen und auch wohl ein dürftiges, kleines Feld zu bestellen. Mit durstigem Verlangen hangen aber ihre Augen an dem Lande ihrer Väter, an den düstern, nebelvollen, lappischen Bergen, von denen das Bellen des zottigen Renntierhundes und der Jagdruf ihrer bevorzugten Brüder herabschallt. Wenn irgend ein Seelappe, von einem glücklichen Umstande begünstigt, die Mittel erhält Renntiere zu kaufen oder sich einer Berglappenfamilie anzuschließen, so kann man sicher sein, daß er augenblicklich die Hütte am Strande verläßt und zu den spitzen Zelten im Gebirge aufsteigt, welche für ihn das Paradies aller irdischen Glückseligkeiten sind.

Der eigentliche Berglappe ist kräftiger und breitgeschulterter, als der schwächliche, elend ernährte Seelappe, obgleich der ganze Stamm bekanntlich klein ist und die meisten Männer nicht viel über fünf Fuß messen. Gewöhnlich haben die Lappen braunes Haar und braune Augen, die sich schief nach der Nase hinabziehen und sehr tief liegen. Diese Augen sind lebhaft, aber häßlich, indem sie fast nie Wimpern besitzen. Dagegen läuft ein rot entzündeter Rand ringsum, welcher eine Folge des Qualms ihrer Hütten und des blendenden Schnees ist. Die Stirn des Lappen ist kurz und breit, die Nase dick, die Backenknochen hervorspringend, das Kinn spitz und die Haut von Rauch und Schmutz vergilbt oder tiefgebräunt.

Ihre Kleidung ist sehr einfach. Alle, ohne Unterschied des Geschlechts, tragen bis auf die Knöchel reichende Beinkleider von grobem Wollenzeug, über welche sie Halbstiefeln von gegerbtem Leder und im Winter, wo ihr ganzer Anzug Pelzwerk ist, von Renntierfell ziehen. Diese Halbstiefeln, vorn spitz und aufwärts gebogen, heißen Komager. Sie werden ihrer Bequemlichkeit wegen auch von den Normännern vielfach getragen. Die Lappen aber binden diese weichen, dichten Stiefeln mit Riemen dicht über den Knöcheln zusammen, damit bei ihren Wanderungen durch die Sümpfe das Wasser nicht hineinläuft. Ein anderer Mensch würde dies unmöglich ertragen; sie sind daran gewöhnt und bekommen von dem festen Schnüren nur dünne Beinknochen und schiefe Knöchel. Den Oberleib des Lappen bedeckt eine Art Hemd, zur Sommerzeit meistens von braunem oder blauem groben Zeuge. Es hat Ärmel und vorn einen kurzen Schlitz, um mit dem Kopfe durchzufahren. Dies Hemd ist seine einzige Bekleidung, und zwischen ihm und dem bloßen, nie gewaschenen Leibe verwahrt er sein Brot, seine Tabaksdose, seinen Branntwein, seinen Fisch, Käse, kurz alles,

Digitized by Google

was er besitzt. Zu diesem Zweck wird das Hemd etwas in die Höhe gezogen, daß es bauscht, und über den Hüften zur Befestigung auch des Beinkleides mit einem breiten Ledergürtel geschlossen. Dieser Gürtel ist das Prachtstück. Er ist mit Zieraten von Messing, Zinn, sogar von Silber versehen, und in ihm liegt das Messer des Lappen, seine Ringe, sein Geld, wenn er etwas hat, und gewöhnlich auch einige Metallfiguren, denen er geheime Zauberkräfte zuschreibt. An den Gürteln der Männer hängt häufig eine Tasche, in welcher sie ihre kleine eiserne Tabakspfeife nebst Löffel und Trinkgeschirr von Holz verwahren. Die Weiber tragen in ihren Gürteln dagegen eine Schere, Nadel, Zwirn, Fingerhut und dergleichen. Sie verfertigen alle Kleidungsstücke selbst. — Im Winter tragen sie Renntierpelze, welche mit den Sehnen des Renntiers genäht sind. In Pelzmütze, Stiefeln, Beinkleid und Oberkleid ist der Körper dann unförmig eingehüllt, und wenn es sehr kalt ist oder auf Reisen werden gar doppelte Pelze angezogen, wovon die haarige Seite bei dem ersten nach innen gekehrt ist.

Das einzige Unterscheidungszeichen des Mannes ist die Mütze. Die Kinder bleiben bis zum zweiten Jahre nackt, werden in hölzerne Kasten gesperrt und in diesen herumgetragen. Können sie laufen, so bekommen sie die Kleidung der Erwachsenen. Ein deutscher Landschaftsmaler, der lange dort umherpilgerte, fand einmal, als er in ein Lappenzelt trat, einen großen Topf am Feuer. Als er näher kam, sah er, daß etwas Lebendiges sich darin bewegte, und mit Schrecken erkannte er ein Kind. Es sollte dies aber keineswegs gekocht oder gebraten werden, sondern man erklärte ihm, daß das nackte kleine Ding nur zu seiner Erwärmung dahin gestellt sei, und daß es sich ganz behaglich befinde. Übrigens wissen die Lappen wenig von elterlicher Liebe, und oft genug kommt es vor, daß sie ihre Kinder eine Reihe von Jahren zum Dienst an der Küste verkaufen.

Th. Mügge.

165. Das Renntier.

Das Leben des Berglappen ist mit dem Leben des Geschöpfes, das seine einzige Habe ausmacht, innig und untrennbar verbunden, und dies Tier selbst zwingt ihn zum steten Wechsel seines Wohnplatzes. Das Renntier weidet auf den hohen, wüsten Fjellen Finnmarkens, auf jenen fürchterlichen Sümpfen, deren braune Decke das bittere Renntiermoos trägt, und neben ihm reift die Moltebeere als einzige Frucht. Wenn die Sommerhitze hier oben eintritt, sieht es sich von zahllosen Mücken- und Fliegenschwärmen verfolgt, welche Menschen und Tieren das Leben wahrhaft unerträglich machen. Es dringt daher von selbst darauf, daß seine Herren mit ihm an die kühle Meeresküste oder in die tieferen Thäler hinabziehen, wo die Wolken des Ungeziefers in den Winden zerstieben. Kaum aber naht der Herbst, so erwacht die Begierde nach dem Schnee der Berge, und vergebens wäre es dem Verlangen des Tieres zu wehren. Die ganze Herde der ohnehin nur halbgezähmten Renner würde gewalt-

Digitized by Google

sam entlaufen, um in wilder Freiheit mit ihren Brüdern die Gebirge zu durchirren.

Zieht der Lappe im Herbst auf die Alpen zurück, so werden die Renntiere mit allem Eigentum beladen, wie man Pferde beladet. Es werden dazu die stärksten Männchen ausgesucht, und man verteilt möglichst die Last, denn das Renntier trägt nicht viel. Den großen Leittieren werden Glocken umgehängt, und so wandelt die Karawane, die mindestens 200, zuweilen noch mehr als 2000 Geweihe zählt, die öden Fjellen aufwärts in die unermeßlichen Wüsten, gefolgt von der Familie und umkreist von den wachsamen Hunden. Der Hausvater bestimmt endlich einen zur Winterrast geeigneten Ort. Hier baut er seine Hütte oder Gamme, wie sie der Lappe nennt. Dabei sucht er gerne die Nähe einer geschützten Schlucht, wo Birke und Kiefer wächst, wo ein Bach niederstürzt, und er baut dann seine Hütte etwas fester, als das leichte Sommerzelt, bedeckt sie von außen mit Rasen, bekleidet sie innen mit den Fellen des Tieres, dem er alles verdankt, und erwartet nun, umringt von seinen Vorräten, die weiße, warme Decke, welche der Himmel ihm aus den Wolken schickt. Der Schnee fällt ellenhoch, aber das Renntier achtet das nicht. Es weiß mit seinen Hufen die Hülle fortzuscharren, weiß die Kräuter und Moose darunter zu finden und irrt auf diesen ungeheuren Schneefelbern umher, ohne je eines Stalles oder einer Wartung zu bedürfen.

Die kleinen, gelben, zottigen Hunde hüten die Tiere vor dem Wolf, der sie hungrig umschleicht. Der Lappe mit seiner Familie teilt dabei abwechselnd die Aufsicht, und auch nachts, wenn die Herde um die Hütte ruht, hat immer einer, begleitet von mehreren Hunden, die Wacht. Jedes Familienglied hat darum seine eigenen Hunde, wohl auf ein Dutzend, welche nur den Worten und Winken ihres Herrn Gehorsam leisten, und man erzählt, ihre instinktmäßige Klugheit gehe so weit, daß sie nur bellen und munter seien, wenn an ihnen die Reihe des Wachens sei, sonst sich aber um nichts bekümmern.

Neben dem Wohnplatze des Lappen steht meist noch ein Zelt. Hier speichert er auf, was er an Mehl, Fellen und Geräten besitzt. Gewöhnlich aber hat er nichts als einige hölzerne Schüsseln, einen Kessel, einige Kleidungsstücke, einige Pelzdecken, und an den Zeltstangen hängen die Renntiermagen, worin er seinen Milch- und Käsevorrat verwahrt. Auf einer andern Seite der Hütte ist aus Pfählen eine Art Hürde gemacht, in welcher die Renntiere zweimal des Tages gemolken werden. Dies ist das Anziehendste für den Fremden, der eine Gamme besucht. Die Hunde und Hirten treiben die Herde herbei, und die schönen Tiere mit den klugen, milden Augen bilden einen Wald von Geweihen. Die Kälber umringen die Mutter, die jungen Tiere erproben spielend und stoßend ihre Kraft, und unaufhörlich hört man jenes seltsame Knistern, das aus dem Knacken der Kniegelenke des Renntiers entsteht. Beim Melken wird jedem Tiere eine Schlinge übergeworfen, damit es stille steht, und diesen Zügelriemen gebrauchen die Lappen mit derselben bewundernswürdigen

Digitized by Google

Geschicklichkeit, wie der wilde Indianer seinen Lasso.[1] Das Renntier giebt wenig Milch, aber sie ist fetter, als jede andere, und außerordentlich nahrhaft. Jedes Mitglied der Familie bekommt seine Portion, ein anderer Teil wird zu der täglichen Suppe verwendet, welche mit Mehl oder auch mit Renntierblut und Fleisch gemischt, eine wohlschmeckende, stärkende Speise gewährt. Der Rest der Milch wird zu Käse gemacht. Im Winter läßt man die Milch wohl auch gefrieren, so daß man sie in Tafeln schneiden kann. Sie verliert dabei durchaus nichts von ihrer süßen Frische und ist namentlich auf Reisen ein sehr dienliches Nahrungsmittel. Fleisch und Milch des Renntiers ist überhaupt die wichtigste Nahrung des Lappen, und nur durch die Kräftigkeit derselben wird es ihm möglich, die Furchtbarkeit des Winters zu überdauern.

Im Herbste, wenn die Tiere fett sind, sondert der Lappe aus der Herde, was er vom ältern Teile derselben missen kann. Das Renntier ist ausgewachsen so groß, wie ein starker Hirsch, und ein solches Tier kostet dort 2 bis 3 Speziesthaler, also etwa ein Drittel von dem, was man im südlicheren Teile Norwegens für eine Kuh zahlt. Braten und Keule schmecken ähnlich wie Hirschbraten, das Fleisch ist aber röter, weicher und saftiger. Die Keulen werden auch geräuchert und als Renntierschinken weit versandt.

Ist der Tod eines Renntiers beschlossen, so wird es zuerst mit der Schlinge an den Hörnern gefesselt und festgebunden. Dann setzt ihm ein Lappe das Schlachtmesser auf die Brust, und ein anderer klopft das mörderische Eisen, gewöhnlich mit einem Stein, bis ans Heft hinein. Es muß so getroffen werden, daß die Brusthöhle voll Blut läuft und daß es an dieser innern Verblutung stirbt. Das Messer bleibt stecken, damit kein roter Tropfen herausspritze. Der Anblick des Tieres, das geduldig und tief seufzend den Tod erleidet, indem es seine großen, sanften Augen Hilfe suchend umherirren läßt, ist herzergreifend und schaudernd. Nach 5 bis 10 Minuten fängt es an zu zittern; die Füße zucken, schwanken, brechen zusammen, und ein kurzer Todeskampf macht seinem Leben ein Ende. — In dieser Art des Tötens liegt eine kluge Berechnung des größten Nutzens, aber auch ein Undank und eine Grausamkeit, die uns mit tiefem Abscheu vor dem Barbaren erfüllen. Th. Mügge.

166. Die Vogelwelt des nordischen Meeres.

Über die schäumenden Wellen des Fjords flatterten Schwärme von kleinen wilden Enten, welche vor dem Dampfschiffe flohen. Das ängstliche Geschrei der grauen Meergänse mischte sich mit dem Brausen des Sturmes; schnelle schwarze Taucher verbargen sich vor den forschenden Augen der Menschen, oder Scharen großer grauer Möwen stürzten wild und kreisförmig über die Wogen hin und ließen sich von ihnen schaukeln.

1) Das Wurf- und Lenkseil, mit denen die amerikanischen Steppenbewohner die wilden Pferde fangen und bändigen.

Digitized by Google

Am anziehendsten in diesem Schauspiel, das sich oft widerholte, blieben für mich die Eidervögel, welche ich zum erstenmale sah. Sie waren leicht zu erkennen an ihrem schwankenden Flug und an der Art, wie sie gleichsam über die Wellen hinhüpften, deren Spitzen ihre Füße berührten. Sie können nicht weit fliegen und entweichen kaum vor dem nahenden Boot, gleich als wüßte das Tier, daß es ein geschütztes sei, weil es ein nützliches ist. — Die Eiderente ist nicht viel größer, als unsere Ente, das Männchen weiß und schwarz mit schönen grünen Kopffedern, das Weibchen von bräunlicher Färbung. Sie lebt an den nordischen Küsten in großer Zahl, und daß ihre Federn ein wichtiger und kostbarer Handelsartikel sind, weiß man auch bei uns. Dagegen ist irrig, daß der Eidervogel auf Klippen oder unzugänglichen Felsenwänden niste, zu denen sich die verwegenen Fänger auf Tauen herablassen müßten. Man verwechselt ihn hier mit dem Lundvogel, dem großen Polartaucher, der seiner Federn wegen eben so eifrige Nachstellungen erleidet und in der That auf jene Weise gefangen wird.

Dieses Tier sitzt truppweis in Felsenlöchern hoch über dem Meere, und seine Jagd ist allerdings sehr gefährlich; denn oft muß der Jäger an platten Felsen niedergewunden oder auf einem Brett über Abgründe geschoben werden, um einen schmalen Felsenabsatz zu erreichen. Mit einer Stange, an der ein Haken befestigt ist, wird der Vogel aus den Felsspalten gezogen. Setzen sich diese Felsrisse und Klüfte zu tief ins Innere fort, so daß der Haken den zurückflüchtenden Vogel nicht mehr erreicht, so hat man kleine abgerichtete, immer halb verhungert und dürr gehaltene Hunde, welche in die Löcher geschickt werden. Der Hund packt den ersten der Vögel, die andern, welche in einer Reihe sitzen, beißen sich in den Schwanz ihres Vordermannes fest: so wird die ganze Kette herausgezogen, vom wartenden Jäger abgewürgt und am Felsen nieder in das Boot geworfen. Der Lundvogel ist, wie sein ganzes Geschlecht, dumm und nur im Wasser, besonders beim Tauchen, sehr behend. Die Jäger schlagen sie daher auch mit ihren Stangen im Fluge nieder, und in der Frühjahrszeit lassen sich in wenigen Stunden oft Hunderte töten, deren Bälge zu allerlei Putz und Kleidung verarbeitet werden. Man macht von den glänzenden, feinen Federn Tücher für Damen, Westen, kurze Mäntel und bezahlt sie hoch, die Dunen aber werden, wie die der Eidervögel, gesammelt und verkauft.

Auch die Möwe, besonders die große dreizehige, dient für den Federhandel. Auch sie findet in ihren Felsennestern keine Zuflucht vor der Kühnheit des Norwegers. Furchtlos klimmt er hinauf, tötet sie, nimmt die Eier zur Speise und bricht den Jungen die Flügel, damit sie ausgewachsen bequem gefangen und gerupft werden können. Die Vogeljagd auf diesen Klippeninseln ist für die Bewohner ein einträglicher, aber zugleich von der Not gebotener Erwerb; denn sie verschafft ihnen außer den Federn auch wohlschmeckende Speise. Sie ist freilich auch mühe- und gefahrvoll. Nicht selten gehen Menschenleben dabei verloren.

Digitized by Google

Der Eidervogel dagegen nistet wenige Fuß über dem Meere auf flachen Steinbänken, und niemand darf ihn da stören. Das Tier hat seine Brutplätze, und diese haben ihre Eigentümer, welche sie beschützen. Dreimal im Jahre brütet es und polstert sein Nest mit den besten Dunen, die es sich ausrupft. Zweimal gewöhnlich nimmt man ihm die Eier, um die Dunen so reinlich und elastisch als möglich zu erhalten, zum drittenmale läßt man es brüten, und der Vogel ist so zahm, daß er nicht bloß seine Jungen vertrauensvoll in die Wohnungen der Menschen führt, sondern sich sogar von seinen Eiern aufheben und wieder darauf setzen läßt. In Nordland ist der Eidervogel am häufigsten, wie auch die ganze Vogeljagd fast ausschließlich dort getrieben wird.

Wenn nun das Schiff sich durch das Klippengewirr wand, und namentlich wenn es sich von der Küste und den Mündungen der Fjorde entfernte, um durch die äußeren Scheren zu laufen, waren wir oft rings von den mächtigen Schwärmen dieser Wasservögel umgeben. Die Lumben mit ihren roten Kämmen saßen zu Haufen auf den niederen Felsen, welche mit ihrem Unrat bedeckt waren, und erst, wenn wir ganz in ihrer Nähe, sprangen sie in die Wellen und segelten darunter fort. Oft, wenn sie zu tief hinabstoßen, werden sie dabei eine Beute der Haifische. Aber wie zahlreich auch ihre Feinde sind, wie viele von den Adlern gefressen, von den Menschen erschlagen werden, wie viele auf andere Weise umkommen, dennoch sind sie in jedem Frühjahr zu eben solchen Massen wieder da, als früher.

Th. Mügge.

167. Bärenjagd in Nordamerika.

Gegen 10 Uhr morgens fanden wir eine Höhle, die uns der Untersuchung wert schien; wir bereiteten daher die nötigen Kienfackeln, und einer der Indianer und ich beschlossen hineinzugehen. Mein Freund Erkswine hatte sich mit den beiden andern Rothäuten am Feuer gelagert: er war in den letzten vier Tagen in so vielen Höhlen herumgekrochen, ohne etwas zu finden, daß er dieser Abenteuer jetzt überdrüssig sein mochte. Die Höhle war anfangs ziemlich eng, doch wurde sie nach und nach geräumiger, und wir gingen darin eine lange Strecke hin; übrigens mußte sie, allem Anscheine nach, schon früher einmal besucht worden sein, denn wir fanden Spuren von Kleidern und kleine Stücke Kohlen.

Plötzlich aber hemmte ein unerwarteter Anblick unsere Schritte. Aus dem Dunkel schimmerte uns — unheimlich beleuchtet von dem flackernden Feuerschein — ein menschliches Gerippe entgegen und friedlich daneben die Knochen eines Bären. Eine mit Rost dick überzogene Büchse, ein durch die feuchte Luft fast zerfressenes Messer lagen an der Seite des ersteren, und einzelne zerstreute Glaskorallen überzeugten uns, daß es ein Indianer gewesen sei, der hier einsam und brav im tödlichen Gefechte geblieben war. Denn daß er sein Leben teuer genug verkauft habe, bewiesen die Bärenknochen an seiner Seite. Das Gerippe war ziemlich vollständig, doch fehlten viele der kleineren Knochen, die wohl Ratten oder vielleicht

Digitized by Google

gar Schlangen fortgeschleppt hatten. Der Indianer wies jetzt stumm auf den Knochen des rechten Oberarmes, der, wahrscheinlich im Kampfe mit dem Bären zerschmettert war; das Messer lag auf der linken Seite des Gerippes. Es war ein erschütternder Anblick! Die Überreste eines menschlichen Wesens, das schon seit Jahren in der finstern Tiefe moderte, und dicht daneben die Fußspuren eben desselben Körpers, noch so frischglänzend in dem feuchten Boden, als ob sie eben erst eingedrückt wären. Ich wollte stillschweigend vorübergehen, als der Indianer mir die Hand auf den Arm legte und mit dem Kopfe schüttelte. „Der Geist des roten Mannes ist in der Höhle, und Wachiga geht nicht weiter", sagte er in gebrochenem Englisch. Keine Macht der Erde hätte ihn weiter vorwärts gebracht; auf die Knochen zeigend, bemerkte er ruhig: „Die Gebeine des roten Mannes gehören einem großen Häuptling; der Bär sucht nicht sein Bett, wo der Jäger schläft."

Da mir die letzte Behauptung selbst nicht unwahr schien und mich das Geschehene in der That zu sehr ergriffen hatte, um allein meine Wanderung fortzusetzen, so kehrten wir zurück, ohne die Überreste der Gebliebenen auch nur berührt zu haben. Wir fanden Erkswine allein, da die zwei andern Cherokesen ihre Jagd fortgesetzt hatten, und erzählten ihm, was wir gefunden; er bezeigte aber nicht die mindeste Lust, es selbst zu sehen.

Noch drei Höhlen entdeckten wir an diesem Tage, aber in keiner einen Bären. Es mochte 2 Uhr nachmittags sein, und noch immer hatten wir nichts gefunden, als mein Hund die Nase hoch emporstreckte, einen Augenblick in der Stellung verharrte, dann ein kurzes, dumpfes Geheul ausstieß und den Berg hinunter sprang. Wir horchten und vernahmen jetzt deutlich das Bellen der Meute, die den Hurricanefluß herunter kam. Erkswine rief triumphierend: „Jetzt haben wir Bärenfleisch für den Abend!" und folgte dem Hunde, um der Jagd, die jetzt immer näher kam, den Weg abzuschneiden. Ich hatte ihn bald eingeholt, und nicht lange dauerte es, so brach der gehetzte Bär durch die Büsche. Ein kleiner Felsenvorsprung hielt ihn einen Augenblick auf, und Erkswines Kugel begrüßte ihn. Dicht an mir stürzte er jetzt vorbei und empfing auch meine Kugel, verschwand jedoch augenblicklich aus unserm Gesichtskreise. Die Hunde aber, durch unsere Nähe und das Schießen so wie durch die bluttriefende Fährte des Bären zu neuen Anstrengungen angetrieben, folgten mit verdoppelter Wut und hatten ihn, meine Dogge Namens Beargrease voran, in wenigen hundert Schritten eingeholt und gestellt. Uns blieb keine Zeit wieder zu laden, und wir stürzten dem Kampfplatze zu, wo wir gerade zur rechten Zeit ankamen, um zu sehen, wie das Raubtier mit unsern Hunden umging. Mit eben so vielen Schlägen seiner Tatzen tötete der furchtbar ergrimmte Bär vier der besten Doggen, aber nur desto wütender und dichter warfen sich die andern auf ihn, und wären auch unsere Büchsen geladen gewesen, wir hätten nicht schießen können.

Eben flog wieder ein großer, brauner Rüde, der mit rasender Hast den Bären gepackt hatte, blutend und heulend, von der gewaltigen Tatze

Digitized by Google

getroffen, zur Seite, als Erkswine schrie: „Rette die Hunde!“ seine Büchse hinwarf und mit dem Messer auf den blutigen Knäuel zusprang. Ich war an seiner Seite, doch wie der Bär uns gewahrte, schleuderte er mit einer furchtbaren Kraftanstrengung die Hunde von sich. Den Augenblick benutzend, rannte ihm mein kühner Gefährte den Stahl in die Seite; wie der Blitz aber wandte sich das Untier nach ihm um, ergriff und warf ihn. Erkswine stieß einen einzigen gräßlichen Schrei aus. Dadurch fast zur Verzweiflung getrieben, stieß ich dem Bären dreimal mit aller Kraft meines Armes die breite Klinge in den Leib, ohne auch nur daran zu denken, zurückzuspringen. Beim dritten Stoße hatte sich der Bär gewandt, und ich sah nur, wie er nach mir schlug, wollte dem Streiche ausweichen, sank aber, von einem stechenden Schmerz durchzuckt, bewußtlos nieder. Als ich wieder zu mir kam, leckte mir mein Hund das Blut, von dem ich bedeckt war, aus dem Gesichte; ich wollte aufstehen, doch ich konnte nicht, so schmerzte mich die linke Seite, den linken Arm konnte ich gar nicht bewegen. Endlich ermannte ich mich und richtete mich halb auf. — Allmächtiger Gott, wie sah der Platz aus! Der Bär lag dicht neben mir und nicht 3 Fuß von ihm Erkswine — starr und kalt.

Mit einem Angstschrei sprang ich auf und stürzte zu ihm hin. Es war nur zu wahr: dort lag er in seinem Blute, das ganze Gesicht zerfetzt und die rechte Schulter fast vom Körper getrennt, um ihn herum fünf der tapfersten Hunde mit aufgerissenen Bäuchen und zerschmetterten Knochen, und der Bär so von geronnenem Blute bedeckt, daß man gar keine Farbe mehr an ihm erkennen konnte. Ich selbst war zum Umsinken matt und konnte meinen linken Arm nicht bewegen, der jedoch bloß ausgerenkt schien; denn, das fühlte ich wohl, gebrochen war nichts.

Die Sonne war indes untergegangen, und ich hatte gehofft, daß die andern Jäger unsere Schüsse und das Gebell der Hunde gehört haben würden, es wurde aber Nacht und niemand kam. Ich rief, ich schrie wie verzweifelt, niemand hörte mich. Ich versuchte jetzt, Feuer anzuschlagen: mein linker Arm war aber so geschwollen, daß es mir unmöglich war. Unter diesen Umständen aber, ohne Feuer, die kalte Nacht hinzubringen, hätte mir den Tod zuziehen können. Ich riß daher aus dem Rückenteil meines Jagdhemdes — denn vorn war alles von Blut durchnäßt — ein Stück heraus, streute Pulver darauf, rieb es hinein (und zwar alles mit der rechten Hand), schüttete dann ein wenig Pulver in meine Büchse, setzte einen Pfropfen darauf und schoß es auf den Lappen ab, der sich sogleich entzündete. Durch Blasen brachte ich jetzt das ringsum liegende trockene Laub zum Brennen, warf dünne Reiser darauf und erhielt endlich, unter unglaublichen Schmerzen und Anstrengungen, ein Feuer.

Es war jetzt dunkel geworden, und ich ging wieder zu meinem toten Freunde, der etwa fünf Schritt vom Feuer lag. Er fing schon an zu erstarren; umsonst mühte ich mich, seine Arme herunter zu ziehen und ihn ein wenig auszustrecken; auch die Augen wollten sich nicht schließen, obgleich ich kleine Steinchen auf die Lider zu legen versuchte.

Digitized by Google

Die Hunde waren hungrig geworden, ich riß dem Bären daher mit meinem Messer den Leib auf, zog die Eingeweide heraus und warf ihnen diese hin. Beargrease hatte sich neben die Leiche gesetzt und sah ihr unverwandt ins Gesicht, er rührte den Bären nicht mehr an.

Um Hilfe herbei zu rufen, lud ich mein Gewehr jetzt zweimal und schoß es ab, umsonst! der Wald war todstille — ein weites, ungeheures Grab. Mir selbst wurde jetzt sehr unwohl zu Mute; ich mußte mich mehrere Male erbrechen, und meine Schulter schmerzte heftig. In eine Decke eingehüllt, legte ich mich endlich zum Feuer hin und verlor doch wenigstens das Bewußtsein meiner traurigen Lage. Ob ich schlief, ob ich in Ohnmacht lag, weiß ich nicht; wohl aber erinnere ich mich, daß mir träumte, ich wäre zu Hause, läge im Bette, und die Mutter brächte mir Thee und legte die Hand auf meine Brust; ich hörte die Kinder draußen auf der Straße lärmen und sah Schnee auf den Dächern; mir kam es vor, als ob es sehr kalt draußen sei.

Meinem ärgsten Feinde will ich aber das Erwachen, das diesem Halbschlaf folgte, nicht wünschen. — Mein Hund hatte sich an mich geschmiegt und mir seine Nase auf die Brust gelegt, das Feuer war fast niedergebrannt, Fieberfrost schüttelte mich, und die Wölfe heulten furchtbar um die Leichen herum, durch den Geruch der Lebendigen zwar eingeschüchtert, aber doch nicht willens, die Beute wieder zu verlassen. Kaum konnte ich mich selbst bewegen, doch raffte ich mich, so gut es gehen wollte, auf, um mehr Holz auf die zusammengeschürten Kohlen zu werfen. Wie das Feuer wieder aufflackerte, schienen sich die bleichen, blutbefleckten Gesichtszüge der Leiche zu beleben; ich starrte gespannt darauf hin, es war aber nur Augentäuschung. Lauter und wilder heulten die Wölfe, und meine Hunde, deren ich außer meiner Lieblingsdogge noch fünf bei mir hatte, antworteten. Ihr Geheul war aber kein wildes, herausforderndes, es schien mehr eine Totenklage über die Gebliebenen.

Teils die Wölfe zu verscheuchen, teils noch einmal in der stillen Nacht mein Glück mit Signalen zu versuchen, lud ich, wiewohl unter unsäglicher Anstrengung, meine Büchse wieder mit Pulver und feuerte dreimal. Wer aber beschreibt mein Entzücken, als ich drei Schüsse als Antwort hörte! Wieder lud ich und schoß, bis ich auch das letzte Korn Pulver verbraucht hatte. Der Morgen fing schon an zu dämmern, als ich nicht fern von mir einen Schuß und gleich darauf einen zweiten fallen hörte. Ein Schiffbrüchiger, der, an einer einzigen Planke hängend, auf der See schwimmt, strengt seine Stimme nicht stärker an, das vorbeisegelnde Schiff anzurufen, als ich es that, und welche Freude! eine menschliche Stimme antwortete mir. Bald darauf knurrten die Hunde, und Wachiga trat aus dem Gebüsch.

„Was!" schrie er, entsetzt vor dem Anblicke zurückprallend, der sich seinen Augen darbot. Aber rasch trat er wieder herzu, untersuchte den armen Erkswine sogleich, traurig den Kopf schüttelnd. Hierauf wandte er sich zu mir, und ich hielt ihm meinen geschwollenen Arm entgegen,

Digitized by Google

den er genau betrachtete. Er sagte jedoch kein Wort, sondern seine Hände trichterförmig zusammenhaltend, stieß er nach der Gegend hin, von welcher er hergekommen war, einen lauten, gellenden Schrei aus. Er wurde aus nicht großer Entfernung beantwortet, und in wenigen Minuten war mein alter Freund Konwell und der größte Teil der uns zugethanen Indianer an unserer Seite. Ich schüttelte ihm traurig die Hand und erzählte mit wenig Worten, wie alles gekommen sei. Der Alte schalt und meinte, es geschehe uns schon recht. „Wohl ist nicht viel Gefahr dabei", sagte er, „dem Bären das Messer in den Bauch zu rennen, wenn er eben fällt und ihn die Hunde bedeckt haben; liegt er aber erst eine Weile und bekommt dann den Menschen, seinen ärgsten Feind, zu sehen, dann wirft er sich mit allem Grimm, dessen er fähig ist, auf ihn, und wehe dem Armen, wenn er ihn erreicht!" Er hatte gut schelten, der alte gute Mann; er war nicht dabei gewesen, als ein Hund nach dem andern stürzte; noch fünf Minuten länger, und keiner wäre übrig geblieben, und wer weiß, ob dann das aufs äußerste gereizte Tier uns nicht doch noch angegriffen hätte!

Die Indianer hatten unter der Zeit mit ihren Tomahawks ein Grab ausgeworfen, wickelten den Leichnam in eine Decke, legten ihn hinein und bedeckten das Ganze wieder mit Erde und schweren Steinen. Der alte Konwell schlug nun einige junge Stämme ab und machte eine rohe Einfriedigung um den kleinen Grabhügel. Ein kalter Schauer überlief mich bei dem lautlosen Geschäft. Der Gedanke trat mir nahe, daß dieselben Menschen, unter denselben Verhältnissen, wenn mich anstatt des jungen Erkswine das Schicksal betroffen hätte, mir eben so kaltblütig die Grube gegraben und die Steine darauf gewälzt haben würden. Wen hätte es denn dort bekümmert, ob ich oder er darunter lag? Wie ich, war der junge Erkswine allein und freundlos in dem fremden Weltteile; er war vor mehreren Jahren von England herübergekommen, und nie wohl werden seine Verwandten und Freunde erfahren, auf welche Art er dort umgekommen ist. Wie viele Tausende gehen auf diese Art in Amerika zu Grunde, von denen niemals wieder jemand etwas hört und man höchstens nach ein paar Monaten noch weiß, daß sie überhaupt jemals gelebt haben!

Erst nachdem der Tote in stiller Erde ruhte, kam Wachiga mit einem der älteren Indianer auf mich zu und besah meinen Arm. Wachiga bewegte ihn, während der andere mir fest in das Gesicht sah. Nun war der Schmerz wirklich arg, doch gab ich keinen Laut von mir. Nach einer Weile ergriff der alte Indianer meinen Arm und legte seine linke Hand am meine Schulter, und während mich Wachiga plötzlich um den Leib faßte, zog jener aus Leibeskräften. Ich fühlte einen fürchterlich stechenden Schmerz in der Schulter, daß ich fast ohnmächtig geworden wäre, doch ließ er sehr bald nach; aber trotz meines festen Vorsatzes entfuhr mir dennoch ein lauter Schrei. Konwell fragte mich jetzt, ob ich reiten könne, und da ich es bejahte, halfen sie mir auf ein Pferd, und nachdem der Alte noch das Fell des Bären, nebst einigen Stücken Fleisch,

Digitized by Google

auf das seinige geworfen hatte, machten wir uns langsam auf den Heimweg, den Platz den Geiern und Wölfen überlassend. Schreckliche Qualen hielt ich unterwegs aus, ich murrte aber nicht; ich sehnte mich nur nach Ruhe.

Als der Tag sich wieder neigte, hatten wir nur noch 4 Meilen nach Konwells Hause. Etwa eine Stunde nach Einbruch der Nacht erreichten wir dasselbe. In der Stube angelangt, warf ich mich todesmatt auf das Lager. Zwei Tage mußte ich das Bett hüten und litt sehr viel, bis ich völlig wieder genesen war. Aber die blutige Erinnerung verfolgte mich allenthalben; das Jägerleben hatte allen Reiz für mich verloren. Es war mir, als ob auch meiner das Schicksal warte, einsam und weltverlassen in dem Dickicht der Urwälder zu verenden; die alte Sehnsucht nach der Heimat pochte wärmer als je an das zaghaft werdende Herz, und in wenig Wochen nahm ich Abschied von Amerika.

F. Gerstäcker.

168. Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien

für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Christian!

Morgen ist in Westindien, wie in Deutschland, heiliger Christtag. Nun sitzest du gewiß beim Ofen und magst nicht vor die Thüre gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und nichts mehr grün ist, wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt ist, und alle Bäume kahl und dürre sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen, denn auf ganz Jamaika giebt's keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht, ja ich schwitze vielmehr; mir ist so heiß, wie bei euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden, und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier giebt's gar keinen Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen jahraus jahrein, in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken. Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse? — Fast gar nichts, wie bei euch, außer Bietsbohnen und gelben Rüben; keine Äpfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; sondern andere, teuere, süßere Sachen: Zitronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

Da schicke ich dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. Im beigehenden Kästchen findest du: 1) eine Zitrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe; 2) eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm; 3) eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; 4) einige Kakaobohnen. —

Digitized by Google

Die Zitrone wird vermutlich schon verschimmelt sein, wenn du sie kriegst: denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit voneinander; von Kingston, der Hauptstadt von Jamaika, nach Göttingen mögen wohl volle tausend Meilen sein. Aber außer den Näschereien liegt noch etwas im Kästchen, das wird dir gewiß lieber sein als alles andere: — ein Paket Briefe an dich, liebes Kind! Ich weiß, du lernst fleißig und hörst gern, wenn man dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Weltteile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und dir zuschicken.

Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte, wie Rum! Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen und werden daher so grob und ungezogen und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule; weil es aber der Lehrmeister nicht strafen darf, (denn das leiden die albernen Eltern nicht,) so lernt das Herrchen nichts, höchstens etwa lesen. Hat es nun ein bißchen lesen gelernt, dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirts ältester Sohn, William, auf mein Zimmer und plauderte in einem fort von seinem demantenen Ringe, den ihm seine Muhme aus London zum heiligen Christ geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen auf Howards Tavern[1] sein werde. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig und sagte: „Junger Herr, lassen Sie mich zufrieden; ich habe etwas Gescheiteres zu thun! Ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst acht Jahr alt ist, aber schon mehr weiß, als Sie in Ihrem vierzehnten Jahre!“ „In Niedersachsen? In Niedersachsen?“ fragte Mr. William. „Wo liegt Niedersachsen? liegt es nicht in Nordamerika?“

Kingston, den 24. Dez. 1778.

I.

Port-Royal auf Jamaika, den 2. Dezember 1778.

Vor vier Wochen waren wir von New-York ausgereist, und die ganze Zeit über hatten wir nichts gesehen als Himmel und Wasser und unser Schiff und einige andere Schiffe, die uns unterwegs begegneten. Auf unserm Schiffe waren hundert dreiundfunfzig Menschen, meist Mannspersonen, Bootsleute und Soldaten; nur vier Weiber und vier Kinder waren darunter. Zuletzt hatten wir nichts mehr zu essen, als Erbsen, Schweinefleisch und Schiffsbrot. Dieses Brot war aber so hart, daß man

1) Tavern, d. i. Wirtshaus, Gasthof.

Digitized by Google

es kaum zerbeißen konnte. Und Wirtshäuser, wo wir hätten einkehren und etwas Frisches kaufen können, giebt es, wie du weißt, auf dem Weltmeere nicht.

Je weiter wir hinunter nach Westindien kamen, desto mehr nahm die Hitze zu, ob es gleich schon im November war. Zuletzt konnte man keine Kleider mehr am Leibe leiden, und die Soldaten schliefen des Nachts auf dem Verdecke, weil es unten im Schiffe nicht auszuhalten war.

Endlich, vorgestern sahen wir links die große Insel Hispaniola oder St. Domingo, die teils den Spaniern, teils den Franzosen gehört, und rechts sahen wir die noch größere Insel Cuba, die den Spaniern ganz gehört. Nun hofften wir bald Jamaika zu erblicken. Das geschah die vorige Nacht. Der Kajütenjunge kam mit großem Geschrei in die Kajüte gelaufen, brachte uns die gute Nachricht und bekam ein Trinkgeld dafür. Nun, diesen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, krochen wir aus unserer dunstigen Kajüte heraus, kamen aufs Verdeck und sahen Jamaika da vor unsern Augen liegen. O, wie freuten wir uns!

Noch sahen wir weiter nichts als hohe Gebirge und schreckliche Felsen, auf welchen Büsche standen, wie unsere Wachholderbüsche; aber unser Schiffszimmermann sagte, es wären Pfefferbüsche. Denn hier ist eine neue Welt. Solche Bäume, Gebüsche und Pflanzen, wie bei uns in Europa wachsen, giebt's hier gar nicht; statt deren aber ganz andere. Wie wir näher kamen, sahen wir das erste Zuckerfeld, und wo wir nur hinblickten, war alles grün auf dem Felde. Denke, Christian, alles grün auf Jamaika, im Dezember, wo bei euch alles weiß oder schwarz ist.

Um 11 Uhr mittags kam der Lotsmann; der wies dem Schiffe den Weg vollends nach Jamaika, damit es nicht auf Klippen stieße. Nun kamen wir immer näher. Wir sahen den Hafen und die Stadt Port-Royal. Dicht daran, linker Hand, auf einem Berge, sahen wir eine kleine Festung, das Apostel-Fort genannt, wo zwölf Kanonen stehen, und höher hinauf eine große Festung, das Muskito-Fort genannt, wo 70 Kanonen stehen; die sollen brummen, wenn der Graf d'Estaing[2] kommt. Laß dir das alles auf der Landkarte zeigen.

Um ein Uhr waren wir mitten im Hafen Port-Royal und warfen Anker. Gleich kam ein ganzes Boot voll kohlschwarzer Weiber und Mädchen an, die uns allerhand Erfrischungen zum Verkaufe brachten. Alle waren in das feinste weiße Zeug gekleidet; auf ihrem Wollenkopfe hatten sie nichts als einen blauen, seidenen Sonnenhut. Alle hatten schöne schwarze Augen und herrliche weiße Zähne. Wir kauften von ihnen Zitronen, Orangen, Ananas, Gurken, gelbe Rüben, Veitsbohnen und anderes frisches Gemüse. O Christian, wie köstlich schmeckte das! Frisches Gemüse im Dezember, frische Zitronen, die am Morgen erst vom Baume gebrochen waren, im Dezember, und noch mehr für uns hungrige Leute, die wir

2) Damals Anführer der französischen Flotte gegen die Engländer.

Digitized by Google

in vier Wochen nichts Frisches, sondern nur Erbsen, Pökelfleisch und steinhartes Brot gegessen hatten!

Das erste, was wir nun vornahmen, war ein Punsch. So ein Punsch muß noch nie in Europa getrunken sein; denn alles, was wir dazu gebrauchten, war frisch; frische Zitronen, frischer Zucker, frischer Rum, und dazu drückten wir Ananas- und Orangensaft hinein.

Wir bleiben nicht lange hier, sondern fahren noch diesen Abend, bei hellem Mondenscheine, nach der Hauptstadt Kingston hinauf. Da sollst du Wunder hören.

II.

Kingston, den 3. Dezember 1778.

Gestern um Mitternacht kamen wir vor diesem allerliebsten Orte an. Wir hörten eben zwölfe schlagen; das freuete uns alle unbeschreiblich, denn seit langer Zeit hatten wir keine Glocken gehört.

Des Morgens fuhren wir in einem Boote ans Land. Wie wir ausstiegen, stand ein Mann da am Ufer, der bewillkommte uns sehr höflich in deutscher Sprache und lud uns in sein Haus ein. Ein Deutscher auf Jamaika? — Ja, liebes Kind, Deutsche giebt's überall in der Welt. Du magst künftig hinkommen, wo du willst, ans Kap oder nach Tobolsk, nach Madras oder Rio Janeiro, nach Paris, Stockholm oder Kolombo: überall wirst du Landsleute, sehr oft Landstreicher und verlaufenes Gesindel und Taugenichtse, die ihren Eltern nicht haben gehorchen wollen, manchmal aber auch recht hübsche, brave Leute antreffen.

Dieser Deutsche, der da am Ufer stand, war aus Holstein und seines Handwerks ein Tischler. Er war nebst seinem Bruder vor siebzehn Jahren ins Land gekommen. Weil er nun sein Handwerk gut verstand und dabei fleißig und ordentlich war, auch nicht zu viel Rum trank, wie hier viele Deutsche und Engländer thun, so ist er ein sehr reicher Mann geworden, so reich, daß er jetzt sieben große Häuser in der Stadt und eine Werkstatt hat, worin über dreißig Leute arbeiten. Dieser höfliche, reiche Landsmann führte uns nun in seine Werkstatt. Hier trafen wir neunzehn schwarze Sklaven an, die nackend arbeiteten und die prächtigste Tischler- und Drechslerarbeit aus lauter Mahagoni- und Zedernholz machten. Alles Holz, was umherlag, war Mahagoni; dieses Holz ist in Deutschland und England so rar, hier aber giebt es ganze Wälder davon. Die Hobelspäne von diesem Holze gaben einen starken Ölgeruch von sich, so daß es ordentlich eine Lust war, sich in dieser Werkstatt aufzuhalten.

Wir sahen uns nach der Frau des Hauses um, um auch die als eine Landsmännin zu begrüßen, aber es kam keine zum Vorschein. Nachher erst hörten wir, daß der Tischler und sein Bruder jeder eine Schwarze zur Frau haben, die sie als Sklavinnen auf dem Markte gekauft hatten.

Digitized by Google

III.

Kingston, an eben dem Tage.

Den Mittag ging ich in Howards Tavern, um da zu speisen.

Das ist ein prächtiges Haus; etliche Stockwerk hoch, ganz von Mahagoniholz gebaut. Um jedes Stockwerk zieht sich ein Vorgang mit einem breiten Geländer herum, wo sechs Personen nebeneinander gehen können. Thüren, Treppen, Dielen auf dem Fußboden, alles ist von Mahagoni, das inwendige Getäfel aber von Ebenholz. In den Zimmern des zweiten Stockwerks sind keine Fenster, sondern statt deren grün angestrichene Fensterschirme, durch welche die Seeluft säuselt und das Zimmer kühlt. In den Stuben hängen sehr schöne Gemälde an der Wand, besonders einige Stücke aus dem alten Testamente. Aber in keiner Stube ist ein Ofen oder ein Stubenherd zu sehen; denn wozu Öfen auf Jamaika, wo immer Hundstage sind?

Es waren noch viele andere Deutsche hier im Gasthofe. Um zwei Uhr gingen wir an den Tisch. Was da alle für Gerichte waren, im Wintermonat! Lauter frisches Gemüse, eben aus dem Garten geholt! Frischer Lattich, wohlschmeckende Veitsbohnen, auch gelbe Rüben, aber die waren ohne Saft und unschmackhaft. Rindfleisch schmeckte mir gleichfalls nicht, es war zu mager; das gute Rindfleisch kommt sonst aus Nordamerika hierher, aber jetzt nicht, weil Krieg ist. Das letzte unserer Gerichte war eine Schildkröte. Zum Nachtisch wurden aufgesetzt Orangen, Kokosnüsse und Ananas, die man hier in allen Monaten reif hat. Dann folgt eine Bowle Punsch; dabei eine Kohlenpfanne und eine Handvoll zusammengerollter Tabak (Zigarren), den man an einem Ende ansteckt und so ohne Pfeife raucht. Und zu allerletzt kam die Rechnung: eine halbe Guinee, d. i. drei Thaler auf die Person.

Die Aufwartung bei Tische war sehr gut. Hinter jedem Stuhle stand ein Schwarzer.

IV.

Kingston, an eben dem Tage.

Nach Tische ging ich aufs Kaffeehaus, wo ich eine überaus zahlreiche Gesellschaft von allerhand Leuten aus Europa, Afrika und Amerika antraf. Hier waren dreißig Mohrenjungen zur Aufwartung, die größtenteils schneeweiß gekleidet waren. Ich ließ mir Thee geben, und dieser kostete zwei englische Schillinge oder einen Gulden. Sonst kann man auch eine Menge anderer erfrischender Getränke hier haben.

In der Ecke stand ein Pult; auf dem lagen Zeitungen aus Europa und Nordamerika. Da drängte sich alles hin und wollte wissen, was in der übrigen Welt neues vorgehe.

Unter den Herren, die ich hier sah, waren sehr viele schwerreiche Kingstoner Kaufleute. Diese wohnen meistenteils außer der Stadt, auf ihren Pflanzungen oder in Gartenhäusern, und fahren ganz früh bei der Morgenkühle in die Stadt, wo sie ihre Warenhäuser haben. Um 9 Uhr

Digitized by Google

sind alle ihre Geschäfte gethan; dann gehen sie aufs Kaffeehaus, bleiben hier den ganzen Tag und fahren erst um 10 Uhr, wenn es anfängt etwas kühler zu werden, wieder nach Hause.

Alle Thüren standen offen, und durch die Gitterfenster strich eine starke Luft. Nun, gegen sechs Uhr fing es an dunkel zu werden, und ich dachte: Wie werden die Leute Lichter anzünden? Denn bleiben die Thüren auf, so weht der Wind die Lichter aus, und macht man sie zu, so zerschmilzt das Licht vor Hitze, und kein Mensch kann's im Zimmer aushalten. — Indem kam ein kleiner Schwarzer, brachte eine große, hohe Glocke vom feinsten weißen Glase, steckte ein Licht an und setzte es unter die Glocke. So gescheit ist man auf Jamaika.

V.

Vom Blocksberge auf Jamaika, den 4. Dez. 1778.

Unter den Herren, die ich gestern auf dem Kaffeehause hatte kennen gelernt, war wieder ein Landsmann, aus Halberstadt, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher, vornehmer Mann. Er hat ein großes Zuckerfeld, das nannte er, nach dem Namen seiner Vaterstadt, Halberstadt. Auch seine Schwester, die mit hier im Lande ist, hat einen großen Kaffeeberg, den nannte sie Blocksberg. Auf diesen jamaikaischen Blocksberg stieg ich heute, machte der Madame meine Aufwartung und sah zum erstenmale Kaffee in großer Menge wachsen.

Die Kaffeepflanzung war auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffee wächst, sind nur klein, etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume; und so rot, wie die Vogelkirsche, sieht der Kaffee auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen zwei Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen; oder man breitet ein Tuch unter dem Baume aus und schüttelt ihn. — Nun werden diese Kaffeekirschen, wie bei uns die Knoten vom Flachse, auf einem Laken ausgebreitet, damit die äußere Schale aufspringe. Dann fallen die Bohnen heraus, und diese werden zuletzt auf einer Windmühle von aller Unreinigkeit gesäubert. Hierauf schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston, und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern scheffelweise, wie bei uns der Hafer verkauft.

Die Kaffeebäume sitzen so voller Zweige, wie der Mehldorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. Sowie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt wieder eine neue Blüte heraus. Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Zitronen und Orangen in ganzen Haufen und werden so gering geachtet, daß man für ein Trinkgeld an die Schwarzen so viel zu sich stecken kann, als man will. Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimtbäume, Baumwollenbäume, Kakaobäume und sehr viele Tamarinden.

Digitized by Google

VI.

Halberstadt auf Jamaika, den 6. Dez. 1778.

Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Halberstadt auf seinem Zuckergute Halberstadt. Da ist eine große Ebene auf einem Berge, die durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt war; unten am Berge steht das prächtige Haus des ehemaligen Schneiders.

Eben wurde eine Menge abgeschnittenen Zuckerrohrs auf Maultieren von den Gebirgen herunter gebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht schwarze Weibspersonen, die das Rohr zwischen die Walzen der Mühle stecken mußten, die ebenfalls von Maultieren umgetrieben wurden.

Zweimal wird das Zuckerrohr so gepreßt, und dann ist es dürre wie Stroh; denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in eine Rinne unter den Walzen, und die Rinne bringt ihn bis in die Siederei. Hier wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dick und zuletzt zu lauter Sand und Krümeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker, und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffee; er hatte den Morgen noch im Rohre gesessen.

Vom Zuckerrohre kann man, so wie bei uns vom Flachse, alles gebrauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Fütterung für die Maultiere; das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt, und aus dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbranntwein gemacht. Der schmeckt besser wie Nordhäuser. In ganz Amerika und England trinkt man ihn; aber wehe dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewiß keine dreißig Jahre alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gelegt hat, so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher wächst es zehn bis vierzehn Jahre in einem fort, und alle Jahre kann man es wenigstens zweimal schneiden.

VII.

Kingston, den 6. Dez. 1778.

Kingston ist eine herrliche Stadt voller Menschen und prächtiger Häuser. Sie liegt vier Meilen von Spanish-Town. Die Straßen sind nicht gepflastert, denn bei der schrecklichen Hitze könnte es niemand auf den Steinen aushalten. Die meisten Einwohner sind Kaufleute und Seefahrer. Alle haben Geld wie Heu; daher ist alles hier so unmäßig teuer, daß keine einzelne Person unter sechs Thaler des Tages leben kann. Viele leben, wie ehedem die Leute in Sodom und Gomorrha, sie thun nichts als essen und trinken und tanzen und spielen; dafür sehen sie denn aber auch alle aus wie Leichen und sterben wie Fliegen.

Wer Geld hat, kann hier alles haben, was gut schmeckt. Alle Handwerker trifft man an; aber so wohlfeil arbeiten sie nicht, als bei uns. Will man sich ein paar Beinkleider anmessen lassen, so kommt der Schneider im Karriol gefahren und erscheint in einem seidenen Rock; das müssen die Kunden bezahlen.

Digitized by Google

Die Kaufmannsdamen und die Handwerksdamen sind prächtig gekleidet. Zu ihrem Kopfputze müssen alle westindischen Vögel ihre Federn hergeben. Über und über sind sie mit Perlen und Juwelen behängt. Und so wird manche Frau, die sonst keine 3 Pfennig wert wäre, sobald sie in ihrem vollen Staate ist, unter Brüdern 3000 Thaler wert. Wenn sie ausgehen, das ist, wenn sie ausfahren, haben sie einen Hut von grüner Seide auf dem Kopfe, beinahe so groß, wie ein zweisitziger Kutschkasten, und er läßt sich auch wie ein Kutschkasten zurücklegen. Die Demoiselen — denn auf Jamaika heißt jedes junge Mädchen Demoiselle — können selten lesen; aber tanzen können sie alle. Sie schießen gewaltig in die Höhe, wie Pappelbäume; und ein junges Dämchen von 12 Jahren sieht schon wie eine ganze Dame aus. Daher haben sie auch schon im dreißigsten Jahre die völlige Gesichtsbildung einer Großmama. Übrigens sieht man sie selten bei Tage; denn sie scheuen die Luft und die Sonnenhitze, damit ihnen diese ihre gelbe Haut nicht noch mehr verderbe.

Die Mannspersonen sind auch geschmückt und zierlich. Sie tragen unaufgestutzte, weiße Hüte vom feinsten Filz und gehen ohne Sonnenschirm nie über die Straße. Ihre Röcke sind von leichtem Tuche, ungefüttert. Ihre Westen und Beinkleider sind von weißer Seide, Taffet und ostindischem Linnen. Kein Mensch trägt Hüte oder Röcke mit Gold besetzt; aber der größte Staat wird mit feiner weißer Wäsche getrieben. Der Hitze wegen ziehen sie wohl zwei- oder dreimal an einem Tage frisches Weißzeug an. Um 9 Uhr, wenn du erst anfängst zu arbeiten, sind hier die Geschafte mehrenteils schon gethan; dann kleiden sie sich zum zweitenmale um und gehen um 2 Uhr zu Tische; wer abends Besuche macht oder bekommt, kleidet sich zum drittenmale anders.

Hier rasselt es in einem fort von Kutschen auf der Straße, noch ärger wie in Hannover und Paris. Die Damen fahren gemeiniglich in zweispännigen Halbkutschen. Sitzen zwei Personen darin, so stehen auch zwei schneeweiß gekleidete Schwarze hinten auf und halten einen Sonnenschirm über die Damen, damit ja kein Sonnenstrahl den zitronenfarbigen Nacken berühre. Die Schwarzen sehen sehr drollig aus. Die kohlschwarze Gestalt ist ganz weiß gekleidet, hat auch weiße Beinkleider und feine Schuhe, aber keine Strümpfe; und da sollte man schwören, der Kerl hätte schwarze seidene Strümpfe an. Auf eben diese Art ist auch der dritte Schwarze angezogen, der auf dem Bocke sitzt. Dieser Bock ist hoch, höher als die Kusche selbst; der Kutscher kann also weit über die Pferde wegsehen. Kutsche und Kutschgeschirr sind prächtig und gemeiniglich in London gemacht. Die Pferde laufen ganz gut, sehen aber schlecht aus; denn Hafer, Gerste, Roggen, Weizen wachsen auf Jamaika nicht, die armen Tiere müssen sich also bloß mit Gras behelfen. — Die Mannspersonen fahren gemeiniglich nur in einem Karriol, das ganz leicht von einem Pferde gezogen wird. (Gerade so fahren auch die Herren Bauern in Nordamerika.) Hinten auf steht ebenfalls ein Schwarzer mit einem Sonnenschirme, den er über seinen Herrn hält; oft läuft und reitet auch ein anderer Mohr voran.

Digitized by Google

Diese große und prächtige Stadt ist noch keine sechzig Jahre alt; denn vorher wohnten die reichen Zuckerhändler alle in Port-Royal. Als aber dieser Ort einigemal hintereinander durch Erdbeben und Sturmwinde so heimgesucht wurde, daß ganze Straßen ins Meer stürzten, die andern Häuser alle einfielen und auf zweitausend Menschen umkamen, so zogen die meisten hierher und bauten das jetzige Kingston. Doch ein paar hundert Häuser sind immer noch auf Port-Royal.

VIII.

Kingston, den 7. Dez. 1778.

Diesen Morgen ganz früh klingelte ein Schwarzer mit einer Schelle durch alle Straßen, hatte einen Zettel in der Hand und rief etwas zu verkaufen aus. Ich fragte, was er ausrufe, und man antwortete mir: „Menschen!" Vorige Woche nämlich war ein Schiff hier angekommen mit 550 Schwarzen. Denke, Christian, fünfhundert und fünfzig dicke, feiste Schwarze, bei der Hitze in einem Schiffe; das muß ein feiner Geruch auf dem Schiffe gewesen sein! — Die fünfhundert und fünfzig Menschen hatten die Franzosen auf der Küste von Guinea gekauft und wollten sie nach Martinique führen. Da kam aber unterwegs ein englischer Kaper an sie und nahm ihnen, weil jetzt Krieg ist, die ganze Menschenladung ab. Jedoch die armen Schwarzen gewannen nichts bei dem Handel; denn anstatt auf Martinique Sklaven zu werden, sollten sie es nun auf Jamaika sein. Diese rief nun der klingelnde Schwarze wie Austern und Stockfische aus, daß, wer Lust und Belieben habe, auf den Markt kommen und sich etwas davon aussuchen solle.

Ich kleidete mich an und ging hin auf den Markt. Da standen eine Menge schwarzer Menschen, alte und junge, Mannsleute und Weibsleute; alle hatten ein Kartenblatt am Halse hängen, worauf ihre Nummer geschrieben stand. „Lieber Gott", dachte ich, „hier verkauft man ja Menschen, wie bei uns Gänse und Schweine." — Es gingen viele Käufer herum; die besichtigten und befühlten die Schwarzen, ob sie auch Fehler hätten. Ein junger, starker Kerl, in seinen besten Jahren, sollte 600 Rthlr. gelten; für andere wurden 450, 300 bis 200 Rthlr. gefordert. Alte Weiber und alte Männer galten nicht mehr, wie kleine Kinder.

Ich sah den Haushofmeister der Madame vom Blocksberge. Dieser kaufte für seine Frau, zu ihrer Kaffeepflanzung, einen dreißigjährigen vierschrötigen Schwarzen für 580 Rthlr. Ein kleines, schwarzes Jüngelchen von deiner Größe und von deinem Alter kriegte er obenein für nichts. Dieses Jüngelchen wartet nun der Madame auf und muß alle Morgen um 4 Uhr den Kaffeeberg hinauf, die abgefallenen, überreifen Kaffeekirschen aufzulesen, und kriegt nichts als Plantins (eine Frucht, welche auch Pisang heißt) zu essen. Seine Schwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, kaufte ein Zuckerbauer, hinter Spanish-Town her, für 150 Rthlr. Nun kommen die armen Kinder voneinander und kriegen sich wohl in ihrem Leben nicht wieder zu sehen.

Digitized by Google

Gegen 9 Uhr war alles verkauft, und jeder machte Anstalt, seine erhandelte Ware wegzubringen. Das schwarze Mädchen küßte noch einmal sein schwarzes Brüderchen und weinte; die Alten umarmten sich untereinander und stammelten ihr Lebewohl! Beim Weggehen erhob sich unter ihnen allen ein dumpfes Getöse. Ich meinte anfangs, sie schrieen bloß, nachher aber hörte ich, sie sängen ein Lied in ihrer Guineasprache, das auf deutsch also lautet:

Fern von meinem Vaterlande
Muß ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh' und Schande!
O die weißen Männer, klug und schön! —
Und ich habe doch den Männern ohn' Erbarmen
Nichts gethan! —
Du im Himmel, hilf dem armen
Schwarzen Mann!

IX.

Kingston, den 13. Dez. 1778.

Heute, Sonntags, ging ich in die englische Kirche. Ich war schon um 9 Uhr da; aber weil die Kirche erst um 10 Uhr anging, so wandelte ich indes auf dem Kirchhofe umher und las die Aufschriften der Leichensteine. Der Kirchhof ist mit einer Mauer von gebackenen roten Steinen umgeben. Die Grabmäler sind fast alle von Alabaster oder Marmor, überaus schön gearbeitet und die Schrift vergoldet.

Ich las in dieser Stunde wohl über 50 solcher Leichensteine; aber wie erschrak ich, unter allen diesen Toten nur einen einzigen zweiundfünfzigjährigen zu finden. Höher an Alter fand ich gar keinen, dagegen waren die meisten zwischen zwanzig und dreißig Jahren gestorben. Da lag ein Advokat, alt 26 Jahr. Da lag eine ganze Familie: der Vater war 38 Jahr, die Mutter 30, der älteste Sohn 17, der jüngste 11, die eine Tochter 13 und die andere 9 Jahr alt geworden; und alle diese waren in Zeit von fünf Jahren gestorben.

O, die bösen, garstigen, ungesunden Zuckerinseln! Wenn ich doch bald wieder weg wäre! Hier heißt es: „Unser Leben währet dreißig Jahr; wenn's hoch kommt, so sind's vierzig." Das macht die Hitze, das macht das lange Regenwetter, das macht der Rum, das macht das liederliche Leben. — So ist es in Nordamerika nicht. Da las ich zu Amboy in der Provinz Jersey einen Leichenstein, auf dem stand: „Hier liegt begraben die Frau Fähnrich Robins; sie wurde 83 Jahre alt und blieb munter bis an ihr seliges Ende."

Ich war noch nicht mit allen Leichensteinen fertig, siehe, da schlug es 10 Uhr, und gleich darauf wurde mit einer kleinen Glocke zur Kirche geläutet. Auf vieles Geläute halten die Engländer in Nordamerika und Westindien nicht. — Auf einmal kam eine Menge Kutschen und Karriolen herangerasselt. Alles fuhr; ich glaube, ich war der einzige, der zu Fuß in die Kirche gekommen war. Diese ist sehr einfach gebaut und doch ausnehmend prächtig. Thüren und Fenster werden beim Gottesdienste

Digitized by Google

aufgemacht, damit die Luft durchstreichen kann. Die Stände sind alle auf dem Grunde, die Kanzel und die Orgel sind die einzigen Plätze, die erhöht gebaut sind. Die Kanzel steht in der Mitte der Kirche; sie ist von herrlichem Mahagoniholz gebaut und mit Ebenholz verziert. Die Treppe zur Kanzel, der Pfarrstuhl, der Altar, die Stände in der Kirche, alles ist von Mahagoniholz. Die Lehne an der Treppe ist von Ebenholz und Zedernholz; die Pfeiler, die die Decke über dem Altar halten, sind auch von Ebenholz. Auf das dunkelbraune, glänzende Mahagoni sind die zehn Gebote Gottes und die Glaubensartikel mit goldenen Buchstaben geschrieben. Neben dem Altar liegen zwei große, rotatlassene Kissen, worauf der Prediger knieet, wenn er das Kirchengebet und die Glaubensartikel vorliest.

Wie nun der größte Teil der Versammlung beisammen war, spielte die Orgel ein gar vortreffliches Lied. Als dieses zu Ende war, stand die ganze Gemeinde ehrerbietig auf, und der Prediger verlas das Kirchengebet und einige Lieder. Nun spielte die Orgel wieder, und der Prediger ging vor den Altar und verlas die Glaubensartikel, welche die Gemeine laut nachsprach. Dann verlas er den Bittgesang (die Litanei), wozu die Gemeine das Amen laut sagte. Es ist eine Freude, anzusehen, wie die Engländer, selbst die rohesten Bootsknechte nicht ausgenommen, beim Gottesdienste so andächtig sind. — Nach alle diesem zeigt der Vorsänger das Lied an, welches sollte gesungen werden; der Prediger aber ging vom Altar hinweg in einen besonderen, zugemachten Stand, wo er sich umkleidete.

Nachdem das Lied gesungen war, stieg ein anderer Prediger auf die Kanzel. Noch wurden einige Verse aus einem anderen Liede gesungen, und nun erst ging die Predigt an. Der erste Prediger kam aus seinem zugemachten Stande wieder hervor, aber in ganz anderer Kleidung; jetzt hatte er einen schwarzen Rock, eine weiße Weste, weiße Beinkleider und weiße Strümpfe an und setzte sich wieder in den Pfarrstuhl. — Die Predigt dauerte nicht völlig eine Viertelstunde; es war eine Auslegung der Bibelworte: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?" Der Segen wurde auf der Kanzel gesprochen; nun spielte die Orgel wieder, und die Leute gingen auseinander.

In der ganzen Versammlung habe ich doch keinen einzigen Menschen weder männlichen noch weiblichen Geschlechts bemerkt, der frisch und gesund ausgesehen hätte. Alle waren gelb und blaß im Gesichte, und ihr ganzer Körper war einer Leiche ähnlich. — Ihr armen Leute von Jamaika! Ihr verdient einen Haufen Geld mit eurem Zucker, Kaffee und Mahagoniholz; aber ich beneide euch wahrhaftig nicht. Gesunder Leib ist mehr wert, als ganze Säcke voll Guineen. Lieber wollte ich bei Kartoffeln in Niedersachsen leben, als bei Ananas in Kingston.

X.

Kingston, den 23. Dez. 1778.

Liebes Vetterchen, ich bin Jamaikas schon herzlich müde. Ich mag kein Zuckerwerk, keine Schokolade, keine Ananas mehr; ein Stück deutsches

Digitized by Google

oder nordamerikanisches schwarzes hausbacken Brot möchte ich; o, wer mir übermorgen eins zum heiligen Christ verehrte! Aber solches Brot hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hierher kam, da ging es mir wie den deutschen Handwerksburschen, die sich von den Seelenverkäufren in Holland nach den Molucken narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen und, noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch kriegen, da meinen sie, sie seien im Himmelreiche. Jedoch sind sie kaum acht Tage da, so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel und einem Trunk frischen Doppelbieres; aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie täglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerlen wie Hunde behandeln sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehen, weil da immer ein böser Wind geht, der einen auf der Stelle töten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, daß ich dachte, es würde Kingston wie Port-Royal ergehen; und solche Sturmwinde sollen hier sehr oft sein. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt sein möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffee und Mahagoni wächst, bleibe ich nicht! Es lebe Deutschland! Es leben alle die Länder, wo Roggen und Weizen und Eichen wachsen!

L. v. Schlözer.

169. Die Bauernhäuser im Osnabrückschen.

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Hausfrau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die

Digitized by Google

Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleifweg des Gesindes. Seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viele Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsehen zubringen. Ein rings herabhangendes, niedriges Strohdach schützt die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv[1] ist im stande mehr Vorteile zu vereinigen. J. Möser.

170. Norwegischer Bauerhof.

Die größeren Gehöfte in den norwegischen Gebirgen bestehen stets aus mehreren, voneinander getrennt liegenden Häusern. Eines enthält gewöhnlich die Prunkgemächer und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dies ist die Stuga; hier in Bolkesjoe war der schmale Eingang mit geschnitzten Pfosten versehen, die wunderliche Schnörkel bildeten: Schlangenwindungen und Wolfs- oder Drachenkörper. Oben kreuzten sich die Zieraten und liefen dann hinaus bis ans Dach. Auch die Ecken des Hauses waren verziert. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach, das einen Herd und an der Seite hin Bettstellen zwischen stämmigen Pfosten enthielt, welche die Decke tragen halfen. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Ölfarbe angestrichen und mit Blumen bemalt. Auch die Bettstellen an der Wand waren bunt. Gesimse liefen ringsum, worauf Sittensprüche geschrieben waren, welche Weisheit lehrten, das Haus aber vor jeder Not in Gottes Hand empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden nach Landessitte; der gewaltige Tisch war weiß und rein; alles zeigte Sorgfalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in dem stillen Raume, umgeben von dem blitzenden Zinngeschirr, das samt Tassen und Gläsern wohlgeordnet auf den Wandsimsen stand. Daß der Besitzer aber ein begüterter Mann war, verriet das Silbergerät; ja sogar eine große silberne, einst vergoldete Schüssel stand oben in der Reihe und bildete deren Glanzpunkt.

Hier in der Stuga wohnten wir, der Eigentümer aber hatte nach der Weise der Väter seinen Wohnsitz im Vorratshause. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe und Ungeziefer sicher sei, und legt die hinaufführende Treppe weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüberspringen. Wie erstaunte ich aber, als ich die

1) M. Vitruvius Pollio, ein römischer Schriftsteller, der über Baukunst geschrieben hat.

Digitized by Google

oder nordamerikanisches schwarzes hausbacken Brot möchte ich; o, wer mir übermorgen eins zum heiligen Christ verehrte! Aber solches Brot hat der reichste Mann auf Jamaika jetzt nicht.

Wie ich zuerst hierher kam, da ging es mir wie den deutschen Handwerksburschen, die sich von den Seelenverkäufren in Holland nach den Molucken narren lassen. Wenn die den Gewürzinseln nahe kommen und, noch einige Meilen davon ab, die Nase voll Nelken- und Muskatgeruch kriegen, da meinen sie, sie seien im Himmelreiche. Jedoch sind sie kaum acht Tage da, so jammern sie nach einem Stück Schinken und Pumpernickel und einem Trunk frischen Doppelbieres; aber sie jammern umsonst.

Alles wird mir hier zuwider. Meine schwarzen Brüder dauern mich bis in die Seele hinein, wenn ich sie täglich von weißen oder vielmehr gelben Lumpenkerlen wie Hunde behandeln sehe. Die Hitze ist so arg bei Tage, daß man ersticken möchte; und des Abends darf man auch nicht ausgehen, weil da immer ein böser Wind geht, der einen auf der Stelle töten kann. Vorige Woche war ein Sturmwind, daß ich dachte, es würde Kingston wie Port-Royal ergehen; und solche Sturmwinde sollen hier sehr oft sein. So oft ich an den Kirchhof denke, wünsche ich, daß unser Schiff bald wieder geflickt sein möge. — Nein, nein, in dem Lande, wo Zucker und Kaffee und Mahagoni wächst, bleibe ich nicht! Es lebe Deutschland! Es leben alle die Länder, wo Roggen und Weizen und Eichen wachsen!

L. v. Schlözer.

169. Die Bauernhäuser im Osnabrückschen.

Der Herd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Hausfrau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegengehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Herde ist der schönste unter allen. Und wer den Herd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vorteile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die

Digitized by Google

Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleifweg des Gesindes. Seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern und seine Schweine im dritten hat und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal so viele Wände und Dächer zu unterhalten und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsehen zubringen. Ein rings herabhangendes, niedriges Strohdach schützt die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe von dem Wirte selbst gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv[1] ist im stande mehr Vorteile zu vereinigen. J. Möser.

170. Norwegischer Bauerhof.

Die größeren Gehöfte in den norwegischen Gebirgen bestehen stets aus mehreren, voneinander getrennt liegenden Häusern. Eines enthält gewöhnlich die Prunkgemächer und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dies ist die Stuga; hier in Volkesjoe war der schmale Eingang mit geschnitzten Pfosten versehen, die wunderliche Schnörkel bildeten; Schlangenwindungen und Wolfs- oder Drachenkörper. Oben kreuzten sich die Zieraten und liefen dann hinaus bis ans Dach. Auch die Ecken des Hauses waren verziert. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach, das einen Herd und an der Seite hin Bettstellen zwischen stämmigen Pfosten enthielt, welche die Decke tragen halfen. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Ölfarbe angestrichen und mit Blumen bemalt. Auch die Bettstellen an der Wand waren bunt. Gesimse liefen ringsum, worauf Sittensprüche geschrieben waren, welche Weisheit lehrten, das Haus aber vor jeder Not in Gottes Hand empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden nach Landessitte; der gewaltige Tisch war weiß und rein; alles zeigte Sorgfalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in dem stillen Raume, umgeben von dem blitzenden Zinngeschirr, das samt Tassen und Gläsern wohlgeordnet auf den Wandsimsen stand. Daß der Besitzer aber ein begüterter Mann war, verriet das Silbergerät; ja sogar eine große silberne, einst vergoldete Schüssel stand oben in der Reihe und bildete deren Glanzpunkt.

Hier in der Stuga wohnten wir, der Eigentümer aber hatte nach der Weise der Väter seinen Wohnsitz im Vorratshause. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe und Ungeziefer sicher sei, und legt die hinaufführende Treppe weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüberspringen. Wie erstaunte ich aber, als ich die

1) M. Vitruvius Pollio, ein römischer Schriftsteller, der über Baukunst geschrieben hat.

Digitized by Google

Vorräte sah, welche hier aufgespeichert waren! An den Wänden standen mächtige Stöße von Haferbrot, darunter Fässer mit Butter, dann ein wahrer Turm großer Käse. Getrocknetes Rindfleisch hing ebendort, daneben Speck, Hammelschinken, Butter mit Mehl und Grütze, kurz es war genug, um die Familie auf Jahr und Tag vor Hunger zu sichern. — Über dieser Vorratskammer war noch ein Stockwerk, wo Kleidungsstücke aller Art, Pferdegeschirr, Kisten mit Leinen und Strümpfen, Schuhe und, an den Balken aufgehängt, wohl 5 oder 6 Dutzend verschiedenartiger Woll- und Pelzdecken sich befanden. Dieser Deckenvorrat ist ein Zeichen des Wohlstandes und des Luxus. Je mehr Decken, je reicher ist der Mann.

In einem andern Hause war eine Art Wohn- und Schlafgemach für den Besitzer nud dessen Familie; oben die Kammern für das Gesinde, welches in engen Laden schlief, mit Stroh ausgefüllt und mit Decken belegt. Diesen Häusern gegenüber aber lag das Feuerhaus, die Küche, mit breitem, niedrigem Herd und Hausvorrat aller Art. Dies Gebäude liegt meist in einiger Entfernung von den übrigen.

Eben als wir die Besichtigung beendet hatten, kam der greise Hausvater von den Alpen mit seinen vier Knechten und einigen Mägden. Gefiel mir schon der Sohn in seiner grauen, grünbesetzten Jacke, den Hemdkragen übergeschlagen und das Hemd selbst auf der Brust mit großen Silberzieraten zugenestelt, das kurze, graue Beinkleid, das bis ans Knie reichte, mit grünem Streif und die Schuhe mit Buckelschnallen geschmückt, so war doch der Vater weit mehr ein Gegenstand meiner Teilnahme. Dieser alte Mann in seinem grünen, rotbesetzten Kleide, auf dem große Knopfreihen funkelten, mit seinem ehrwürdigen, stillfreundlichen Gesichte, und das silberweiße, lange Haar, bedeckt von dem roten, schwarzgekreuzten Käppchen — und nun die kraftvollen Gestalten der Knechte, ihr dicht herabfallendes Haar, die trotzigen Gesichter, die hellblinkenden Augen, und das Messer an der Hüfte, das dolchartig in der Lederscheide steckt: es war ein Bild aus uralter Zeit, die nun auf einmal wie aus einem längst vergessenen Traume lebendig vor das Auge trat.

Ich gedachte der biblischen Geschichten von den Patriarchen und ihren Herden, und es war mir, als wohne auch hier jener Frieden, der über den frommen Hütten der Erzväter segnend einst vor Jahrtausenden lag.

Th. Mügge.

171. Das Volk im Böhmer Walde.

Fast auf jedem größeren Zweige des Böhmerwaldes sitzt eine andere, vielfach eigentümliche Bevölkerung. Nicht bloß scheidet sich Deutscher vom Czechen durch Sprache, Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche; auch der Deutsche zum Deutschen steht nicht ohne abweichende Färbung, besonders hinsichtlich der Tracht und der Mundart. Nur bei jenen Deutschen, welche nördlich bis gegen Tauß, südlich bis zum Ende des Gebiets der königlichen Freibauern wohnen, gleicht sich auch Tracht, Bauart der Häuser, Dialekt bis auf unbedeutende Eigenheiten einiger Dörfer. Zugleich

Digitized by Google

dürfte der Böhmerwald hier am ehesten einer gewaltigen Meereswoge vergleichbar sein, welche, plötzlich im Laufe erstarrend, als Scheidewand Böhmens und Bayerns Halt gemacht hätte. Teils unmittelbar die richtige Grenze bezeichnend, teils mehr oder weniger hinüber- oder herüberfallend, ragen die höchsten Punkte dieses böhmisch-bayerischen Scheidungsgebirges bis zu einer Höhe von 710 Wiener Klaftern empor. Aber wie rasch verkleinerte Wellen sinkt anderseits der Böhmerwald landeinwärts bis zu Hügel- und Thalgrund zurück, wodurch für das Auge eine sehr anziehende Mannigfaltigkeit entwickelt wird. Über Hoch- und Mittelgebirge und hier und da auch über die Niederungen strecken sich frische Waldungen. Eigentümlich verschwinden jedoch diese von den meisten Höhen und Hügeln im nördlicheren Teile, wo die czechische Bevölkerung beginnt. Man findet noch Stellen mit Urwald bedeckt. Im Norden dieses Böhmerwaldteils zeigt sich eine bedeutende Unterbrechung durch Hügel- und Thalgrund bis zum Gebirgsstocke; aber sie dient nur zur wahren Verschönerung des Böhmerwaldpanoramas, indem die aus derselben vereinzelt und majestätisch aufstrebende Bergwand Hochbogen und Burgstall in Bayern das Auge vor einem weithin verlaufenden Hügel- und Flachland bewahrt.

Die deutschen Grenzbewohner dieses Schauplatzes am Böhmerwalde behalten hinsichtlich der Körperbildung die sprechendsten Spuren ihrer Abkunft bei. Die Männer, im Durchschnitt über die mittlere Größe, haben blondes Haar, lieben unter den geistigen Getränken besonders Bier. Von Natur heiter und kräftig, äußern sie bisweilen in ihren Gebräuchen Derbheit, was man aber an ihnen, als Bewohnern rauherer Gebirgsgegenden gern entschuldigen wird, und um so mehr, als man bald den gesunden Kern entdeckt und nie eine wirklich böse Gesinnung derlei Äußerungen durchweht. Die Frauen erreichen im Durchschnitt nur die mittlere Größe, teilen aber häufig das blonde Haar, welches besonders bei der Jugend so allgemein ist, daß man ganze Scharen spielender Knaben und Mädchen mit schneeweißen Köpfen erblickt und wegen seiner Seltenheit einen Schwarzkopf als Spitznamen gebraucht. Mehrere Höfe jener Gegenden heißen „zum Schwarzschädel." Diese Deutschen besitzen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauerssohn nicht Geige oder Klarinette, so beweist eines dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß es der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für den Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind die Volksmelodieen und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich komponieren die Burschen einzelner Dörfer Melodieen und Texte, und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mißtöne giebt. Am Tage erschallt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Burschen singend die Dörfer. Nicht nur heitere, auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt,

Digitized by Google

da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen. Meistens sind die einfachen, tief erschütternden Gesänge als Begräbnislieder jener Gegend gebraucht, die sich die Burschen vom Zuhören merken. Einst, als in später Nacht ein solches Lied erklang, hörte ich in einer Nebenkammer ein altes Mütterlein heftig weinen. Ich stand auf und fragte, was ihr begegnet sei? Sie antwortete, von der Wirkung des Gesanges durchschüttert: „Hört Ihr? Ach, hört Ihr, wie sie mich zu Grabe singen?" Und darin liegt wohl ein Zug deutschen Ernstes. — Die Umgebung eines deutschen Dorfes bei einbrechendem Sommerabend wird mit jedem Schritte anziehender. Die heimkehrenden Herden, denen singend und jubelnd Schwärme von Knaben und Mädchen folgen; das Fahren, Zurufen der Landleute, Hämmern und Klopfen auf Sensen und Sicheln, um sie für den nächsten Tag zu schärfen — dieses und mehr gleicht den Scenen der Schweiz und Tirols. Ertönt die Abendglocke, so erlischt plötzlich das lärmende Leben, die heimkehrenden Kinder gehen schweigend und betend nebeneinander hinter ihren Herden; im Dorfe ruht die Arbeit, Klopfen und Geschrei; jedermann richtet sich auf zum Gebet. Die Abendandacht wird regelmäßig nach dem Essen und unter Vorbeten des Hausvaters in Gegenwart der Familie, Knechte und Mägde verrichtet. So auch das Morgen- und Mittaggebet. — Welch ein schönes Nachbarverhältnis man da oft trifft, möge folgendes darthun. Wenn ein ärmerer Hausbesitzer aus Mangel an Zugvieh oder Arbeitern zur Erntezeit in seinen Geschäften zurückbleibt, so unterstützt man ihn allseitig und hilft ihm. Nicht selten nehmen erwachsene Burschen in der Nacht einen Wagen, spannen sich selbst vor die Deichsel und schieben an Rad und Leitern; — wenn dann der Hausbesitzer zeitig und seufzend aufsteht, sein Getreide mühsam einzuführen, liegt ein großer Teil in der Scheuer, und ein wohlbefrachteter Wagen steht vor der Thüre. Zugvieh wird oft stundenweit aushelfend zugesendet. Man kann kaum eine freudigere Bewegung sehen, als wenn Brüder mit ihrem ganzen Hauswesen einander zu Hilfe kommen. Dieser Fall tritt häufig zur Erntezeit ein, und für die Hilfeleistung wird nicht einmal Mittags- oder Abendessen angenommen. Abends kommen die Männer zusammen und sprechen über das segensvolle Tagewerk. — Für Böhmen als Vaterland zeigen diese Deutschen keine Vorliebe. Das ist wohl zu begreifen. So weit sie mit den anwohnenden Czechen in Berührung kommen, haben diese wenig Anziehendes zu bieten. Sie erscheinen verschlossen, argwöhnisch, starr oder, wenn sie auftauen, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier wohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die Fackel wilder Lust, um dann auf lange seinem Pfluge wieder in stummer Versunkenheit nachzuschlendern. J. Rank.

172. Die Lechebene und ihre Bewohner.

Überschreitet man zwischen den Mündungen der Iller und des Inn die Donau, so betritt man die große bayerisch-schwäbische Hochebene, dies Vorland der südwärts aufsteigenden Allgauer Alpenkette, welche nur kurze

Digitized by Google

Ausläufer nach Norden sendet. Gleich einem ausgebreiteten Fächer, dessen Geäder von Iller, Lech, Isar und Inn, nebst einer beträchtlichen Anzahl von Nebenflüssen gebildet wird, breitet sich die Hochebene bis zur Donau aus, und während die Quellen der genannten Alpenflüsse nur wenige Stunden voneinander entfernt liegen, laufen ihre Mündungen gegen 40 Meilen auseinander, und die Donau bildet den Kreisbogen dieses Fächers. Auf der Hochebene selbst sind zahlreiche Seeen, Weiher, unabsehbare Moore und steppenartige Strecken zerstreut. Nur unbedeutende Hügelketten teilen die Flußgebiete der vier Ströme, die Memminger Ebene, das Lechfeld, die Ebene von Dachau und München, und endlich die von Braunau und Bocking. Östlich vom Lech ist die Gegend am unfruchtbarsten. Es ist Heide, mit grobem Geröll gefüllt und nur stellenweise mit Föhren und Birkenwald besetzt, wogegen die Eiche ganz fehlt und die Buche nur selten und in unbedeutenden Gruppen auftritt.

Die Eisenbahn verlangte daher bei ihrer Anlage wenig Durchstiche, aber desto mehr Dämme und Wasserbauten. Auf einer Länge von acht Meilen berührt sie nichts als ein paar ärmliche Dörfer und zwei, drei Flecken. Auf jeder Station rufen die Schaffner: „Eine Minute Aufenthalt!“ ein Briefbeutel fliegt hinein, und ein anderer wird herausgeworfen, und der Zug geht brausend weiter, denn niemand stieg ein oder aus; kaum daß man von den an den Haltepunkten laut schreienden Weibern ein hart gesottenes Ei oder im Sommer ein Körbchen Erdbeeren kaufen konnte. Der Mensch siedelte sich mehr an dem Rande der Flüsse und Bäche an. Die auf den Hochebenen weidenden Rinderherden sind spärlich und mager, und selbst für Ziegen und Schafe wächst wenig Futter, da die Winter zu naß, die Sommer dagegen zu trocken sind. Nur die Torfmoore gedeihen hier vorzüglich, und die Trockenhäuser ziehen sich oft halbe Stunden längs jener Stiche hin, welche München reichlich mit Brennmaterial versorgen. Einsame ärmliche Hütten liegen auf der weiten Ebene, und hier und da erblickt das Auge etwa noch ein aus Birkenstäben und Weidenruten zusammengebundenes Kreuz, vor ihm schmutzige Frauen und zerlumpte Kinder auf den Knieen liegend. Keine der ersteren sieht sich um, so nahe auch der Eisenbahnzug vorüberfauft, nur das junge, neugierige Blut der Kinder blinzelt verstohlen herüber.

Nördlich und nordöstlich von diesen Torfmooren wird die Gegend fruchtbarer, doch am fruchtbarsten westlich vom Lech, wo sich zahlreiche Dörfer und eine Menge kleiner, heiterer Städte mit nicht unbeträchtlicher Industrie erheben. Wir befinden uns inmitten des schwäbischen Volksstammes, welcher bis an den Lech reicht. Auf diesem Boden, zwischen Lech und Iller, lag vor Auflösung des deutschen Reiches ein buntscheckiges Gewirr von Herrschaften und Gebieten aller Art, so daß diese Ecke Landes als Muster einer außerordentlichen Gebietszerstückelung auf möglichst kleinem Raume betrachtet werden konnte. Da gab's Reichsstädte, Abteien und Grafschaften in solcher Menge, daß in manchem Dorfe noch später drei- und vierfaches Recht galt; da kam's oft darauf an, ob sich ein Rechtsfall rechts oder links von der Hausthüre ereignet hatte, indem

Digitized by Google

alsdann bald nach diesem oder jenem Rechte die Sache zu beurteilen war. Steht man auf dem Perlachturme zu Augsburg, so überblickt man das weite Lechthal fast in seiner ganzen Ausdehnung, vom Hochvogel in den Allgauer Alpen bis zur Mündung des Stromes in die Donau, eine Strecke von fast 40 Stunden. Ober- und unterhalb Augsburgs ist der Boden kiesbedeckt und ohne alle Ackerkrume, daher so arm an Ortschaften, daß erst fünf Stunden oberhalb der Lechbrücke von Augsburg bei dem Dorfe Lechfeld ein nur für Fußgänger ausreichender Steg die beiden Ufer verbindet. So wasserreich der Fluß auch ist, so wird er gleichwohl zur Schiffahrt wenig benutzt, da sein Bett voll gefährlicher Stellen ist.

Betreten wir dagegen das Lechfeld selbst, so gelangen wir in eine ununterbrochene fruchtbare Ebene, auf welcher das Auge vergeblich nach Baum oder Strauch sich umsieht. Alles ist hier Ackerland und Wiese, aus welchem die weißen Häuser der Dörfer gleich Schneeresten im Frühlinge hervorschimmern. Ist der Himmel klar und heiter, dann überschaut das Auge die ganze Kette der Allgauer Alpen mit deutlicher Unterscheidung aller hervorragenden Gipfel. Auf diesem Felde schlug Kaiser Otto I. den 10. August 955 in hoher Sommerhitze die Ungarn aufs Haupt. Noch gar mancher andere Kampf ist hier im dreißigjährigen und dem spanischen Erbfolgekriege ausgefochten worden, und selbst in dem französischen Kriege zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts bedeckten bald Österreicher, bald Franzosen die weite Lechebene. Diese fruchtbaren Strecken der Hochebene bewohnt ein starkes, mannhaftes Geschlecht. So unansehnlich und schwerknochig wie die selbst gezogenen Pferde ist auch der Bauer hinter dem Pfluge. Sein Ackerland ist lang und breit und oft von beträchtlichen, wenig benutzten Rasenstrichen durchschnitten. Nicht geringe Strecken liegen ganz wüst und greifen oft tief in die Felder hinein. Selbst mit den Grenzen nimmt man es nicht so haarscharf, wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands; auf ein Stück mehr oder weniger Land kommt's eben nicht an. Betritt man eins der unregelmäßig erbauten Dörfer, so ist meist das Wirtshaus neben der Kirche erbaut und außer dieser das ansehnlichste Gebäude. Die übrigen Häuser sind weitläufig, die Zimmer niedrig, aber lang und tief, die Fenster meist so breit wie hoch, wenn nicht noch breiter. Jedes Haus trägt irgend ein Heiligenbild an der Wand, und die Kirchen zumal sind mit einem reichen, wiewohl selten künstlerischen Schmuck von Vergoldung, Schnitz- und Bildwerk aller Art überdeckt. — Da die bäuerlichen Güter unteilbar sind, so finden sich hier, besonders aber in der Gegend von Dachau und Schwabmünchen, viele reiche, geldstolze Bauern, deren Vorfahren die Kirchenglocke unter der Bedingung anschafften, daß dieselbe an allen hohen Festtagen so lange geläutet würde, bis sie selbst in ihrem Thorwege erschienen, um den Kirchgang anzutreten. Noch heute trägt der Bauer bei festlichen Gelegenheiten silberne Sporen, hohe Wickelstiefeln und kurze, schwarzlederne Beinkleider mit silbernen Schnallen und der Messertasche am Knie für das lange Griffmesser. Dieses selbst darf nicht fehlen, und hat auch die Regierung das im Griffe feststehende, dolchartige Messer verboten.

Digitized by Google

das Kuickmesser mußte sie gestatten. Eine scharlachrote Weste deckt die Brust, über welcher noch eine schwarze Tuchjacke mit silbernen Knöpfen getragen wird. — An den Knopflöchern der Weste hängen mit Öhren versehene Sechs- und Zwölfkreuzerstücke, auf der Jacke aber vollwichtige österreichische Zwanziger, und zwar um so näher aneinander, je reicher ihr Besitzer ist. So trägt mancher dieser Bauern außer den Thalern in der Tasche noch vier bis zwölf Gulden Putz an sich, und beim Spiel geschieht es gar manchmal, daß nach dem Verluste der Thaler und Gulden die Knöpfe von Jacke und Weste abgeschnitten und aufs Kartenblatt gesetzt werden. — Ein runder, breitkrempiger, spitziger Filzhut mit goldenen Tressen, Schnuren, Troddeln und gemachten Blumen bedeckt den Kopf der Erwachsenen und Kinder, Mützen dagegen sind unbekannt. Mit dem blauen Mantel, dessen überhängender Kragen so lang wie der Rock selbst ist, bekleidet sich der Bauer auch im Sommer, während er im Winter bei Fuhren noch eine Pferdedecke so überhängt, daß er durch ein Loch in der Mitte den Kopf steckt. — Auch die Frauen tragen ihren Reichtum in Gold- und Silbergeschmeide oder Münzen gern zur Schau und kleiden sich meist in grellgefärbte Stoffe von Seide oder Baumwolle. Das silberne oder goldene Riegelhäubchen wird meist nur von katholischen Städterinnen getragen, während die Protestanten sich den wechselnden Moden mehr anschließen. Noch heute bezeichnet daher der Bauer in Altbayern ein aus einem Modestoffe gefertigtes Kleidungsstück, sei es Rock, Weste, Mieder oder was sonst, mit „lutherisch“. Auf den Dörfern findet sich ein Kopfputz bei den Frauen, welcher bald einem ausgebreiteten Pfauenschweife, bald einem aus Gold- und Silberschuppen zusammengesetzten Helme gleicht. In weiten Bauschen fällt der Reifrock um die Hüften, silberne Ketten mit Münzen zieren den Hals, und zahlreiche baumwollene und seidene Tücher schnüren die Brust zusammen. Alle Moden der Neuzeit sind an diesem naturwüchsigen Geschlechte spurlos vorübergegangen; zur Verschönerung und Bequemlichkeit der Kleidung geschah nichts, während Massen von Gold und Silber prunkend zur Schau getragen werden. —

Wandert man auf dem rechten Lechufer bis zur Donau hinab, dann erblickt man überall bunt bemalte Totenbretter an den Straßen, und in den Dörfern den altbayerischen Kirmesbaum, welcher statt des Laubes und der Zweige mit Hunderten von geschnitzten und gefärbten Figuren bedeckt ist. Jene wie dieser bekunden einen eigentümlichen monumentalen Sinn. Ist nämlich jemand gestorben, so wird die Leiche eine Zeitlang auf ein mit den Sinnbildern des Todes bunt bemaltes Brett von Manneshöhe gelegt; nach der Bestattung aber wird dasselbe an Feldwegen bei Kruzifixen und Heiligenhäuschen, oder an einem Acker des Verstorbenen, und zwar besonders an seinem Lieblingsplatze, aufgestellt. Eine auf demselben befindliche Inschrift hebt gewöhnlich also an: „Auf diesem Brette ist tot gelegen der ehrengeachtete N. N.“ u. s. w. — Oft findet man ganze Gruppen solcher Bretter als Monumente der Familienglieder an dem Grundstücke derselben vereinigt, und wenn der ein-

Digitized by Google

same Wanderer nachts am Saume eines Waldes oder einer Feldflur dahingeht, so wird er von den darauf gemalten Totenköpfen nicht eben in die behaglichste Stimmung versetzt. Wie dies Bilder der Toten, so ist der Kirmesbaum ein Monument der Lebenden. An einem Stamme sind Bretterchen sprossenartig übereinander angebracht, und an diesen sowohl die Kirche des Ortes, als auch die vornehmsten Gebäude in Schnitzwerk nachgebildet. Neben ihnen hängen wohl die Figuren der Bewohner, wie sie in ihren verschiedenen Hantierungen begriffen sind. Dieser sonderbare Gebrauch hebt in den Alpen an und verschwindet erst an der Donau. Nach W. H. Riehl (und Zachariäs Lehrbuch).

173. Der Morgen.

Rüstig schritt der Vater mit den beiden Knaben vorwärts durch die nächsten bekannten Umgebungen ihrer Wohnung, zwischen den Hecken der benachbarten Gärten durch, über die breiten Wiesen hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler ihrer warteten, die sie vorher noch niemals besucht hatten. Und als die letzten Sterne verloschen und nur der Morgenstern noch zögerte, seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte sie der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein weites Thal verbarg, das jetzt noch geheimnisvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag.

Ungeduldig eilten die Knaben immer voraus, und mit jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, kam ihnen der zögernde Tag immer heller und heller entgegen. Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes, einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an; und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebel ruhete, aus dem nur einzelne Turmspitzen hervorragten. Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben. Sie setzten sich nieder, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, Alwin auf den Strunk eines abgehauenen Baumes, Theodor neben den Vater, auf einen moosbewachsenen Stein, der Spitz zu ihren Füßen, die schwarze Schnauze gegen die Erde drückend. Hinter ihnen lag der rauschende Buchenwald, unter ihnen das überschleierte Thal und abwärts gegen Norden hin eine Reihe von Hügeln, die in mannigfaltigen Abstufungen übereinander stiegen, immer höher und höher, und an vielen Stellen durch engere Schluchten oder weiter geöffnete Busen oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem ihre Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte mit einemmal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Strahlen der Sonne, und das Bild der noch unsichtbaren strahlte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene, flammende

Digitized by Google

Insel über der düstern Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tiefern Thale wogte. Aber jetzt schien auch der Himmel sich über der entfernten Bergkette zu entzünden, und aus dem weißen, glühenden Meere strömten und tauten die Strahlen zum Thale hinab und glitten an den Türmen zu den moosigen Dächern der Dörfer nieder. Immer tiefer und fester drückte sich der Nebelschleier an die Erde an; dann zerriß und zerstiebte er in unendlichen Flocken, und das ganze Antlitz des Thales lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten lauter und spritzten goldene, glühende Funken auf die Räder herab; millionenmal schwamm das Bild der Sonne mit dem Bache dahin und hing millionenmal, mit allen Farben des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatte.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatten die Kinder das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs noch nicht gesehen. Alwin verließ seinen Baumstamm und nahm auch auf dem bemoosten Felsenstücke Platz, dem Vater zur Seite, der jedes seiner Kinder mit einem Arme umschlang, eines auf dieser Seite, das andere auf jener. Und die Knaben zeigten sich und ihrem Vater mit freudiger Überraschung jede neue Erscheinung, die sich aus der Düsterheit erhob oder von der allgemeinen Masse sonderte: der Wiesen üppiges Grün, mit blühendem Schwarzdorn durchflochten; die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume; den eilenden Bach; die Herden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen; die tiefen, geheimnisvollen Busen der Berge; die einladenden, fernen Thäler und über dem Ganzen das krystallene, klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm. F. Jacobs.

174. Die Ruine.

Unter mancherlei Gesprächen hatten die beiden Knaben allmählich den Berg erreicht, auf welchem die Burgruine lag, die sich jetzt von Bäumen versteckt ihren Blicken entzog. Ein schmaler, schlängelnder, steiler Fußpfad führte hinauf, an welchem hin und wieder große Bautrümmer lagen, Felsen gleich, die von den Mauern der alten Burg hinabgerollt waren. Nach langem, mühsamem Steigen standen sie endlich mit einemmal an dem mächtigen Gemäuer. Ein Turm erhob sich vor ihnen, glatt, gerundet, der Zerstörung trotzend und so hoch, daß das Auge schwindelnd emporsah. Das Thor war eingesunken und durch Schutt und Dornen verdeckt; aber durch ein schmales Fenster führte ein Zugang in den Hof. Sie schlüpften hindurch. Alles war hier mit dürrem Gestrüpp bewachsen, und von den Höhen der Mauern hing in dicken Büscheln gelbes Gras wie Locken herab. Alles war still und tot; nur ein einsamer Geier schwebte vorüber, und ein flüchtiger Marder schaute aus der Öffnung eines hohen Fensters neugierig und schüchtern auf die ungewohnte Erscheinung von Menschen herab.

Digitized by Google

Mit großer Begierde durchsuchten die Knaben das wüste Gemäuer: die Keller und Burgverliese, die verfallenen Säle, die verschütteten Hallen, die Ställe, die Kirche, wo leere Blenden die Plätze zeigten, auf denen ehedem Bilder von Heiligen standen, und die Stelle des zerstörten Altars an ausgetretenen Steinen zu erkennen war, wo vormals die Andacht gekniet und gebetet hatte. Überall herrschte Zerstörung und stille Trauer.

Auf der dem Thore gegenüberliegenden Seite fanden sie die Reste eines Söllers mit der Hälfte seiner Brustlehne, welche ehedem im zweiten Stockwerke auf Säulen geruhet hatte. Jetzt war der Boden bis zu ihm hinaufgeschwollen. Eine unerwartete Aussicht überraschte sie, als sie heraustraten. Senkrecht ging die Mauer hinab in die Tiefe, auf dem lebendigen Felsen ruhend, der sich unten im dichten Gebüsch der Wälder verlor. An des Berges Fuß drängte ein heiteres Dörfchen sich an mit seinen auffteigenden Straßen und hängenden Gärten, in die man von oben hineinsah, und weiterhin ein offenes, fruchtbares, lachendes Land, von Fruchtfeldern und Wiesen malerisch zusammengesetzt, durch die sich fernhin bald steigend, bald sinkend die Landstraße schlang. Munter bewegte sich in der Tiefe die Welt. Die satten Herden zogen langsam den Ställen zu; emsiger regten sich auf den Wiesen die Mäher; hochbelastete Wagen voll Heu schwankten nach den Dörfern hin. Alles schien von dieser Höhe herab den Knaben neu und merkwürdig. Bisweilen führte auch die Luft von unten herauf einzelne Töne zu ihrem lauschenden Ohr, oder ein zweideutiger Wiederhall unterbrach die tiefe Stille, die um sie her auf dem öden Gemäuer thronte.

„Wie oft", sagte Theodor, „mögen auf diesem Söller die alten, tapfern Besitzer der Burg gesessen und der herrlichen Aussicht an schönen Morgen und Abenden genossen haben! Ich stelle mir vor, daß hier in der Mitte der Hausvater saß, ihm zur Seite die geschäftige Hausmutter, hier die Töchter, auf der andern Seite Söhne und Freunde, wenn die Burg von Fremden besucht war. Dann erzählten die Alten von ihren Zügen und Thaten, und die Jüngern hörten zu, und die Knappen drängten sich von hinten herbei und lauschten, ohne daß es der alte Herr merkte; und wenn sie sich etwa stießen und er, ein Geräusch vernehmend, nach ihnen umsah, so nickt' er ihnen lächelnd zu, als ob er sagen wollte: So ist's recht. Jetzt hört ihr von mir, was ihr künftig selbst vollbringen werdet."

„Ich denke mir", setzte Alwin hinzu, „ich wäre der Sohn eines solchen Rittersmannes, aber noch nicht waffenfähig, und säße an einem schönen Abend, wie der heutige, auf diesem Austritte in tiefen Gedanken und dächte an die Geschichten von Schlachten und Kämpfen und Turnieren, die ich vom Vater gehört hätte. Auf einmal seh ich etwas in der Ferne blinken. Ich sehe schärfer hin; es kommt näher; endlich erkenn ich einen Zug geharnischter Männer hoch zu Pferde; ihre Helmbüsche flattern in der Luft; einer sprengt voraus; — es ist der Vater, der von einer Fehde zurückkehrt. In dem Augenblick stößt der Turmwärtel in sein Horn. Ich laufe hinein und rufe: „Der Vater, der Vater!" und

Digitized by Google

sogleich kommt alles auf den Söller gestürzt, die Tante, Aurora, die Mägde; denn die Knappen hat der Vater alle mitgenommen. Nun reitet er unten um den Berg herum. Ich, vom Söller weg, zum Thore hinaus, den Fußpfad hinunter. Unten kommt mir der Vater entgegen mit seinem ganzen Gefolge; er bewillkommt mich freundlich und nimmt mich mit auf sein Pferd. Und so reite ich mit zum Burgthore hinein, nicht anders, als ob ich auch mit bei der Fehde gewesen wäre."

In diesem Augenblick trat die Sonne hinter das Gemäuer, und ein langer, tiefer Schatten fiel in die Landschaft hinab und verschleierte plötzlich das anmutige Gefilde. Verwundert sahen beide Knaben hinter sich und erblickten, als wäre es zum ersten Mal, mit Schauder das dunkle Gemäuer, das mit seinem dürren Gestrüpp riesenmäßig hinter ihnen emporragte, mit Graus und Verwüstung bedeckt. Traurig blickten die Wolken durch die leeren Fenster und die Spalten des Gemäuers, die weit gähnend das öde Innere enthüllten. Kein frohes Leben bewegte sich hier. Nur schüchterne Eidechsen raschelten durch das falbe Gras, und leise Lüfte wiegten die roten Häupter der Disteln. Alle Töne der Freude hatte die Zeit entführt, und nur das düstre Andenken an die alte Vergangenheit brütete auf den gigantischen Trümmern. F. Jacobs.

175. Die Dünen.

Längs der Küsten der Nordsee erblickt man weithin Hügel und Bergzüge aufgeschichteter Sandmassen, welche Dünen genannt werden. Mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen von Jütlands Nordspitze bis zum Kanale sich erstreckend, der England und Frankreich scheidet, bilden sie das natürliche Bollwerk vor dem hinter ihnen liegenden niedrigen Lande gegen die tobenden Fluten. Wo an der Nordsee die Dünen fehlen oder aufgeschwemmtes Land vor ihnen liegt, da müssen statt ihrer, um Gut und Leben zu schützen, künstliche Schutzwehren — die kostbaren Seedeiche — gegen die Gewalt des Meeres aufgeführt werden.

Von der Mündung der Eider bis Skagen hinauf ist die ganze Westküste mit einem doppelten Dünenzuge — einer inneren und äußeren Linie — eingefaßt. Die innere, durch die Kultur des Bodens mehr und mehr verschwindende Dünenlinie bezeichnet den Meeresstrand in einer vorgeschichtlichen Zeit; die äußere zieht, gleich einer Gebirgskette im kleinen, am jetzigen Meeresstrande hin. Der innere Dünenzug liegt an der Grenze der Geest gegen die Marsch,[1] an einzelnen Stellen 4 bis 5 Meilen von dem äußeren entfernt. Beide haben im ganzen denselben Charakter; die Dünen des inneren Zuges sind von geringerer Höhe, und alle ihre Verhältnisse deuten auf ein viel weniger bewegtes Meer als dasjenige ist, welches jetzt die Küste bespült. In dem Folgenden sind nur die Dünen

1) Marsch ist der fette, mit üppigstem Gras- und Kornwuchs gesegnete Landstrich der Nordseeküsten, über dessen Tiefen in älteren Zeiten zum Teil bei Menschengedenken, das befruchtende Wasser gegangen ist. Alles andere Land — nicht bloß die sandigen Höhenzüge seiner Nachbarschaft — nennt der Marschbauer Geest.

Digitized by Google

der äußeren Linie gemeint. In Eiderstedt liegen übrigens auch die Dünen der äußeren Linie zum Teil ziemlich weit vom Ufer, was sich aber daraus erklärt, daß Eiderstedt, früher aus drei Inseln bestehend, in späteren Zeiten mit Deichen umgeben worden ist.

In der Ferne erscheinen die Dünen eher als gezackte Felsreihen, denn als zusammengewehte Sandhaufen. Durchweg sind sie steil nach der einen zum Meere gewendeten Seite, und ebenmäßig sanft abfallend nach der anderen Seite, der Landseite. Sie bestehen aus Erhöhungen, welche durch mehr oder minder tiefe Thäler geschieden sind. Diese Thäler sind zweifacher Art: Längenthäler, welche mit der Küste parallel laufen, und Querthäler, welche die Dünenreihen in einzelne Hügel zerschneiden. An einigen Punkten der Küste, wo der Dünenzug eine größere Breite hat, besonders auf Sylt und Amrum, sind Thäler von bedeutendem Umfange vorhanden, welche, mit Sumpfpflanzen verschiedener Art mehr oder minder stark bewachsen, zur Weide für junges Rindvieh und insonderheit für Schafe dienen, auch verschiedene Beeren, namentlich Blaubeeren und Tütebeeren, in großer Menge erzeugen. Auf den gedachten Inseln findet man auch in den Dünen und am Strande hin und wieder zahlreiche Vögel, hauptsächlich große Seemöven, welche oft ganz frei im Sande, ihre bunten Eier (meistens 3, zuweilen 4 in einer Brut, jedes so groß wie 2 bis 3 Hühnereier) zu vielen Tausenden legen und während der Brutzeit jeden herannahenden Wanderer in immer engeren Kreisen und mit immer zunehmendem Jammergeschrei umsausen.

Im übrigen fehlt es den Dünen an Abwechselung und Belebung. Ihr Äußeres giebt ein treues Bild der Wüste: überall Sand, welcher beim geringsten Lufthauch in Bewegung gesetzt wird, und fast gänzlicher Mangel an lebenden Wesen. Zuweilen erblickt man eine Möve, welche ihre Beute verzehrt, einen Hasen, ein Kaninchen oder ein Wiesel. In der Regel sind die einzigen Pflanzen Sumpf- oder Schilfgras in den feuchten Thälern und eine Seepflanze, der Sandhafer (Meerhafer, Strandhafer) hin und wieder an und auf den Dünen, welcher teils sich selbst pflanzt, teils auch an entblößten Stellen, um dem beweglichen Sande Halt zu geben, angepflanzt wird. Das Brausen des Meeres, der Wellenschlag gegen das Sandufer, welcher mit einem gewissen (in der Ferne jedoch nicht mehr vernehmbaren) Takt erfolgt, ist der einzige Laut, der sich hören läßt. Weht ein starker Wind, so kann man kaum auf den Dünen stehen, wenn sie nicht senkrecht und dem Meere nahe sind. Dann aber fährt der Wind gegen die steile Seite und bringt dadurch eine aufwärts gehende Luftströmung zuwege, welche von der Höhe wieder herabsinkend für den Beobachter einen Schirm gegen das Unwetter bildet. Die Tiere scheinen einen Instinkt für diesen Umstand zu besitzen; man sieht in solchen Fällen das Rindvieh sich dem äußersten Abhang nähern, sogar in dem Maße, daß es in Gefahr gerät, ins Meer hinab zu stürzen. Der Wind wirbelt den Sand in allen Richtungen umher, Hände und Gesicht auf sehr empfindliche Weise peitschend. Die ganze Küste gleicht einer Reihe Wasserfälle: das Meer schwingt sich gegen die Dünen auf

Digitized by Google

und stürzt schäumend von einer oft an 20 Fuß betragenden Höhe zurück. Der vom Winde fortgeführte Schaum schwebt in Flocken so weiß wie der Schnee in der Luft umher, und der Beobachter wird bald ganz mit Salz überzogen. Den Anzug des Ungewitters verkündigt das Brausen der am Vorstrande zur Brandung sich über einander wälzenden Wellen, welches mehr als 4 Meilen weit ins Land hineintönt und mehrere Stunden, ehe der Wind sich vernehmen läßt, schon das Ohr erreicht. Dieses Brausen gleicht in der Ferne einem tausendfach verstärkten Bienengesumme. Bei den Anwohnenden heißt es: Der Strand **rast**, der Strand **brüllt**.

Die Höhe der Dünen fällt meistens zwischen 30 und 100 Fuß, doch giebt es auch einzelne noch etwas höhere. Sie ist abhängig teils von der Stärke des Windes, teils von der Größe der Sandkörner. Diejenigen Küstenstrecken, welche dem Winde am meisten ausgesetzt sind, haben die höchsten Dünen.

Der Sand, woraus die Dünen bestehen, ist von gleicher Beschaffenheit mit dem, welchen wir an den Meeresufern finden. Hin und wieder findet man Glimmerkörner in ziemlicher Menge, an einigen Stellen auch Granaten und Eisenbildungen darin. Je höher die Düne, desto größer die Sandkörner, woraus sie besteht. Bei einer angestellten Wägung wurden von einer Düne von 100 Fuß Höhe 576, von einer Düne von 30 Fuß Höhe 2275 der größten Sandkörner zum Gewicht eines Lots erfordert. Bei ihrer Bildung hat die Düne eine ebene Oberfläche, welche unbemerkt 5 bis 10 Grad zu der einen Seite, woher der herrschende Wind weht, sich neigt und zur anderen Seite einen Neigungswinkel von 30 Grad hat. Dies ist die Form der sich frei gestaltenden Düne, und diese ist als fast unveränderlich anzusehen. Der Wind führt den Sand an der äußeren, steilen Wand zur Spitze der nach innen abschrägenden Oberfläche der Düne; hier fällt er nieder, da er (wie oben bemerkt) nun geschützt ist gegen die Bewegung des Windes und nur der Einwirkung der Schwere, Größe und Form der Körner unterliegt. Die Bildung geschieht solchergestalt durch schichtweise Ablagerungen, welche auch in den vorhandenen Dünen meistens wieder erkannt werden. Auf vielen Stellen sind die Dünen in fortwährender Wanderung begriffen, d. h. es findet eine jährliche Fortbewegung ganzer Dünenreihen landeinwärts statt. Indem das Meer die Ufer aushöhlt und abbricht, stürzen die äußeren Dünen herab, und dieselben Ursachen, welche diesen ihre Entstehung gegeben haben, rufen an der gleichen, nur weiter eingerückten Stelle neue hervor, während zugleich die dahinterliegenden weiter ins Land getrieben werden. In einzelnen Jahren ist diese Fortwanderung wenig bemerkbar, in anderen, wo anhaltende, heftige Stürme herrschen, kann das Einrücken mehrere Ruten betragen. Ganze Dörfer haben so im anrückenden Sandmeer ihren gewissen Untergang Jahre lang vor Augen gesehen und sind endlich von den Dünen völlig begraben, bis das nachdringende Wasser auch über sie hinweggezogen, und nun, was einst die Erde verschlungen, in des Meeres Tiefen wieder gefunden worden.

Jensen.

Digitized by Google

176. Der Brand in Hamburg.

(Vom 5. bis 8. Mai 1842.)

Auch in unserm kleinen Holstein haben mehrere Flecken und Städte große Brände erlitten, Heide z. B. ihrer einige, Wesselburen ist 1736 ganz, Oldesloe 1798 bis auf ein Viertel, Neustadt 1817 bis auf die Kirche und wenige Häuser abgebrannt, von Altona ist die völlige, durch den schwedischen General Steenbock 1713 am 8. Jan. angedrohte und ausgeführte Einäscherung historisch geworden. Des Grausamen Wort an die flehenden Deputirten lautete: „Ehe dies vor mir stehende Licht abgeputzt wird, sollen mir 100000 Rthlr. gegeben werden, oder ich lasse die Glocken läuten, die Trompeten blasen und die Pauken schlagen; wenn man das höret, so nehme sich ein jeder in acht, und wenn das Feuer anfängt, so bleibe von den Straßen, wer nicht erschossen oder erstochen werden will." So viel konnten die Altonaer nicht geben, und was gedrohet wurde ausgeführt, außer der lutherischen und reformierten Kirche blieben kaum dreißig Häuser stehen. Diese Brände haben ihres Orts zu ihrer Zeit auch Schaden und Schrecken gebracht, und das Leiden dieser Örter ist ihren Nachbarn auch tief zu Herzen gegangen. Aber Hamburgs Brand, welcher andre so wie der!

Dieser Brand wird also erzählt. Es war in der Nacht gegen 1 Uhr vom 4. auf den 5. Mai, den Himmelfahrtstag, als die Bewohner Hamburgs durch den Feuerruf, wie er gewöhnlich lautet, vom Schlaf geweckt wurden. Die Feuerglocke schlug an, die Wächter riefen Feuer, die Wachtposten schossen, und bald war die Nachricht verbreitet, daß in der Deichstraße das Feuer ausgebrochen sei. Doch niemand dachte an eine größere Gefahr, da die Hamburger weit und breit berühmten, äußerst vortrefflichen Löschanstalten selten mehr als einige Häuser dem Feuer überlassen. Allein diesmal nicht so: denn schon gegen 10 Uhr morgens lagen in der genannten Straße nicht bloß, sondern in zweien anderen Straßen mehrere Häuser in Asche, und das Feuer breitete sich immer weiter aus. Es kamen Löschanstalten aus der Nachbarschaft; aber auch diese, verbunden mit den größten Anstrengungen der eigenen, richteten nichts wider die furchtbar groß gewordene Macht aus. Unglücklicherweise hatte schon seit längerer Zeit eine anhaltende Dürre die Häuser ausgetrocknet, hierzu kam, daß auch die Fleete (d. i. Kanäle) fast leer an Wasser waren, und das wenige, was sie enthielten und in die Spritzen genommen wurde, war noch mit dem vielen hineingelassenen Öl, Sprit und andern brennbaren Flüssigkeiten vermengt, was dem Feuer nur eine neue Nahrung gab. Um 1 Uhr war die Nikolaikirche erreicht, die roten und grünen Flammen des Turmes loderten hoch über die Spitze empor, am Nachmittag stürzte er teils in sich zusammen, teils auf das Kirchendach und auf schon niedergebrannte Häuser. In diese Kirche, als an einen vermeintlich sicheren Ort, waren sehr viele Sachen getragen; wie nun das Schiff derselben zu brennen anfing, so verbreitete das eine solche Glut, daß an Rettung der umstehenden Gebäude gar nicht mehr zu denken war. Die

Digitized by Google

flüchtigen Bewohner stürzten in der höchsten Todesangst nach allen Seiten, aber auch gehemmt von allen Seiten durch einen furchtbaren Feuerregen, aufgehäufte Möbel, schwankende Häuser, Batterieen von Kanonen, welche durch die Straßen gezogen wurden, um noch nicht ergriffene Häuser nieder zu schießen und Lücken zu machen. Vornehme Leute und selbst Damen zogen Handwagen, um Gerettetes fortzuschaffen, standen sogar mit an den Spritzen, um die ermüdete Mannschaft zu unterstützen. Angst und Verwirrung hatten allen Unterschied zwischen Menschen aufgelöst.

Doch was versuchen wir eine Beschreibung des Unbeschreiblichen! Es wüteten die Flammen fortwährend und wuchsen in ihrer Macht mit jeder Stunde; denn auch der Wind war ihr Geselle in der Zerstörung. So fehlte es auch an Menschen nicht, welche einbrachen, wegnahmen, zerschlugen und in anderer Weise den traurigen Beleg gaben von einem wilden Tier, das sich in dem Menschen findet und unter Umständen sich entfesselt. Teufel ebenfalls, meinte man, fänden sich und wären losgelassen, Menschen nämlich, welche mit versteckten Pechkränzen umhergingen und Häuser anzündeten; allein dies hat sich nach untersuchter Sache doch nicht erwiesen.

Das Feuer brannte, unaufgehalten durch Spritzen und Sprengungen, bis in die Nacht auf den 8ten; nur dann und wann gelang es der Menschenmacht, ein Gebäude zu retten. Am Freitag Abend wurde das große Eimbeckſche Haus ergriffen, dadurch eine Feuersäule entstanden ist, die bis in die Nordsee hineingeleuchtet hat, wie denn das Feuer 8 bis 9 Meilen weit gesehen worden ist, und selbst angebrannte Papiere, seidene Stoffe, Tapetenstücke so weit vom Winde getragen sind. Jetzt stand auch die Petrikirche in Gefahr. Vergebens schmetterte eine Batterie Zwölfpfünder mehrere Häuser nieder, um diese erhabene Pyramide, die älteste Zierde Hamburgs, zu retten; 9 Uhr schlug es am Sonnabend Morgen zum letzten Male vom Petriturme nach voraufgegangenem Glockenspiel; der Turm brannte, stand als eine Fackel da, löste sich ab und schlug, nach unten gekehrt, mit der Spitze in die Erde 12 Fuß tief. Bis in die Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag ging das Feuer bald in dieser, bald in jener Richtung; der Sturm trieb die Flamme besonders nach der Vorstadt St. Georg, um welche es würde geschehen sein, wenn das Magdalenenkloster, welches sich schon entzünden wollte, nicht wäre geschützt worden, bis sich Gott erbarmte und sprach am Sonntagmorgen: „Nur so viel und mehr nicht.“ Am Sonntag Nachmittag stellte sich die tiefste Ruhe ein, eine Proklamation des Rats rief um 2 Uhr den Bewohnern zu: „Gott mit uns.“ Abgebrannt oder zerstört sind 71 Straßen und öffentliche Plätze, 120 Gänge mit ihren Höfen, 1992 Häuser, 1716 Säle, 498 Buden, 468 Keller; 21521 Einwohner — Kinder nicht mit begriffen — sind obdachlos geworden, reichlich 40000 haben mehr oder weniger an ihren Gütern gelitten, etwa 200 Unglücksfälle sind vorgekommen, 26 Leichen sind aus dem Schutt hervorgezogen, der Schade an Häusern und öffentlichen Gebäuden wird auf 100 Millionen Mark Banco angeschlagen. Es ist ein Vierteil der Stadt in Asche gelegt, und zwar

Digitized by Google

der Altstadt Hamburgs, da vornehmlich die Schätze und die Schönheiten waren, — da man sie, wollen wir hoffen, nach wenigen Jahren wieder sehen wird. K. Harms.

177. Unglück der Stadt Leyden.

Diese Stadt heißt schon seit undenklichen Zeiten Leyden und hat noch nicht gewußt, warum? bis am 12. Januar des Jahres 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland und hatte vor diesem Tage viertausend Häuser, welche von 40000 Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man stand an diesem Morgen noch auf, wie alle Tage; der eine betete sein: „Das walt' Gott", der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen wird, obgleich ein Schiff mit 70 Fässern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre — plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver fing Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke (ihr könnt's nicht so geschwind lesen, als es geschah) waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem, was darinnen wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und tot unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zu Grunde; Menschen und Tiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wütete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorratshäuser voll Öl und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man auch, wie es leicht am Abend anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen und volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Toten, die aus dem Schutt herausgegraben wurden, wurden auf das Rathaus gebracht, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnis konnten abgeholt werden. Viele Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze

Digitized by Google

Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen, und das ist schön — denn der Krieg soll nie ins Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert. P. Hebel.

178. Wien von der Spitze des Stephansturmes.

I.

Wenn man Süd und Südwest ausnimmt, so mag der Wandrer kommen, von welcher Weltgegend immer, und er wird, bevor er noch ein Atom der großen Residenz entdecken kann, schon jene schlanke, zarte, luftige Säule erblicken, die still und ruhig in einem leichten, blauen Dufte steht und die Stelle anzeigt, an der sich die noch nicht gesehene Stadt hindehnt; dann, wenn er weiter geht, reitet oder fährt, münden allerwärts Straßen wie Adern zusammen, der Gefährten werden immer mehr, die schneller oder langsamer teilnahmslos an ihm vorüberziehen, wie Treibholz demselben Strudel zu, bis sich endlich rechts und links, nahe und ferne die Massen der Stadt heben, hier sanft rauchend und hinausdämmernd, dort nahe schreitend mit Dächern, Giebeln, Türmen, funkelnden Punkten, bis er endlich bei einer unscheinbaren Barriere hineintritt, und nun schlagen die Wogen über ihm zusammen. Eine endlose Gasse nimmt ihn auf; ein Strom, der schmutzige und glänzende Dinge treibt, wird immer dichter und immer lärmender, je näher er jener Säule kommt, die er aber nirgends sieht — ja dort tritt sie vor, ein dunkler, schlanker, riesiger Stift in der glänzenden Luft — nein, sie ist es nicht! denn mit einemmale steht weiter rechts eine noch größere, graublau dämmernd, den Adler auf der Spitze tragend. Diese ist's! Man sieht es fast wie ein zartes Laubwerk an ihrem Schafte emporstreben. — Jetzt tritt wieder eine Häuserreihe dazwischen — die Gasse will kein Ende nehmen; allerorts Drängen und Brausen, Vergnügen und Freude; nur dem Fremdling will es einsam werden in dieser tosenden Wüstenei. Fast betäubt geht er weiter; mit einemmale ist die Gasse zu Ende und auch die Stadt. Ein weiter, grüner Platz voll Laubgrün und geputzter Menschen steht vor ihm, aber jenseits wieder eine Stadt, die ewig unerreichbare Spitzsäule wieder in ihrer Mitte ragend. — Unverdrossen durchschreitet er den seltsamen Garten; ein finsteres Thor thut sich auf; eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte. Dem armen Landbewohner ist's, als seien hier gar keine Häuser, lauter Paläste und Kirchen — sein Sonnen- und Wegweiser, seine Säule ist verschwunden — hier oder dort taucht wohl ihre Spitze ein wenig vor, dann wieder lange nicht, dann wieder an einem andern Ort. Er geht darauf zu, weicht ein wenig an dieser Ecke ab, dann an jener, es kommt Gasse an Gasse, aber er erreicht sie nicht — ja dort steht die Spitze wieder hervor, gerade hinter ihm. — Sind ihrer denn unzählige? — Nein, mein Guter, aber du gehst in der Irre — siehe hier, wo die große Tafel an dem Hause ist, ist eine Herberge; da ruhe aus, erquicke

Digitized by Google

dich, gewöhne dich an jenen flutenden Schwall — dann morgen früh mit Tagesanbruch geh' mit mir, ich führe dich bis zur Spitze deines Obelisken empor und zeige dir von dort herab die Zauberei dieser Welt.

II.

So. Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Es werden wenige sein von allen denen, die noch unter uns schlummern, welche schon den Anblick genossen haben, der unser harret. Dort gegen Norden hinaus, wo die lichten, weißen Nebel ruhen und ziehen, ist die Donau, und die dunkeln Streifen, die sich im Nebel zu wälzen und mit ihm zu ziehen scheinen, sind schöne Auen, durch die der edle Strom wallt. Weiter hinaus das luftige, im Morgengrau schimmernde Fahlrot ist das Marchfeld, und jener blaue Hauch durch den Himmel, der sich eben mit der ersten Milch des Morgens lichtet, sind die Karpathen und die Berge gegen Ungarn. Sie schweifen wie ein aus Luft gewobenes Band um den ganzen Osten. Aber was ist jener Berg gleich rechts daran mit der zum Erschrecken nahen, weißglänzenden Zeichnung? Er steht eine Tagereise weit von hier gegen Südwesten und ist der Schneeberg, das letzte der stolzen Häupter, die mit manchem silberweißen Helm und Panzer bedeckt, in jenem Zuge stehen, der von der Schweiz an durch Tirol hinausreicht und dann zwischen unserm Lande und Steiermark hinlaufend hier ein Ende nimmt. Rechts von ihm siehst du die blaue Mauer weiter westwärts springen, bis sie dir jene dunkeln Rücken decken, die uns breit und schwer den auch noch dunkeln Westhimmel umlagern. Du wirst aber doch sehen, wenn über ihnen die Sonne steht, wie sie anmutige Höhen sind, üppige Laubschösse, in denen die weißen Landhäuser, die Dörfer und die Schlösser herumgestreut sind, so daß diese Höhen wie ein riesenhafter, heitergrüner Park um die große, staubende Stadt herumlaufen, ihren Weg wie ein sanfter Bogen gürtend. Mitten nun auf dieser dunkeln Länderscheide, gerade unten zu deinen Füßen, liegt die schwarze Stadt, noch unberührt von der heraufflammenden Morgenröte, noch unbeweglich ruhig, von keinem Laut erschüttert, als hier und da von dem grellen Schlag einer geblendeten Nachtigall; doch horch! das erste Lebenszeichen der schlafenden Riesin thut sich eben kund. Hörst du das ferne Rasseln durch eine Gasse, als ob Kriegsgeschütze im Galopp führen? Es sind die ersten Fuhren, die beginnen, dem ungeheuren Magen seine heutige Nahrung zu bringen, Fleischerwagen sind es, die durch die Schläfer rasseln und donnern, ohne sie wecken zu können; denn sie haben es schon tausendmal gehört. Jetzt ist es wieder still, feurige Zungen ragen durch den Himmel und legen ein sanftes Purpurrot auf die grauen Steine um uns. Siehst du, ein bleiches Schimmern läuft schon hie und da durch die Stadt, die dir immer größer wird und ihre Glieder, gleichsam wie im Morgenschlummer dehnend, über Hügel und Thäler hinausstreckt; und in dem Schimmer blitzen rote Funken auf, wie Karfunkel: es sind Fenster, an denen sich die Morgenröte fängt. Jetzt rasselt es wieder und an mehreren Stellen; jetzt fängt sich's auch hier und dort in andern verwor-

Digitized by Google

renen Tönen zu regen an, und dort und da verbraust es sanft, wie Atemzüge eines Erwachenden. — Die Nebel sind von der Donau verschwunden, und sie wird sichtbar, wie ein stiller, goldener Bach. Einzelne Rauchsäulen heben sich bereits aus der Stadt — das Brausen schwillt — — hui! ein Blitz fliegt an unsern Turm: die Sonne ist herauf! Da unten aber haben sie sie noch nicht — jetzt, ganz draußen brennt plötzlich ein Teil der Stadt an; wie es blitzt und von Zeile zu Zeile lodert! Jetzt brennt's auch dort, jetzt dort, jetzt in der ganzen Stadt, ihr Rauch vermehrt sich und wallt, wie ein goldener, trüber Brodem in die Morgenluft hinein. Ganze Gassen schimmern im Morgenglanze, ganze Fensterreihen belegen sich mit Gold, Turmkreuze und Kuppeln funkeln, von einzelnen Türmen fallen die sanften Klänge der Glocken zum Morgen-Ave. In den Gassen regt sich's: schwarze Punkte werden sichtbar und bewegen sich und schießen durcheinander, sie werden immer mehr, einzelne Schallwellen schlagen herauf, das Rollen, Rasseln und Prasseln wird immer dichter, das verworrene Tönen ergreift alle Stadtteile, als ob sich Gassen und Häuser durcheinander rührten, bis ein einziges, dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen unausgesetzt durch die ganze Stadt geht. Sie ist erwacht. Indes schwingt sich die Sonne siegend, wie ein silberner Schild, immer höher über das wirre Babel empor.

Und nun da der Tag alles ins klare gebracht hat, lasse deine Blicke durch dies schöne Schauspiel wandern, ehe der Wind sich hebt und der Staub seinen schmutzigen Schleier über ganze Teile der Stadt und jenen Schmelz der Fernsicht legt.

Der Teil, gerade zu unsern Füßen, ist die eigentliche Stadt, wie eine Scheibe um unsern Turm herumliegend, ein Gewimmel und Geschiebe von Dächern, Giebeln, Schornsteinen, Türmen, ein Durcheinander von Prismen, Würfeln, Pyramiden, Kuppeln. — In der That, aus dieser Vogelschau angesehen, hat selbst für den Eingebornen seine Stadt etwas Fremdes und Abenteuerliches. Wie eine ungeheure Wabe von Bienen liegt sie unten, durchbrochen und gegittert und doch zusammenhängend; nur die Gassen nach allen Richtungen sind wie hineingerissene Furchen, und die Plätze wie ein Zurückweichen des Gedränges, wo man wieder Luft gewinnt. Senkrecht im Abgrund unter uns liegt der Platz St. Stephans; die Menschen laufen auf dem lichtgrauen Pflaster wie dunkle Ameisen herum, und jene Kutsche gleitet wie eine schwarze Nußschale vorüber, von zwei netten Käferchen gezogen, und immer mehr und mehr werden der Ameisen und immer mehr der gleitenden Nußschalen. Dort, nur durch eine dünne Häuserschicht von uns getrennt, steht die schöne, schwarze Kuppel St. Peters; hinter ihr der freundliche Turm der Schottenabtei, links das schlanke Stift St. Michaelis, dann die Augustiner, die Kapuziner und zwischen ihnen allen, selber eine kleine Stadt, die ehrwürdigen Gebäude der kaiserlichen Hofburg. Dann schlingt sich von Süd gegen Ost herum die Häusermasse des Kärntnerviertels, durchschnitten von dem sanften Bogen der Kärntnerstraße, der menschenwimmelnden; dort ragen die Franziskanertürme, weiter links die der Universität empor, und dort

Digitized by Google

gegen Nordwest — du kleines, bescheidenes Türmchen! St. Ruprecht, ältestes der Stadt, links davon die zart durchbrochene Spitze von Maria am Gestade und noch andere Türme, Giebel, Erker und Balkone. — Aber sieh, auch das Volk dieser Stadt ist erwacht und fängt sein Tagewerk zu betreiben an. Siehe, dort ist ein seltsamer Garten, in den du gestern gelangtest, als plötzlich die lange Vorstadtgasse abbrach. Wie ein breiter grüner Gürtel läuft er um die Stadt herum, einst Glacis der Festung, nun in der That ein anmutiger Garten, mit grünen Rasenplätzen bedeckt, von Alleeen durchschnitten, ein wohlthätiger Luftbehälter, dahin sich in der Abendkühle gern und zahlreich die Bevölkerung ergießt, um sich zu ergehen und freier aufzuatmen.

Und jenseit dieses Gartens liegt erst jene Masse, die dieser Hauptstadt eigentlich ihre Größe giebt, die Masse der Vorstädte, ich glaube fünfunddreißig. Mit größtenteils sehr schönen Fronten stellen sie sich im Kreise gegen das Glacis auf, sich hier gleichsam anhaltend und anstauend: denn weiter dürfen sie nicht vordringen; aber dafür machen sie sich draußen breit und fressen immer weiter und weiter den Raum hinweg. Obwohl schon unzählige der einstigen Dörfer um Wien von den Vorstädten verschlungen sind und jetzt als Vorstädte meistens ihre ehemaligen Namen führen, so ist des Wachsens und des Bauens noch immer kein Ende; denn siehe dort hinaus gen Süden, da siehst du eine kleine Säule, die Spinnerin am Kreuze genannt. — Dort hinein, gerade auf uns zu führt eine mächtige Straße, sie kommt von unserm Hafen Triest und knüpft uns an den Süden. — Nimm nun das Fernrohr und suche die Straße; und was siehst du? Einen langen Zug, Wagen an Wagen, langsam fahrend, alle gegen die Stadt; an ihnen vorüberjagend, hinein und hinaus, die vielerlei leichten Wagen und Reiter, und zwischen ihnen wandelnd die Fußgänger und Wanderer und Herden von kleinem Vieh. Hier bringen die Wagen vielnamige Waren in die Stadt; aber ein großer Teil derselben kommt von jener Gegend, aus der du hinter dem Berge einzelne Rauchsäulen aufsteigen siehst, und bringt das Material, woraus sich all dieses riesige Häusergewimmel nach und nach erbaut hat, die Ziegel; und im Wienerberge liegen noch unermeßliche Thonschichten, daß man noch viele Wien aneinander fortbauen könnte. Und sieht man so zu, wie sie sich sputen und treiben und wirken, so sollte man meinen, sie hätten auch nichts anderes im Sinn.

Und da du das Rohr einmal in Händen hast, so gehe nun damit etwas links — siehst du am Rande der Stadt jenes palastähnliche Gebäude? Es ist eine Wagenremise, aber ein Sammelplatz von großen Wagen, die von furchtbaren, unbändigen Rossen gezogen werden; ihr Schnauben ist erschütternd, und der Dampf ihrer Nüstern geht als hohe, dunkle Säule durch den Himmel; sie zermalmen jeden Widerstand, und ihrem Laufe vergleicht sich nur der Flug des Vogels, und dennoch bändigt nur ein Mensch, ein kleiner Mensch mit einem sanften Drucke seiner Hand die Rosse, daß sie dastehen, still und fromm wie Lämmer. Ei, dort fährt er ja — siehe, die dunkle Linie schiebt sich durch die Saaten

Digitized by Google

hin — sieh zu, ehe sie dir enteilt. Schon steht ihre erste Rauchwolke weit hinter ihr am Himmel, aber auch ihre zweite und dritte — — — jetzt ist sie verschwunden, und nur der Rauch zerstreut sich langsam am Himmel.

Wie das majestätisch ist! und der Mensch, das körperlich ohnmächtige Wesen, hat das alles zusammengebracht; die furchtbar gewaltige Naturkraft, blind und entsetzlich, hat er wie ein Spielwerk vor seinen Wagenpalast gespannt und lenkt sie mit seinem Finger.

Hast du hier den Menschen in seiner Stärke gesehen? gehe nun mit dem Rohre einen Finger breit links, und du siehst ihn in seiner Schönheit. Ein alter, vornehm belasteter Palast steht am obern Ende eines Gartens; es ist das Schloß zu Belvedere. — Ein kleiner, schwacher Mann ruhte einst dort aus von seinen Thaten, die die Frucht eines eisernen Willens waren, und die in ihrer Gewalt durch Europa klangen und wie einen Halm die Säulen brachen, auf denen der gefürchtete Halbmond stand. — Jetzt ist es still in den Hallen des Schlosses; denn der kleine, schwache Mann ist längst begraben, und obwohl an Hunderte von Helden in dem Schlosse sind, obwohl ein Kranz der schönsten Frauen dort weilt, so ist es doch dort totenstille; denn als Bilder hängen sie dort, dicht Wand an Wand bedeckend, als Denkmal der Größe, der Tiefe, der Liebe, der Innigkeit des menschlichen Herzens. Es ist eine würdige Nachkommenschaft des Helden, der einst hier gewandelt.

Weiter vorn ist der Sommerpalast des Fürsten von Schwarzenberg und rechts davon die gewaltige Kuppel des heil. Carolus mit ihren zwei schlanken, fast orientalischen Säulen; gleich daneben ist die polytechnische Schule, und von da weiter links, an schönen Privatgebäuden vorüber, trifft dein Auge auf ein Haus von großem Ansehen und Umfange — es ist ein seltsam Haus. Man macht darinnen ein Ding, das an sich von geringem, man möchte sagen, von gar keinem Wert ist; aber ein uralter, unerschütterlicher Brauch und Glaube der Völker hat in dies Ding gleichsam den Inbegriff aller andern gelegt; und es wird täglich erstrebt, heiß erstrebt von Millionen Händen, und täglich weggeworfen von Millionen Händen: das Geld, ein Ding, erst harmlos erdacht zur Bequemlichkeit der Menschen, ein hohler, unbedeutender Vertreter der wahren Güter, um sie, die großen, plumpen, nicht allerorts mitführen zu müssen; dann sachte wachsend in Bedeutung, unsäglichen Nutzen gewährend, Dinge und Völker mischend in steigendem Verkehr, aber endlich ein Dämon, ein blendend Gespenst, dem wir, als wäre es das wahre Glück, nachjagen, und dem wir doch ach allzu oft! die höchsten ewigen Güter achtlos geopfert haben!

Gleich links von dem Münzhause führt die Straße nach Ungarn und in den Orient, Tag und Nacht befahren von den kleinen Rossen des Ungarlandes, gelenkt und ermuntert von jenem malerischen Menschenschlage mit den weiten, weißen Beinkleidern und dem breiten Hute, der ein verbranntes, aber höchst ausdrucksvolles Gesicht beschattet. Es sind noch unverkennbar die Söhne der Steppe. Aber auch noch eine andere

Digitized by Google

Straße haben wir nach dem Orient. Wie einen breiten, schimmernden Silberbach siehst du sie dort hinaus gehen durch jenen dunkelgrünen Laubwald. Große, schwimmende Häuser gehen auf ihr abwärts, Menschen und Waren aller Art nach Osten führend, darunter auch jene zierlichen, schlanken Fähren, die Dampfschiffe, abwärts fliegend wie die Wasserschwalbe, aufwärts ruhig wandelnd wie ein Schwan. — Ei, dort steht ja der schwarze Punkt am Ufer, wo jene Mühlen sind, sieh! das ist das heute noch abgehende Schiff. Wie viele Städte und Dörfer, wie viele trotzende Ruinen und schimmernde Auen wird der schwarze Punkt heute noch sehen!

Nun gehe noch weiter links, stromaufwärts, da sind zwei dunkle Linien über dem Strom. Es sind die zwei Brücken, die nordwärts führen, die eine für Wagen und Wanderer, die andere bloß für die Wagenzüge der Eisenbahn. Am Eingange des Praters siehst du auch den Bahnhof. Besieh dir auch rechts ab von den Brücken jenseit des Stromes jene gelblich-fahle Fläche, wogend von Getreide und schier unermeßlich hinaus gehend bis zum Horizonte; — mit dem Segen Gottes ist das Feld überdeckt, Nahrung und Heil für die Hauptstadt, aber auch einstens einmal Glück, einmal Unglück bringend: es ist das Feld von Aspern und Wagram. Man hat dort vor nicht langer Zeit einmal eiserne Kugeln gesäet, und wer weiß, ob nicht die Millionen der Reife eben entgegengehender goldener Körner eine Frucht dieser eisernen sind; denn dort haben die Völker gelernt, daß einer besiegt werden konnte, der bis dahin unbesieglich schien. Da man jene Körner säete mit vielen tausend Arbeitern, da war diese Stelle, auf der wir stehen, gedrängt von Menschenangesichtern, und jede andere Stelle unter uns; wo nur der Turm immer eine Lücke gegen jene Seite zeigte, wenn nur so groß wie ein Menschenauge, da war auch ein solches Auge, und alle die Antlitze und alle die Augen waren gerichtet nach der einen Stelle, nach dem Saatfelde, und manches Auge dort wird ahnungsvoll hierher geblickt haben. Der Tag ging vorüber, die Kämpfe gingen vorüber, und die Natur breitete schamhaft einen Blumenteppich auf diese Stelle.

Wenn du nun noch weiter links gehst, so streift dein Blick über die Inselstadt, die unser Strom vor wenig Jahren so arg heimgesucht hat. Auch dieser Turm wieder war ein Ort, von wo aus tausend Blicke auf jene Stätte schauten, wo Häuser und Eis zum Himmel emporstarrten, und wo sie angstvoll harrten, ob die aus Schollen gebaute Stadt über die andere emporwachsen werde oder nicht. Die Wasser rannen wieder ab, und manches Leben mit, aber die Inselstadt steht wieder heiter und glänzend da.

Willst du nun zurück zur Stelle gelangen, von der wir unsere Rundschau begonnen haben, so schreite von der Inselstadt links, dann über den kleinen gewundenen Arm der Donau durch eine Masse von Vorstädten, die gerade dort, wo das Glacis ohne Baumpflanzung gelassen ist, eine schimmernd weiße Linie ziehen, darunter jenes neue kolossale Haus: es ist das neue Kriminalgebäude. So wie dieses Haus vor innerm

Digitized by Google

Unheil wahret, so wahrt das andere rechts gegenüber vor äußerm. Es ist die erste große Alserkaserne, ein reger Bienenstock von Krieger- und Waffengewimmel. Nun gehe noch jenen Schutt von Häusern durch, der links sich über die Höhe lagert, ein Gewirr vielnamiger Vorstädte: Josephstadt, Neubau, St. Ulrich, Leimgrube 2c. — So; nun siehst du wieder den sanft grünen Rücken mit der kleinen Säule, den Wienerberg, und unsere Rundschau ist vollendet.

Siehe, die Sonne ist unterdes heraufgestiegen und gießt ihren Glanz weit hin über all den Schmelz der Fluren und über die ungeheure Stadt.

Nach A. Stifter.

179. Eine Industrie-Ausstellung im Schulzimmer.

Der Lehrer hatte in der Geographie vom Londoner Glaspalast erzählt, in welchem Waren und Kunsterzeugnisse aus allen Erdteilen zur Schau gestellt waren, und hörte in der Zwischenstunde einige Knaben den Wunsch äußern, eine Industrie-Ausstellung zu sehen.

„Eure Schaulust soll befriedigt werden!“ rief er den Schülern zu. „Wir wollen die nächste Stunde dem Betrachten einer solchen Ausstellung widmen.“ Die Knaben machten große Augen; mehrere lächelten ungläubig und flüsterten sich zu, es sei nur ein Scherz. Aber der Lehrer begann ganz ernsthaft: „In einen Glaspalast kann ich euch nicht führen, aber wohl in eine kleine Ausstellung, deren Schaustücke denkende Betrachtung verdienen, obgleich die meisten Menschen achtlos daran vorübergehen. Vier Erdteile haben zu ihr beigesteuert, und Gewerbfleißige verschiedener Völker sind immerwährend darauf bedacht, sie mit neuen, zweckmäßigen und gefälligen Erfindungen zu beschicken. Der Raum für die Ausstellung ist freilich kein glänzender Bazar, auch sind die Waren nicht in reizenden Gruppen auf Schautischen ausgelegt. Wir müssen sie suchen, wie die im Buchsbaum versteckten Ostereier; die Ausstellung findet statt in einem scheinbar alle Bequemlichkeiten und Luxusgegenstände entbehrenden Raume — in unserm Schulzimmer. Blickt um euch und versucht, die Gegenstände aufzufinden, welche mir ein Recht geben, unsere Schulstube mit einer Ausstellung des Gewerbfleißes und Handels zu vergleichen!“

Die Schüler ließen die Augen ringsum schweifen, aber keiner war so glücklich, etwas aufzufinden. Im Besuchzimmer des elterlichen Hauses, wo Schmucksachen aus Porzellan, Glas und Metall, wo Tapeten, Teppiche und Vorhänge prangen, wäre es ihnen wohl leicht geworden, sich in die festlich prunkenden Räume eines Glaspalastes zu versetzen; aber wer denkt in der Schulstube, die alles Schmuckes, sogar eines Spiegels entbehrt, die deshalb auf das zum erstenmal eintretende Kind den Eindruck einer befremdenden, fast öden Leere macht, wer denkt hier an eine Schaustellung von Erzeugnissen der Natur und der Kunst?

Endlich deutete ein Knabe fast ängstlich, als fürchte er verlacht zu werden, auf die Wand, wo die Schulränzchen hingen.

Digitized by Google

„Du hast recht", sagte der Lehrer, „zwar gehört Mappe und Ranzen zu den wenigst wichtigen Stücken unserer Ausstellung, aber einen Blick verdienen sie gewiß. Beweisen sie uns doch, wie die Gewerbsleute dem Wunsche eurer Eltern, euch den Besuch der Schule möglichst beschwerdelos und angenehm zu machen, zuvorkommen. Der arme Dorfknabe bindet seine Bücher, die er wohl eine halbe Stunde weit durch Wald und Feld zur Schule tragen muß, mit einem schlichten Riemen zusammen und hüllt sie zum Schutze gegen den Regen in ein Taschentuch. Euch versorgen Buchbinder und Sattler mit hübschen Behältern, welche die Bücher schützen und bequem tragen lassen. Mehrere Läden wetteifern in dem Bestreben, euch schöne Waren zu liefern. Unsere Schulwand bietet eine stattliche Musterkarte. Pappe, Leinwand, Wachstuch und Leder sind aufgeboten, um wasserdichte und leichte Behälter zu bilden. Dies sind lauter Stoffe, die aus deutschen Naturerzeugnissen hergestellt wurden; aber jener etwas gebrauchte Ranzen, der schon mehreren Brüdern gedient und wohl die meisten Schulreisen gemacht hat, der dort mit dem grünlichgrauen, braunfleckigen Fell überzogene . . . ."

Allgemeine Heiterkeit machte sich hörbar, und die Blicke richteten sich auf den Besitzer des Ränzleins, der deshalb schamrot wurde. „Du hast nicht Ursache, dich deines Besitztums zu schämen", fuhr der Lehrer fort. „Ich habe einmal, nicht zu meiner Freude, gehört, wie ein Mitschüler deinen Tornister als altväterisch verspottete. Du hättest dem Spötter entgegenhalten können: Dein Ranzen ist nicht weit her, wohl aber der meinige. Das steife Leder, aus welchem seine Kapsel besteht, wurde höchst wahrscheinlich aus der Haut eines Pferdes hergestellt, das ehedem auf den Grasfluren des Plataſtromes in Südamerika weidete; der kurzhaarige Überzug der Deckklappe ist ein Stück Seehundsfell, dessen erster Eigentümer im Polarmeere umherschwamm. Ich will euch für morgen zur Überlegung aufgeben, wie vielerlei Menschen sich in die Hände arbeiten mußten, um unsern A. mit diesem Ranzen zu versorgen.

Doch mit derlei nebensächlichen Gegenständen der Ausstellung dürfen wir uns ferner nicht einlassen. Wir müßten sonst gar viele Werke der Industrie betrachten, die unsere Schulstube mit jedem Wohnzimmer gemein hat, und hätten vollauf zu thun, wenn wir nur die Bequemlichkeiten berücksichtigen wollten, welche die Kinder, die vor fünfhundert Jahren in die Schule gingen, — und dies waren nur einzelne bevorzugte Kinder reicher Eltern — gar nicht kannten. Stellt euch einmal die Schule vor, die Karl der Große an seinem Hofe stiftete! Die hatte keine Glasfenster, keine Fensterblenden gegen das Sonnenlicht, keinen Ofenschirm, statt der Schlaguhr verkündete nur eine Sanduhr den Verlauf der Zeit. Wie viel besser ihr daran seid, als die Schüler, deren Unterricht der große Kaiser bisweilen beiwohnte, werdet ihr recht lebhaft erkennen, wenn wir die Hauptsachen betrachtet haben, mit denen die Schule durch die Industrie versorgt wird.

Laßt uns zunächst einen Blick auf die Schreibmaterialien werfen und mit der Kreide beginnen! In manchen Ländern bildet dieser weiße.

Digitized by Google

milde Kalkstein ganze Berge; namentlich auf der Insel Rügen und auf mehreren dänischen Eilanden, sowie an der Küste Englands ragen hohe aus Kreide bestehende Felswände empor. Aber nicht jeder Fels dieser Art giebt gute Schreibkreide, welche hübsch weiß, leicht abschreibend und möglichst frei von kieseligen Teilen sein muß. Als die beste gilt die dänische Kreide. Über die Entstehungsart dieses Gesteins haben die Untersuchungen der Naturforscher wertvolle Aufschlüsse gegeben. Außer zahlreichen Feuersteinknollen trifft man in Kreidefelsen nicht selten austerähnliche Muschelschalen und versteinerte Seeigel; zuweilen besteht diese Gesteinsart zum großen Teil aus winzigen, nur durch starke Vergrößerungsgläser erkennbaren Schälchen von Wurzelfüßern, Muscheln und Schnecken. Die Kreide muß deshalb als ein verhärteter Meeresschlamm gelten, in dem die Überreste von Seetieren eingebettet liegen.

Die Kreidestücke, welche wir zum Anschreiben an die Wandtafel benutzen, sind das rohe, vom Felsen abgesprengte Gestein. Der Zeichenstift dagegen, den ich zum Entwerfen von Figuren brauche, besteht aus geschlämmter Kreide. Diese wird so hergestellt: Man verwandelt die rohe Kreide in feines Pulver und quirlt dieses unter Wasser, so daß sich eine Art Milch bildet. Aus dieser setzen sich die schwereren kieseligen Teile zuerst zu Boden, man zapft dann die obenstehende Flüssigkeit ab, läßt sie ihren zarten Kreideschlamm absceiden und formt aus demselben solche vierkantige Stücke. Diese haben nun drei Vorzüge vor der rohen Kreide voraus: sie kritzeln nie, lassen sich fein spitzen und schützen durch ihre Papierhülle die Finger des Zeichners vor Beschmutzung. Die erfindungsreiche Industrie liefert uns aber auch buntfarbige Schreibkreide. Ihr habt erfahren, wie wesentlich sich das Verständnis verwickelter geometrischer Figuren erleichtert, wenn die Hilfslinien mit roten Strichen angedeutet werden, und wie hübsch es sich ausnimmt, wenn wir beim Entwerfen von Landkarten die Flüsse durch blaue Linien angeben.

Welchen Gegenstand bietet nun ferner unsere Ausstellung? Ihr habt recht, gleich nach der Kreide gebührt dem Schwamm eine Stelle.

Der Waschschwamm ist wie die Kreide ein Erzeugnis des Meeres. Es ist das hornige Gerüst eines Seetieres, das der eigentlichen Organe entbehrt (das Lebendige am Tiere ist nur eine schleimiggallertige Masse ohne feste Gestalt) und deshalb lange Zeit gar nicht als Tier erkannt, vielmehr für eine eigne Gattung von Pflanzen gehalten wurde. Die Schwämme sitzen an Klippen des mittelländischen und roten Meeres. Die an der Küste Nordafrikas erwachsenden gelten für die geringsten; die besten, d. h. die weichsten und feinzelligsten, sollen im östlichen Winkel des Mittelmeeres und namentlich um die Insel Kreta wachsen, von welcher die Kreide den Namen hat. Um Kreta und im Archipel sammeln jährlich viele griechische Taucher, die auf kleinen Schiffen das Meer befahren, Seeschwämme und bringen sie nach dem Hauptstapelplatze dieser Ware, nach Smyrna, von woher unsere Kaufleute die Schwämme als levantinische beziehen. Die feinsten Badeschwämme, die sich indes selten in Schulen verlaufen mögen, werden an den Küsten Amerikas gesammelt.

Digitized by Google

Die Schwämme sind nicht eine so wohlfeile Ware, wie die Kreide. Ein größerer, grobzelliger Waschschwamm, wie wir ihn für unsere Tafel brauchen, kostet vier bis fünf Silbergroschen, während der Zentner Kreide bei uns in Mitteldeutschland nur mit etwa $^3/_4$ Thlr. bezahlt wird. Woher rührt nun wohl der hohe Preis der Schwämme? Offenbar daher, daß sie mühselig zu sammeln und zu reinigen sind und daß die Masse des von der Natur gebotenen Erzeugnisses nicht in so günstigem Verhältnis zur Zahl derer steht, welche desselben bedürfen, wie dies bei der Kreide der Fall ist. Bedenkt nur, wie viele Schwämme jährlich allein in den deutschen Schulen verbraucht werden! Wir wenden ja den Schwamm nicht bloß an unserer Schultafel an; in neuerer Zeit führen auch die kleinsten Schreiber ein Schwämmchen, um die Schiefertafel zu säubern. Daß die Industrie noch nicht vermocht hat, das etwas kostspielige Naturprodukt durch ein künstliches Ersatzmittel entbehrlich zu machen, ist ein sicheres Zeichen, daß es nicht leicht ist, das lockere und doch schwer zerreißliche, wasserhaltende und leicht zu reinigende Gewebe des Schwammes künstlich nachzuahmen.

Zu welchem Gegenstande unserer Schulausstellung sollen wir nun zunächst übergehen? Auf den Schwamm muß, schon dem Alphabet zufolge, die Tafel folgen. Die unsrige ist von Holz und bietet keinen besonderen Anlaß zu Erwägungen, wenn wir nicht die sinnreiche Vorrichtung berücksichtigen wollen, durch welche sie höher und tiefer gestellt werden kann. In den meisten Schulen ist die Tafel unverrückbar an die Wand befestigt, in manchen steht sie auf einer Staffelei; die unsrige läuft wie ein Fallfenster in einem Rahmen und läßt sich, da ihr Gewicht durch ein Gegengewicht in der Schwebe erhalten wird, leicht auf- und abschieben. Diese bequeme Einrichtung, die ihr kaum der Rede wert findet, würde bei einem Schüler, dem sie neu ist, nicht geringe Bewunderung finden. In manchen Schulen besteht diese Wandtafel aus einer Schieferplatte, welche den Vorzug hat, daß ihre Schwärze sich nie abscheuert.

Im Besitz einer Handschiefertafel seid ihr alle und besitzt darin ein viel wertvolleres Werkzeug, als ihr wohl denkt. Die nicht eben zahlreichen Kinder der alten Griechen und Römer, welche so glücklich waren schreiben zu lernen, führten in der Schule Wachstäfelchen, in welche sie die Schriftzüge mittels eines metallnen oder elfenbeinernen Griffels einkritzelten; wollten sie dieselbe Tafel nochmals brauchen, so mußten sie die Wachsfläche durch ein Falzbein wieder glätten. Wie mühsam war das im Vergleich mit dem Schreiben auf Schiefer! Die mauriſchen Schüler, welche Mungo Park auf seiner Reise im Nigergebiete sah, schrieben auf dünne Brettchen, die sie den ganzen Tag an einer Schnur auf dem Rücken trugen. — Die Schiefertafeln, welche deutschen Knaben den ersten Schreibgrund abgeben, liefert meist der Thüringer Wald, namentlich die Gegend von Lehesten und Sonnenberg, wo sich mächtige Felsen aus schwarzem, dünnspaltigen und glatten Tafelschiefer finden. Dort sprengt man durch Keil und Schlägel Platten ab, die sich leicht in dünne Tafeln spalten lassen, liest die tauglichen Stücke aus, schneidet sie mittels einer großen

Digitized by Google

Schere regelmäßig zu, schabt die Oberfläche mit einem Meißel eben und scheuert sie mit nassem Sande möglichst glatt. Dann kommen die Tafeln zum Rahmenmacher, welcher den zerbrechlichen Stein mit hölzener Einfassung versieht. Sollte ein einzelner Mensch eine solche Schiefertafel herstellen, wie ihr sie für einen Silbergroschen kauft, so würde sie wohl auf das Zehnfache zu stehen kommen. Nur durch die Teilung der Arbeit, welche rasche Herstellung ermöglicht, gelingt es, dies nützliche Werkzeug auch armen Kindern erwerbbar zu machen. Es giebt in Thüringen besondere Schieferbrecher, Zuschneider, Schaber und Rahmenmacher; viele Holzhauer und Feldarbeiter arbeiten in den Feierabendstunden und im Winter nebenher im Schiefertafelfache; das Abreiben der Tafeln besorgen meist Kinder.

Die Industrie hat sich bestrebt, künstliche Schiefertafeln herzustellen; es giebt mit Schieferpulver überzogenes Papier (ihr habt alle dergleichen in den wohlfeilsten Taschenkalendern gesehen), dies hat den Vorzug der Leichtigkeit vor der Schiefertafel voraus; es giebt auch Blechtafeln, welche mit Schieferpulver grundiert sind, sie haben den Vorzug, weniger zerbrechlich zu sein, als die gewöhnlichen Tafeln. Aber kaum wird es je gelingen, künstliche Schiefertafeln herzustellen, welche den ursprünglichen an Wohlfeilheit gleichkommen oder sie gar in wesentlichen Eigenschaften übertreffen.

Die zur Tafel gehörigen Griffel beziehen wir ebenfalls aus Thüringen. Dort giebt es viele Schieferfelsen, deren Masse sich durch einen Schlag in lauter säulenförmige Splitter zertrümmern läßt. Ein mürber Felsblock dieser Art zerfällt zuweilen schon, wenn man derb mit dem Fuß aufstampft, in ein Gehäufe nagelähnlicher Stücke. Aber nur wenige dieser Griffelschieferfelsen spalten sich in Ecksäulchen, welche lang und schlank genug sind, um sich beim Schreiben bequem handhaben zu lassen, und zugleich weich genug, um leicht abzuschreiben. Aus solchen Felsen löst der Steinbrecher größere Stücke ab; der Griffelmacher zersägt sie, während sie noch bergfeucht sind, in brettartige Streifen und spaltet diese zu Stiften. Nicht alle beim Spalten erhaltenen Stäbchen sind brauchbar; aber auch die auserlesenen sind verschiedenkantig und müssen, um ein gefälliges Ansehen zu gewinnen, gerundet werden. Dieses geschah sonst dadurch, daß man sie auf das Knie legte und mit einem Messer beschabte; jetzt erreicht man die Abrundung derselben schneller und gleichmäßiger dadurch, daß man den rohen Griffel mittels eines Fallklotzes durch das scharfrandige Loch einer Stahlplatte drückt, welche im Nu alle Kanten des Stiftes abschabt.

Ihr habt mir eben einige Griffel zugereicht, welche beweisen, wie die Industrie sich beeifert, auch den schlichtesten Bedürfnissen durch kleine Zuthaten ein hübsches Aussehen zu geben. Die Kinder der Griffelmacher streichen manche Schieferstifte mit Ölfarben an oder bekleben sie mit buntem Papier, um den Städtern, die zum Guten auch den Glanz und den Schimmer begehren, Luxusgriffel zu liefern.

Digitized by Google

Ihr führt noch andere Luxusgeräte bei euch. Legt einmal sämtlich eure Werkzeuge zum Linienziehen auf diesen Tisch!

Welche bunte Reihe von sinnreichen und hübschen Erzeugnissen sehen wir da vor uns ausgebreitet! Manche arme Dorfkinder müssen einen Buchrand oder einen Ziegelspan zum Linienziehen verwenden; viele Knaben gehen mit Stolz in die Schule, wenn ihnen zum erstenmal ein rohes, vom Vetter Zimmermann gefertigtes Lineal im Knopfloche hängt. Ihr Stadtkinder findet in den Läden Lineale jeder Art vorrätig, lange und kurze, klingen- und balkenförmige. Einige der hier vorliegenden sind aus fremden Holzarten gefertigt, alle sind hübsch poliert oder lackiert, auf mehreren sind kleine Kupferstiche abgedruckt. Das auffallendste von allen ist dies da; wie sollen wir es nennen? Vielleicht das Rostlineal. Es liegen ja in einem Rahmen sechzehn kleine Lineale ähnlich eingebettet, wie die Querstäbe eines Küchenrostes. Mit diesem Werkzeuge kann man eine ganze Seite liniieren, ohne das Lineal verschieben zu müssen, und ist obendrein sicher, daß jede Linie genau den gleichen Abstand von ihrer Nachbarin hat, wie ihre Vorgängerin. Weniger schwerfällig sind diese Linienblätter, deren kräftige schwarze Striche durch die unbeschriebene Seite des Schreibheftes durchscheinen, und, wenn das Schreibpapier nicht zu dick ist, dieselben Dienste thun, wie das Rostlineal. Am allerbequemsten machen es euch die Fabrikanten mit den Schreibheften, in denen Doppellinien und wohl auch schräge Richtungslinien eingedruckt sind. Das sind großentheils Hilfsmittel, von denen man vor fünfzig Jahren in den Schulen nichts wußte; damals war nur das schlichte klingenförmige Lineal in den Händen der Knaben.

Nachdem wir unsere Musterung der Lineale beendigt haben, wollen wir geschwind einen andern Tisch unserer Schulausstellung beschicken. Reicht doch die Behälter vor, in denen ihr Stifte und Federn bei euch tragt! Da haben wir fast so viele verschiedene Arten, als Schüler da sind. Sonst trugen die ärmeren Kinder ihren Gänsekiel im Knopfloche oder im Schreibhefte bei sich; sorgsamere Schüler bargen ihre Federn in selbstgefertigten Pennalen von Papier oder Pappe; die Söhne wohlhabender Eltern führten schlichte Köcher aus gedrechseltem Holz oder aus Weißblech. Wir haben hier eine wahre Musterkarte von Federbehältern vor uns. Die beiden Grundformen sind die des Köchers und des Schubkästchens. Aber wie mannigfach sind die Umgestaltungen! Das Material ist Zinkblech oder Holz, und zwar deutsche Tanne und amerikanischer Mahagoni; aber bei keinem ist die Außenseite roh gelassen. Die Lackarten Afrikas und Ostindiens mußten dienen, um ein glänzendes Aussehen zu bewirken. Denn dies fordert der Luxus unserer Zeit auch bei den gewöhnlichen Geräten. Es ist ein erfreuliches Zeichen des gediegenen Wohlstandes, daß wir dies vermögen; aber die hochgesteigerte Industrie, die uns fast alles, was wir bedürfen, fix und fertig in gefälliger Form darbietet, hat auch eine Wirkung, die ich bedaure. Die Jugend gewöhnt sich dabei mehr und mehr entbehrliche Unentbehrlichkeiten an und verlernt die löbliche Kunst, sich selbst zu helfen. Ich habe nichts dawider, daß ihr

Digitized by Google

hübsche Federbüchsen kauft; aber ich wünschte sehr, daß ihr in den nächsten Ferien versuchtet, aus eigner Kraft solche herzustellen. Wer will den Versuch wagen, ohne fremde Beihilfe einen Federbehälter zu fertigen?"

Fast alle Knaben erklärten sich dazu bereit, und der Lehrer schlug vor, die Schüler möchten ihre Arbeiten mit zur Schule bringen und zur gegenseitigen Förderung ausstellen. Der Vorschlag fand lebhaften Anklang. „Wir dürfen indes", fuhr der Lehrer fort, „nicht länger bei den Federbüchsen stehen bleiben. Betrachten wir ihren Inhalt, so finden wir weit merkwürdigere Leistungen der für die Schule thätigen Industrie.

Vor allem die Stahlfedern, die jetzt fast die Alleinherrschaft erlangt haben. Vor dreißig Jahren bedienten sich alle Schulknaben noch des Gänsekiels, der ein unübertreffliches Werkzeug zu sein schien. Und doch hatte er wesentliche Mängel. Selten fanden sich in den Flügeln verschiedener Vögel Federn, deren Kiele sich in ihrer Beschaffenheit leidlich glichen, und auch die künstliche Zubereitung („das Ziehen") war nicht im stande, allen Kielen gleichmäßige Härte und Federkraft zu geben. Die Schnäbel der Gänsekiele nutzten sich sehr bald ab. Wie viel Zeit mußten Lehrer und Schüler versäumen, um Federn zu schneiden, und wie ungleich wurde die Handschrift, welche durch eine frisch geschnittene und eine gebrauchte Feder entstand! Der schlimmste Mißstand aber war, daß die schreibende Welt von einer Teurung der Federn bedroht war, welche die Schulen wirklich in Verlegenheit hätte bringen können. Wie sollten für die Menge schreiblustiger Hände, deren Zahl sich täglich mehrte, Federn genug beschafft werden? In England allein wurden im Jahre 1829 über 38 Millionen Gänsekiele eingeführt, die zum großen Teil aus Deutschland kamen.

Die Erfindung der Stahlfedern, die angeblich ums Jahr 1834 in England gemacht wurde, enthob uns der Besorgnis vor der Überteurung der Schreibfedern. Stahl ist ja in unbeschränkter Masse zu erzeugen, da die Erde mit Eisenerz und Kohlen reichlichst ausgestattet ist.

Ihr seid alle mit Stahlfedern ausgerüstet, die bei gehöriger Schonung viel länger brauchbar sind, als die Gänsekiele. Außerdem bedürfen sie nicht des Schneidens. Jeder einzelne Mensch findet bei den Händlern eine Sorte, wie er sie für bestimmte Zwecke bedarf. Er findet lang- und kurzschnäblige, fein- und breitspitzige, lang- und kurzgespaltene, weichere und härtere Stahlfedern, Federn zum Schnellschreiben, zum Zeichnen, zum Notenschreiben, kurz die reichste Auswahl fertiger Federn, die einen glänzenden Beweis für die Erfindungsgabe des Menschen liefern.

Mehrere von euch haben sich Sammlungen von Stahlfedern angelegt. Ich begreife wohl, daß sie euch zum Sammeln reizen, so gut wie Münzen und Siegel. Denn die Fabrikanten begnügen sich nicht mit dem Zweckmäßigen, sie überbieten sich förmlich, ihre Waren nett auszustatten. Die Musterkarte einer einzigen Fabrik enthält über 100 Sorten. Unter den Stahlfedern, die ihr hier ausgestellt habt, sind stahlblaue, graue, oliven- und kupferbraune und vergoldete; bei einigen geht der Kiel unmerklich in den Schnabel über, bei andern ist er halsartig abgeschnürt;

Digitized by Google

das Fenster des Schnabels ist bald ein kreisrundes, bald ein halbmondförmiges oder kleeblattartiges Loch, bald ein Dreieck, bald ein Kreuz. Noch mannigfaltiger sind die Zieraten und Stempel, welche den einzelnen Sorten beigegeben sind. Ich bedaure, nicht selbst eine Sammlung angelegt zu haben, als die neue Erfindung aufkam. Die ersten Stahlfedern, deren ich mich erinnere, waren nur schwache, unvollkommene Versuche im Vergleich mit den jetzt gefertigten. Wie hübsch wäre es, eine Sammlung vor sich zu haben, welche die Fortschritte dieser Industrie nach der Zeitfolge aufwiese!

Ihr wünscht zu wissen, woher die Stahlfedern kommen. Der hauptsächlichste Fabrikort ist Birmingham. In England waren schon im Jahre 1846 über 1000 Menschen unmittelbar in dieser Industrie beschäftigt. Die englischen Stahlfederfabriken verbrauchten in jenem Jahre über 3000 Zentner Stahl und stellten daraus über 400 Millionen Federn her. Jetzt ist gewiß die Zahl der in England gefertigten Federn bedeutender. In Deutschland konnten ähnliche Fabriken nicht wohl aufkommen, weil die Engländer, welche durch mannigfache Verhältnisse begünstigt sind, diese Ware so erstaunlich wohlfeil herzustellen vermögen, daß die Deutschen nur schwierig Schritt halten können. Meines Wissens besteht bisher nur in Berlin eine Stahlfederfabrik auf deutschem Boden, welche wöchentlich über eine Million liefert.

Ihr reckt eure Federhalter empor. Gewiß, sie verdienen einige Beachtung, denn auch in ihnen hat sich die Erfindungskraft bewährt. Zuerst klemmte man die Stahlfeder in einen Federkiel ein oder man schob ihr hülsenartiges Ende über einen Griffel; dann kamen Halter aus Rohr und Holz von mannigfaltiger Form auf. Manche eurer Halter sind wahre Luxusstücke. Hier haben wir einen Stachelschweinstachel, hier eine Federhülse aus Messing; dieser Halter besteht aus Kryſtallglas, und der da, der schwarze biegsame „Kautschukhalter“ liefert euch zugleich eine kleine Elektrisiermaschine. Seht, wie er Papierschnitzelchen anzieht, nachdem ich ihn gerieben! Vor allem müßt ihr die sinnreichen Verfahren beachten, durch welche die Feder an dem Halter befestigt wird. Hier ist sie einfach eingefalzt, wie die Tafel in Rahmen; dieser Halter ist mit einem Ring, dieser mit einem Schieber versehn; an den meisten steckt die Feder in der elastischen Klemme eines Blechrohres.

Doch ich muß euch die nähere Betrachtung dieser Dinge in einer Freistunde anraten, denn es bleiben uns noch wichtigere Stücke der Ausstellung übrig.

Unsere Tintenfässer sind freilich höchst schlichte Geschirre und an Zierlichkeit den Schreibzeugen der Damen nicht von fern vergleichbar. Aber ihr Inhalt verdient eure Beachtung gar wohl. Ist euch schon eingefallen, daß ihr bei jedem Eintauchen der Feder in das Tintenfaß Erzeugnisse von vier Erdteilen benutzt? Kleinasien liefert zu unserer Tinte die Galläpfel, Afrika den Mimosen-Gummi, Amerika das Blauholz, Europa den Eisenvitriol und das Wasser. Die Menschheit hat langer Jahre bedurft, ehe sie diese treffliche Schreibflüssigkeit erfand. Die Römer

Digitized by Google

schrieben — wie die Chinesen noch heutiges Tages thun — mit Gummiwasser, in welches Ofenruß eingerührt war; in unserer Tinte ist der wesentlichste Bestandteil das gerbsaure Eisenoxyd, welches vom Gummi im Wasser erhalten wird. So unverbesserlich unsere Tinte auch erscheinen mag, die Industrie strebt unablässig, neue Mischungen auszusinnen, in welchen einzelne Übelstände der gemeinen Tinte beseitigt sind. Ihr findet in den Läden Alizarintinte, die anfangs grün, später schwarz erscheint; ihr trefft Tuschtinte von der tiefsten Schwärze und manche andere Sorten. Besonders gehen die Erfinder darauf aus, eine Tinte herzustellen, welche die Stahlfedern nicht angreift. Zur roten Tinte liefert Amerika die wesentlichsten Bestandteile, nämlich Cochenille oder das wohlfeilere Färbemittel des Fernambukholzes. Nur die blaue Tinte besteht aus lauter europäischen Stoffen.

Werfen wir nun einen Blick auf das Papier! In der Herstellung dieses Schreibmaterials sind im letzten Vierteljahrhundert große Fortschritte gemacht worden. Seht hier das Schreibheft, das ich als Schulknabe führte! Sein Äußeres ist nicht so zierlich, wie der Einband eurer Schreibbücher; dieser Mangel kommt aber auf meine Rechnung. In meiner Jugendzeit fertigte jeder Knabe den Einband seiner Hefte selbst, ihr kauft euch die eurigen fertig beim Buchbinder. Das bunte Papier, womit ich die Pappschalen meines Heftes überkleistert habe, galt damals für eins der schönsten Muster; jetzt lächeln wir freilich über dies grelle Zuckerdütenpapier, da uns die Fabriken allerhand hübsche Buntpapiere liefern. Unser Schreibpapier — dies „Kanzleipapier" galt für eine edle Sorte — war nur unbeschnitten zu haben, es war nie so schön weiß, wie man es jetzt mittels der Chlorbleiche selbst aus den grausten Gewebstoffen herstellt, sondern graulich oder grünlich, und bei weitem nicht so glatt, wie jetzt das gewöhnlichste Konzeptpapier ist. Es war ein recht haltbares, aber unschönes Papier, auf dem die Feder nicht selten an kleinen Knötchen und Höckern anstieß und Tinte verspritzte. Mit Stahlfedern würde darauf nicht wohl geschrieben werden können. Das Papier in euren gewöhnlichen Schulheften ist so schön, daß wir froh gewesen sein würden, dergleichen zu Probeschriften zu besitzen. Sogar eure glatten, roten Löschblätter würden in meiner Kindheit einiges Aufsehen erregt haben; wir mußten uns mit einem Stück groben Dütenpapiers oder mit Makulatur begnügen. Nun gar eure Zeichenbücher, wie würden die vor dreißig Jahren in den Schulen angestaunt worden sein! Solches kerniges, schön weißes und den Bleistift leicht annehmendes Papier konnten damals nur reiche Leute aus Holland oder England beziehen; wir Schüler entwarfen unsere Zeichnungen gewöhnlich auf schlichtes Schreibpapier.

Einen fast noch größeren Vorteil besitzt ihr jungen Zeichner in den trefflichen Bleistiften, die ihr führt. Sonst waren gute Bleifedern sehr teuer, man konnte solche fast nur in England herstellen. Die ärmsten Knaben behalfen sich in der Schule, die ich besuchte, mit einem eigentlichen Bleistifte, d. h. mit einem Stück Blei, das sie in Stiftform gegossen hatten, die meisten Kinder mußten sich mit einem elenden Mittelgut

Digitized by Google

begnügen; bald war eine solche Bleifeder zu weich, daß sie schmierte, weit öfter jedoch so hart, daß sie ins Papier einschnitt und daß sich die meisten Schüler angewöhnten vor jedem Strich an der Spitze des Reißbleis zu lecken, um dasselbe etwas zu erweichen. Höchst selten war das Reißblei einer Bleifeder durch die ganze Länge von gleichmäßiger Beschaffenheit. Sehr ärgerlich war, daß viele Bleistifte beim Versuche, das Reißblei zuzuspitzen, fast regelmäßig abbrachen. Wie viel Zeit ging dabei verloren! Ich bediente mich deshalb öfter eines Rötelstiftes, wie ihn die Zeichner häufig gebrauchten, ehe die Bleifedern erfunden wurden, was im 16. Jahrhundert in England geschehen sein soll.

Jetzt liefern auch die Fabriken, besonders die berühmte Anstalt von Faber in Nürnberg, welche mehrere hundert Arbeiter beschäftigt, gute Bleistifte zu mäßigem Preise. Eine in die Holzfassung gestempelte Nummer zeigt den Grad der Härte und Schwärze des Reißbleis untrüglich an; es giebt Nummern, mit welchen sich so zarte grauliche Striche machen lassen, wie mit Silberstiften, und andere, die so tiefschwarz zeichnen, wie schwarze Kreide. Bei vorsichtiger Behandlung hat man das Abbrechen der Spitze unter dem zuschärfenden Messer fast nie zu fürchten. Kurzum, diese neueren Bleifedern verdienen in jeder Hinsicht Lob. Ihr führt in euren Federkästen Bleistifte, welche die größten Künstler wohl brauchen könnten.

Das Reißblei findet sich vorzüglich in Nordengland, in Spanien und in Böhmen. Die Herstellung wohlfeiler guter Bleistifte ist besonders dadurch möglich geworden, daß man auch die kleinen Bruchstücke zu verwerten gelernt hat. Man verwandelt das Reißblei, das sorgfältig sortiert wird, in feines Mehl, reinigt es durch Schlämmen, verwandelt den schwarzen Schlamm durch Beimengung eines Klebmittels (wozu besonders Traganthgummi dienen soll) in einen Teig und preßt diesen durch eine gewaltige Druckkraft in Form von Stäben, welche man durch die Säge in zarte Eckfäulchen zerlegt und in zierlichen Holzscheiden befestigt. Welcher Gedanke — was meint ihr wohl? — leitete den Fabrikanten, als er statt walzenförmiger Holzfassungen solche vielkantige einführte? Soll das bloß eine neue Mode vorstellen oder entspricht ein solcher Stift gewissen Zwecken besser, als ein runder? Nun freilich, die Walze wälzt sich, der walzenförmige Stift rollt leicht vom Tisch hinunter und bricht dabei ab; der kantige liegt hübsch still. Aber dieser Vorteil muß doch erst durch das Aufopfern einer andern Bequemlichkeit erkauft werden; ein walzenförmiger Stift ist leichter und freier zu handhaben und erlaubt geschmeidigere Züge.

Ei, wie verstreicht die Zeit so pfeilschnell, wenn man eine Ausstellung besichtigt! wir müssen uns beeilen, um mit einer Stunde auszureichen. Indes einen Augenblick müssen wir doch noch bei dem Inhalt eurer Federkästen verweilen. Sie enthalten nämlich ein fremdländisches Erzeugnis, das erst seit etwa vierzig Jahren in den Handel gekommen ist. Was meine ich wohl?"

Gummi! riefen ein paar Stimmen.

Digitized by Google

„Natürlich, aber Gummi solltet ihr es nicht nennen, da es von den Stoffen, die mit Recht so heißen, grundverschieden ist. Ein Gummi löst sich im Wasser, wie ihr das am Mimosengummi erfahren habt, mit dem ihr den Farben eurer Tuschkästen Glanz verleiht. Unser Nothelfer beim Zeichnen, der falsche Striche verschwinden macht, heißt Kautschuk. Er entsteht durch Eindickung des Milchsaftes mehrerer tropischer Bäume. Auch im Milchsafte mancher deutschen Pflanzen, z. B. in der Wolfsmilch, im Salat und im Schöllkraut ist etwas Kautschuk vorhanden. Die Kautschukbeutel oder Flaschen werden so hergestellt, daß man den zähen Milchsaft auf lockere Thongefäße aufträgt und diesen klebrigen Überzug im Rauche trocknet. Vom Ruße des Rauches rührt die schwarze Farbe der Außenseite her, das speckige Innere des Kautschuks ist gelblich.

Manche von euch führen noch eine andere Verarbeitung des Kautschuk bei sich; wer errät, was ich meine?

Ja, das Bändchen, welches deine Brieftasche zusammenhält, besteht auch aus Kautschuk. Ich hatte aber bei meiner Frage etwas anderes im Sinne, nämlich das Radiergummi. Dies ist Kautschuk, dem feines Pulver von Bimsstein oder Schmirgel beigemengt ist.

Noch haben wir eines wichtigen Bestandteiles eurer Ausrüstung nicht erwähnt, dessen Wert ich weit höher anschlage, als den des Kautschuks. Ich meine das Reißzeug. Fast jeder von euch besitzt ein zierliches Kästchen mit mathematischen Werkzeugen. Noch vor vierzig Jahren war selten ein Knabe eures Alters im Besitze dieser schätzbaren Hilfsmittel zum Lernen. Damals waren die Reißzeuge viel teurer, und es wurde nur in höheren Schulen Unterricht in der Geometrie erteilt. Eure Reißzeuge stammen wohl größtenteils aus Nürnberg, wo über 90 Zirkelschmiede wohnen.

Nun haben wir unsere Heerschau beendigt, soweit sie die Hilfsmittel des Schreibens und Zeichnens betrifft. Haben wir damit eine vollständige Übersicht über die Güter gewonnen, durch welche uns die Industrie das Lernen erleichtert und versüßt? — Ihr zeigt mir Radiermesser, Bleistifthalter, Bleistiftspitzer. Nun wohl, ich bestreite nicht, daß diese und manche andere Erfindungen, die wir übersehen haben mögen, ihren Wert haben; aber sie schrumpfen zur Unbedeutendheit zusammen gegenüber den Wohlthaten, welche die Schule den vervielfältigenden Künsten verdankt.

Zunächst und vor allem der Kunst Gutenbergs, ohne welche die Schule ein kümmerliches Dasein haben würde. Wie weit könnten wir es bringen, wenn ich euch das, was ihr jetzt bequem aus gedruckten Büchern lernt, diktieren müßte? Wenn wir es jetzt in mancher Hinsicht in den Schulen weiter bringen, als unsere Voreltern vermochten, so sind wir dafür zum großen Teil dem Buchdruck zu Dank verpflichtet, dessen wunderbar vervollkommnete Pressen jetzt so wohlfeile Schulbücher liefern. Vor fünfzig Jahren besaßen die Zöglinge der Bürgerschulen unseres Landes bloß Bibel, Katechismus und Gesangbuch; jetzt erfreuen sich viele kleiner Lehrbücher der Erd- und Naturkunde und der Geschichte und lernen im

Digitized by Google

Lesebuch eine Blumenlese schöner Dichtungen kennen. Sie benutzen in der Rechenstunde eine Sammlung gedruckter Aufgaben und in der Singstunde ein Heft guter Lieder, denen die Noten beigedruckt sind. Die Zeit, welche sonst zum Nachschreiben der Grundzüge schöner Wissenschaften, der Rechenaufgaben und Singnoten verwendet wurde, läßt sich weit fruchtbarer zur weiteren Besprechung des gegebenen Stoffes und zu Übungen verwenden.

Eine große Erleichterung und Würze des Lernens bietet der Holzschnitt, der in den letzten Jahrzehnten zu hoher Ausbildung gediehen ist. Er läßt kräftige und schöne Abdrücke in sehr großer Zahl und deshalb sehr wohlfeil herstellen. Vor vierzig Jahren hatte unter allen Schulbüchern nur die Bibel einige Holzschnittbilder, die aber so roh und unschön waren, daß sie kaum als erfreuliche Zugabe betrachtet werden konnten. Ihr besitzt in euren Lehrbüchern der Naturgeschichte und Naturlehre eine Fülle guter Holzschnittbilder, welche die Anschaulichkeit mächtig befördern. Glaubt mir, wenn wir als Kinder eine Buchhändleranzeige gefunden hätten, wie man sie jetzt häufig zum Verpacken anwendet, wir hätten sie wegen der darauf befindlichen Holzschnittproben aufbewahrt wie einen köstlichen Schatz. — Kupferstecher und Lithographen liefern uns billige und schöne Vorlagen für das Schreiben und Zeichnen, welche dem Lehrer die Zeit ersparen, die er sonst zum Vorschreiben und Vorzeichnen verwenden mußte. Dadurch war er vielfach behindert, die Thätigkeit der Schule zu überwachen. — Steinzeichner, Kupfer- und Stahlstecher stellen uns mit bewundernswerter Kunst treffliche Landkarten her, welche fast greifbare Bilder der Erdoberfläche geben. Wie kümmerlich mußten wir uns sonst in der Geographie behelfen! Einige Nürnberger Wandkarten, auf denen sich fast nichts erkennen ließ, als ein verworrenes Gewimmel von Städtenamen, waren unsere einzigen Veranschauungsmittel. Jetzt besitzen wir große Wandkarten, auf denen Hoch- und Tiefländer deutlich dargestellt sind, und einen großen Globus, der ein klares Gesamtbild der Erde giebt. Viele von euch danken der Fürsorge ihrer Eltern einen trefflichen Atlas von Sydow oder Lichtenstern, dessen Betrachtung einen fleißigen Schüler unendlich fördert. Könnte ich euch zeigen, welchen großen Aufwand an Geld, Fleiß und Geschicklichkeit die Gravierung einer einzigen Karte eures Atlas erfordert, ihr würdet erstaunen.

Ihr glücklichen Kinder des neunzehnten Jahrhunderts! Ihr tragt in euren Schulränzchen Güter, welche viele verstorbene Geschlechter entbehren mußten und viele heutigestags den Erdball bewohnende Völker noch immer entbehren. Land und Meer, Wald und Flur steuern Gaben zu eurer Ausrüstung bei. Gewerbfleißige Menschen aller Art: Bergleute und Schiffer, Holz- und Metallarbeiter, Papiermacher, Zeichner und Drucker, Fabrikanten und Kaufleute arbeiten sich in die Hände, um euch das Lernen zu erleichtern; Künstler und Denker bemühen sich, euch die edelsten Früchte der Kunst und Wissenschaft in geeignetster Form zu überliefern.

Ihr habt erkannt, daß unser schlichtes Klassenzimmer einen kleinen Glaspalast darstellt, dem allerlei wertvolle Erzeugnisse des Kunstfleißes

Digitized by Google

übermittelt werden. Von dem, dem viel gegeben ist, wird man viel fordern; thut nun das Eure!" B. Sigismund.

180. Die Fabrikation der Stahlfedern.

In demselben Klassenzimmer, in dem wir neulich einer Extrastunde beiwohnten, als die für die Schule thätigen Gewerbe besprochen wurden, war nach den Ferien eine wirkliche Ausstellung zu stande gekommen. Die Schüler hatten nämlich vor dem Beginn des Unterrichts die kleinen Handarbeiten ausgestellt, welche zufolge der Aufmunterung des Lehrers in den Ferien angefertigt worden waren. Es lagen gegen dreißig Federbehälter auf dem Tische zur Schau. Ihre Grundformen boten wenig oder nichts Neues und Eigentümliches, aber in der Ausschmückung und in der Güte der Arbeit waren sie sehr verschieden. Kein Stück war gleich dem andern. Die vollkommensten Arbeiten waren wohl von der Güte, daß sich der Lehrling eines Buchbinders oder Tischlers ihrer nicht zu schämen gehabt hätte; daneben lagen aber auch Federbüchsen, die an die rohen Manufakturarbeiten Robinsons erinnerten. Befand sich doch auf der Ausstellung ein Federköcher aus einem ausgehöhlten Holunderaste, dem zwei Korke als Boden und Deckel dienten.

Die Ausstellung der Arbeitsproben war nicht ohne kleine Zwischenfälle vor sich gegangen. Einzelne geschickte Arbeiter hatten die schwachen Leistungen anderer etwas herb beurteilt, über einige allzu naturwüchsige Stücke war allgemeiner Jubel ausgebrochen; dies hatte mehrere reizbare Knaben verstimmt und bewogen ihre Lieferungen von der Ausstellung zurückzuziehen.

Der Eintritt des Lehrers glättete jedoch die bewegten Wellen sogleich. Er war überrascht von dem Anblicke, den sein Tisch bot, äußerte seine Freude über die Willfährigkeit aller, sich in der Robinsonschen Selbsthilfe zu üben und bewog die Verstimmten, auch ihre Arbeiten vorzuzeigen. Er musterte dann jedes einzelne Stück sehr sorgsam, fragte nach dem Namen des Verfertigers und nach den Hilfsmitteln, deren er sich bedient. Die tüchtigen Leistungen lobte er und verfehlte nicht, auf ihre Mängel hinzudeuten; die Schwächeren entschuldigte er, indem er zugleich das Verdienstliche derselben hervorhob, besonders damit, daß es für einen Ungeübten gar schwer sei, aus wenig zweckmäßigem Material und mit unvollkommenen Werkzeugen tadellose und gefällige Arbeiten herzustellen.

„Dies Schubkästchen", fuhr der Lehrer fort, „ist wohlgeraten. Die Wände sind nicht ungeschickt durch Zapfen verbunden, sein Boden ist fest angeleimt, der Deckel schließt gut und ist doch leicht zu öffnen; das ganze Holzwerk ist glatt gehobelt und sauber poliert. Aber unser Aussteller hat es auch nicht ganz aus eignen Kräften hergestellt" . . . .

Der Verfertiger beteuerte, es habe ihm niemand geholfen.

„Wohl, das glaub' ich dir; aber die Hobelbank und das Werkzeug deines Vaters hast du doch benutzt; also hat dir nicht bloß dein Vater, es haben dir alle die Männer geholfen, welche eure Hobeleisen, Meißel

Digitized by Google

und Sägenblätter geschmiedet haben, sowie die Leute, welche deinem Vater Leim, Schellack und Bretter liefern. Du hast also eine Anzahl wackerer Bundesgenossen gehabt. Unser Robinson dagegen, der den Holunderast bearbeitete, besaß als Werkzeug nur ein Messer. Und er hat es wacker benutzt. Er hat nicht nur das Innere des Rohres glatt ausgehöhlt, sondern auch die grüne Rinde mit hübschen Verzierungen in Schnitzwerk versehen. Ich erkläre der Wahrheit gemäß, daß er im Verhältnis zu den gegebenen Stoffen und Werkzeugen etwas recht Achtbares geleistet hat. Er stand fast ganz auf sich selbst angewiesen da, während die meisten von euch die Wohlthaten der Arbeitsteilung genossen.

Diese ist ein überaus wichtiges Förderungsmittel der menschlichen Thätigkeit. Der vereinzelte Arbeiter, der ein Werk vom rohesten Anfange bis zur Vollendung führen soll, ist im Vergleich zu dem Fabrikarbeiter, der als Glied in einer Arbeiterkette wirkt, so außerordentlich im Nachteil, daß er nicht bloß nicht gleich wohlfeil, sondern auch nicht gleich tüchtig wirken kann; ja zur Erzeugung gewisser Güter ist der einzelne ganz und gar unfähig.

Wir haben gewiß tüchtige Metallarbeiter in unserer Stadt, welche Hufeisen und Pflugschare, Messer und Scheren, Schlösser und Schlüssel, Ringe und Spangen von vorzüglicher Güte herstellen. Aber eine Stahlfeder, wie ihr sie alltäglich braucht, zu machen ist doch keiner derselben im stande, und wenn ihr das gleiche Gewicht Goldes dafür bötet.

Ihr fragt: Warum?

Nun, weil ihr mir heute mit eurer Ausstellung eine Extrafreude bereitet habt, will ich euch in einem Extrahalbstündchen zu einer Stahlfederfabrik führen. Natürlich nur in der Einbildung. Denn selbst die nächste Fabrik, die in Berlin, liegt uns viel zu fern. Doch hoff' ich das, was ich selbst mit Bewunderung gesehen, euch wenigstens so weit schildern zu können, daß ihr begreift, welche Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten und welche Geldsummen zur Anlage und Betreibung einer Fabrik erforderlich sind, und welche kluge Gliederung der Arbeit nötig ist, um eine Ware herzustellen, von der ihr das Stück sogar im Einzelhandel um einige Pfennige erkauft.

Ehe ich euch aber in die Fabrik führe, muß ich euch durch die genauere Betrachtung einer altmodischen Schreibfeder vorbereiten; denn manche von euch haben noch nicht einmal eine solche Feder schneiden sehen. Dieser Kiel ist vollständig roh, so wie er aus dem Federwische genommen wird; dieser mehr durchscheinende ist durch das „Ziehen" veredelt. Beim Ziehen werden die Federn wiederholt in heißes Wasser eingetaucht und durch Abschaben von ihrem häutigen Überzuge befreit, dann werden sie für eine kurze Zeit in heißen Sand gesteckt, der höchstens Siedehitze haben darf, und mit wollenem Tuch abgerieben. Durch solche Behandlung gewinnen die Kiele erst die nötige Härte und Federkraft. — Ich will nun beide Federn schneiden. Die drei wesentlichsten und schwierigsten Aufgaben des Federschneidens sind: die Herstellung des Spaltes, dann die gleichmäßige Zuschärfung der beiden Hälften des Schnabels und

Digitized by Google

zuletzt das Abstutzen der Spitze. Wie ihr seht, ist mir an beiden Federn die Spaltung mißglückt. Die rohe Feder ist zu zäh, sie spaltet schwer und zackig; die gezogene dagegen ist durch übermäßige Erhitzung beim Ziehen etwas zu spröde geworden, und der Spalt klafft deshalb zu sehr. Solche Mißstände kommen besonders bei dem erstmaligen Schneiden eines Kiels häufig vor, da dessen unterster Teil, die Wurzel, meist von anderer Härte und Federkraft ist, als der dem Schaft nähere, obere Teil. Jetzt endlich ist es mir gelungen, beiden Kielen einen leidlichen Schnitt zu geben. Ihr erkennt nun, da ich beide Federn auf dem Papier versuche, die Eigenschaften, welche den Gänsekiel so auszeichnen, daß er das Schreibrohr der Alten und den Pinsel verdrängt hat und in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Er läßt sich fein zuspitzen und spalten und ist so elastisch, daß die beiden Schnabelhälften, welche beim Herstellen der Grundstriche etwas klaffen, sich alsbald in ihre frühere Lage zurückbegeben.

Der einzige Stoff, an den der Mensch bei dem Streben, den Hornstoff der Vogelfeder zu ersetzen, denken konnte, war ein Metall. Schon vor vielen Jahren führte man zuweilen in Taschenbüchern Schreibfedern aus Messingblech, welche in Nürnberg erfunden und gefertigt sein sollen. Zu gelegentlichem Gebrauch im Notfall mögen sie leidlich ausgereicht haben; aber sie kamen nicht in allgemeineren Gebrauch, weil schon das angewandte Material verhinderte, daß sie ein wahres Ersatzmittel für den Gänsekiel werden konnten. — Wirklich wetteifern kann mit der Vogelfeder in ihren wesentlichen Eigenschaften nur der Stahl, besonders deshalb, weil ihm der Mensch nach Belieben Härte und Federkraft nehmen und wiedergeben kann. Wäre er immer weich, so würde er sich ebensowenig zu Schreibfedern eignen, wie Zinn oder Blei; besäße er aber unter allen Umständen seine Härte und Sprödigkeit, so würde er sich nicht bearbeiten lassen. Der Stahl besitzt glücklicherweise die merkwürdige Eigentümlichkeit, durch langsame Abkühlung weich, durch rasches Erkalten dagegen hart und spröde zu werden. Und gerade dieser Doppelnatur verdankt er seine Brauchbarkeit zur Schreibfeder.

Um etwaige Irrtümer zu beseitigen, muß ich noch vorausschicken, daß der Stahl keine besondere Art Metall, sondern nur eine Unterart des Eisens ist, und daß er seine, von denen des Schmiedeeisens abweichenden Eigenschaften wahrscheinlich bloß einer reichlicheren Beimengung von Kohlenstoff verdankt. Man kann deshalb aus einem sonst guten Eisenerze beliebig Schmiedeeisen oder Stahl herstellen, auch das erstere in Stahl verwandeln.

Die Stahlfederfabrik bezieht den Stahl aus den Stahlhütten gewöhnlich in fast mannslangen, brettähnlichen Tafeln, welche in schmale Streifen zerschnitten werden. Diese werden zuerst durch längeres Erhitzen weicher gemacht und dann dem Streckwerk übergeben. Ein solches besteht aus zwei durch Dampfkraft in entgegengesetzter Richtung bewegten Stahlwalzen, welche sich so stellen lassen, daß zwischen der oberen und unteren eine mehr oder weniger enge Spalte bleibt. Bringt man nun das zugeschärfte Ende eines zähen Metallstückes, das dicker ist als die Spalte, in

Digitized by Google

dieselbe, so wird es durch die Reibung vollends hinein- und durchgezogen und dabei so verdünnt, daß seine Dicke dem Zwischenraume zwischen den Oberflächen der Walzen gleicht. Stellt man die Walzen so, daß sie sich näher stehen, so wird das nunmehr in die Spalte eingeführte Blech noch mehr verdünnt. In früherer Zeit, wo man Blech nur durch Breitschlagen des Metalls mit dem Hammer herzustellen verstand, würde es unmöglich gewesen sein, Metallplatten von so durchaus gleichmäßiger Dicke zu schmieden, wie man dieselben für Schreibfedern bedarf. Und welch saure Arbeit ist dem Menschen durch das Walzwerk erspart! Das Herstellen von Blech unter der Walze gelingt ja leichter und schneller als das Breitwalzen eines Teigklumpens zu einem Kuchen, wie ihr es bei dem Bäcker seht. In der Federfabrik wird der Stahl bis zur Papierdünne ausgewalzt.

Er kommt nun, zu Streifen geformt, deren Breite der Länge von zwei Federn gleicht, in den Schneidesaal, um in einzelne Stücke zerlegt zu werden, welche den Umriß der künftigen Feder tragen. Sollte dies Zuschneiden aus freier Hand geschehen, so würde die Arbeit, wenn sie sich überhaupt ausführen ließe, äußerst langsam von statten gehen. Hier sehen wir dagegen das Geschäft mit erstaunlicher Geschwindigkeit verrichten. Eine tüchtige Arbeiterin (in den Stahlfederfabriken sind nämlich größtenteils Frauen thätig) ist im stande, täglich 20000—30000 Stück Federn abzuschneiden. Dies verdankt sie der Beihilfe einer Handpresse, deren niedergedrückter Stempel aus dem Blechstreifen im Nu ein Stück ausschlägt, welches die Gestalt der plattgedrückten Feder auf das genaueste darstellt. Die Hauptaufgabe der Zuschneiderin ist, das Blech so einzuteilen, daß möglichst wenig Abfall entsteht. Sie bietet deshalb der Presse den Stahlstreifen so, daß die beiden daraus hervorgehenden Reihen von Federn sich die Spitzen zukehren, und zwar derart, daß sich ein Schnabel der linken Federreihe zwischen zwei Schnäbel der rechten einschiebt. Versucht zu Hause an einem etwa drei Zoll breiten Papierstreifen diese möglichst Raum und Material sparende Anwendung zu versinnlichen!

Hierauf werden die Federn „gelocht", d. h. mit den kleinen Öffnungen versehen, welche die Tinte am zu schnellen Abflusse hindern. Dies „Lochen" geschieht äußerst rasch mit Hilfe einer Schraubenpresse, welche das Stahlblech fast so leicht durchbohrt, wie eine Stecknadel das Papier durchsticht.

Der Stempelsaal, in den die Federn nun gelangen, kündigt sich durch ein gewaltiges Getöse an. Wir treffen in demselben ganze Reihen von Arbeiterinnen (in einer großen Anstalt wohl 30—50) vor Fallwerken sitzend, deren schwerer Hammer durch einen Fußtritt gehoben wird und beim Niederfallen einen kräftigen Schlag ausübt. Dabei prägt er der Stahlfeder den Fabrikstempel oder eine der Verzierungen ein, welche in den Augen junger Sammler gewissen Federsorten besonderen Wert verleiht. Manche Stahlfeder trägt ja das zierliche Relief einer Blume oder das Bildnis Humboldts.

Ehe die so weit gediehene Feder weiter bereitet werden kann, muß sie sich gefallen lassen, eine Zeitlang auf ihre Härte zu verzichten. Die

Digitized by Google

Federn werden massenweise in eiserne Kästen luftdicht verpackt und eine Nacht hindurch in einem Ofen erhitzt und langsam verkühlt. Die dadurch weich und geschmeidig gewordenen Federn werden nun in den Biegesaal gebracht, wo ein Stempelwerk durch einen einzigen kraftvollen Druck die flache Feder zur Halbwalze umkrempt, so daß sie einer aus Baumrinde geformten Dachrinne oder einem Stück Zimmet ähnelt.

Nun gilt es wieder, den Stahl aus dem Zustande der Weichheit in den mäßiger Härte überzuführen. Denn es handelt sich darum, den Spalt herzustellen; und ein solcher läßt sich, wie ihr aus meinen Versuchen an Gänsekielen ersehen habt, in harten Federn besser anbringen, als in weichen. Die Überführung des Stahles aus dem Zustande der höchsten Weichheit in den mittlerer Härte gelingt aber nur auf einem sonderbaren Umwege, der auf den ersten Blick ebenso widersinnig erscheint, als wenn jemand, der Wasser von 80° Wärme zur Lauheit des Bades herabstimmen wollte, dasselbe erst in Eis verwandelte, dies Eis wieder schmölze und das daraus entstandene Wasser auf 18° erwärmte. Man giebt nämlich dem überaus weichen Stahle zuerst die äußerste Härte und stimmt diese dann zu einer mittleren herab. Der Grund dieses sonderbaren Verfahrens liegt darin, daß man nur auf diesem Wege dem eigensinnigen Metalle genau den gewünschten Härtegrad beibringen kann.

Die Stahlfedern werden bis zur Weißglut erhitzt, und wenn sie diesen hohen Temperaturgrad erreicht haben, in eine Tonne voll Thran geschüttet, um rasch zu verkühlen; der so „abgeschreckte" Stahl erlangt die höchst mögliche Härte. Die Federn kommen aus ihrem Abschreckungsbade glashart hervor, so daß man sie zwischen den Fingern zerdrücken könnte. Sie werden nun vom anhaftenden Thran gereinigt und „getempert", d. h. auf eine mittlere Härte gebracht. Das Tempern würde euch lebhaft an eine Arbeit erinnern, die ihr häufig in der Küche habt vornehmen sehen, nämlich an das Kaffeebrennen. Die Federn werden in der That wie die Kaffeebohnen in eine Metalltrommel gebracht, die sich langsam über dem Feuer dreht. Dabei erlangen sie, wenn ein kundiger Arbeiter den Hitzegrad und die Zeitdauer dieser Röstung genau abmißt, die nötige mittlere Stufe der Härte.

Jetzt ist notwendig, die schmutzigen und von einem Rosthäutchen bedeckten Federn zu säubern. Wie unendlich mühevoll wäre diese Aufgabe, wenn die Menschenhand jede Feder einzeln vornehmen müßte! Der erfinderische Mensch übertrug diese Arbeit einer Waschmaschine, welche durch Wasser oder Dampfkraft bewegt wird. Sie besteht aus einer Tonne, deren Inneres mit vorragenden Metallstiften besetzt ist, so daß sie an das Faß erinnert, in welchem Regulus der Sage nach von den Karthagern zu Tode gemartert worden ist. In diesem langsam umgedrehten Fasse werden die Federn durch den Zusammenstoß mit jenen Igelstacheln und durch gegenseitige Reibung unter sich so blank gescheuert, wie die im Bache fortgerollten Kieselsteinchen.

Es fehlt nun der Feder, deren Umwandlung wir bisher verfolgt haben, noch eine wesentliche Eigenschaft: sie ist ja noch nicht gespalten.

Digitized by Google

Ehe man aber ihren Schnabel spaltet, muß man die Spitze desselben etwas verdünnen, wie man ja auch den Schnabel eines steifen Federkiels etwas beschabt, bevor man ihn aufsprengt. Deshalb kommen die Federn in den Schleifsaal, aus dem uns abgerissene, kreischende Geräusche entgegenschallen. Die an langen Tischen sitzenden Arbeiterinnen halten die Spitzen der Federn einen Augenblick an den Umkreis einer mit Schmirgel rauh gemachten Scheibe, die sich außerordentlich schnell umdreht: dadurch entstehen die äußerst zarten parallelen Ritzen, die ihr in Form eines oder mehrerer Streifen an den Federschnäbeln bemerkt.

Nun endlich ist die Feder reif für die Operation, welche beim Schneiden des Gänsekiels eine der ersten ist, nämlich für das Spalten. Diese Operation erleidet sie in einem besondern Raume, dem Spaltesaale, in dem unsere Ohren nicht von so widrigen Geräuschen zu leiden haben, wie im Stempel- und Schleifsaale. Die Spalterin sitzt an einer Handpresse, welche ein scharfes Messer derart an der Schneide eines ruhenden vorbeiführt, wie wenn der eine Arm der Schere dicht am andern hingleitet. Ein tickendes Geräusch zeigt an, daß die Spaltung erfolgt ist; da in einem Saale gegen 30—50 Spalterinnen thätig sind, vergeht kaum ein unterscheidbares Zeitteilchen ohne dies Geräusch. Was den Zuschauer am meisten in Verwunderung setzt, ist die Genauigkeit, mit welcher der Spalt die Mittellinie des Federschnabels einhält. Dies ist aber nicht das Verdienst der Arbeiterin, sondern der Maschine; eine besondere Vorrichtung sorgt dafür, daß die Feder stets dem Messer genau die Mittellinie darbieten muß.

Indes geraten trotz aller sinnreichen Hilfsmittel und trotz aller Fertigkeit der Arbeiter sowohl bei dieser, als bei den früheren Operationen nicht alle Federn. Immer giebt es unter der großen Zahl einige unbrauchbare, die ausgemerzt werden müssen. Die Arbeiterinnen, an deren Tisch wir nun treten wollen, haben das Auslesen zu besorgen. Aschenbrödels Täubchen waren gewiß nicht flinker, da sie die guten Linsen ins Töpfchen, die schlechten ins Kröpfchen beförderten, als diese Frauen. Sie drücken die Spitze jeder einzelnen Feder auf ein Stück Elfenbein, als wollten sie damit schreiben, und haben im Augenblick bemerkt, ob die Feder zum Ausschusse gehört. Die mangelhaften Federn werden beiseite gelegt und eingeschmolzen. Den für gut befundenen Federn läßt man nun noch die letzte Bearbeitung angedeihen, welche ihnen ein gefälliges Aussehen verleihen soll.

Zunächst werden sie noch einmal gescheuert. Sie kommen mit Sägespänen zusammen in eine Tonne, welche sich um ihre Achse dreht. Durch die leichte Reibung an zarten Holzfasern erhalten sie nicht nur eine möglichst blanke Oberfläche, sondern auch eine sanfte Abrundung der Spitze, so daß dieselbe leicht und ohne zu ritzen über das Papier dahingleitet.

Dann erteilt man den Federn zum Schlusse noch eine hübsche Farbe, was meist noch durch „Anlassen“ geschieht. Den interessanten Vorgang des Anlassens können wir an einer Stricknadel beobachten. Ich halte

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

eine solche für kurze Zeit in die nicht rußende Flamme der Weingeistlampe. Seht ihr, wie sie ihre Farbe verändert! Jetzt erscheint sie an der erhitzten Stelle gelblich, jetzt gelbrot, nun purpurn; ich tauche sie wieder in die Flamme, da läuft sie prächtig veilchenblau an und wird endlich schwarzgrau. Die Ursache des Farbenwechsels liegt in einem mehr oder weniger dicken Rosthäutchen, das sich beim Erhitzen auf der blanken Stahlfläche bildet und ähnliche Farbenspiele erzeugt, wie wir sie an dünnen Seifenblasen bewundern. Ihr habt gewiß schon bemerkt, daß eine Seifenblase ihre Farben wandelt, je nachdem sie durch längeres Aufblasen dünnwandiger wird.

Durch dieses „Anlassen" erzeugt man die braunen und blauen Farben der Federn. Diese kupferrote Feder besteht auch aus Stahl, sie ist aber mit einem äußerst dünnen Häutchen von Kupfer überzogen. Von der Art, wie dies geschieht, könnt ihr euch eine Vorstellung bilden, wenn ihr eine Messerklinge einige Minuten in eine Auflösung des Kupfervitriols taucht, jenes blauen Salzes, das jetzt häufig zum Benetzen des zur Saat bestimmten Weizens gebraucht wird. Hier seht ihr eine versilberte und eine vergoldete Feder! Die hell- und dunkelgraue Farbe dieser Federn, die man fälschlich Zinkkompositionsfedern nennt (denn Zink ist gar nicht dabei im Spiele), wird durch gewisse Beizen hervorgebracht.

Die letzte Verschönerung erhalten die Stahlfedern, indem sie mit dünnem Lack überzogen werden, der sie zugleich vor dem Rosten schützt.

Nun hat der Fabrikant die Federn nur noch zu verpacken. Dazu ist nötig, bestimmte Mengen in besondere Behälter zu bringen. Meist verpackt man sie grosweise, d. h. zu zwölf Dutzenden. Die Federn einzeln abzuzählen, wäre aber sehr mühsam und ziemlich unsicher. Weit bequemer und zuverlässiger ist es, sie abzuwägen. Wie stellt man das wohl an? — Nun freilich, man zählt 144 Stück ab und wägt sie. Da alle Federn einer Sorte aus gleichdickem Stahlblech bestehen und genau dieselbe Form und Größe haben, kann man sicher sein, daß dem gleichen Gewicht auch die gleiche Zahl entspreche.

Somit hab' ich euch — so weit mir das ohne Veranschaulichungsmittel möglich war — die Fabrikation der Stahlfedern geschildert. Berechnet einmal heut Abend in der Dämmerstunde, durch wie viel Hände der Stahl in einer solchen Fabrik gehen muß, ehe er euch als fertige Schreibfeder dargeboten werden kann! Dann überlegt, ob es dem einzelnen Menschen, selbst wenn er im Besitz all der in der Fabrik gebrauchten Werkzeuge und Maschinen wäre, gelingen würde, ein Erzeugnis von gleicher Güte und Wohlfeilheit zu liefern! Diese Erwägungen werden euch den Wert einer Einrichtung, die ich beim Beurteilen eurer Arbeiten in Anschlag bringen mußte, klar vor Augen stellen; ihr werdet einsehen lernen, welchen großen Vorsprung ein Arbeiter voraus hat, dem die Teilung der Arbeit zu statten kommt. Und die dadurch gewonnenen Vorteile kommen nicht allein den Menschen zu gute, welche die Arbeit verrichten, sondern auch, und vielleicht in noch höherem Grade, der großen Menge der Abnehmer, welche sich durch Tauschverkehr die Erzeugnisse jener Arbeit erwerben.

B. Sigismund.

Digitized by Google

181. Die Brillen.

Die Erfindung des Glases hatte durch ihre Anwendung zum Verfertigen der Fensterscheiben, wodurch der größte Teil der menschlichen Wohnstätten erst wahrhaft wohnbar und annehmlich wurde, den Völkern der Erde einen großen Vorteil gebracht. Jene Anwendung war in ihren Folgen ungleich bedeutungsvoller als die anderen Benutzungen der Glasmacherkunst zur Bereitung bunter Glasflüsse, welche den Farbenreiz der Edelsteine nachzuahmen strebten, oder zum Hervorbringen von allerhand Geschirren, die sich schon durch die Leichtigkeit, womit man sie rein zu halten vermag, wie durch ihre Durchsichtigkeit und Form dem menschlichen Haushalte empfahlen. Aber noch eine andere Anwendung der Kunst des Glasmachens war einem späteren Zeitalter vorbehalten, welche nicht den Wohnhäusern nur ihre Helle gab, sondern den Menschen selber ein neues, höheres Augenlicht brachte.

Der erste Schritt in diesem neuen Gebiet der Erfindung war der, daß man dem alternden Auge des Menschen auf künstliche Weise die Kraft des jugendlichen Sehens zurückgeben lernte.

Man erzählt, daß ein armer Schiffsjunge, dessen Vater ein Brillenmacher war, einstmals, als das Schiff, dessen Küche er bediente, zu einer Handelsreise an die Westküste von Afrika sich rüstete, als Mitgabe von seinem Vater eine Anzahl Brillen erhalten habe, mit der Weisung, dieselben in Lissabon, wo dergleichen Ware in einigem Werte stand, zu verkaufen. Das Schiff wurde durch Stürme verhindert, zuvor in den Hafen von Lissabon, wie es die Absicht des Kapitäns gewesen war, einzulaufen. Es setzte seinen Lauf, später von besserem Winde begünstigt, nach Süden fort und landete glücklich an der Goldküste, welche das letzte Ziel der Reise war. Der Tauschhandel mit europäischen Waren gegen Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten der heißen Zone nahm seinen Anfang und hatte sich eines günstigen Erfolges zu erfreuen; nicht nur der Kapitän und der Steuermann, auch mehrere Matrosen kamen täglich mit reicher Beute nach dem Schiffe zurück; sie hatten ihre europäischen Waren gegen Dinge von vielfach höherem Werte umgesetzt. Da fiel es dem Schiffsjungen ein, auch mit den Brillen aus der Werkstatt seines Vaters einen Handelsversuch zu machen; er ging ans Land und hatte das Glück mit seiner neuen, von den Negern noch niemals gesehenen Ware den Zutritt zu dem Könige des Landes zu finden. Er verdankte diese Vergünstigung einem alten Häuptling, der im täglichen Dienste des Königs war; jenem hatte er, um ihm den Nutzen seines Handelsartikels begreiflich zu machen, eine Brille auf die Nase gesetzt, und der Alte war dadurch auf einmal wieder eines klaren Erkennens der nahen Gegenstände, wie in seinen jüngeren Jahren, fähig geworden. Aber auch der König selber, ein hochbetagter Mann, und noch mancher seiner alten Freunde bedurfte einer solchen Verjüngung und Wiederbringung des erloschenen Augenlichtes und war nicht wenig erfreut, als die Kunst der Weißen ihm ein Mittel dazu darbot. Der schwarze Herrscher probierte alle Brillen auf seiner platten Nase; die Wahl fiel ihm

Digitized by Google

schwer; er beschloß diese jungen wunderbaren Augen alle für sich und seine Freunde zu behalten. Durch ein Mißverständnis, das der Steuermann, welcher den Dolmetscher machte, entweder aus wohlwollender Absicht für den armen Schiffsjungen oder zufällig veranlaßt hatte, war die Forderung, welche der bescheidene Eigentümer der Brillen für seine Ware machte, fast hundertfach größer zu den Ohren des Negerkönigs gebracht worden. Dennoch besann sich dieser an Goldstaub und Elfenbein überreiche Mann keinen Augenblick, den Preis für die Brillen, den man ihm angesetzt hatte, zu bezahlen. Vielleicht weil er in dem Wahne stand, daß durch die künstliche Verjüngung des edelsten Gliedes auch dem ganzen übrigen Leibe die Kraft der Jugend wiedergebracht werden könne. Der Schiffsjunge hatte unter allen Gefährten und Teilnehmern seiner Reise den glücklichsten, einträglichsten Handel gemacht; er kam als ein, nach seinem Stande, reichbegüterter Mann in das Haus seines Vaters, des alten Brillenschleifers, zurück.

Begreiflicher noch als die Freude des alten Negerfürsten über eine solche künstliche Verjüngung seiner Augen, war das Entzücken eines alten Brahmanen, als ihn die treffliche Brille, welche ein Engländer ihm schenkte, auf einmal wieder in den Stand setzte, die heiligen Bücher seines Gesetzes zu lesen, was er seit vielen Jahren nicht mehr vermocht hatte. Denn gerade bei solchem Geschäft, wie das Bücherlesen ist, bemerkten die Alten, wenn ihnen für ferne Gegenstände noch immer ein weitreichender Blick blieb, die Abnahme der Sehkraft für nahe Gegenstände am schmerzlichsten; und wenn der Greis, der keine Schrift mit bloßem Auge zu unterscheiden vermag, seine Brille zu Hilfe nimmt, dann kann er auf einmal lesen. Dennoch darf man in solcher Hinsicht seine Anforderungen an die Kunst der Brillenschleifer nicht so weit treiben, wie jener Bauer, der auf einen Jahrmarkt gekommen war, um daselbst allerhand für sein Haus zu kaufen. Er stand an der Bude eines Brillenhändlers still und sah, wie da mehrere Leute ihre Einkäufe machten. Ein Buch mit feiner Schrift wurde ihnen hingelegt, sie setzten eine oder die andere Brille auf und blickten dann aufmerksam in das Buch hinein. „Können Sie durch diese Brille gut lesen?" fragte der Brillenhändler, und wenn der andere die Frage bejahte, war der Handel bald abgeschlossen. Da bekam der Bauer Lust, sich auch eine Brille zu kaufen. Er trat an den Tisch hin, setzte eine Brille nach der andern auf und blickte dann in das Buch hinein, legte jedoch eine nach der andern kopfschüttelnd wieder aus der Hand. Der Kaufmann wollte ihm bei der Wahl zu Hilfe kommen, er bot ihm verschiedene Brillen an, die er für die passendsten hielt; die Aussage des Bauern, „ich kann dadurch nicht lesen!" blieb jedoch immer dieselbe. Endlich fragte ein Bürgersmann, der von ungefähr zu dem Handel gekommen war: „Freund, sagt mir doch, könnt und versteht Ihr denn überhaupt zu lesen?" „Ei", sagte der Bauer, „Ihr Narr, wenn ich lesen könnte, würde ich mir keine Brille kaufen."

So alltäglich uns jetzt der Anblick und die Anwendung der Brillen ist, war dennoch die Erfindung derselben auch dann, als man das durchsichtige Glas schon in Händen hatte, nicht sogleich geglückt. Zwar machte

Digitized by Google

schon ein Schriftsteller des alten Roms, Seneca, auf die Thatsache aufmerksam, daß man durch eine mit Wasser gefüllte Glaskugel die Buchstaben eines Buches vergrößert sehe, und ein arabischer Schriftsteller aus dem elften Jahrhundert, Alhazen genannt, weiß es, daß man sich einer gläsernen Kugel dazu bedienen könne, um allerhand kleine Gegenstände in größerem Maßstabe zu sehen. Indes war doch von dieser Wahrnehmung aus immer noch ein weiter Schritt zu thun zur Darstellung solcher flachkuglig (konvex) geschliffenen Gläser, welche auf viel bequemere und bessere Weise dieselben Dienste leisten. Die Benutzung solcher an einer oder an beiden Seiten erhaben geformten Gläser zu Augengläsern oder Brillen haben die Italiener die neueren Völker gelehrt. Als der erste Erfinder der Brillen wird ein toskanischer Adliger, Salvino degli Armati, auf der Inschrift genannt, die sich auf seinem Grabstein in der Kirche Maria Maggiore zu Florenz befindet. Er war im Jahre 1317 gestorben. Nach anderen Zeugnissen gebührt aber auch dem Dominikanermönch Alexander de Spina, welcher 1313 starb, ein Anteil an dem Ruhm der Erfindung oder doch ihrer gemeinnützigeren Anwendung. Denn als dieser Spina bei einem Manne eine Brille gesehen und bewundert, vergeblich aber nach der Weise, sie zu verfertigen gefragt hatte, begab er sich selber an die Arbeit und kam ohne weitere Anleitung auf den Einfall in schüsselartig vertieften (konkaven) Schalen aus Stein oder Metall, mittelst eines feinen Pulvers von Tripel oder Schmirgel einer runden Glasscheibe durch ein länger fortgesetztes Drehen (Abschleifen) in der kleinen Schale eine flachrundlich erhabene (konvexe) Oberfläche zu geben. Zwei solche Gläser mit einer Randumfassung wurden anfangs, dem Abstand der Augen von einander entsprechend, an eine Mütze befestigt, die man über die Stirne und bis an die Augen herein-zog, wenn man sich der Brille bedienen wollte, und nach gemachtem Gebrauch wieder hinweg schob; bald aber fügte man die Gläser den beiden Armen eines kleinen aus Holz gefertigten Bogens an, dessen Auswölbung gerade auf die Nase paßte und auf diese sich stützte. Später machte man das Gestell aus Stahl, Silber, selbst aus Gold, so daß es fast ein Gegenstand des Luxus und des Putzes geworden ist und mancher jetzt eine Brille trägt, dem es nicht not darum wäre. G. H. v. Schubert.

182. Eine Nadelfabrik.

Aachen hat eine Menge wichtiger Gewerbszweige, unter andern auch berühmte Nähnadelfabriken, deren ich eine besuchte. Hatte doch auch Napoleon, als er in Aachen war, nicht verschmäht, sich alle die Verwandlungen genau anzuschauen, welche das kleine Nähwerkzeug durchmachen muß, bevor es für seinen Gebrauch geschickt wird. Napoleon sah die damals berühmte Fabrik von Sterz, ich die jetzt noch großartigere von Neuß. Wie sehr auch auf diesem Gebiete der Industrie das Verfahren vervollkommnet und vereinfacht ist, mag der Umstand zeigen, daß noch vor sechzig Jahren für eine gewisse Arbeit bei 2000 Nadeln an die Arbeiter 2 Thaler bezahlt wurden, während man jetzt für dieselbe Arbeit bei 20000 Nadeln derselben Sorte nur 8 Groschen giebt. Die Maschinen

Digitized by Google

verrichten jetzt sehr viele Arbeiten, die sonst von Menschenhänden ausgeführt wurden. Für die Fabrik, welche ich besuchte, war ehedem die Bevölkerung von einem halben Dutzend Dörfern thätig. Jetzt sind diese fast alle beschäftigungslos geworden.

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man solch ein großes Nadelfabrik-Gebäude, seine weiten Räume, seine vielen Hämmer, Streck-, Polier- und Bohrmaschinen mit dem kleinen Erzeugnis, das daraus hervorgeht, mit der winzigen Nadel vergleicht. Das ist wirklich eine aus dem Berge geborene Maus! Aber was gehört auch dazu, bis solch ein Dingelchen alle die Eigenschaften erlangt, die unsere geschickten Näherinnen an ihm suchen!

Den Stahldraht zu ihren Nadeln bekommen die Fabriken, kranzartig aufgewickelt, aus Altona. Dieser Draht muß nun zuerst gestreckt, gerade gereckt und je nach der Feinheit, welche die Nadel bekommen soll, verdünnt werden. Alsdann wird er zerschnitten, und zwar in lauter Stücke, welche die Länge zweier Nadeln haben. Die Nähnadeln kommen also eigentlich insgesamt als Zwillinge auf die Welt. Dies geschieht, weil manche Zurichtungen, z. B. das Spitzen der Enden, sich bei einem größeren Stücke leichter und mit weniger Zeitaufwand, als bei jeder einzelnen Nadel besonders ausführen lassen. Erst wenn sie auf beiden Seiten gespitzt, abgeschliffen, gereinigt und poliert sind, werden durch einen kühnen Schnitt die Zwillinge getrennt, und jede setzt besonders ihren Weg in die Welt fort.

Zum Reinigen oder, wie es hier heißt, zum „Scheuern" der Oberfläche werden einige Myriaden von Nadeln, mit einem feinen Sande vermischt, in lederne Säcke gestopft und drei Tage hin- und hergeschwenkt, dann ebenso mit Sägemehl, das ihnen die letzte Politur giebt, behandelt. Bei diesem Schütteln stellt sich ein Verlust von 10 bis 20 aufs Hundert heraus. So viel etwa „verkrummen" dabei, dieselben werden dann wieder ausgesucht und müssen die Prozesse des Streckens, Schleifens, Polierens u. s. w. noch einmal durchmachen.

Lange Finger sind bei den Arbeitern solcher Fabriken ein besonders wichtiges Erfordernis, denn sie müssen immer eine möglichst große Reihe von Nadeln auf einmal zwischen Daumen und Zeigefinger nehmen können, ja dutzendweise auf den Schleifstein halten und dutzendweise zwischen die Scheren bringen.

Man rechnet, daß jede Nadel etwa 70 bis 80 verschiedene Behandlungsweisen durchlaufen muß. Dabei sind indessen nur die hauptsächlichsten gezählt, und von diesen kommen nicht weniger als zehn allein auf eine vollkommene Herstellung und Ausarbeitung des Loches der Nähnadel, das nicht nur durch eine Rille vorbereitet, gebohrt, sondern auch noch gereinigt, poliert und innerlich ausgerundet werden muß. Um nämlich dies Öhrchen so klein oder groß, so rundlich oder glatt als nötig darstellen zu können, muß die Nadel am dicken Ende erst geplättet werden. Nach der Plättung wird sie „gefohrt", d. h. es wird eine Furche in dem platten Ende gezogen. Dann wird vermittelst einer sehr künstlichen Maschine das Loch geschlagen, und dieses endlich ausgeschliffen und poliert. — Rechnet man aber alle

Digitized by Google

die verschiedenen kleinen Veränderungen hinzu, welche die Arbeiter regelmäßig mit der Nähnadel vornehmen, zählt man nach, wie oft sie dieselben funkensprühend über den Schleifstein führen, wie oft sie sie durch die Finger hinten auffallen lassen, um ihre Länge beurteilen zu können, wie oft sie sie einer Prüfung und Korrektur unterwerfen müssen, um entstandene Unregelmäßigkeiten zu beseitigen, so kommen mehrere hundert kleine Handgriffe für die Nadel heraus.

Weil die armen Näherinnen für ihre Groschen gleich einen ganzen Haufen Nadeln verlangen, so müssen die armen Schleifer, Polierer und Zustutzer mit einer unglaublichen Schnelligkeit arbeiten. „Zeit ist Geld", und für jeden Prozeß wird daher nur eine äußerst kurze Frist zugestanden. Knick! Knick! da ist eine ganze Hand voll Nadeln unter der Schere zerschnitten. Husch! Husch! da sind ein paar Dutzend Nadeln geschliffen. Puck! Puck! da sind ebensoviele auf den Kopf gestellt und gleichgemacht. Rasch vor die Augen! und mit einem Blicke sind hundert Nadeln besichtigt und die Mängel und Fehler jeder einzelnen erkannt, die auf der Stelle verbessert werden. Und so geht es das ganze Jahr hindurch.

In allem arbeiteten für die Fabrik von Neuß 350 Menschen und diese fertigten im Durchschnitt täglich 200000 Nadeln. Das giebt für jeden Mann etwa 600. Rechnet man nun auf jede Nadel etwa hundert Prozeduren und Handgriffe, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für ein bewegtes Bild von geschäftiger Zeitbenutzung eine solche Fabrik gewährt. Man schwindelt, ja man erschrickt zuweilen, wenn man kleine Kinder bei den furchtbaren, von unwiderstehlicher Dampfkraft getriebenen Scheren beschäftigt sieht. Die Nadeln sind so kurz und sollen doch so gar genau an der rechten Stelle abgeschnitten werden; da müssen denn die Finger immer ganz nahe zu dem Rachen des entsetzlich schnappenden Eisens hinan. Sie haben schon mehr als eine der zarten Hände verstümmelt, und doch, wagen sich die Kinder nicht kühn und klug zugleich hinan, so wird die Arbeit schlecht, und es droht Strafe oder Verlust des Postens. Auch die Schleifsteine haben schon manchen zum Krüppel gemacht oder getötet; sie drehen sich, vom Dampf getrieben, mit einer solchen reißenden Geschwindigkeit, daß sie oft zerplatzen und wie Kartätschen auseinander fliegen. Ein Stück Schleifstein wurde auf diese Weise einmal in ein 800 Schritt weit entlegenes Haus geschleudert. In den letzten zwanzig Jahren wurden allein in der von mir besuchten Fabrik drei Schleifer durch solche zerberstende Steine erschlagen. Man ist in neuerer Zeit darauf bedacht gewesen, die Arbeiter vor derartigen Unfällen zu bewahren, und hat eiserne Schutzplatten angebracht, die das Wegfliegen der Schleifsteine möglichst hindern.

Da im Laufe der verschiedenen Operationen, die man mit den Nadeln vornimmt, dieselben immer hie und da „verkrümmen", so müssen sie schließlich noch einmal „gerichtet" werden. Dies geschah auf zwanzig kleinen, besonders zum „Richten" bestimmten Amboßen. Außerdem beschäftigt aber die Fabrik noch hundert Schmiede zum „Richten" außer dem Hause. Jede Nadel muß einzeln gerichtet werden. Kommen die Nadeln von den „Richte-

Digitized by Google

schmieden" zurück, so werden sie dann nochmals in Bezug auf die Geradheit geprüft. Man läßt sie massenweise auf schiefgestellten Steinen hinunterlaufen. Das geübte Auge erkennt rasch, welche dabei wackeln oder einer kleinen Krümmung wegen seitwärts rollen, und diese werden sofort ausgeschlossen. Endlich, ehe man sie den Fingern der Eisenarbeiter entnimmt, um sie denen der Näherinnen, in zierliche Couverte verpackt, zu überliefern, müssen sie noch die letzte Politur erhalten.

Dann bildet man aus den fertigen Nadeln kleine Pakete und vereinigt diese zu einem größeren „Pack." Ein solches Pack enthält 20000 bis 100000 Nadeln, je nach Feinheit und Länge derselben. Damit jedes Pack völlig gleichartige Ware enthalte, bleiben die zu einem Pack gehörigen Nadeln sogleich von Anfang an möglichst beisammen. Man kann sagen, die Nadeln marschieren packweise zu 20000 oder 100000 durch alle Stufen der Fabrikation. Packweise werden sie denselben Schleifern, denselben Streckern, Richtern und Bohrern übergeben. Es dauert nicht weniger als 3 bis 4 Monate, bis ein solches Pack durch alle Verwandlungen und Hände hindurchgegangen ist und als fertige Ware abgeliefert werden kann. Dieser lange Zeitraum erklärt sich daraus, daß manche Geschäfte, z. B. das Scheuern und Polieren, wie ich oben sagte, mehrere Tage dauern, so wie auch daraus, daß die Nadeln zu einzelnen Herrichtungen auf die Dörfer in die Hände der Arbeiter versendet und von dort zurückgebracht werden müssen.

Nachdem wir nun alles recht genau betrachtet und vollständig zu wissen glaubten, wie das kleine Nähinstrument aus dem plumpen Eisenerz sich hervorbildet, erfuhren wir zuletzt zu unserer Überraschung, daß noch vieles, ja daß im Grunde alles Geheimnis sei, und daß die strengste Strafe auf einer Enthüllung desselben stehe. Jede Nadelfabrik hat ihre eigenen kleinen Vorteile, Erfindungen, ihre besondern Polier- und Scheuermittel, viele bloß ihr bekannte Quellen, um sich gute Schleifsteine zu verschaffen oder diesen und jenen Prozeß zu erleichtern oder zu vervollkommnen. Man hatte uns also eigentlich nur die Oberfläche sehen lassen.

Einer der Arbeiter, ein Greis, erzählte mir von jenem Besuche Napoleons in der oben genannten Nadelfabrik. Napoleon habe alles sehr gründlich besichtigt. Um dem großen Kaiser die Feinheit ihrer Werkzeuge anschaulich zu machen, hätten sie ihm ein sehr dünnes Menschenhaar präsentiert, dasselbe in zwei Hälften gespalten und dann in jede ein rundes Loch gebohrt, das Napoleon mit einem Vergrößerungsglase betrachtet habe. — Diese Scene gehört mit in die Charakteristik und Biographie Napoleons. Denn offenbar befand sich der gewaltige Mann nie Menschen gegenüber, die zu ihm in größerem Kontraste standen, als jene Aachener Haarspalter und Nähnadelfabrikanten.

J. G. Kohl.

183. Die Luft.

Was jedes haben muß,
Das giebt's im Überfluß.

Wenn man unter uns Menschen eine Umfrage darüber halten wollte, was jeder zu seines Lebens Unterhalt bedürfe, dann würde die Antwort

Digitized by Google

darauf sehr verschieden ausfallen. Der reiche, an hunderterlei Bequemlichkeiten und Genüsse gewöhnte Bewohner der Städte würde meinen, er könne nicht leben ohne mehrere Gerichte von Fleisch und Zuspeise, Wein und Bier, nicht aushalten, ohne für die Zeit der Ruhe seine Matratzen und Polster, zu seiner Bedeckung Pelzwerk oder seidenes Gewand, zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt ein schön verziertes Zimmer zu haben. Der arme Bewohner unserer Gebirgsdörfer giebt es freilich viel kleiner zu; er ist zufrieden, wenn er nur Brot und Kartoffeln, an den Werktagen Wasser und etwa an Feiertagen einen Trunk Bier zur Stillung seines Hungers und Durstes hat. Auf seinem Strohpolster schläft er fester als der Reiche: unter dem leinenen Kittel schlägt ihm sein Herz eben so fröhlich, ja oftmals fröhlicher, als dem vornehmen Manne unter dem Ordensband.

Wenn nun aber diese beiden, der arme Gebirgsbauer und der verwöhnte Städter, mit einander auf einem Schiffe führen und das Schiff scheiterte, sie jedoch retteten sich auf einen Felsen im Meer, wo es nichts zu essen und zu trinken gäbe: so würden sie dennoch, in Hoffnung auf das rettende Boot, das ihnen, wenn auch erst nach etlichen Tagen, vom Lande her zu Hilfe kommen sollte, vergnügt und froh sein; denn sie hätten doch da, auf dem frei über das Wasser hervorragenden Felsen, etwas, das zur Erhaltung des Lebens notwendiger ist als Speisen und Getränke, Betten und Kleider: die Luft, welche kein Mensch, er sei reich oder arm, jung oder alt, auch nur zehn Minuten entbehren kann.

Bei den Tieren fällt die Verschiedenheit der Dinge, an welchen jede Art ihr Belieben hat, noch viel mehr in die Augen. Der Adler wie der Löwe würden in einem Garten voll der köstlichsten Früchte und Gemüse, auf einer Wiese voller Klee und Gras verhungern: sie begehren frisches Fleisch und Blut zu ihrer Nahrung und müssen die Sättigung oft weit umher und mit Mühe suchen, welche das Lamm in seinem Grasgarten ganz nah und ohne Mühe findet; der Storch zieht das Fleisch der Frösche, der Eidechsen und Schlangen, der Feldmäuse und Heuschrecken jeder anderen Kost vor; sein Vetter, der Kranich, lobt sich dagegen den Genuß der grünen Saat wie der Saatkörner, junger Erbsen und nebenbei der Insekten. Die stachligen Gewächse, an denen das Kamel in seiner armen Wüste sich vergnügt, würden, wenn sie bei uns wüchsen, weder Roß noch Hirsch ernähren: der mächtige Walfisch sättigt sich an Weichthieren und Gallerttieren des Meeres, an denen der gefräßige Haifisch und mancher viel kleinere Raubfisch vornehm, ohne anzubeißen, vorüber schwimmt. Und so ist der Geschmack an den oder jenen genießbaren Dingen bei den Tieren fast so verschieden, als ihre Art und Gestalt, ihr Wohnort und Vaterland es sind; ein Element des Unterhaltes aber giebt es, welches sie ohne Ausnahme alle begehren, ohne welches der Löwe eben so wenig als die Maus, der Hirsch eben so wenig als die Schnecke leben kann, das ist die Luft, welche nicht, wie Speise und Trank, erst in den Magen und in die Eingeweide eingeführt und hier zum Nahrungssaft werden muß, um dann weiter ins Blut zu gehen, sondern auf geradem Wege unmittelbar zu diesem Quell des leiblichen Lebens sich hinabsenkt. Alle Tiere — sie mögen einen

Digitized by Google

Namen haben, wie sie wollen, sie mögen bei den Kräutern des Feldes und Waldes oder bei der Fülle des tierischen Fleisches, im Meere oder auf dem Lande in die Kost gehen — müssen atmen, wenn sie zum Bewegen, zum Essen und Trinken kräftig bleiben, wenn sie leben sollen.

Aber gerade von jenem unentbehrlichen Element, das die Tiere wie die Menschen zu ihrem Leben und Bestehen haben müssen, nicht nur etwa gern haben möchten, gilt das am meisten, was das alte Sprichwort besagt:

„Wo unsre Kraft ist viel zu klein,
Stellt Hilfe sich von selber ein."

Müßten die Leute in Neapel, welche meinen, sie könnten im Sommer keinen Tag hinbringen und vergnügt sein, wenn ihnen nicht über die Meeresbucht herüber, aus den Schneegruben des Gebirges frisches Eis zugeführt würde, so lange auf die frische Luft, die mit jedem Atemzuge in ihre Lunge dringt, warten, als auf das friche Eis, da würde es bei ihnen mit dem Vergnügtsein wie mit dem Leben bald ein Ende haben. Ja, wenn der schnellste Vogel so weit danach fliegen müßte, um einen frischen Atemzug zu thun, als nach einem Trunk aus dem Bache, der am Walde vorbeifließt, so würde er schon auf halbem Wege erstickt sein. Aber eben für diese, nicht nur tägliche oder stündliche, sondern in jedem Augenblick sich erneuernde Not ist auch draußen im großen Haushalt der Natur am gründlichsten und ausreichendsten gesorgt. Denn Luft ist überall, wo lebende Wesen wohnen, auf den Höhen und in den Tiefen; sie drängt sich dem neugeborenen Kinde von selber in den Mund und in die Lungen; sie findet durch die kleinen Öffnungen am dicken Ende der Schale den Zugang schon zu dem Küchelchen im Ei; sie senkt sich hinab ins Wasser, bis zum tiefsten Grund des Meeres und wird da von den Wassertieren eingeatmet; in alle Höhlen und offenen Gruben der Erde, ja selbst in das Innere der Pflanzen- und Steinkörper bringt die Luft hinein und erfüllt dieselben.

So erinnert uns die Luft, welche alles Lebende umfasset und durchdringet, wie ein Bild im Spiegel an eine allerhaltende Fürsorge, in und durch deren Walten das Geschaffene bestehet, in deren schöpferischem Vermögen wir alle leben, weben und sind. G. H. v. Schubert.

184. Das Wasser.

Ein anderes Bild im Spiegel der Natur, das Bild einer guten Hausmutter, stellt sich uns in dem Wasser dar. Ohne das Wasser würde gar bald die ganze Oberfläche der Erde zu einer Einöde werden, gleich den afrikanischen Wüsten in der dürren Zeit des Jahres; ohne dasselbe würden alle Gewächse verdorren, alle Tiere dahinsterben. Aber gleich einer sorgsamen Mutter, die ohne Aufhören in allen Räumen ihres Hauses herumwandelt, bald hinab zu dem Keller, bald zum Speicher des Oberbodens steigt, um alle die Ihrigen mit dem, was ihnen not thut, zu versehen, strömt das Wasser der Erde in den Flüssen und Bächen hinab zu dem Meere, steigt von da nach kurzem Verweilen als Dampf hinauf in die

Digitized by Google

Luft, träufelt als Tau, ergießt sich als Regen über das durstende Land, sammelt sich auf dem kühlen Gebirge oder auf dem waldigen Hügel zum Quell oder Bach und rinnt, indem es seine nährenden Gaben rings umher verteilt, von neuem hinab zur Tiefe. Das Wasser folgt dem Bergmann nach in seine Gruben, wie dem Kryſtallgräber auf seine kahlen Felsenhöhen; denn ebenso wie die Luft ins Wasser eindringt und in dieses sich versenkt, so drängt sich das Wasser, in luftiger Gestalt, in die Atmosphäre ein und giebt den Alpenpflanzen und Moosen des Hochgebirges in solcher Fülle zu trinken, daß kaum die Mittagssonne die perlenden Tropfen hinwegnimmt. Nur da, wo kein Kraut mehr gedeihen, wo kein durstendes Leben sich mehr erhalten kann, in den kalten Höhen, dahin sich nur Luftschiffer und kühne Gebirgsbesteiger erheben, scheint das Wasser seiner hausmütterlichen Mühen und Sorgen entbunden; dort kommt es nur wenig hin, die Luft ist da wasserleerer als anderwärts.

Wie im Schoße der Mutter sind im Wasser die zartesten, feinsten Tierarten verwahrt und geborgen: die Polypen, welche die Korallengebäude anlegen, und die vielfachen Formen der gallertartigen Scheibentiere (Quallen). Überhaupt darf man sagen, daß die unvollkommensten Anfänge des Tierreiches, aus denen die höheren, vollkommeneren Gestaltungen der Landtiere gleichsam erst ausgeboren werden, im Mutterschoß des Gewässers beschlossen sind.

Wasser giebt es freilich viel auf Erden; denn mehr als zwei Dritteile ihrer Oberfläche sind vom Meere bedeckt, und Ströme wie Seeen und Sümpfe finden sich in den verschiedenen Weltteilen und Ländern in großer Zahl. Dennoch kommt dieses wohlthätige Element den Landtieren, die nach ihm dürsten, nicht so von selber entgegen wie die Luft, die sie atmen, sondern es muß von ihnen oft in weiter Ferne und mühsam gesucht werden. Denn das dampfförmige Wasser, das in der Luft schwebt, stillt ihren Durst nicht, und das salzige Wasser des Meeres, welches ihn nur vermehren würde, ist meist für sie ungenießbar. Aber dazu hat der Vogel seine Flügel, das vollkommenere Landtier seine rüstigen Füße empfangen, daß es mit Hilfe derselben das aufsuchen kann, was ihm fehlt; und in wenig Minuten ist die Schwalbe, die in den Felsenritzen des peträischen Arabiens nistet, wenn sie der Durst treibt, bei der Lache angelangt, in der sich von der Regenzeit her noch einiges Wasser verhalten hat; die Herden der schnellfüßigen afrikaniſchen Gazellen ziehen von einem Landstrich zum andern dem Regengewölk nach, wenn dieses jetzt hier, dann dort seine Segensfülle ergießt, und jeden Morgen wie jeden Abend finden sie von der fernen Weide her am Tränkplatze sich ein.

Viel anders als bei den Tieren verhält es sich bei den Gewächsen des Landes. Diese können nicht von ihrem Orte hinweg, um nach dem Wasser zu suchen; sie müssen es abwarten, bis dieses ihnen selber entgegen kommt. Und dennoch bedürfen sie des Wassers noch viel mehr als die Tiere. Denn diese finden zum Teil schon in ihrem Futter Säfte, die ihren Durst zu stillen vermögen: der Raubvogel im frischen Fleisch und Blut der erbeuteten Tiere, der Stier und die Gemse in den Stengeln

Digitized by Google

und Blättern der Kräuter. Bei der Pflanze dagegen ist das Wasser nicht bloß eine Zugabe zur Speise, sondern es ist für sie das Hauptnahrungsmittel selber, wie für den Säugling die Muttermilch. Der zarte Säugling — wie übel wäre er daran, wenn er seine Nahrung selber aufsuchen müßte, er, der noch nicht stehen, nicht gehen kann, sondern in seinen Windeln es erwarten muß, daß die Mutter ihn tränkt! Und er darf nicht vergeblich harren; die Liebe treibt seine Mutter mächtiger zu ihm hin, als sein Hunger ihn zur Mutter.

Gleich wie dem Säuglinge ergeht es dem Reiche der Pflanzen. Nicht nur das flüssige Wasser des Bodens dringt in ihre feinen Wurzelfasern ein, sondern wie die Milch dem neugeborenen Kinde, genügt vielen Gewächsen das dampfförmige Wasser, das neben der andern luftförmigen Nahrung in der Atmosphäre schwebt. Wie die Hausmutter ungerufen und von selber ihrem Säuglinge naht, so kommt das Wasser aus der Luft herab den Pflanzen entgegen; wo viel Wald und reiches Grün ist, da giebt es Quellen und Bäche, und das Regengewölk zieht sich am meisten nach der pflanzenreichen Gegend hin; wo aber der Mensch im unbedachtsamen Eifer seines Kulturtriebes oder aus Barbarei die Hügel und Thäler ihrer Wälder und Gebüsche beraubt hat, da versiegen Quellen und Bäche, und das Land wird zur dürren Einöde.

So kann sich selbst an der Pflanze, welche, ohne Auge und Ohr, ohne jeden erkennenden Sinn für die Mutter, die sich ihr nahet, nichts zu thun vermag, als nur kräftig die Nahrung saugen, die sich ihr darbeut — so kann sich selbst hier die Liebe dieser Mutter nicht verleugnen: jene Fürsorge, die all ihrer Geschöpfe gedenkt. Wie der Adler seinen Jungen, so lange sie noch unbefiedert und schwach im Neste liegen, die Nahrung herbeiträgt, die sie nicht in eigener Kraft erfassen können, so sendet Er, der allen ihr Wesen gab, seinen hilflosen Geschöpfen das, was ihnen not thut, zu seiner Zeit. Es heißt da mit Recht:

Der Starke für sich selber wacht,
Den Schwachen nimmt der Herr in acht."

G. H. v. Schubert.

Digitized by Google

Dritte Abteilung.

Bruchstücke aus Lebens- und Völkergeschichten.

185. Aus Moritz Arndts Jugendleben.

I.

Schoritz[1] war höchst anmutig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinsel Zudar von der größeren Insel abschneidet. Ein neues, noch glänzend geschmücktes Haus, ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten, dicht daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsere Sommerspiele zu halten pflegten; gegen Osten des Hofes ringsum ein prächtiger Eichenwald, in welchem Tausende von Ackerraben ihren horstenden Wohnsitz hatten; ein Viertelstündchen weiter der größere Wald Krewe: so steht mir das Bild meiner Heimat vor Augen. Auch sind mir aus diesen Tagen noch mehrere Freunde erinnerlich, besonders aber die freundlichen Gaben, welche zwei Menschen uns Kindern fast allwöchentlich zutrugen. Der erste war mein Ohm und Pate, Moritz Schuhmacher, damals Verwalter des Hofes zu Putbus. Dieser segelte oder ritt nie nach Stralsund oder Greifswald, ohne daß er bei uns etwas abweges ansprach und Gebäck und Süßigkeiten und anderes Schönes aus seiner Tasche schüttelte. Der zweite war ein alter preußischer Hauptmann, von Wotke, aus Hinterpommern, der mit seinem grauen Gemahl auf dem Schoritzer Nebengute Silmnitz eine halbe Stunde von uns wohnte. Noch heute schwebt mir das alte, gutmütige und heitere Gesicht dieses Greises vor, der fast alle Abende zu uns kam und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbrett spielte. Am besten aber hatten wir Kinder es, wenn er den Vater nicht zu Hause traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Kniee und erzählte uns Kriegs- und Mordgeschichten und andere wundersame Abenteuer, worauf wir mit unbeschreiblicher Lust horchten. An Sonntagen erschien dann auch die Frau Hauptmännin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weise, und der Alte dann meistens in Montur, mit herrlich gepuderter Parrucke[2], den Degen an der Seite und die silbernen Sporen an den Stiefeln. An

1) Arndts Geburtsort auf Rügen.

2) Altertümliche, dem ital. parruca entsprechende Form; jetzt ist die dem französ. perruque nachgebildete Schreibung „Perücke" üblich.

Digitized by Google

solchen Galatagen und vorzüglich an den hohen Festen bescherte er den Kindern sehr reichlich, und mit Recht schwebt sein liebes Bild nach mehr als sechzig verlebten Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Christengels vor meinen in Wehmut dämmernden Augen. Denn dieser gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit.

In Schoritz wurden also die ersten Kinderspiele durchgespielt. Es war im Jahr 1775 oder 76, da zog der Inspektor Arndt von Schoritz ab, eine halbe Stunde weiter, und ward nun sein eigener, unabhängiger Herr.

Wir wohnten nun zu Dumseritz fünf oder sechs Jahre, ich meine bis zum Jahre 1780. Wir waren ein Viergespann von Buben, und es kam hier bald noch eine Dirne und ein Knabe hinzu. Das hier sind die Jahre der aufdämmernden Kindheit, und aus ihnen sind mir die anmutigsten und traulichsten Lebensbilder übrig geblieben, und sie haben auch, glaube ich, meine glücklichsten Tage enthalten. Was nun das Äußere betrifft, so waren wir freilich aus dem Palast in die Hütte versetzt. Dumseritz war ein häßlicher, zufällig entstandener Hof mit einem neuen, aber doch kleinlichen Hause; indessen waren doch hübsche Wiesen und Seeen umher nebst zwei sehr reichen Obstgärten, und in den Feldern Hügel, Büsche, Teiche, Hünengräber; alles in dem unordentlichen, aber wildschönen Zustande eines noch sehr unvollkommenen nnd ursprünglichen Ackerbaues. Die Natur war gottlob noch nicht reinlich gemacht und ihre ungestörte Wildheit mit Vögeln, Fischen, Wild und Herden desto lustiger; auch streiften wir, dem fröhlichen Jäger, dem Vater und seinen Hunden folgend, oft darüber hin. Das hatten wir alles zu genießen, behielten aber Schoritz, wo uns ganz nahe befreundete Leute wohnten, und das nahe Silmnitz, worauf Ohm Moritz Schuhmacher als Pächter gezogen war, eigentlich immer noch als unsere Heimat, weil die Nachbarn und Nachbarskinder immer wöchentlich, oft auch täglich zusammen liefen. Dies geschah am meisten in dem Walde Krewe, wovon ein Teil zu Dumseritz gehörte, und worin wir bei der Vogelfängerei und Vogelstellerei meistens freundlich, zuweilen auch feindlich zusammenstießen. Wir hatten überhaupt ein glückliches Leben. Es waren die zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre nach dem siebenjährigen Kriege eine stille, heitere Zeit, und die Menschen fühlten sich außerordentlich wohlig und wählig und ließen bei Besuchen, Zusammenkünften und Festlichkeiten und bei Reisen zu entfernten Verwandten die Kinder an allem freundlich mit teilnehmen. Das Beste aber war, daß wir mit keinem frühen Lernen gequält wurden und auch diese Dumseritzer Jahre spielend durchleben durften. Das hatte seinen guten Grund.

Es hatte nicht seinen Grund in der Ansicht oder in dem Willen der Eltern, sondern in den engen und kleinen Umständen derselben. Es gab keine Schule in der Nähe, und ein rechter, studierter Hauslehrer wäre ihnen zu teuer geworden. Indessen liefen wir doch nicht wie die rohen Wildlinge herum, sondern wurden, wie ich noch meine, für dieses Alter vom sechsten bis zehnten Jahre recht gut erzogen. Man höre:

Digitized by Google

Mein älterer Bruder Karl — ich war der zweite — ward auf ein paar Jahre nach Stralsund geschickt, wo er im Hause des ältesten Mutterbruders, Friedrich Schuhmacher, wohnte und in die Schule ging. Ich weiß noch, welch Erstaunen und Schrecken wir hatten, und wie sich die Geschichte bald in brüderlichen Spaß auflöste, als der Junge nach einem halben Jahr einmal zu Hause kam und anfangs nicht anders als in hochdeutscher Zunge sich mit uns zu unterreden herabließ. Denn das Hochdeutsche waren wir bisher nicht anders als von den Kanzeln oder beim Vorlesen aus Büchern oder bei feierlichen Gelegenheiten in den ersten Bewillkommnungen der Besuchenden zu hören gewohnt gewesen. Wir blieben aber dabei nicht hinter ihm; nämlich ich und der Bruder Fritz, der dritte in der Reihe. Die Eltern hielten den Herbst und Winter, wo sie am meisten Muße hatten, ordentliche Schule mit uns; Schreiben und Rechnen lehrte der Vater, und die Mutter hielt die Leseübungen und machte unsere jungen flatternden Geister durch Erzählungen und Märchen lebendig, die sie mit großer Anmut vorzutragen verstand. Das Lesen aber ging in den ersten Jahren fast nicht über Bibel und Gesangbuch hinaus: ich möchte sagen, desto besser für uns. Sie war eine fromme Frau und eine gewaltige Bibelleserin, und ich denke, ich habe die Bibel wohl drei-, viermale mit ihr durchgelesen. Das Gesangbuch mußte auch fleißig zur Hand genommen werden, und den Samstag nachmittag mußten die Jungen unerläßlich entweder ein aufgegebenes Lied oder das Sonntagsevangelium auswendig lernen. Das geschah, weil sie eine sanfte und liebenswürdige Schulmeisterin war, mit großer Freude und also mit großem Nutzen. Muße aber hatte sie ungeachtet einer nicht starken Gesundheit, der vielen Kinder und der großen Wirtschaft, die mit Sparsamkeit geführt werden mußte, mehr als die meisten andern Menschen. Wann alles längst vom Schlafe begraben lag, saß sie noch auf und las irgend ein frommes oder unterhaltendes Buch, ging selten vor Mitternacht zu Bette und war im Sommer mit der Sonne wieder auf den Beinen. Weil ich nun auch ein solcher Kauz war, der selbst im Knabenalter wenig Schlaf bedurfte und deswegen Lerche (Lewark) zugenannt war, so habe ich in jenen Kindertagen auch später noch manche Abende und Nächte bis über die Gespensterstunde hinaus mit ihr durchgesprochen und durchgelesen.

Keinen Sonntag ward die Kirche ohne den gültigsten Grund versäumt, bei schlechtem Wetter hingefahren, bei schönem und im Sommer hingegangen, wo der Vater denn seine ältern Buben neben sich herlaufen ließ. Diese durften aber auch bei der Katechismusprüfung in der Nachmittagskirche nicht fehlen, sondern mußten zum zweitenmale über Feld laufen. Wenn der Vater dann nicht mit ging, so gab er uns seinen alten Großknecht zum Führer, einen christlichen, biblischen Mann, Jakob Nimmo mit Namen, der mein besonderer Beschützer war. Weil ich kleiner, zehnjähriger Junge mich nämlich damals eines sehr guten Gedächtnisses erfreute und großen Eifer und viel Belesenheit in der heiligen Schrift hatte, so prangte ich durch die Stelle, die mir der Herr Magister gab, bei der Kinderprüfung in der Kirche an dem obersten Platze und hatte viel größere

Digitized by Google

Jungen und Dirnen, unter andern auch meinen ältern Bruder Karl und ein paar große Fräulein mit mächtigen Lockengerüsten, eine von der Lanken und eine von Barnekow, unter mir. Weil ich nun beim Aufsagen und Vorlesen große Zuversicht hatte und es da, wie blöde ich auch sonst war, wie aus einer Trompete aus mir herausklang, so rechnete der alte, treue Jakob sich das gleichsam zu seiner Ehre an und ging wie triumphirend mit mir zu Hause.

Frühling und Sommer gingen freilich nicht ganz ohne Schule hin, indessen war die Schule unter den Gespielen in Feld und Wald und auf Wiesen und Heiden und unter Blumen und Vögeln wohl die beste. Doch ließ der Vater uns nicht immer bloß wild und wie aufs liebe Ungefähr herumlaufen, sondern wußte es meistens so einzurichten, daß wir bei dem Herumspringen und Herumspielen irgend etwas auszurichten und zu bestellen hatten. In der Zeit aber, wo auf dem Lande alle Hände angestrengt zu werden pflegen, mußten wir ältern Buben nach unsern kleinen Kräften auch schon mit heran, nämlich in der Zeit der Saat und der Ernte, vorzüglich in der letzteren. Da ward ich wohl zuweilen ein göttlicher Sauhirt oder Kuhhirt und mein Bruder Karl, der Rossetummler, der eigentlich den mir abgestrittenen Namen Philipp hätte haben sollen, ein flinker Rossehüter. Ich erntete wegen meiner sorgsamen Gewissenhaftigkeit nicht mißzuhüten auch hier Lob ein, und noch leuchten mir die ersehnten schimmernden Abendröten, da ich fröhlich meine Kuhherde in den Hof trieb und dann geschwind noch in der Abenddämmerung auf einen Apfel- oder Kirschbaum kletterte, wo ich süße Beute für mich wußte. Meistens aber hatte die freundliche Base Sophie schon für mich gepflückt und aufgehoben.

Unser gewöhnliches Kinderhausleben ward durch die Sitte der damaligen Zeit, durch die Umstände der Familie und durch den Charakter der Eltern bestimmt. Die Sitte war damals beides: feierlich und streng, und Kinder und Gesinde wurden bei aller Freundlichkeit und Gutherzigkeit der Eltern und Herrschaften immer im gehörigen Abstande gehalten. Es ward selbst in den untern Ständen im allgemeinen nach einer gewissen Vornehmigkeit und Zierlichkeit gestrebt. Der Vater war von Natur zu gleicher Zeit heftig und lebhaft und freundlich und mild, tummelte und beschäftigte die Jungen meist draußen herum, im Hause aber überließ er sie, wie es in diesem Alter sein mußte, ganz der Mutter. Die Mutter war von Charakter ernst und ruhig und eine Seele, die auf Schein und Genuß gar keinen Wert legte, auch kein Bedürfnis dessen hatte. Diese Frau, welche ihre irdischen Sorgen und Geschäfte so treu und eifrig erfüllte, lebte doch fast weniger von irdischer Luft und irdischem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein, noch Thee ist über ihre Lippen gekommen, Fleisch hat sie wenig berührt, sondern sich von Brot, Butter, Milch und Obst ernährt. Dieses mäßige Leben ward auch für die Kinder zur Regel gemacht, und wir ältern Burschen sind fast streng erzogen worden. Ebensowenig ward uns in Beschuhung und Bekleidung Weichlichkeit gestattet. War bei einem Nachbar, auch wohl bei einem Freunde, der vielleicht auf eine Meile Entfernung von uns wohnte, etwas zu bestellen: der Vater

Digitized by Google

schrieb das Briefchen, das zahme Rößlein ward gesattelt, der Junge drauf gesetzt, und ohne Mantel und Überrock, mochte es Sonnenschein oder Regen und Schneegestöber sein, mußte er mit seinem Gewerb fortgaloppieren. Der Vater, selbst noch jung und kräftig, fühlte mit unserer Pimplichkeit durchaus kein Mitleid. Fuhr er im Winter stundenweit mit klingendem Einspännerschlitten zu Verwandten oder Freunden, so mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken und, wenn sie froren, nebenbei springen, um sich zu erwärmen. Ja, mich erinnert's, wie ich als ein Junge von neun oder zehn Jahren im fremden Hause auf einem Stuhl oder Brett eingeschlafen lag, während die Männer Karten spielten: wie der Vater mich dann um elf oder zwölf Uhr nachts aufrüttelte und ich schlaftrunken in den Schlitten hinaus mußte; wie er dann zum Spaß recht absichtlich mehrmals umwarf, daß ich mich im Schnee umkehren mußte; wie ich dann auch immer alert sein mußte, wenn wir durch Koppeln und Dörfer kamen, die Schlagbäume zu öffnen. Wehe mir, wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weibisch weinerliche Gebärde gezeigt hätte!

Was nun Beschädigungen, Zerreißungen und Verletzungen an Kleidern und Leibern und andere dergleichen Nöte betraf, welche die Jugend sich selbstwillig oder mutwillig ohne Auftrag zugezogen hatte, so mochte sie zusehen, sie vor den Augen des Vaters zu verstecken, geschweige, daß sie bei ihm Hilfe oder Mitleid hätte suchen können. Kam dergleichen zufällig vor sein Angesicht, so ward neben Schmerz und Not, Mutwille und Unvorsichtigkeit noch gebührlich gezüchtigt. Böse Fälle von Bäumen oder Pferden, Versinken im Wasser und unter Eis, wie alltäglich waren solche Geschichten! Ich erinnere mich, daß ich eines Tages, als Ohm Schuhmacher aus Stralsund und Magister Stenzlers nebst vielen Damen bei uns waren und wir Kinder unsere Sonntagskleider angezogen hatten, auf dem Teiche an der Bleiche durchs Eis einbrach und schon einmal versunken war, als mein Bruder Karl mich beim Schopf faßte und heraus zog. Ich machte mich nun mit den nassen, triefenden Kleidern in die Gesindestube, wo ich an dem warmen Ofen meine Oberfläche leidlich abtrocknete. In diesem Zustande mußte ich, als es dunkel geworden, in dem Gesellschaftszimmer erscheinen. Die Männer spielten L'hombre; die Frauen saßen am Theetisch und eine las aus dem Siegwart vor; und ich Armer stand scheu und bange, irgend wie berührt oder befühlt zu werden, an der dunkeln Ofenecke, so sehr als möglich vom Lichte abgekehrt, und blinzelte über die Schultern der Frauen zuweilen auf die Bilder des Romans, aber meine Seele zagte und mein Leib zahnklappte. Da erschien meine Retterin, die gute Tante Sophie; sie fühlte zufällig meinen nassen Rock, zog mich ins Nebenzimmer, erfuhr mein ganzes nasses Abenteuer und erbarmte sich meines Elends. Flugs war ich ausgekleidet, mit einem warmen Hemd angethan, und so ins Bett. Die nassen Kleider wurden getrocknet und geebnet, und den andern Morgen erschien ich zierlich und wohlgemut wieder in der Gesellschaft. Die Base aber hatte unter dem Titel von Zahnweh, wovon ich als Kind schon genug geplagt worden bin, mein Wegbleiben entschuldigt.

Digitized by Google

II.

Ich galt in diesen Tagen für einen treuen, gehorsamen und fleißigen Jungen, aber zugleich für einen ungestümen und trotzigen, für einen solchen, der gern seine eigenen Wege ging. Mein Bruder Karl war ein leichter, gewandter und liebenswürdiger Wildfang, zu Roß und zu Fuß der Kühnste und Geschwindeste, später im Jünglingsalter so geschwind, daß er im Laufen nie seinesgleichen gefunden hat. Fritz, zwei Jahre jünger als ich, war mild und gleichmütig, ein geistiges Kind und körperlich noch sehr zart. Die andern waren klein. Ich war zugleich trotziger und blöder als beide und konnte von Fremden ihnen gegenüber daher leicht ins hintere Register gestellt werden.

Große Angst hab' ich meinen guten Eltern in Dumseritz einmal gemacht; in wirklicher Lebensgefahr bin ich dort zweimal gewesen.

Die Angst. Es war einen Abend, einen jener tauloſen Abende, wo wo man beim Mondenschein wohl bis zehn, elf Uhr das Korn noch einzufahren pflegt. Die Arbeit war geendet, Menschen und Kreaturen zu Hause, und die meisten auch schon zur Ruhe — siehe! da fehlte, als man die Köpfe überzählte, meine Kleinigkeit. Eine halbe Stunde geduldete man sich meiner Abwesenheit, weil man gewohnt war, daß ich schon in jenem Alter auf eigenen Wegen und Stegen wohl auch im Dunkeln umherstrich; endlich aber ward man unruhig, und als es gegen Mitternacht ging, stellte sich der ängstliche Gedanke ein, ich möchte in irgend einen Teich gefallen sein, oder gar das Gräßliche, ich sei vielleicht in der Scheune irgendwo im Stroh eingeschlafen und von rasch überworfenen Garben zugedeckt und lautlos und klagelos erstickt. Alles lief nun suchend umher. Meiner Base Sophie fiel ein, sie habe mich den vorigen Abend, wo die Binderinnen unweit des Dorfes Preseke Gerste banden, im Mondenschein längs dem Meeresstrand hingehen und dort lange am Ufer sitzen und gegen die pommerschen Gestade und den reizenden Vilm (eine kleine Insel, Putbus gegenüber) hinschauen sehen; vielleicht sitze ich dort wieder und erlustige Herz und Augen. Da war sie denn hingelaufen und hatte an dem Ufer weithin jeden Dorn- und Distelbusch durchstöbert, ob ich etwa dahinter versteckt oder eingeschlafen sei. Aber vergebens. Nach langem und vergeblichem Suchen waren aus der lieben Brust und dem hellen Munde Klagegetön und Weherufe hervorgebrochen und endlich bis zu dem verlornen Schläfer hingeklungen. Ich war nämlich plötzlich und gespenstisch, durch die Mondscheinnebelgestalten hinstreichend, neben ihr erschienen und hatte ihr bei ihrem Erstaunen einen alten Hagedornbaum, wie sie in Rügen in den Feldern hie und da sehr groß und kraus stehen, gezeigt, wo der müde Junge sich abendlich hingehockt hatte und eingeschlafen war. Sie riß mich nun mit geschwindesten Schritten zu Hause. Ich langte bald vor dem richterlichen Angesicht der Eltern an, kam aber diesmal, da der Zorn durch die Angst zermalmt war, mit leisem Verweise davon.

In Lebensgefahr bin ich gewesen das eine Mal, als ich unter das Eis geraten war und mein Bruder mich faßte und herausholte; das

Digitized by Google

zweite Mal, als nichts Geringeres als ein Wagenrad mir über den Kopf gelaufen war. Ich hatte mich nämlich auf einem großen, vierspännigen Erntewagen ins Feld fahren lassen, war beim Zurückfahren des beladenen Wagens neben dem Knecht auf das Beipferd gestiegen und bei einem Sprunge desselben herabgefallen — und siehe, das eine Rad des Wagens war mir hinter dem Ohre so über den Kopf gegangen, daß Haut und Haar blutig abgestreift worden. Doch war dem Knaben der Schädel nicht zerbrochen, sondern er blutete nur tüchtig. Wahrscheinlich hat, wie so oft im Fahren geschieht, das Rad, das mich nicht voll treffen sollte, erst einen Sprung über einen Stein und also halb in der Luft leichthin über meinen Kopf gemacht; sonst bleibt es unbegreiflich. Hier salbte und wusch die gute Tante mich wieder, damit ich nicht anderswo gewaschen würde. Als die Wunde vernarbte, durfte die Begebenheit unschädlich erzählt werden.

Dies waren Unfälle, und dergleichen nebst andern Nöten mögen wohl noch mehr über unsere Köpfe hergefahren sein; aber sie sind längst vergessen, und es tauchen aus jener jetzt so fernen Vergangenheit nur Bilder von Freundenerinnerungen auf. Nur eine einzige bittere Erinnerung nahm ich mit, und zwar die Erinnerung der ersten lügenhaften Ungerechtigkeit, die an mir gefrevelt ist, und die auf langehin einen tiefen Stachel zurückgelassen hat.

Es war Herbstjahrmarkt zu Gartz. Die ganze Dumseritzer Familie war bei dem Herrn Magister Stenzler zu Mittag gewesen und fand sich nachmittäglich um den Kaffeetisch der alten, verwitweten Pastorin von Brunst sitzend, deren Mann vorlängst auch Pfarrer des Städtchens Gartz gewesen. Dort in dem vollsten Gewimmel von Damen und Herren, als der Herr Magister mich vorzeigte und als einen fleißigen Schüler lobte, erhob sich aus dem Kreise der Damen eine damals noch junge, rosige und mit den schönsten, schwarzen Muschen auf den Wangen gezierte und von Federbüschen und seidenen Bändern umflatterte Mamsell, die Schwester der Frau Magisterin Stenzler, Mamsell Dittmar aus Greifswald, und machte gegen mich die förmliche Anklägerin. Der Gegenstand der Anklage aber war folgender.

Mein Bruder Karl und ich traten, wenn wir vormittags in die Kirche gingen, häufig in dem Hause des Herrn Magisters ab, wurden auch oft zu Mittag da behalten, um nachmittags in das Katechismusexamen zu gehen und dann den Rest des Sonntags mit dem Sohn des Hauses, Lorenz Stenzler, und einigen Junkern von Kahlden, welche gewöhnlich auch da waren, zu verspielen. Da ging es denn natürlich in dem Garten des Herrn Magisters, auf dem alten Gartzer Schloßwall der weiland heidnischen Festung Carenza und bis in den Wald von Rosengarten hinein lustig und wild, jugendlich und knabenlich her. Hühnernester und Eier in Scheunen und auf Speichern, Vogelnester in Hecken und Wäldern, Igel und Gewürm unter Sträuchern und Blumen suchen, und was anderer Jugendheit und Knabenheit mehr ist, nebst wilden Sprüngen und Spielen — das alles fehlte natürlich nicht. Nun hatte man aber einige Tage vor dem Jahrmarkt in dem Garten des Herrn Magisters gefunden,

Digitized by Google

daß mehrere hinter einem kleinen Schuppen stehende Mistbeetfenster zertreten waren, und die Spuren von Knabenfüßen daneben. Davon entstand in der Gesellschaft zufällig die Rede, und die rosige, schwarzbemuschte Mamsell fuhr heraus: „Wer das gethan hat, ist nicht zweifelhaft; das ist der wilde Monsieur Moritz, der immer wie ein loses Füllen daher springt und mit so kecken Sprüngen über die Büsche und Blumen wegsetzt.“ Mit diesen Worten wiesen ihre Blicke auf mich, so daß ich selbst den Unbekannten im Kreise gezeigt ward. Auch meine Eltern schienen der Aussage Glauben beizumessen; nur die Tante Sophie rief eben so zuversichtlich, als die Anklage gesprochen hatte, in die Gesellschaft hinein: „Nein, der Moritz hat es gewiß nicht gethan, der ist wohl wild, aber pflegt nicht gern etwas zu beschädigen.“ Der Moritz aber, der die Glaszerbrecher wohl kannte (Bruder Karl und Herr Lorenz Stenzler waren beim Balgen auf das Mistbeet gefallen), ging wie ein beschneiter Hund von dannen und machte sich in den Stall zu dem Kutscher, um so unbemerkt und unsichtbar als möglich zur Zeit der Abfahrt zu den übrigen in den Wagen zu steigen. Zu Hause gab es denn des Abends noch einige Scheltungen und Warnungen, wogegen ich weiter nichts thun konnte, als meine Unschuld zu beteuern, jedoch ohne die Verbrecher anzugeben.

III.

Bruder Karl und ich waren mit den Hirtenknaben auf die Weide gegangen. Die Jungen hatten am Strande gebadet und mich mit dazu verleitet. Ein furchtbares Gewitter steigt auf und schüttet einen strömenden Regen auf uns, ich fühle ihn noch auf mich herabplätschern und weiß, mit welcher Not sie uns die durchnäßten Hemden und Kleider etwas unordentlich wieder anziehen halfen. Nun treibt bald jeder sein Vieh wieder zu seinem Hof. Wir am Abend auch mit dem unsrigen zurückgekehrt, halten uns, den Vater fürchtend, der solches eigenwillige Auslaufen und Entlaufen verboten hatte, bis in die volle Dämmerung in den Kuhställen auf, müssen endlich hervorschleichen. Der Handel wird untersucht, die Nässe und das Strand- und Gewitterbad entdeckt, die Waffe der Züchtigung hinter dem Spiegel hervorgeholt. Da erscheint zu unserm Glück der Friedensbote, der freundliche Herr Braun, Schreiber zu Dumseritz, und bittet so kräftig, daß die Strafe erlassen wird. Noch heute sehe ich das alte, ehrliche, etwas päonienrote Gesicht und die stattliche, kupfrige Nase als Vorgebirg darin, und ihn selbst in der Stellung, wie er sich zum Tische an das Damenbrett setzt, dessen lustige Scheiben der Vater ihm ausschüttet.

Auch eine fröhlichste Traumdämmerung aus der Kindheit schwebt mir noch lebendig vor und kommt zuweilen fast wie ein überirdisches Gesicht noch über mich. Ich war an einem schönen Sommertage in dem Blumengarten auf einem Steige zwischen grünen Buxusbäumen eingeschlafen und erwachte gegen den Abend, wo die sinkende Sonne golden durch die Bäume schien und die hohen Buxus um mich mit Rosenrot übergoß, und sah halb im Wachen, halb im Träumen mit unbeschreiblichem Entzücken zwei

Digitized by Google

schneeweiße Tauben im Goldglanz mitten in der Sonne schweben. Diese Sonne, und zwar in unendlicher Größe, nebst den beiden schneeweißen, von ihr mit Gold übergossenen Tauben darin, ist mir als anmutiger Traum oft noch in späteren Jahren wiedergekommen. Ich habe die Stelle im Garten als Mann wieder gesucht und wieder gefunden; der Buxus war noch da, aber der Baum nicht mehr, der seine Rosenäpfel über den Steig und den lauschenden Knaben herabhängte. Ich hatte damals wirklich ein paar schönste schneeweiße Tauben von der Art der sogenannten Trommler, meine und meiner Mutter Lieblinge, welche sich in einem Zimmer neben meinem Schlafstübchen im Kamin ein Nest gebaut hatten, indem eine zerbrochene Fensterraute ihnen das Zimmer öffnete. Sie hatten dort ein paar Sommer ihre Wirtschaft, und ich hatte das Amt, sie zu füttern. Überhaupt war meine höchste Freude bis zum Ende meines sechzehnten Jahres das Spiel mit Tauben, und darum haben diese anmutigen und in vielen ihrer Neigungen und Triebe dem Menschen ähnlichen Tierchen noch jetzt in Träumen häufig die Rolle, daß ich die allerschönsten mit Entzücken heranfliegen sehe und zuweilen mit noch größerem Entzücken im Schlage einfange.

Wir Landjungen jagten uns natürlicherweise viel mit Füllen, Kälbern, Gänsen, Hühnern und Tauben herum. Vorzüglich war es aber eine Belustigung für das flatternde Knabenherz, von dem Speicher des alten Hauses, wo Korn, Spreu, Flachs in Haufen neben einander lagen, die Hühner herunter zu jagen, indem wir sie so einsperrten, daß sie nicht die Treppen, auf welchen sie hinaufgeschlichen waren, herunterflattern konnten, sondern durch die Luken des Daches hoch über den Garten durch die Luft hinfliegen mußten. Nun begab sich, daß ich im Garten durch die Kartoffelfelbchen einmal zu einem Birnbaum ging, der mir seine gelben Früchte zeigte — und was zeigte sich mir da noch mehr? Ein totes Huhn mit einem Hanfgewirr um den Fuß, an einer Kartoffelstaude hangend. Mich überfiel bei dem Anblick Angst und Schrecken. Vielleicht war es ein Huhn unserer beliebten Speicherjagd, es mochte sich in dem wilden Herumflattern seinen Füßen Werg angehängt haben, und mit diesem war es zufällig an dem Kartoffelstengel fest geworden und jämmerlich verhungert. Mir hat jenes tote Huhn ganze Nächte keine Ruhe gelassen, es schwebte seine Leiche wie ein mahnendes Gespenst vor mir. Ich jagte forthin nicht mehr auf dem Speicher, mochte damals ein neunjähriger Bube sein.

IV.

Bei allen diesen kindischen und kindlichen Spielen und Entwickelungen des jungen Lebens hin und her, worin schon einzelne höhere und edlere Keime lagen, blieb der gewöhnliche Zustand doch in den Schranken des elterlichen Standes und Vermögens. Der rüstige, damals noch in der Fülle der Kraft blühende Vater mutete uns mit Recht die Übungen und Arbeiten zu, welche er selbst hatte durchgehen müssen; er sah es überhaupt gern, wenn wir aus eigenem Triebe oder im wackern Wettkampf uns strenge und harte Proben auflegten, die er eben nicht befohlen hatte.

Digitized by Google

In der Erntezeit, wo viele Hände, und diese oft recht geschwind, gebraucht werden mußten, wurden auch die Jungen oft einige Stunden vor der Sonne aus dem Bette getrieben und mußten, oft lange vor der Schulstunde, Ochsen und Rosse herbeitreiben oder herbeireiten, oft auch den ganzen Tag in diesen oder ähnlichen jugendlichen und hirtlichen Geschäften ausharren. Waren Füllen zuzureiten oder Pferde durch die Teiche zu schwemmen, so wurde Bruder Karl, der nun wieder bei uns war und den Kaufmann, wofür er bestimmt schien, wieder gegen den Landmann vertauscht hatte, und ich darauf gesetzt; oft wenn es ins Wasser ging, beide ganz nackt, der Vater mit der knallenden Peitsche hinter uns. Noch erinnert's mich, daß ich, als ich einmal ein unbändiges Tier, splinterfasernackt durch einen Teich ritt, von diesem beim Herausspringen in Nesseln und Dornen abgeworfen ward, daß mir das Fell brannte. Zu solchen Abenteuern durfte nicht sauer gesehen werden. Baden im nahen Meere, Fischen in den vielen Teichen und den Gräben und Bächen der überschwemmten Wiesen auf Karauschen, Krebse, Krabben, Hechte und Aale, Vogelstellen im Herbste in unserer trauten Lau, Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen — alles das verstand sich als die Regel eines tüchtigen Landlebens von selbst.

Bei allen diesen Arbeiten, Übungen und Vergnügungen, wie sie das Land darbietet, ward doch immer sehr streng auf die Zeit gehalten. Wir trieben einen mächtigen Taubenverkehr und hegten in unserm Wäldchen einen hübschen Dohnenstrich, der, weil die Ostseeküsten von Zugvögeln aller Art zu wimmeln pflegen, uns oft Hunderte von Krammetsvögeln und Drosseln lieferte; auch wurden andere seltenere, buntgefiederte Gäste oft lebendig eingefangen und in Käfigen aufgehoben. Aber die Schulstunde mußte genau mit acht Uhr früh gehalten werden. Ich und der Fritz liefen also im Oktober und November, oft im schlimmsten Regen und Schneegestöber, schon in der Morgendämmerung und vor dem Frühstück auf unsern Vogelstrich, die Beute abzuholen und das durch Wind, Regen oder lose Buben Verwirrte wieder in Ordnung zu stellen. Wenn wir dann beschneit und durchnäßt oder zähneklappernd zurückkamen und uns an den Frühstückstisch setzten, jammerte es die Frauen wohl; aber der Vater lachte dazu und lobte den Jungen, der lustig in alles Wetter hineinsah.

Hier glaube man nur nicht, daß der Vater ein harter Mann war; er war von Natur fröhlich, freundlich und mild, meinte aber nach der Art jener Zeit, welche eine gute Art war, daß ein Junge, der wohl einmal Stein und Stahl anfassen müsse, nicht in Baumwolle eingepackt werden dürfe. Auch gehörte er nicht zu den Vätern, welche den Stock häufig gebrauchen. Ich habe ihn selten gefühlt; doch die letzte, wohlverdiente Züchtigung etwa in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich dem Asmus omnia sua secum[1] zu danken. Der Vater war ermüdet und verdrießlich

1) Matthias Claudius, der Dichter der unten erwähnten Märe vom Riesen Goliath, hatte diese lateinischen Worte zum Titel seiner gesammelten Schriften gemacht. (Asmus omnia sua secum portans, oder sämtliche Werke des Wandsbecker Boten.)

Digitized by Google

wegen eines unangenehmen Verlustes aus Stralsund gekommen und hatte sich früh zu Bette gelegt. Ich und Bruder Lorenz, der vierte in unserer Reihe, saßen im Nebenzimmer und lasen das berühmte Lied vom Riesen Goliath, wobei wir in ein gefährliches, immer von neuem beginnendes Kichern gerieten. Zweimal gebot, ja bat der Vater, Ruhe zu halten, und riet uns, lieber auch schlafen zu gehen; als wir aber das dritte Mal in Lachen ausplatzten, da platzte er herein und stillte unsere Überlust mit ungebrannter Asche.

Ich war wirklich in meinen Jugendtagen ein unglücklicher Kicherer und Lachenausberster und mußte mich bei jeder Gelegenheit vor mir selbst in acht nehmen. An meinem Bruder Fritz habe ich das nie gemerkt, sondern er lächelte nur bei Gelegenheiten, wo ich und die andern in lautem Lachen ausplatzten. Ich weiß nicht, ob das viele und leichte Lachen ein niedriges Gemüt verrät, wie man im Jesus Sirach liest; aber das scheine ich zu wissen, daß ein erhabenes Gemüt in der Regel kaum lächelt, wo die meisten lachen. Ich habe Goethes Gesicht oft darauf angesehen; ich glaube, das hat auch nur lächeln können.

Ein solches verderbliches Lachen, das den väterlichen Stock wieder gegen uns hätte reizen können, überfiel uns einmal beim Frühstück. Wir aßen unsere Milchsuppe aus einer bunten, gemalten Schüssel, in deren Innerem der Vers: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern" gemalt zu lesen war. Nun ward es unter uns zum Merkzeichen: „Du issest bis zum Stern;" „Du bis leuchtet" — und darüber brachen wir eines Morgens los und fürchteten, es würde nun die andern Morgen auch so gehen. Da bat ich, indem der Vater schon wieder einigemale „Stille!" gerufen hatte, die liebe Base Sophie, uns den nächsten Morgen eine ungemalte und unbeschriebene Schüssel aufzusetzen, und so ward die Gefahr glücklich abgewandt.

V.

Der alte Hinrich, nichts weiter als ein etwas verfeinerter Bauer, war ein schöner Mann, von mittlerem Wuchs, eines edlen Gesichts, von blondem Haar und blauen Augen, fast immer fröhlich und heiter und gleich einem, der von Sorgen und sorglichen Dingen nichts weiß. Er war weniger gebildet als mein Vater, hatte aber doch einen schönen Naturgeist und eben deswegen gar kein Bedürfnis künstlicher Vergnügungen. So spielte er wohl zum Beispiel die Geige, aber nie die Karten, und saß, wenn er seine Feldarbeiten übersehen und besorgt oder sich auf der Jagd ermüdet und der Gaben Gottes, die auf seinem Tisch immer in reichlichster Fülle aufgetragen wurden, mit uns genossen hatte, abendlich und mittäglich vor dem Thore seines Hofes auf breiten Steinen und hatte es dann gern, wenn man sich da zu ihm setzte und sich die Märchen und Abenteuer der Gegend, den Sprung des nordischen Helden Olaf Tryggveson ins Meer — da, wo der Kirchturm von Wusterhusen ragt, ist ein König mit der goldenen Krone ins Meer gesprungen; noch blinkt sein Kopf

Digitized by Google

mit der goldenen Krone in der Johannismitternacht hervor — und die Geschichten der Schlachtfelder dieser Küsten, wo Karl der Zwölfte und der alte Dessauer mit einander gerungen hatten, von ihm erzählen und die Kanonenkugeln herbeitragen ließ, die seine Leute aus den Feldern um Nadelitz ausgepflügt und aus den Gräben und Teichen ausgegraben hatten. Denn der gute Alte erzählte gern und lebendig und ließ sich gern erzählen, wußte mancherlei von rügenschen und schwedischen Begebenheiten und hatte sich aus manchen alten Chroniken, die auf seinem Kannbrett lagen, auch für die allgemeine und deutsche Geschichte manches herausgelesen. Das Beste aber war der Mann selbst, den man sich aus seinen Worten und Thaten mit Freuden herauslesen konnte. Er war immer herzig und beherzt und quoll aus dem Kreise seines beschränkten Lebens immer von Scherzen und Schwänken über. Keine Lust und kein Spaß war ihm zu lustig; nur unsittlich durften sie nicht sein, und er pflegte gern den Spruch zu führen — ich weiß nicht, woher er ihn hatte —: „Doktor Luther hat gesagt, wenn Gott keinen Spaß verstünde, möchte ich nicht im Himmel sein." Ich nenne ihn den Patriarchen: das war der glücklich geborne Mensch wirklich; redlich, frei, tapfer und hilfreich, wann und wo er konnte, ließ er im Glauben an Gott und seine Weltregierung Unglück und Trübsal meistens still und leicht neben und unter sich hingehen und richtete sich am Sonnenschein des Lebens bald wieder auf. Mein Vater, ein Mensch mit leicht beweglichem und reizbarem Gefühl, war ihm sehr unähnlich, auch körperlich: ein großer, starker, brauner Mann; weil sie aber mit ihren Verschiedenheiten einander ergänzten, hatten sie sich nur um so lieber. Als der Älteste des Hauses und als geborner Patriarch hatte er nicht allein unter seinen Verwandten großes Ansehen, sondern genoß auch unter allen Nachbarn einer großen Achtung und hieß nur Vater Arndt, duldete auch von seinem Gesinde keinen andern Namen. Das Wort Herr war ihm verhaßt, wenn jemand ihm damit aufwarten wollte; er meinte, nur sein Graf Putbus sei ein Herr. Kraft dieser Würde anerkannter Vaterschaft durfte er auch manches, was man von andern Männern nicht mit gleicher Geduld hingenommen hätte. Mir gab er, als ich schon im Jünglingsalter stand, weil ich über den König von Schweden ein mißfälliges Wort gesprochen, eine klingende Schelle mit den Worten: „Junge, sollst du so von unserm König sprechen?" Einem andern Verwandten, welchem seine zahlreich sich mehrenden Kinder Sorge und Zweifel schufen, warnte und schalt er mit den Worten: „Du feiger Mensch! meinst du nicht, daß Gott wird erhalten können, was er geboren werden läßt?" So blieb er bis ans Ende. Ich und meine Brüder besuchten ihn ein halbes Jahr vor seinem Tode (er starb im Winter 1811). Der Greis, in den Achtzigen, saß mit seinem alten Mütterchen schon zusammengefallen in seinem Stübchen; aber die alte Lebensflamme zuckte bei unserm Anblick frisch auf. Er setzte sich mit uns zu Tisch und ließ Wein auftragen und ward fast beredt wie in längst verschienenen Tagen und sagte beim Abschied ganz beherzt: „Kinder, ihr werdet mich bald in die Erde legen; dann sollt ihr fröhlich sein und von

Digitized by Google

diesem Wein trinken: denn ich habe mit Gott mein Lebenlang ein frohes Leben geführt."

Dies war der Patriarch. Noch saß in einem stillen Stübchen eine liebende und freundlich lächelnde Parze am Spinnrocken, des Patriarchen Mutter und meines Vaters Mutter, deren alte Tage der treue und fromme Sohn mit der größten und zärtlichsten Sorge und Liebe gehegt und gepflegt hat. Das war das Bild einer schönen und stattlichen Alten, das Angesicht meines Vaters, bräunlich und schön wie König David weiland, auch sie immer herzig und wolgemut; hatte 96 Jahr auf Erden gelebt und mit ihren Küssen manchen Segen auf meine Wangen und mein Haupt gedrückt.

Nun müssen auch ihre andern Söhne heran, die ich in jenen meinen Jugendtagen und später hier und dort gesehen habe: auch diese alle durch Stärke und Riesigkeit berühmt und in ihren jungen Jahren auch durch heftige und armbrechende Geschichten; weswegen in der Umgegend wohl von dem „starken, heißen Arndtsblut" die Rede ging. Es schien der Ahn, der alte schwedische Unteroffizier, in dem Geschlechte lange vorhalten zu wollen, und dies Blut soll auch in dem jüngern Stamm der Söhne und Enkel hin und wieder etwas heiß hervorgequollen sein. Da war der eine Holländer (Kuhpächter) zu Darsband, dessen ich mich nur dunkel aus meiner Kindheit erinnere; ein anderer, Johann Arndt, Putbusser Förster in der Granitz, von Gesicht und Wuchs dem Heinrich ähnlich, aber milderen und weicheren Gemüts, auch ein rüstiger Jäger, Vogelsteller und Fischer, mit einer sehr geschickten Hand, so daß er allerlei künstliche Arbeit weben und schneiden konnte. Dieser hatte in der alten Schwedenstärke alle seine Brüder übertroffen, so daß ihn in seinem jugendkräftigen Alter auch ein mächtiger Ringer nicht hätte aus der Stelle rücken können. Endlich die beiden Jüngsten, Joachim und Christian, Zwillinge, die auf meinen Vater gefolgt waren. Der Joachim war ein kleiner Pächter, nicht hoch von Wuchs, aber sehr gewandt und lebensrüstig, auch voll angeborner Schmeidigkeit und Kräftigkeit, ein Sorgenlos und Sausewind, wie ich keinen andern gekannt habe, aber das galt nur für seine Feierstunden: denn er war in seinen Arbeiten ein sehr ordentlicher, verständiger Mann. Diesen habe ich erst später kennen und erkennen gelernt. Er war fein und hübsch von Gebärde, mit leuchtenden Augen und festestem Blick, von der Art, die auch der Teufel nicht aus der Fassung bringen möchte. Mehr Verstand, klares Urteil und heiteres Wesen habe ich in wenigen Menschen gesehen; daher war er bei all seiner windigen und gutmütigen Lustigkeit zuweilen scharf, indem ihm die meisten Menschen wie Dummköpfe und Träumer erschienen. Er war in den Jahren von 1804 bis 1812, wo ich wenigstens wechselnd mich in der Heimat aufhielt, viel in meinem väterlichen und in den brüderlichen Häusern, und da habe ich in manche Nacht tief hinein mit ihm gesessen, gespielt und geplaudert. Denn das bedurfte er. Wann die Zeit kam, wo die andern Menschenkinder schlafen gehen, dann bat er noch gern ein paar Gesellen, drei, vier Stunden in Karten oder Gespräch mit ihm durchzuspielen und ihm über die Nacht hinzuhelfen. Denn in

Digitized by Google

ihm zeigte sich die eigentümliche Erscheinung, daß er in Verhältnis zu andern Sterblichen kaum die Hälfte der Stunden zum Schlaf bedurfte. Obgleich er in seiner Jugend ein sehr arbeitender Mann gewesen, so genügten dem sechzigjährigen Manne doch zwei, drei Stunden dazu. Dies war eine Naturbesonderheit, die sich darin offenbarte, daß ihm zwischen elf und zwölf Uhr, wenn es gegen die Mitternacht ging, das starke Haupthaar wie im Schweiß gebadet ordentlich zu rauchen begann.

Der Nebenhäusler dieses Joachim, der Christian, war in seiner Jugend als ein wilder und freudiger Gesell davongegangen und von dem berühmten preußischen Dragonerregiment Anspach und Baireuth eingefangen worden, worin er es bis zum Wachtmeister brachte. Auch lebte er als ein Ab- und Überständiger in seinen späteren Jahren in dem Hause des Posewalder Patriarchen, hoch und schlank, ein Zwölfzoller, und auch von ungewöhnlicher Stärke, noch mit den Spuren ehemaliger Schönheit. Er gehörte mit zur Poesie dieses Hauses, indem der alte, freundliche und sanfte Mensch unerschöpflich war, aus den Kreisen seines Lebens allerlei soldatische und volkliche Geschichten und Märchen zu erzählen; aber sein vorzüglichster Zauber für uns bestand in seiner schönen, klangvollen Stimme, mit der er eine Menge lustiger Volks-, Jäger- und Soldaten-Lieder abzusingen wußte. Er war nach dem siebenjährigen Kriege Dragoner geworden und hatte unter dem großen König nur den bayrischen Erbfolgekrieg oder den sogenannten Kartoffelkrieg mitgemacht. Von dem alten König Fritz erzählte er mit Wohlgefallen zwei ihm begegnete Geschichten.

Nachdem dieser ihn bei der Musterung des Regiments das erste Mal nach seiner Heimat gefragt und erfahren, er sei von Rügen aus der Grafschaft Putbus, hatte er ihn in späteren Jahren bei der Heerschau freundlich auf die Wangen geklopft und gerufen: „Ach! der schöne Putbusser!“

Im bayrischen Erbfolgekriege hatte der König, die Vorposten durchreitend, von den österreichischen Plänklern, der Kundschaftung wegen, irgend einen Gefangenen gewünscht, aber man hatte keinen österreichischen Husaren auf flinkem Pferde erjagen können. Da ließ der preußische Oberst, der die Vorposten befehligte, eine Büchse holen und rief den Dragoner Arndt, einen ihm als wohlzielenden Jäger bekannten Schützen, heraus. Dieser sprang vom Pferde, lud die Büchse, sah den König an und sprach: „Aber nur das Pferd, Ew. Majestät!“ und mit den Worten stürzte ein Husarenschimmel. Der Arndt geschwind auf sein Roß, holt den laufenden Husaren ein und bringt ihn zum König. Der drückt ihm zwei Goldfritzen in die Hand mit den Worten: „Brav, mein Sohn! nicht unnütz einen Menschen erschießen.“

VI.

Hinrich Vierk war eines Bauern Sohn aus dem Dorfe Giesendorf bei Rambin, dessen Bauern an Grabitz damals den Hofdienst leisteten. Mein Vater hatte die Stralsundischen Klostergüter Grabitz und Bresen nebst zwei zugehörenden Bauerndörfern einem Obersten von Schlagenteufel

Digitized by Google

abgenommen, der sie von dem Kloster Sankt Jürgen von Rambin in Pacht trug, und hatte mit anderm Gesinde und Vieh auch den Hinrich Vierk als Statthalter oder Großknecht mit überkommen. Hinrich war um das Jahr 1780 ein Fünfzigjähriger, ein kurzer, breiter, freundlicher Mensch mit blondem Haar und großen, blauen Augen, in seiner Vierschrötigkeit und stillen Freundlichkeit stark und mutig wie ein Löwe, fromm und redlich im Herzen, in heiliger Schrift wohlbelesen, mit Aug und Hand geschickt, so daß seine Hände machen konnten, was seine Augen sahen. Er war Statthalter (ein stolzer Name) und Großknecht, das heißt Aufseher und Anführer bei der Arbeit, aber auch Stellmacher und Wagner, so daß er Wagen, Pflüge und alle Ackergeräte und vielen kleinen Hausrat mit großer Nettigkeit, ja manches mit zierlicher Feinheit fertigte. Ich habe dergleichen hübsche Handfertigkeit oft an Bauersleuten bewundern müssen, nirgends mehr, als in Skandinavien, wo die Bauern an Kirchen, Häusern und allen möglichen Geräten häufig sehr feine und fast künstlerische Arbeiten vollenden. So etwas hatte die Natur in meinen guten Hinrich Vierk mit den großen, freundlich blauen Augen gelegt. Wer weiß, ob er nicht ein berühmter Name geworden wäre, wenn das Schicksal ihn in der Jugend zu einem Meister in Holz- und Steinwerk gebracht hätte? Mit Recht ward er bei den Eltern bald so beliebt, daß der freundliche, treue Knecht für den sichersten, redlichsten Freund des Hauses galt. Er blieb meines Vaters rechte Hand, so lange der zu Grabitz im Lande Rügen wohnte, und lebte darauf seine letzten Lebensjahre als Prövener (Pfründner, Praebendarius) im Kloster vor Rambin, welches die schöne christliche Einrichtung hat, daß alte, lebens- und arbeitsmüde Bauern und Landleute der Klostergüter darin eine nette und anständige Versorgung finden. Als Prövener kam er jeden Sommer auf acht oder vierzehn Tage auf Besuch zu meinen Eltern nach Löbnitz, und ward dann auf einem wohlbeladenen Wagen, dessen Fracht aus Schinken, Käse, Weizen, Erbsen u. s. w. bestand, nach Stralsund zurückgefahren.

Dieser gute, alte Hinrich Vierk und ein Knecht Namens Papier und ein Schäfer Namens Studier — Namen, welche hier einen seltsamen Zusammenklang machen — waren für uns Knaben sehr wichtige und merkwürdige Leute, da sie uns wirklich mit allerlei Geschichten und Märchen fütterten, vorzüglich der Schäfer, ein stattlicher, langer Mann, der in seiner Jugend Soldat gewesen und in vieler Herren Landen herumgetummelt worden war, und Hinrich, bei welchem es von Sagen und Geschichten aus der kleinen Insel wimmelte. Besonders wußte er viel von den Unterirdischen der Sieben Berge vor Rambin und von den Abenteuern der Edelleute und Pastoren der umliegenden Kirchspiele.

Außer den Geschichten von den Unterirdischen wußte Hinrich Vierk viel von dem alten seligen Herrn von Schlagenteufel zu erzählen, der früher zu Grabitz gewohnt hatte. Von diesem ging die Sage, er habe einen ganz eigenen Fund oder Fang gethan und sei dadurch plötzlich so steinreich geworden, daß er sich habe eigene Güter kaufen können. Er habe nämlich als Schäferbursche einmal einen kleinen Braunen beim mitter-

Digitized by Google

nächtlichen Tanz beschlichen in der schönen Johannisnacht, wo die Unterirdischen ihre lustigen Blumentänze zu halten pflegen, deren Spuren man so oft auf den Feldern und Wiesen sieht. Da habe der listige Junge einen beschlichen und ihm das Geheimnis seiner Verwandlung entrissen, und das habe der Kleine mit einem halben Scheffel blanker goldner Dukaten sich wieder einlösen müssen. Mit diesem alten Herrn, mit den Unterirdischen und überhaupt mit den Geistern und Gespenstern ging der gute Heinrich auf eine ebenso vertraute als unerschrockene Weise um. Der gute alte Kerl hatte gleichsam sein eigenes Betkapellchen für sich, ein kleines Häuschen, das aus einem einzigen Zimmer bestand. Ursprünglich war es wohl ein Gartenhäuschen, eine Meluna, gewesen, war aber nun zu einem heizbaren Schlafstübchen eingerichtet. Es stand an der Grenze des Blumengartens und der Hofmauer, von hohen Weiden, Syringenbüschen und Holunder beschattet, einsam-still und schauerlich. Vorn an der Thüre war darin noch wie zu einer kleinen Werkstatt Raum gemacht, in dem Hinterteil stand in der einen Ecke ein Bett, in der andern ein Ofen, in dem kleinen Fenster ein Spiegelchen für das Barbieren, und daneben lagen Bibel und Gesangbuch. Der Alte sagte: Die gebrauche ich hier eigentlich nicht, denn ich bete, wenn ich zu Bette gehe, aus dem Kopfe; aber sie sind gut, wenn mal schlimme und schabernackische Geister kommen und mich necken wollen. In diesem seinen Häuschen besprach er sich dann viel mit den Abgeschiedenen, mit seinem alten Vater und seiner Braut, welche ihm in jungen Jahren weggestorben war, und erzählte, wie sie mitternächtlicherweile oft an sein Bett träten und ihm freundliche Winke und Warnungen gäben. M. Arndt.

186. Aus Karl Immermanns Leben.

(Königin Luise von Preußen in Magdeburg.)

Nicht lange währte es, so legte eines Morgens mein Vater mit ernstem Antlitz seine gestickte Uniform an, in der ich ihn noch nie gesehen hatte, und in welcher er mir, Degen an der Seite, dreieckigen Hut auf dem Haupte, wunderbar und fremd vorkam. Ich drückte mich, nachdem ich den Glanz dieses Anblicks oben auf des Vaters Zimmer eingesogen, unten in eine Ecke des Hausflurs, um den Genuß noch einmal zu haben. Er schritt an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, nachdenklich vor sich hinsehend, und ich war ganz erschüttert und betäubt; denn ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein solcher Prachtrock in der Welt, geschweige, daß er im Hause sei.

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, sprengten die roten Kammerhusaren durch die Straße, lärmte und schrie das Volk, im wildesten Rennen nach dem Brückthore laufend. Es war uns Kindern streng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen, aber wie wäre da Haltens gewesen! — Das Haus war von seinen Bewohnern geleert und nur der Hut einer alten Wärterin anvertraut. Der vorbeizukommen hielt nicht schwer. Rasch hatte ich die Thür hinter mir und

Digitized by Google

war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brückthore. Aber in der Nähe desselben kamen uns glänzende Equipagen entgegen gefahren; nachflutete der Volksstrom dem Fürstenwalle zu; von diesen Wogen wurde auch ich gefaßt; nun schwamm ich mit der Flut und wurde von ihr ruckweise auf die Stirn des Walles befördert.

Dort stand Kopf an Kopf, und es schien fast unmöglich bis zum Gouvernementsgebäude vorzudringen, in welchem die Majestäten abgestiegen waren. Aber was wäre einem von Neugier brennenden Knaben in solchem Falle unausführbar? Gehend und kriechend, schiebend und geschoben, stoßend und gestoßen schrotete ich mich die schwarze Menschenmasse hindurch und gelangte endlich glücklich, wenn auch etwas gequetscht, an einen Ort, wo ich nun unter den Vordersten gerade der großen Salonthüre gegenüber stand, in welcher die Herrscher erscheinen mußten, wenn sie sich, wie jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

Da stand ich denn also an der glücklichsten Stelle. Aber bald überfiel mich ein entsetzliches Bangen. Im Kampf und Ringen stürmt der Mensch, sich bewußtlos, auf die schmale Zinne eines Turmes hinauf; aber wenn er die Zinne erobert hat und nun da droben steht, kann ihm schwindlig werden. Mir fiel plötzlich zentnerschwer aufs Herz, daß ich denn doch wider das ganz ausdrückliche Verbot meines Vaters da vorhanden sei, welches mir so viel gelten mußte, als ein Befehl des Königs seinen Unterthanen. Meinem Geiste trat eine furchtbare Phantasie nahe; ich dachte, der Vater könne da statt des Königs oder der Königin in der Salonthüre sich zeigen, sein Auge den Ungehorsamen entdecken. Zurückzuweichen war völlig unmöglich, die Menge hinter mir bildete eine undurchdringbare Mauer. Ich mußte also stehen bleiben, den Fügungen des Geschicks verfallen, und mich noch vor den beiden roten Kammerhusaren in acht nehmen, welche die Brücke nach dem Salon, gegen den Andrang zu schützen hatten. Diese machten nicht viel Umstände mit dem Volke, und es ging hier wie allerorten bei solchen Gelegenheiten. Nicht die Drängenden erlitten unsanfte Behandlung, sondern die Gedrängten, die unschuldigen Vordersten.

Aber bald löste ein reizendes Schauspiel alle Angst auf und jedes herbe Wesen. Die Königin trat in die Salonthüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich, sie trug einen stahlgrünen, seidenen Überrock und war übrigens ohne Schmuck einfach gekleidet. Das Volk begrüßte sie jubelnd, Mützen und Hüte schwenkend. Sie verneigte sich mit holdseliger Freundlichkeit nach allen Seiten und nun wurde ich Zeuge eines Auftrittes, der wohl verdient erzählt zu werden. Auf silberner Platte wurde ihr eine Tasse dargeboten, sie nahm sie und frühstückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Brust näherte sich ihr aus der Tiefe des Saals und schien des Augenblickes zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühstück die Tasse abnehmen dürfte. Plötzlich aber sah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin sich auch unter den Vordersten befand. Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen und das lange,

Digitized by Google

goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erst mit dem Finger; da aber niemand die liebenswürdige Natürlichkeit dieser Gebärde begriff, so sagte sie jemand, der hinter ihr stand, etwas, worauf der Dienstthuende über die Brücke gegangen kam und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Person wurde blutrot, gehorchte zitternden Schrittes und sah sich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte sie sagen: „Ich maße mir diese Ehre nicht an.“ Inzwischen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Tasse abnehmen; sie lehnte es aber ab, neigte sich dem Kinde, welches unbefangen umher lächelte, entgegen, faßte sein Händchen, streichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Tasse in dem Theelöffel zu kosten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach seinen Eltern, und was dergleichen mehr war. Alles dieses geschah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich stand, so daß ich diese Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin sich so lieblich mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeigte. Es wurde nicht gerufen oder sonst eine laute Freude an den Tag gelegt; aber rings um mich hörte ich murmeln, daß das eine Königin sei, wie sie sein müsse.

Dieser Tag hatte für mich eine Belehrung unerwarteter Art in seinem Schoße. Ich wußte vom alten Fritz, konnte alle Schlachten des siebenjährigen Krieges nach der Schnur her erzählen; es war mir bekannt, daß die Kaiserlichen Magdeburg zerstört hatten, und die Königin von Preußen hatte ich so eben gesehen. Aber wie das alles mit der Gegenwart zusammenhing, darüber fehlte mir jede Vorstellung. Aus Rathmanns Geschichte waren mir die alten magdeburgischen Erzbischöfe als besonders kenntliche Figuren entgegentreten, und ich glaubte daher an deren Fortbestand so treuherzig, wie Campes Kinder daran glauben, daß ihr Freund Robinson noch am Leben sei. Der Tag aber, von dem ich rede, sollte mich enttäuschen.

Glücklich und unbemerkt war ich nach Hause zurückgelangt und saß meinem Vater bei Tische gegenüber. Er hatte sofort nach der Rückkehr die Gala abgelegt, war jedoch schweigsam und ernst, und überhaupt herrschte eine gewisse feierliche Schwüle im Familienkreise. Mir wurde dabei im Bewußtsein des verbotenen Genusses, den ich gehabt, nicht ganz wohl; ich hielt es unter diesen Umständen für doppelt geraten, der Unterhaltung mich nach Kräften anzunehmen, damit sie nicht etwa in verfängliche Nachforschungen abspränge, und so fuhr ich plötzlich, als eine lange Stille im Gespräch entstanden war, mit der Frage heraus, wer jetzt Erzbischof von Magdeburg sei?

Hierauf sah mich mein Vater mit einem Blicke an, den ich nie habe vergessen können. Er hatte hellblaue Augen, die eines blitzenden Ausdrucks fähig waren. Diese blitzenden, blauen Augen auf mich werfend und auf mir haften lassend, sagte er ganz ruhig und gehalten, aber so, daß mir der Ton durch Mark und Bein ging: „Das Erzstift ist lange aufgehoben und zum Herzogtum Magdeburg gemacht. Der König von Preußen ist Herzog von Magdeburg.“ —

Digitized by Google

„Und du hast heute gegen meinen Befehl die Königin gesehen", dachte ich, würde nachfolgen, glühend in meiner Sündenschuld. Indessen verblieb es bei jener Auseinandersetzung. K. Immermann.

187. Aus Karl von Holteis Leben.

(Die Belagerung Breslaus. 1813.)

Ich kann nicht angeben, wie lange die Tage der Erwartung dauerten: nur so viel weiß ich, daß ich eines Morgens, an einem Fenster unseres Hinterhauses stehend, glühende Kugeln, die feurige Schweife hinter sich zu schleppen schienen, in schönen Bogen fliegen sah. Der Anblick war wunderhübsch, doch regte sich in mir eine Ahnung, als wenn die Sache nicht recht geheuer wäre. Ich stand allein auf der Flur, mir ward bange; ich suchte Menschen, und als ich sie fand, fand ich Wahnsinnige, Narren; sie rannten durch einander, sie weinten, sie schrieen Zeter; die alte Mutter betete und weinte, — ich auch! alles flehte um Hilfe; nur die Hilfloseste von allen, Tante Lorette, blieb ruhig und gab vernünftige Worte in den Tumult der Unvernunft.

Weil es nun aber anfing, über der Erde sehr bedenklich zu werden, so suchten viele gute Breslauer Zuflucht unter der Erde. Man fing an, sich in die Keller zu verkriechen. Die etwa bewohnbaren waren bald voll, und in Ermangelung solcher suchte man Gewölbe, massive Decken, feste Grundmauern. Wir bezogen eine kleine Wohnung dieser Art im sogenannten Hatzfeldischen Palaste, dem Sitze der Regierung, wo während der Belagerung der Kommandant oder Gouverneur der Stadt wohnte.

Jene Not- und Angstwohnung bestand aus einem kleinen Stübchen nebst Kämmerlein; es war die Wohnung des Kutschers Sr. Excellenz, der sie uns für schweres Geld geräumt hatte, dicht dabei die Pferdeställe.

Nun denke man: in solchem engen Raume wohnten, lebten, schliefen die Mutter, Tante Lorette, Tante Julie, Onkel Riedel, die verwitwete Direktorin, zwei Dienstmädchen, die Hunde und meine Wenigkeit. Die Fenster waren durch große Holzstöße und Pferdemist von außen bedeckt, kein Schimmer des Tageslichts drang durch. Und nun summten und brummten die Kugeln und Bomben über uns; das war ein ewiges Krachen, Knallen, Platzen und Knackern. Ich hatte mich sehr bald an den Spektakel gewöhnt; die andern, mein' ich, auch. Es wurde viel gegessen und getrunken; wo die genießbaren Vorräte in solcher Menge herkamen, mag Gott wissen. Ich spielte mit bleiernen Soldaten, mit den Hunden, kroch in die Pferdeställe, wo tausend Kaninchen umherliefen und amüsierte mich im ganzen recht gut. Manchmal hieß es: „Nun kommt ein Parlamentär, es ist Waffenstillstand!" Dann hörte das Gekrache auf, ich ging in den Vorhof des Palastes, da kam er angefahren, der Abgesandte, eine weiße Binde um die Augen, stieg aus und ging zum Gouverneur; ich trieb mich mit den andern Kindern auf der Gasse umher, bis er wieder herabkam, wieder einstieg, abfuhr; dann hieß es: „Marsch, ins Loch!" und der große Condé — denn nicht anders nannte sich unser Diener — schleppte mich aus dem Tage in die Nacht. Da wähnten wir uns sicher, wie in

Digitized by Google

Abrahams Schoß. Es wurde viel gescherzt und gelacht, besonders wenn zu nächtlicher Zeit der Höllenlärm der Geschütze den Schlaf störte; und ich war der Bajazzo der verehrten Gesellschaft. Einen Hauptspaß gewährte die immer wiederkehrende Frage, ob wohl herein- oder hinausgeschossen würde? und man übte das Gehör zur Entscheidung. Manchmal aber konnte auch das feinste Ohr nichts mehr unterscheiden, denn die Kanonade wurde zuzeiten auf beiden Seiten so heftig, daß man taub zu werden vermeinte, daß die Mauern und der Fußboden dröhnten. An einem solchen geräuschvollen Tage stürzten plötzlich unsere Nachbarn, die Kutscher, mit Eimern und Feuer schreiend aus den Ställen. Es brannte dicht neben uns. Eine Bombe war, trotz Holz und Mist, von der Straßenseite durch ein Fenster durchgedrungen, hatte die Möbeln angezündet und im Bersten das Gewölbe von innen beschädigt. Wir waren nur durch eine Mauer von diesem kleinen Schauplatz der Zerstörung getrennt, und ich — mutlos und zitternd vor der Gefahr, aber bis zum Unsinn keck und vorwitzig in derselben — hatte mich im allgemeinen Tumult in das Gedränge gemischt, wo mich ein Mädchen meines Alters mit Bewunderung erfüllte, welche aus den Flammen ein kleines Vogelhäuschen, und in diesem, von Schutt bedeckt und fast unkenntlich, aber doch lebend und zwitschernd ihren kleinen Zeisig rettete. Das Feuer war bald gelöscht. Unsere Ruhe aber, unsere geträumte Sicherheit war dahin. „Also auch in feuerfesten Gewölben ist man nicht sicher?“ hieß es, und „In die Keller!“ riefen alle Stimmen. Unter den Hauptfronten des Palastes befanden sich tiefe, undurchdringliche Keller; zu diesen wurden die Schlüssel herbeigeschafft, Betten und Gerät aller Art zusammengepackt, und die Prozession begann. Um aber in die Keller zu gelangen, mußte man einen, wenn auch kleinen Hofraum passieren. Condé nahm Tante Lorette auf den Arm, Onkel Riedel führte die alte Mama, sie kamen glücklich hinüber. Ihnen folgten die Dienstmädchen, Tante Julie begleitend; auch sie erreichten den Eingang zum Keller ohne Schaden, nur eine Paßkugel war sausend über sie hinweggeflogen. Blieben ich und die Frau Direktorin. Sie hatte nicht rechte Lust zu wagen, was doch endlich gewagt werden mußte.

Ich trug einen Mops auf dem Arme, ich sehnte mich nach dem Keller; ich nahm einen Anlauf. Noch hatt' ich nicht die Mitte des Hofes erreicht, als eine alte dicke Mutter-Bombe, mir zur Rechten, in den Holzstoß fuhr, der unsere Fenster schützte. Schwere Kloben flogen um mich her wie Mücken. Ich blieb bei Besinnung, doch war ich wie gebannt; der Schreck hatte mich festgezaubert; ich konnte weder vor- noch rückwärts. Hinter mir hört' ich Gott und seine himmlischen Heerscharen anrufen. Jenny, unser Mops, bellte auf; ich gab ihm einen Kuß auf seinen schwarzen Mund. Puff! und eine zweite Bombe fiel vor meinem Angesicht nieder und machte sich im Steinpflaster des Hofes ein Bett, wie eine Henne, die sich im Sande badet. Den Zunder sah ich lustig glimmen, die andere hört' ich im Holze rumpeln; meine Sinne verließen mich noch nicht, aber der Atem verging mir. Jetzt faßt mich eine Hand kräftig beim Rockschoß und zieht mich zurück in die Stallthüre, und drinnen umhalst

Digitized by Google

mich die zitternde Frau: „Um Gottes-Jesus-willen, Karl, lebst du noch?“ — „Ich und die Jenny!“ war meine Antwort. Und Krach! Krach! wie man eins, zwei sagt, platzen beide Bomben und ein Stück gegen die dicke Stallthüre, daß es ein Loch giebt wie einen Pferdekopf — Eisen, Splitter und Späne schwirren im Stalle umher. „Nun“, sagte die gute Frau, „nun, Herr, in deine Hände!“ und mit diesem Ausruf, mich an der Hand haltend, dem Keller zu, wo uns, den Totgeglaubten, schon hundert Arme entgegen kamen. Denn der ganze, große Keller war bewohnt; wer sich nur hatte einschleichen können, war mit seinem Gebündel Betten eingerückt. Nun ging ein lustig Leben an: es war ein Bivouac unter der Erde. Jeder richtete sich seine Haushaltung ein; Bretter bildeten die Grenzen; Fässer und Tonnen waren Stühle und Tische; eine Laterne der Kronleuchter. Der Freund besuchte den Freund in seinem Verhau; neue Bekanntschaften wurden geschlossen; zum Thee, zum Kaffee lud dieser jenen ein. Wo alle Lebensmittel herkamen, weiß ich, wie schon oben erwähnt, nicht zu erklären; aber so lang ich lebe, hab' ich nicht so viel Speise und Trank vertilgen sehen, als damals. Im tiefsten Hintergrunde entdeckten kühne Wanderer den Weinkeller des Ministers, der nur durch Lattenverschläge gedeckt war. „Wer weiß, ob wir morgen noch leben? ob morgen die Stadt noch steht?“ Zwei Nägel wichen, und die Flaschen gingen von Hand zu Hand.

Alles auf Erden muß ein Ende haben, demnach auch eine Belagerung. Böse Zungen wollen behaupten, die Breslauer Belagerung hätte länger dauern können, wenn man es in der Stadt so ernstlich gemeint hätte als draußen. Davon begreift ein achtjähriger Knabe nichts; und weil man mir mein Handwerk, als Entdeckungsreisender im Keller, nachdrücklich gelegt hatte, so war es mir bald ganz recht, daß wir ihn verlassen durften. Die Kapitulation war geschlossen, die Feindseligkeiten beendet, das Geschieße hörte auf, und wir zogen wieder ein in unsere schöne, heitere Wohnung, die wir unbeschädigt fanden. Auch nicht ein Kügelchen hatte sich dort unnütz gemacht. K. v. Holtei.

188. Aus Justinus Kerners Jugend.

I.

Mein Geburtsort ist Ludwigsburg, eine der Haupt- und Residenzstädte Württembergs. Der Tag, an welchem ich geboren wurde, war der 18. September 1786.

Mein Vater war Oberamtmann in dieser Stadt, mit dem Titel eines Regierungsrates. Am Tage meiner Taufe war mein Vater verlegen um den Namen seines vierten Sohnes. In seiner Unschlüssigkeit betrachtete er die Familienbilder, die im kleinen Bildersaale in großen Ölgemälden, von seinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf, an den Wänden hingen. Sein Blick fiel zuerst auf das Bild eines Mannes in geistlichem Gewande mit einem langen Barte, der ganz breit und unten in einer geraden Linie abgeschnitten, ihm von Kinn an bis auf die Brust wie eine

Digitized by Google

weiße Serviette reichte. Dieser Mann führte den Namen Justinus Andreas, und lebte im Jahre 1650 als Spezialsuperintendent in Güglingen, wo noch jetzt die gleiche Abbildung von ihm sich in der Kirche befindet. Nach diesem nun schöpfte mir mein Vater die Namen Justinus Andreas, welche nicht gewöhnliche Namen aber meiner Mutter nach der Taufe große Skrupel machten (obgleich den Namen Justinus noch viele meiner Voreltern führten), so daß mein Vater zu ihrer Beruhigung in das Kirchenbuch auch den sehr christlichen Namen Christian einschreiben ließ, mit welchem ich dann gewöhnlich im Kreise meiner Familie genannt wurde.

Während meiner ersten Kindheit regierte noch der Herzog Karl Eugen. Er hatte in Ludwigsburg seine Sommerresidenz, und in dieser Zeit füllten sich die weiten, menschenleeren Gassen, Linden- und Kastanienalleeen Ludwigsburgs mit Hofleuten in seidenen Fräcken, Haarbeuteln und Degen, und mit den herzoglichen Militärs in glänzenden Uniformen und Grenadiermützen, gegen welche die andern wenigen Bewohner in bescheidenen Zivilröcken verschwanden. Das prachtvolle Schloß mit seinen Plätzen und Gärten, der nahe Park mit dem sogenannten Favoritschlößchen, die schattenreichen Alleeen von Linden- und Kastanienbäumen, die in weiten Reihen auf die Stadt zu liefen und auch in der Stadt die schönsten Schattengänge voll Blüten und Duft bildeten, der große, weite Marktplatz der Stadt selbst mit seinen Arkaden waren oft der Schauplatz der Vergnügungen dieses weltlustigen Fürsten, Schauplätze von Festen, die, gedenkt man ihrer in jetziger Zeit, einem nur wie bunte Träume erscheinen. So fanden in der dem Schlosse gegenübergelegenen Favorite die ungeheuersten Feuerwerke statt, mit einem Aufwande, der dem am Hofe von Versailles gleichkam. In seinen früheren Zeiten schuf der Herzog oft im Winter, in den sein Geburtstag fiel, Zaubergärten, ähnlich denen, die in den Erzählungen von „Tausend und eine Nacht" vorkommen. Er ließ in der Mitte des Herbstes über die wirklich bestehenden schönsten Orangengärten von tausend Fuß in der Länge und hundert in der Breite ein ungeheures Gebäude von Glas errichten, das sie vor der Einwirkung des Winters schützte. In dessen Wänden verbreiteten zahllose Öfen Wärme. Das ganze Gewölbe des großen Gebäudes trug das schönste Grün, und es hing so in der Luft, daß man keinen einzigen Pfosten bemerkte. Da bogen sich Orangenbäume unter dem Gewichte ihrer Früchte. Da ging man durch Weingärten voll Trauben wie im Herbste, und Obstbäume boten ihre reichsten Früchte dar. Andere Orangenbäume wölbten sich zu Lauben. Der ganze Garten bildete ein frisches Blätterwerk. Mehr als dreißig Bassins spritzten ihre kühlen Wasser und 100000 Glaslampen, die nach oben einen prachtvollen Sternenhimmel bildeten, beleuchteten nach unten die schönsten Blumenbeete.

In diesem Zaubergarten nun wurden die großartigsten Spiele, dramatische Darstellungen und Ballette und Tonstücke von den größern Meistern damaliger Zeit ausgeführt. Das war noch die Zeit der stürmischen Periode dieses Herzogs, wo er bei einem solchen Feste einmal in weniger als fünf Minuten für 50000 Thaler Geschenke in geschmackvollen Kleinodien an die anwesenden Damen austeilte.

Digitized by Google

Auf dem großen Marktplatze, auf dem die Oberamtei, das Haus meiner Geburt, stand, wurden venetianische Messen gehalten. Der große Marktplatz war zeltartig mit Tüchern bedeckt, Verkäufer und Käufer waren maskiert. Es war ein buntes Getümmel von Masken, welche die tollsten Aufzüge und Spiele ausführten, worunter nicht das Stärkste ein riesenhafter Heiducke des Herzogs war, der in die Maske eines Wickelkindes gekleidet, in einer Wiege herumgeführt und von einer Amme, die ein Zwerg war, mit Brei gespeist wurde. Von den Fenstern des Oberamteigebäudes konnte man den Marktplatz am besten überschauen, daher nahm der Herzog in solcher Zeit mit seiner Gemahlin Franziska den Aufenthalt daselbst.

Meine Eltern mußten da jedesmal Raum schaffen, ja, auch die unteren Gelasse des Hauses, wo die Schreibstuben waren, mußten geleert werden.

Der Herzog mit seinem goldbordierten Hütchen, seiner mit Buckeln versehenen, gepuderten Frisur mit einem Zöpfchen, seinem kirschroten Rocke, seiner gelben Pattenweste, seinen gelben Beinkleidern, hohen Stiefeln und Stiefelstrümpfen, und die Herzogin im weiten Reifrocke mit schlanker Taille, hoher gepuderter Frisur, auf der hoch oben eine gelbe Bandschleife, wie ein Kanarienvogel saß, sind meine ganz in Nebel schwimmenden, traumhaftesten Erinnerungen.

Etwas heller blieb in meinem Gedächtnisse ein Mann, der zu jener Zeit und auch noch später öfter unser Haus besuchte und um dessen Stock, um auf ihm zu reiten, sich oft meine Brüder schlugen. Es war eine kräftige Gestalt mit großen Augen, einer etwas aufgestülpten Nase und einer toupetartigen Frisur, ein Mann mit lebhaften Bewegungen und tönender Stimme: der Dichter Schubart.

Er war ein Jahr nach meiner Geburt aus seiner zehnjährigen Gefangenschaft befreit und zum Hofdramaturgen in Stuttgart ernannt worden, wo er dann Ludwigsburg, seinen frühern Wohnort, und meinen Vater, hielt sich der Hof und das Theaterpersonal in Ludwigsburg auf, öfter besuchte.

Mein Vater liebte ihn seines Genies wegen, war aber öfter als Beamter genötigt, gegen sein zügelloses Wesen einzuschreiten. Dennoch gedenkt Schubart desselben dankbar in seiner Lebensgeschichte. So sagt er von ihm: „Regierungsrat Kerner, die beste, gütigste Seele, liebte und schätzte mich bei allen meinen Fehlern, in der menschenfreundlichen Erwartung, der Sturm werde sich legen.“ Schubart hatte ihn zum Taufpaten eines ihm zu Ludwigsburg geborenen Sohnes erwählt.

Schubart kam meistens zur Abendzeit zu uns, wo meine Schlafstunde war, setzte sich bald ans Klavier, spielte und sang, wobei ich selten einschlief, aber mich vor Angst oft schlafend stellte.

Außer den venetianischen Messen gab es auf dem großen Marktplatze vor dem väterlichen Hause auch noch andere Auftritte, die sich in eine kindliche Phantasie fest einprägten.

Hier marschierten oft die riesigen Grenadiere, man hieß sie Legioner des Herzogs, zur Parade oder bezogen die naheſtehende Hauptwache. Sie

Digitized by Google

waren nach dem Schnitte der Leibgarde Friedrichs des Großen gebildet, in Größe und Gestalt von Pappelbäumen, in roten Fräcken mit schwarzen Aufschlägen, und hatten auf den gepuderten Häuptern über den steinharten Zöpfen, hohe, spitze Grenadiermützen sitzen, die mit gelbem Bleche beschlagen waren. Oft hatte man hier auch derben Ohrenschmaus von einer Versammlung von Tambours, nach deren Trommelschlag ein gnädiger Pardon den diesem Soldatenjammer entlaufenen Landeskindern verkündigt wurde. Nicht selten fand auch auf diesem Platze die leidige Exekution eines Spießrutenlaufens statt oder konnte man aufgerichtete Galgen bewundern, an denen die Namen Desertierter angeschlagen waren.

Die bedeckten Gänge unter den Häusern des Marktplatzes waren zu jeder Jahreszeit ein bequemer Spielplatz für die Jugend, wo allein der oberste Teil desselben, die gegen das Rathaus schauende linke Ecke, für uns Knaben oft gefährlich war. Hier hatte ein alter, in seinem ganzen Wesen eigentümlicher Italiener, Namens Minoni, seinen Spezereiladen und nebenbei einen großen Hühnerstall.

Alle Abend sah man ihn zur Sommerszeit mit seiner alten, bald hundertjährigen Schwester in seinen entfernten Garten fahren. Dieselbe sah man nie, ohne daß sie auf dem Schoße ein uraltes Hündchen barg. Am Chaischen war ein fünfzigjähriger, kaum mehr beweglicher Rappe angespannt, dessen Schweif und lange Mähnen altersgrau waren, während ein ebenfalls uralter Ladendiener, Pietro Morano, den Laden und die Hühner hütend, zurückblieb, die uns im Raume der Arkaden spielenden Knaben oft zur Übung unseres Mutwillens dienten. Kamen wir mit unsern Spielen in ihren Bereich, und flatterten sie aufgestört mit Geschrei davon, so drang der ergrimmte Morano mit aller Wut auf uns ein. Aber je wütender er ward, je neckender und wagender wurden wir Knaben. Sobald er wieder in seinen Laden zurückgekehrt war, standen wir wieder ihn zu erwarten da; der neue Angriff und abermaliges Entfliehen begann, was sich den Tag über zur Zeit unserer Muße öfter wiederholte und eigentlich auch zu unsern Spielen und damaligen Turnübungen gehörte.

Zum Spiele, Drachen steigen zu lassen, war dieser große Marktplatz und das windige Ludwigsburg auch sehr geeignet. Mancher Drache aber fand seinen Untergang an den Kränzen der beiden Stadtkirchentürme, wo wir sie dann den ganzen Sommer durch, an den Schwänzen aufgehängt, bewunderten. Wir wetteiferten miteinander, solche Drachen in den verschiedensten Formen zu machen. Drachen, die auf der Erde die Größe eines Mannes überboten, hatten in der Höhe kaum die Größe einer Schwalbe; auch wußten wir solche zu verfertigen, die im Steigen und in der Luft brummende Töne von sich gaben, ein Spiel, das ich noch im Alter zu Weinsberg auf meinem Turme fortsetzte.

Wie im großen und in natura, so dienten mir diese Stadttürme mit ihrer Kirche auch nachgemacht und im kleinen oft zum Spielzeuge. Mehr die Arbeit eines Schreiners, als eines Steinhauers scheinend, wurden sie auch sehr oft von Schreinern als Kinderspielzeug in Holz gebildet, so auch die Garnisonkirche und die Hauptwache auf dem gleichen

Digitized by Google

Platze. Sie brachte mir einmal der von mir so gefürchtete Mann, der ehemalige Organist der Kirche, der Dichter Schubart, in einer Schachtel zum Geschenk aus Stuttgart mit, wodurch meine Furcht vor ihm nach und nach verschwand.

Es ist mir auch noch wie ein Traum, daß ich die letzte, späteste Lieferung der von dem Herzog Karl an Holland verkauften, nach dem Kap bestimmten Truppen, unter dem Gesange des schönen Liedes von Schubart: „Auf, auf ihr Brüder und seid stark!" die Schloßallee hinabziehen sah.

Noch lebendiger aber erinnere ich mich eines andern Zugs — des nächtlichen Leichenzuges des Herzogs zur Gruft seiner Väter im Corps de Logis des Schlosses. Wachskerzen und brennende Pechkränze waren von dem Thore an, durch das man nach Stuttgart kommt, bis zur Schloßkirche aufgestellt. Durch diese ging der Zug mit der Leiche des Herzogs von acht schwarzbehängten Schimmeln gezogen, gefolgt von Wagen, Trabanten und Reitern, aber nicht langsam und feierlich, sondern unbegreiflicherweise rasch, dem Dunkel zu, in dem aller Erdenglanz auf immer erlischt.

Der zum Himmel aufwirbelnde Rauch der Wachsfackeln und Pechkränze bildete, wie mir noch wohl im Gedächtnis steht, hoch über den Alleeen, dem Schlosse und den Häusern der Stadt in dem erhellten Nachthimmel die sonderbarsten Gestalten, gleichsam einen gespenstischen Zug, mit dem mir der Geist des Herzogs über seiner Leiche zu schweben schien. Später, als nach der Regierung des Herzogs Ludwig eine große Stille eintrat und die Räume des Schlosses sehr verlassen standen, gebrauchten wir Knaben gerade oft jenen Teil des Corps de Logis des Schlosses, wo die Gruft sich befindet, zu unsern Soldatenspielen, und blickten da oft durch das am Erdgeschoß befindliche Gitter auf den mit rotem Sammet beschlagenen Sarkophag des Herzogs Karl und die andern fürstlichen Särge nieder.

II.

Bald nach Herzog Ludwigs Tode wurde Ludwigsburg eine Zeitlang durch eine Menge französischer Ausgewanderter wieder lebhaft. Es befanden sich unter ihnen viele in ihrem Vaterlande einst hochgestellte Männer und Frauen.

Nach und nach erschienen in Ludwigsburg und in Stuttgart Prinz Condé, Prinz Conti Duc de Bourbon, Duc d'Enghien (der im Jahre 1804 in Ettenheim verhaftet und in Vincennes erschossen wurde), eine Ducheſſe de Liancourt, eine Äbtissin von Remiremont, ein himmellanger Mann, von dem es hieß, er sei der Erzbischof von Paris, mit einem Zuge von Geistlichen, Graf Artois, Comte Castelneau u. s. w.

Im April (1793) logierte Philipp Egalité der Jüngere (der nachherige König Philipp) mit General Dumouriez einige Tage zu Ludwigsburg im Gasthof zur Kanne. Alles lief dahin sie zu sehen. Sie wollten

Digitized by Google

den Herzog zu Hohenheim besuchen, der sie aber aus Furcht vor den damaligen Machthabern Frankreichs nicht annahm. Mein Vater hatte mit ihnen, da er der französischen Sprache sehr mächtig war, besonders aber auch als Oberbeamter, vielen Umgang.

Ich erinnere mich aus jener Zeit noch mancher schönen Frauengestalt, die unser Haus besuchte, die freundlich gegen mich, den Knaben, war, deren Mienen wohl, aber deren Sprache ich nicht verstand. Vor allem blieb mir ein Mädchen von ungefähr sieben Jahren im Gedächtnis, das die feinsten Züge an sich trug, immer ganz weiß gekleidet war und stets mit einem schwarzen Sammetkäppchen auf den blonden Haaren erschien. Eine schwarz gekleidete Dame war seine Begleiterin. Ich wurde öfters zu ihnen geschickt, sie aus dem Gasthofe, in dem sie wohnten, ins elterliche Haus zu rufen, was mir immer Freude machte. Aber bald durfte ich dieses nicht mehr. Das Mädchen war vom Scharlachfieber befallen worden und in wenigen Tagen eine Leiche. Meine Betrübnis war sehr groß, und ich blickte den Blumen, die die Mutter ihm zu seinem Sarge sandte, mit Thränen nach, weil man mich nicht mit ihnen gehen ließ.

Dieses weiße Mädchen ist mir oft später noch in Träumen, ganz wie es lebte, vorgekommen und hat für mich heute noch etwas geheimnisvoll Heiliges. Noch erinnere ich mich einer Gräfin Bouaclareau. Diese wohnte in dem väterlichen Hause unseres Dichters Eduard Mörike, der Kanne gegenüber, spielte die Harfe und begleitete sie oft noch in stiller Nacht mit den Tönen eines klagenden, tief eindringenden Gesanges. Da war unser Dichter noch nicht geboren, mich aber zog damals als Kind die romantische Erscheinung dieser Frau und ihres Gesanges oft zum Hause seiner Geburt hin. Die Emigranten hatten ein eigenes Spiel mitgebracht, das bald in ganz Ludwigsburg und Stuttgart zur Mode wurde; das waren die sogenannten Joujous, Rädchen, die durch eine geschickte Schwingung an einer feinen Schnur auf und ab liefen. Auf allen Spaziergängen begegnete man Herrn und Damen, die dieses Spiel trieben, ja, selbst aus den Fenstern der Häuser rollten diese Rädchen auf und nieder. Man sah sie von Holz, von Elfenbein, von Stahl; und es wurde sogar zuletzt ein Luxus mit in sie eingelegten Steinen und andern Verzierungen getrieben. Dies war nun auch ein erwünschtes Spiel für uns Kinder und blieb mir eine so liebe Erinnerung, daß ich noch jetzt im 60. Jahre einen Joujou mit Vergnügen auf und nieder treibe. Der Aufenthalt vieler reicher Auswanderer zog damals auch manche Schauspieler und Künstler, wie z. B. auch Seiltänzer, englische Reiter und einen Besitzer komödiespielender Hunde herbei. Diesem Manne wurde das Theater im Schlosse eingeräumt, und wir Kinder vergnügten uns am Spiele dieser Tiere natürlich viel mehr, als an dem der belobtesten Schauspieler; ja, es kam durch die lange Anwesenheit dieser Hundekünstler so weit, daß die Kinder zu Hause und unter den Arkaden des Marktplatzes und in den Alleeen wie jene Hunde gingen, tanzten und bellten, und ihnen noch lange diese Unart, trotz aller Rüge der Eltern und Schullehrer, blieb. Ein Fremder, der damals nach Ludwigsburg kam, ohne die Veranlassung zu solcher Gewohnheit der

Digitized by Google

Kinder zu wissen, muß geglaubt haben, es bewohne diese Stadt ein Völklein von ganz eigener Abstammung.

Auch Abenteurer versuchten zu jener Zeit in dieser Stadt ihr Glück — und es ist jetzt unbegreiflich, aber gewiß, daß einmal ein solcher mit der Anzeige erschien, er werde auf den Abend im Schloßtheater ein Kanonenkonzert geben. So viel ich mich erinnere, spiegelte er vor, durch Losschießen kleiner Kanonen von verschiedenem Kaliber Melodieen hervorzubringen. — Alles strömte in das Theater, und der Künstler sammelte ein gutes Entree ein. Als man ins Parterre und in die Logen trat, war natürlich der Vorhang noch gefallen, allein er zog sich nie auf; der Betrüger war mit der Kasse bereits über die Mauern der Stadt, bevor die Menge einsah, daß sie wirklich betrogen worden. Ein redlicherer Unterhalter des Publikums war damals ein Herr Enslin, welcher seine kunstreichen Automaten aufs Theater brachte und in dem Schloßgarten Ritter auf Rossen und eine ganze wilde Jagd von Tieren und Jägern sich in die Luft erheben und unter den Wolken verschwinden ließ. Noch erinnere ich mich auch aus dieser Zeit eines armen Emigrierten, welcher nebst andern Kunstgebilden, die er selbst verfertigte, eine Dose vorzeigte, unter deren überglastem Deckel zwei sich bewegende, scheinbar lebendige, Figürchen sich befanden; es war ein junges Mädchen, welches von dem weißen Barte eines alten Einsiedlers herabspann. Das Bildchen sah unsäglich fromm aus und blieb mir bis heute noch ganz farbig im Gedächtnisse.

III.

Eine halbe Stunde von Ludwigsburg lag ein Lustwald, das sogenannte Osterholz. Diese Waldanlage hatte etwas Unheimliches, Grausenhaftes. Mitten in ihr, in großer Verlassenheit, steht ein Schlößchen, das schon damals in seinem Innern sehr öde und zerfallen war. Wir öffneten seine Thüren stets mit Schauern. Gemeiniglich von Fledermäusen und Eulen zurückgeschreckt, verließen wir es schnell wieder und befürchteten, es folge uns etwas Gespenstisches nach.

Von dem Osterholze aus besuchte ich auch oft mit meinem Vater und meinen Schwestern die Feste Asperg. Das Merkwürdigste war mir daselbst des Dichters Schubart Gefängnis. Es stand auf dem höchsten Punkte dieses Berges, 1128 Fuß über der Meeresfläche und heißt das Belvedere, denn die Aussicht auf ihm ist prachtvoll. Der größte Teil Württembergs, besonders die Gefilde des untern Neckars mit ihren Städten, Dörfern und Burgen liegen hier im schönsten Lichte ausgebreitet. Der arme Sänger saß tief unten in einem kleinen Gewölbe, wo nur wenig Licht und Luft, jedenfalls keine Aussicht ins Freie war. — Welche Tantalusqualen müssen für ihn die Freudenausbrüche der Besucher dieses Belvedere beim Anblick der schönen Naturumgebung gewesen sein, drangen sie zu ihm hinab in den dunkeln, verlassenen Kerker, in welchem er so viele Jahre lang saß!

Der nachherige König Friedrich (damaliger Erbprinz) bewohnte ein eigenes Palais in Ludwigsburg, das nun das Museums-Gebäude ist.

Digitized by Google

Seine zwei Söhne, Wilhelm und Paul, wurden bei und von ihm erzogen, und er schien gegen sie ein so strenger Vater gewesen zu sein, als der meinige gegen meine ältern Brüder war.

Meinen Vater schätzte er als Menschen und Beamten sehr, und ich wurde öfters als Gespiele zu den Prinzen in den Garten an ihrem Palais gerufen. Ich erinnere mich, daß ich im Spiele mit ihnen öfters, wie sie auch, bald den Kutscher, bald das Pferd machte.

Das von Mauclersche Haus und das meiner Eltern stand damals auch in Freundschaft miteinander. Der ältere Sohn war schon bei Errichtung der jungen Landmiliz manchmal mein Exerziermeister gewesen. Lange konnte ich nicht begreifen, was rechts und links sei, bis er mir, um es mir recht ins Gedächtnis zu prägen, von meinen Spielsachen ein Dächlein auf den rechten Arm und ein Häuslein auf den linken band.

Wie es eines besonderen Mittels bedurfte mir einzuprägen, was links und rechts sei, so war auch alles Lernen für mich in früherer Jugend sehr schwer. Auch sonderbare Vorurteile, die der Verstand leicht hätte bezwingen können, prägten sich mir oft lange und fest ein. So hatte ich einen Kameraden, den ich herzlich liebte; er war der Sohn eines Malers Perneaux aus der herzoglichen Porzellanfabrik. Ich kam oft in seine Wohnung, die nächst der Oberamtei war. Die Verfertigung der nachher so berühmt gewordenen Porzellanfigürchen, mit deren Modellierung und Malerei sein Vater und seine Brüder sich beschäftigten, bannte mich oft tagelang in sein Zimmer; aber hätte ich daselbst auch den größten Hunger und Durst erlitten: ehe ich etwas aus diesem Hause getrunken oder gegessen hätte, wäre ich lieber gestorben. Denn ich wußte, daß die Leute katholisch waren, worunter ich mir etwas ganz Besonderes dachte, ohne daß ich von meinen Eltern je gelernt hätte, ein solches Vorurteil zu hegen. Und doch war mir nichts anziehender als die katholische Kirche im Schlosse, die ich oft besuchte, und wobei ich es immer einzurichten wußte, daß mich der Geistliche im Vorübergehen gewiß mit dem Wasser des Weihwedels besprengte, obgleich ich das Wasser in jenem katholischen Hause nicht trinken wollte.

Einen langen alten Sprach- und Fechtmeister, einen katholischen Franzosen Namens Martell, der in der Stadt kein Fortkommen mehr fand, hatte mein Vater mit Sack und Pack ins Haus aufgenommen. Er war einst Leibgardist unter Ludwig XV. Meinen Brüdern erteilte er in den Vakanzen Unterricht im Fechten und in der französischen Sprache. Er wurde bald sehr elend und altersschwach. Nächtlich verfiel er oft in Träume aus seiner vergangenen Zeit, stand als schlafwach auf, kleidete sich an, nahm seinen Degen und postierte sich mit solchem, in grauem Schlafrocke, hoher Zipfelkappe, eine lange, abgezehrte, graubärtige Gestalt, wachestehend vor die Thüre seines Zimmers, wie er es in vergangener Zeit im Schlosse zu Versailles thun mußte, und so fand man ihn eines Morgens mit dem Degen in der Hand, vor der Thüre tot. Mein Vater ließ auf seinen Sarg seinen Degen und zwei Lilien aus unserm Garten legen, und wohl erinnere ich mich seines Leichenbegängnisses, nach damaliger Weise bei Nacht und Fackelschein.

Digitized by Google

IV.

Nächst der Oberamtei wohnte auch ein alter Bürgermeister, Namens Kommerell. Es war ein Mann, noch dicker als mein Vater; er trug gewöhnlich eine gepuderte Perücke, hinten mit einem breiten Haarbeutel mit großen schwarzen Maschen, und auf den Seiten über die Ohren hatte die Perücke Buckeln von Horn. Kam er vom Rathaus zurück, so legte er die Perücke ab. Haarbeutel und Buckeln wurden abgeschnallt, und letztere dienten mir oft zum Spiele; ja, ich lernte sogar nach und nach Töne wie aus einer Pfeife aus ihnen hervorbringen. Ob er gleich ein gestrenger Herr und gegen Bürger und Bauern sehr grob war, so mußte er doch meinem Vater untergeben sein, und so durfte auch ich bisweilen auf seinen Sammethosen reiten, und oft trug er mich noch auf den Armen, wenn er schon den roten Rock und die weiße seidene Pattenweste anhatte, um auf das Rathaus zur versammelten Bürgerschaft zu gehen. Zu diesem Gange drückte er gemeiniglich ein kleines dreieckiges Hütchen, in welchem auch ich manchmal herumstolzierte, während ich auf seinem spanischen Rohre mit goldenem Knopfe ritt, tief in die Stirn herein. Am lebendigsten steht er mir noch vor Augen, wenn er, auf der großen steinernen Treppe des Rathauses stehend, bei Huldigungen oder sonstigen festlichen Anlässen eine Rede an die Bürger hielt, und an dem Schlusse derselben mit dem Rufe: „Vivat unser allerdurchlauchtigster Herzog und Herr!“ das Hütchen dreimal in die Luft warf und dreimal wieder geschickt in den Händen auffing. Das war ein Jubel für uns Kinder, und des Bürgermeisters Kommerell Hütchen steht gewiß noch im Gedächtnis manches Ludwigsburgers von meinem Alter.

Als General Dumouriez mit dem nachherigen König Philipp im Gasthofe zur Kanne in Ludwigsburg angekommen war, warf sich der Bürgermeister Kommerell auch in seinen Amtsstaat, den vornehmen Herren die Aufwartung zu machen, aber als sie ihn ansprachen, verstand er nicht zu antworten. Da schrie er zum Fenster der Kanne hinaus mit brüllender Amtsstimme nach dem Stadtpatrouillanten Eberle, er solle sogleich seine Tochter holen, die Rike, die französisch verstehe. Diese zog der Vater an den Haaren herbei. Der Herr Bürgermeister befahl ihr französisch zu sprechen, sie brachte aber nichts heraus als: Oui, Monsieur Général, je suis été — — welche Worte der Bürgermeister nachsprach, womit er dann lange gefoppt ward.

Einen Kontrast gegen diesen Bürgermeister machte sein Stadtdiener, der mit der Blechkapsel unter dem Arme jeden Morgen aus- und einging, auch den Herrn Bürgermeister bei seinem Gange auf das Rathaus, in geziemender Entfernung, die Akten in der Kapsel tragend, begleitete. Dies war eine ganz kleine zwergartige Gestalt, mit einem fast zum Rade gebogenen Rücken, über welchen von dem sehr haarlosen Kopfe ein mehrere Ellen langer, dünner Haarzopf in Wellenlinien sich herabzog. Das Männlein mit gutmütigem Blicke, etwas dicker aufgestülpter Nase, sehr großem Munde und ganz feinem Stimmlein, war die Demut und Dienst-

Digitized by Google

fertigkeit selbst, so daß es, wie der Herr Bürgermeister auf Stock und Sammethosen, mich oftmals unter den Arkaden auf seinem Rücken reiten ließ, wobei ich mich seines langen Haarzopfes zu Leitseil und Peitsche bediente.

Die amtliche Bedienung meines Vaters war ein alter, gewesener Tambourmajor, der ein Alter von mindestens 90 Jahren erreicht haben muß. Er hatte im siebenjährigen Kriege zuerst eine Schanze erstiegen und dadurch diesen Ehrendienst erlangt. Er hieß Vogel und war eine hagere, hohe Gestalt mit langem Zopfe und sehr aufrechter, militärischer Haltung. Er bediente aber zugleich den Rappen, der meinen Vater und mich oft nach Neckarweihingen an den Fluß zum Bade führte. Dieses Reit- und Chaisenpferd gehörte eigentlich auch ganz zur Familie. Wir liebten es alle wegen seiner Zahmheit und Kraft. Wenn mein Vater des Nachts von Stuttgart zurückkehrte, hing er gemeiniglich, um zu schlafen, das Leitseil über den Arm, und das treue Tier geleitete ihn sicher, allen andern Gefährten von selbst ausweichend, bis vor das Ludwigburger Thor. Auch meine Mutter fuhr oft ganz allein mit ihm, ohne Kutscher. Mein Vater ließ es oftmals abmalen.

Jener alte Amtsdiener hatte den Tag über meistens seinen Sitz in den Arkaden auf einer grünen Bank vor der Thüre der Oberamtei. Nachmittags fand man ihn da oftmals ganz aufrecht sitzend schlafen und im Schlafe auf seinen gelben, ledernen Beinkleidern trommeln, dann mit einem Pfiffe erwachen und verwundert um sich schauen; denn er vermeinte sich im Traume noch bei seinen Trommlern. Wenn wir ihn so schlafend dasitzen sahen und jenes Trommeln seiner Finger anfing, so holten wir Knaben einander oft leise herbei, sahen ihm lange zu und weckten ihn endlich durch einen Zug am langen Zopfe, von dem er dann erwacht, uns Hiebe austeilte.

Sonst ergötzte er uns Kinder besonders durch seine Kunst in Holz zu schnitzen, und wir quälten ihn um manches Kunststück von seiner Hand. Vortrefflich verstand er die Kunst Pfeile zu schnitzen und Bögen dazu zu verfertigen, die wir dann auf dem Marktplatze in die Höhe und in die Weite schossen, ja, manchmal verletzten wir damit sogar die schwarzen Lederhosen, die der Turmwächter Faber, der zugleich Säckler war, an dem eisernen Geländer des gelben Stadtkirchenturms, seiner Wohnung, zum Trocknen aufgehängt hatte.

V.

Nebst den Pferden, Kühen und Gärten hatte mein Vater von seinem Vorfahren im Amte auch einen alten Kutscher übernommen, der Matthias hieß und von komischem Wesen war. Er war wie der Pulcinell im Marionettespiele, wie ein Hofnarr, dem man seine auch oft derben Späße nicht übel nahm. Als einmal ein großes Gastessen im Hause war, entfiel ihm vor der Thür die volle Suppenschüssel. Er ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen, öffnete die Thüre und sagte zu den Ver-

Digitized by Google

sammelten: „Meine Herrschaften, die Suppe wurde hier außen angerichtet, nehmen Sie die Löffel mit!“

Einmal kutschierte er meine Mutter und die Frau des Prälaten mit dem Rappen auf einer Wiese, auf der viele Schlüsselblumen sproßten. Da begann er auf einmal mit matter Stimme: „Mir wird's grün und gelb vor den Augen!“ so daß die Frauen, welche glaubten, es befalle ihn eine Ohnmacht, einen Vorübergehenden um Hilfe riefen und ihn baten, das Leitseil zu fassen, ehe ihr Kutscher herunterstürze. Er aber lachte ihrer Angst, ihm sei ganz wohl, aber wie ihnen gewiß auch hier grün und gelb vor den Augen.

Außer dem Humor eines Lustigmachers und der Kunst eines guten Pferdelenkers hatte aber der alte Matthias noch eine gute Eigenschaft: er war ein vortrefflicher Jäger, was in dieser Gegend, so reich an wildem Geflügel, sehr erwünscht war. Mit wilden Enten, Wasserhühnern, Schnepfen ꝛc. versorgte er gar oft und reichlich unsere Küche.

Marder und Iltisse gab es in den alten Gängen und Mauern des Klosters in Menge; auch diese wußte er geschickt zu fangen und sich ihres Pelzes zu bemeistern. Weniger ließ er sich zum Fangen unedler Tiere, namentlich der Ratten, bewegen, und ich weiß Mondscheinnächte, wo man diese Tiere aus einem Kellerloche des Oberamteigebäudes in einer langen schwarzen Prozession, eine hinter der andern, über die Straße zu den benachbarten Brunnen, dort zu saufen, langsam ziehen sah. Matthias hatte vor solchen einen wahren Respekt, er wollte nie gegen sie zu Felde ziehen oder Fallen stellen, und gab zu verstehen, hinter ihnen könnte doch der Teufel stecken, sie seien noch von den alten Klosterzeiten her und könnten gar verwünschte Mönche sein. Mir gab der komische Gesell viel Veranlassung zur Hintanstellung der Bücher durch Verlockungen zu Spazierritten, zum Laufen an die Seeen, und durch Herbeischaffung von Vögeln aller Art, von Hunden, Rehen, Kaninchen, Eichhörnchen, Eidechsen, lebendigen Ottern und Schlangen.

J. Kerner.

189. Aus Goethes Leben.

I.

Ich erinnere mich, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwei durchbrochenen Häusern bestand. Eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere, weitläufige Hausflur der liebste Raum, welcher neben der Thür ein großes, hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin, um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei,

Digitized by Google

indem man mit dem Öffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Gerämse die Kinder mit den Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drei gegenüberwohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernsten und einsamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei herauskommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergötzte, daß ich sogar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: „Noch mehr!" Ich säumte nicht, sogleich einen Topf und auf immer fortwährendes Rufen: „Noch mehr!" nach und nach sämtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort, ihren Beifall zu bezeigen und ich war höchlich froh ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrat aber war aufgezehrt, und sie riefen immer: „Noch mehr!" Ich eilte daher stracks in die Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein lustigeres Schauspiel gaben; und so lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich sie auf dem Topfbrett der Reihe nach erreichen konnte, und weil sich jene gar nicht zufrieden gaben, so stürzte ich alles, was ich von Geschirr erschleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur später erschien jemand, zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geschehen, und man hatte für so viel zerbrochene Töpferwaren wenigstens eine lustige Geschichte, an der sich besonders die schalkischen Urheber bis an ihr Lebensende ergötzten.

II.

Die Wohnung der Großeltern lag auf der Friedberger Gasse und schien ehemals eine Burg gewesen zu sein; denn wenn man herankam, sah man nichts, als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwei Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof, umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war: die Gänge meistens mit Rebengeländer eingefaßt, ein Teil des Raumes den Küchengewächsen, ein anderer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlicher Abwechselung, die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange, gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohlgezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte, den Sommer über, ganz appetitlich entgegenreiften.

Digitized by Google

Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeerbüsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte, als auch weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indes ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nötig sind, um einen schönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen reichlichen und bequemen Wachstum der Früchte zu befördern. Das Sortieren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächsen, so wie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er niemand; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Okulieren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene altertümlichen ledernen Handschuh an, die ihm beim Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deshalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er eben so regelmäßig und genau als seine Amtsgeschäfte, denn ehe er herunterkam, hatte er immer die Reihenfolge der zu erledigenden Angelegenheiten für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Akten gelesen. Ebenso fuhr er morgens aufs Rathaus, speiste nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Großstuhl, und so ging alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht ihn zornig gesehen zu haben. Alles, was ihn umgab, war altertümlich: in seiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, Seefahrten und Länderentdeckungen. Überhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte. — Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum höchsten steigerte, war die Überzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand, als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit, als er noch unter die jüngern Ratsherrn gehörte, daß er bei der nächsten Vakanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl

Digitized by Google

und Kugelung, daß zu Hause im stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hiervon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen. Er habe sich in voller, gewöhnlicher Ratsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Kompliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei darauf zur Thür hinausgegangen. Etwas Ähnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lang mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes!" sagte der Großvater zu den Frauen: „er hat ja doch die Mühe meinetwillen." Dieser Äußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb. W. v. Goethe.

190. Franz Passows Jugend.

Franz Passow, geboren 1786 den 20. September, das älteste von 13 Kindern, erhielt unter den Augen eines im Geschäft der Jugendbildung erfahrenen Vaters und einer eben so zärtlichen als einsichtsvollen Mutter eine sorgfältige Erziehung. Er war ein zartes, sehr hübsches Kind, sehr lebhaft, aber nie eigensinnig, so einnehmend freundlich, daß er leicht alle Herzen gewann. Der Vater war bei aller Liebe sehr streng; er suchte durch mancherlei Übungen die große Lebhaftigkeit des Kindes zu mildern: um es zur Geduld zu gewöhnen, zeigte er ihm manchmal irgend eine schöne Sache in der Ferne; die Mutter mußte es, wie es auch jauchzte und sprang, so lange halten, bis es Winke verstand und ruhig die Gabe erwartete; das Spiel währte aber nicht lange — es rührte sich bald nicht mehr beim Anblick des Gewünschten, das es nun gleich erhielt. — Einst hüpfte und hinkte er als kleines Kind an des Vaters Seite und hielt sich an dessen Rock. Wie er deshalb einen Verweis bekam, sagte er: „Ich kann nicht stehn, ich habe nur ein Bein!" — Der Vater führte ihm das Unrecht zu Herzen, ein Glied zu verleugnen. Bewegt und reuig antwortete er endlich: „Ich weiß es ja, ich habe drei Beine." — War es Betroffenheit, oder wollte er in kindischer Unschuld durch die Zugabe sein Unrecht wieder gut machen? — Er war sehr reinlich und ordentlich und

Digitized by Google

wußte sich immer selbst gut und angemessen zu beschäftigen. Der Mutter Liebe zu schönen Blumen teilte er früh, und sie hat sich bis an sein Ende erhalten. — Die schönen Anlagen in und um Ludwigsluft waren die Freude seiner ersten Jahre. Der große, grüne Raum zwischen dem Schloß und der schönen Kirche, von Lindenalleeen umgeben, war der gewöhnliche Spielplatz; Mohren, Zwerge, Sänger, Läufer und Soldaten ergötzten ihn täglich. Das schöne Holz war damals noch reich belebt durch sorgsam gehegtes Wild von mancherlei Art; auch hielt man da einen alten, zahmen Bären und einen Wolf. Die Schweizerei, die Fasanerie und ein großer Kranichberg, von Wasser umgeben, waren seine Lust. Viele Schwäne und Fontänen verschönerten die Wasserpartieen, und er gedachte deren noch als Mann mit vielem Vergnügen, vorzüglich eines Bassins mit 21 kleinen Springquellen, die in hellen Mondnächten auf dem dunklen Laubgrund wie schwebende Elfen schimmerten. Der Vater wurde 1795 als Superintendent nach Sternberg versetzt und nahm dort bald einen Hauslehrer für den Knaben an und ihm zur Gesellschaft einige Söhne benachbarter Eltern ins Haus, die gemeinsamen Unterricht mit ihm genossen. Seine noch lebenden jüngern Brüder waren, der eine 6, der andere 12 Jahre später geboren; dadurch schloß sich Passow inniger an die ihm näher stehenden Schwestern, und an weiblichen Umgang so wie an herzliche Liebe gewöhnt, blieb ihm ein seltenes Zartgefühl und rührende Herzlichkeit gegen alle, die er gewann. Er war, ohne Anregung zu bedürfen, sehr fleißig; es blieb ihm daneben noch Zeit genug, die früheren Lieblingsbeschäftigungen fortzusetzen, Blumen zu pflegen und Raupen und Schmetterlinge zu sammeln und zu beobachten. Er hielt sich ein eigenes Buch dazu, worin er aufzeichnete, an welchem Orte, auf welcher Pflanze und zu welcher Zeit er sie gefunden, forschte eifrig nach ihrem Namen und pflegte sie in kleinen Kästchen mit Glasdeckeln. Er faßte überhaupt jedes Spiel gleich von einer sinnigen Seite und erhob es zu einer nützlichen Beschäftigung. Bei dieser Gelegenheit kam ihm der Vater mit Rösels trefflichem Werke über die Schmetterlinge zu Hilfe, und sein gutes Gedächtnis bewahrte die Ergebnisse und das Interesse für diese Beschäftigung bis in die reiferen Jahre. Dieses Vergnügen am Sammeln und Ordnen zeigte sich schon in seiner frühesten Kindheit. Damals füllten seine kleine Kommode mancherlei Gewürze, Kakaobohnen, Johannisbrot u. dgl., über jedem ein weißes Zettelchen mit dem Namen; auch wußte er recht gut, woher jedes kam, und wozu es gebraucht wurde. Später sammelte er schöne Muscheln, Bernstein, Erze, und diese Sammlung soll recht ansehnlich gewesen sein und merkwürdige, auch seltene Sachen enthalten haben; denn die zahlreichen Freunde seiner Eltern freuten sich an des Knaben Neigung, und jeder brachte ihm einen kleinen Beitrag. Bei der späteren Rückberufung des Vaters nach Ludwigsluft sind diese Sammlungen in andere Hände übergegangen und nicht so beachtet worden, als sie wohl verdient hätten.

Fr. Passow.

Digitized by Google

191. Ernst Nietschels Kinder- und Knabenjahre.

I.

Mein Vater war ein stattlicher Mann, groß, in jüngeren Jahren mehr hager. Sein Gesicht war einnehmend und ausdrucksvoll, verständig und mild, man konnte es im höheren Alter wohl ehrwürdig nennen. Er war von weichem, empfänglichem Gemüt, barmherzig, voll zärtlicher Liebe zu den Seinen, christlich fromm, in der Not fest im Vertrauen, in glücklichen Stunden unvergessen im Danke gegen Gott. In die Kirche zu gehen, Morgen- und Abendandachten zu halten, eine Predigt zu lesen, war ihm Bedürfnis, und oft stimmte er im Bette vor dem Einschlafen noch ein kurzes Abendlied an, in das die Mutter und ich mit einfielen.

Mein Vater hatte in seiner Jugend große Lust zum Studieren, doch mein Großvater nicht die Mittel um darein zu willigen; so mußte er ein Handwerk lernen und ward zu einem Verwandten, einem Beutler oder Handschuhmacher in die Lehre gethan. Nach damaligem Gebrauche hatte er sich als Geselle aufs Wandern begeben, ist aber nie weit gekommen. Nachdem er einige Jahre in Rixdorf, einem Dorfe an der böhmischen Grenze, gearbeitet, kehrte er zurück und hat sich später oft über diese seine „Reisen" lustig gemacht. — In den ersten Jahren seiner Verheiratung hatte er der Lust an Büchern dadurch Genüge gethan, daß er sich eine kleine Leihbibliothek — natürlich meist altgekaufte Romane — sammelte. Doch kam er im Laufe des Krieges um die meisten Bücher. Sonntags und wenn er wenig Arbeit hatte, war seine Freude, zu lesen. Makulatur bei den Kaufleuten ließ er gern nachsehen, ob auch darunter etwas zu finden sein möchte, was ihm nützlich werden könnte. Bei seinem regen Sinne für Astronomie wußte er sich durch Bücher, die er sich zu borgen suchte, eine klare Vorstellung vom Planetensystem, von den Sonnen- und Mondfinsternissen, den Sternenbildern u. s. w. zu verschaffen. Seine drei Landkarten von der Erde, Europa und Deutschland kannte er auswendig; neue Karten konnte er sich nicht kaufen. Den Nachbarn war er ein kundiger Ratgeber und Helfer; insbesondere wandten sie sich an ihn, um sich Briefe oder Aufsätze fertigen zu lassen, und stillschweigend und wie selbstverständlich erkannten sie seine Bildung als über der ihrigen stehend an. Er machte sich meist Auszüge aus Büchern und rührend ist es, daß, da er einst „Bodes Betrachtung des Weltgebäudes" geliehen erhielt und er den Thaler nicht aufwenden konnte, den das Buch kostete, er fast alle Abende eines Winters hindurch saß, um es beinahe ganz abzuschreiben.

Meine Mutter, Karoline Salome Röllig, war die Tochter eines Schullehrers in Gersdorf, zwischen Pulsnitz und Kamenz. Dieser mein Großvater war ein sehr gemessener, strenger Mann, der wenig mit mir verkehrte, und der mich schon sehr ermutigte, wenn er sagte: „Nun, Ernst, was machst du?" Ich hatte den höchsten Respekt, ja Furcht vor ihm, wenn er, ein großer, langer Mann mit gepuderter Perücke und einer langen Thonpfeife im Munde, uns bei sich zu Besuch empfing, meine Mutter ernst, aber liebevoll begrüßte. Er genoß große Liebe und Achtung

Digitized by Google

in seinem Dorfe und hatte mit Frömmigkeit und Treue sein Amt geführt über fünfzig Jahre lang. — Die Großmutter war weicher und freundlicher; immer wurde etwas vorgesucht, entweder Obst oder Butterbrot, das letztere fetter gestrichen, als ich gewohnt war, um mich zum Gefühle eines gern gesehenen Gastes zu bringen.

Meine Mutter war von außerordentlich sanftem Charakter, mehr schweigsam und in sich gekehrt; ich habe sie nie heftig gesehen, und doch war sie nichts weniger als phlegmatisch. Stets und unermüdlich thätig, aufopfernd und entsagend aus innerster Demut, in ihrem Äußern ein Muster weiblicher Sauberkeit und Nettigkeit. Ihr Gesicht war wohlgebildet, ihr Ausdruck freundlich, sanft, bescheiden. Die Lage ihrer Eltern gebot, daß sie, als sie erwachsen war, gleich den anderen Schwestern in ein dienendes Verhältnis eintrat. So lernte sie mein Vater als junger Beutlermeister in Pulsnitz kennen.

II.

Unter drei Geschwistern war ich das jüngste und wurde am 15. Dezember 1804 in Pulsnitz geboren. Das erste, was mir aus der frühsten Kindheit in bewußter Erinnerung geblieben, war ein Wohlgefallen an kleinen Bildern und Holzschnitten, wie sie damals in gewöhnlichen Bilderbogen für Kinder existierten. Was nur irgend einer Gestalt von Mensch oder Tier ähnlich war, sammelte ich und klebte es in ein altes Buch. Ich versuchte selbst auf die Schiefertafel zu zeichnen, so z. B. in meinem dritten Jahre einen Bärenführer mit seinem Bären, welcher mich auf der Straße mit staunender Verwunderung erfüllt hatte. Weil beide, Mensch und Bär, wahrscheinlich als solche etwas erkennbar sein mochten, wurde ich, wie ich mich entsinne, von besuchenden Nachbarn sehr gelobt. Auch mußten mir meine Schwestern ganze Schiefertafeln voll Figuren weniger zeichnen als vielmehr hinschreiben. Dieselben waren wie nach einer Schablone aneinander gereiht; statt des Kopfes ein O, untendran statt des Körpers ein Dreieck, sodann zwei Horizontalstriche als Arme, und endlich zwei Linien mit kleinen Winkeln unten, welche die Füße vorstellten. Unermüdlich konnte ich der reihenweisen Hinschreibung dieser kindlich rohen Figuren zusehen. — Im sechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh mit Wasserfarben, welche ebenfalls viel Beifall hervorrief. Es blieb nun bei mir der Eifer für Zeichnen und Bilder dauernd rege; freilich fielen mir letztere sparsam zu, denn nur selten konnte ich vom Vater den Kauf eines Bilderbogens für sechs Pfennige erlangen. Aber jedes neue Blättchen, ob ich es fand oder geschenkt erhielt, wurde kopiert, und später war ich andern in der Schule das, was meine Schwestern mir gewesen: ich zeichnete ihre Schiefertafeln voll Soldatenzüge und Schlachten.

Besondere Ereignisse, die sich mir scharf eingeprägt hätten, weiß ich aus dieser frühsten Zeit wenig; nur folgendes ist meinem Gedächtnisse sehr lebendig geblieben. Meine Mutter, die im Hause eines Kaufmanns oft mit Nähen beschäftigt war, hatte mich einst auf Wunsch der Familie darthin mitgenommen. Es ward mir Spielzeug vorgelegt, und so viel

Digitized by Google

und so schön, wie ich es noch nie gesehen hatte; ich war ganz beglückt und besonders fielen mir zwei Nürnberger Holzpüppchen in die Augen, eins grün, das andere rot angestrichen. Die Lust eins mitzunehmen erwachte, zugleich die Angst davor. Die Wahl wurde schwer, ich entschloß mich beide in mein Kleidchen zu verstecken, und eilte von meiner Mutter weg nach Hause. Jubelnd kam ich dem Vater entgegen, als ob ich die Figürchen geschenkt erhalten, doch bat ich ihn zugleich, sie nicht zu zeigen, wenn jemand aus jenem Hause zu uns kommen würde. Alsbald schloß mein Vater auf den Hergang, und streng sah er mir ins Gesicht mit den Worten: „Du hast dies genommen, im Augenblick trag es wieder hin." — Weinend gestand ich mein Verbrechen. Mit dem Versprechen sie hinzutragen, legte ich sie bei einem Nachbar in einen Winkel des Hofraums; allein indem ich mich umwandte, um zurückzugehen, stand mein Vater mit der Rute, wie der Engel vor dem Paradies, zu meinem Schrecken vor mir, und nachdem ich die Figürchen wieder hervorgesucht, mußte ich sie in das Haus des Kaufmanns tragen. Mein Vater folgte mit der Rute, bis er mich hineintreten und wiederkommen sah. Ich hatte sie dort auf den Tisch in der Hausflur gelegt.

Zu meinen frühsten Erinnerungen gehört auch die Erscheinung eines alten Lumpensammlers. Derselbe war ein ungewöhnlich großer, sehr ernster, achtzigjähriger Greis mit einem Leinwandkittel und einem dreieckigen Hute. Er flößte mir großen Respekt ein und wurde von meinem Vater mit vieler Achtung behandelt, denn er war in astronomischen Dingen sehr erfahren, erklärte uns häufig den Lauf der Gestirne und hatte mancherlei Kenntnisse in der Geometrie. Was aber meine scheue Ehrfurcht vor ihm vermehrte, war eine Erzählung meines Vaters, wonach der alte Mann in einem Dorfe einem Kinde begegnet sein sollte, welchem er, nachdem er ihm in die Hand gesehen, einen baldigen Tod prophezeit habe; und wirklich sei das Kind drei Stunden später ertrunken. Dieser Lumpensammler hatte oft Kindern die Nativität gestellt; ich entsinne mich, daß er mir aus meiner Hand Glück weissagte.

Mein Schulunterricht bestand bis zum elften Jahre nur im Lesen der Psalmen und Evangelien, im Schreiben und Rechnen; im letzteren kam ich bis zum Multiplizieren. Die Schule war in zwei Klassen geteilt, die kleinen Knaben beim Kantor, die großen von zehn oder elf Jahren beim Rektor. Dieser, Namens Fiedler, war ein trefflicher Mann, den ich sehr liebte. Der Unterricht beschränkte sich aber nach damaliger Weise nur auf wenige Gegenstände: des Vormittags eine Stunde Religionsgeschichte, eine Stunde Schreiben, eine Stunde Rechnen, des Nachmittags eine Stunde Lesen und eine Stunde Diktieren teils von Fabeln, teils von technologischen Beschreibungen oder vaterländischer Geographie. Weiter hinaus ging's nicht. Wie ich der beste Schreiber in der Schule war, so war ich leider zugleich einer der schwächsten Rechner. Ebendeshalb aber legte der Rektor einen besondern Accent auf das Rechnen, und oft sah er mich mit humoristischem Lächeln an, wenn das hergesagte Facit meiner Exempel ohne Ausnahme falsch war und mein Gesicht immer

Digitized by Google

länger wurde, bis mir zuletzt vor Thränen des Verdrusses die Stimme versagte.

In Pulsnitz lebte ein Maler und Zeichenlehrer, ein alter Junggeselle, Namens Köhler, von wohlwollendem, gutmütigem Charakter, bei welchem viele Kinder Unterricht im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Tieren hatten — freilich in einer Unzulänglichkeit, daß er den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden können, weit nachstand. Mein Verlangen zu zeichnen war groß, und der gute alte Köhler nahm mich unentgeltlich als Schüler auf. Ich machte die schnellsten Fortschritte, durfte ihm bald helfen und wurde von ihm sein „Altgeselle" genannt. Er malte für einen Leipziger Kaufmann Tischdecken in Öl auf schwarzer Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert wurden und anderthalb bis zwei Ellen lang und entsprechend hoch waren, Stück für Stück um 8 — 10 Groschen. Meine Aufgabe war die Staffage hineinzuzeichnen: Tiere und Menschen, die als dunkelbraune Schattenrisse angelegt wurden. Ebenso half ich ihm auch Scheiben zu Prämienschießen malen, von welchen sich noch einige auf dem Pulsnitzer Schießhause befinden. Ich erhielt von ihm dann und wann einige Groschen, die mich weniger beglückten als die Freiheit, das zu treiben, wozu ich vor allem Lust hatte. Doch darauf, wie sich meine Befähigung zum Zeichnen weiter entwickelte, will ich später zurückkommen und erst noch einige Erinnerungen nachtragen.

III.

Als ich acht Jahre alt war, begann die verhängnisvolle Kriegsperiode von 1812 — 1813. Sie drängte bald alles andere Interesse in den Hintergrund. Ich erinnere mich lebhaft jener wechselnden Eindrücke von Jubel, wenn Soldaten kamen, einquartiert wurden, und von unglücklicher Stimmung, traf der für unser Haus bestimmte Mann nicht sogleich ein. Es war ein wahres Entzücken, als die ersten Kosaken in verschiedenen kleinen Piketts ankamen, welche von Kamenz aus das Terrain rekognoszierten. Wir wurden aus der Schule entlassen und trieben uns unter den Pferden und ihren Reitern herum; sie rochen nach Juchten, und dieser Geruch war so neu und energisch, daß er uns als ein wunderbares Aroma anzog und die Kosaken gleichsam in einen geheimnisvollen Äther einhüllte. Hatten sich doch dieselben durch vorlaufende Gerüchte in unserer Kinderphantasie zu Wesen ganz besonderer Art gestaltet: wilde, kecke Reiter, abenteuerlich, roh und gutmütig, aus Himmelsgegenden, die Tausende von Meilen entfernt sein sollten. Da sie Kinder sehr liebten, bestrebte sich jedes von uns, von irgend einem derselben einen Kuß zu erhalten. Als sie uns aber gar in Reih und Glied stellten und wir auf Kommando „Hurra, Alexander!" rufen und die Mützen in die Höhe werfen mußten, war des Jubels kein Ende, und ich konnte nicht begreifen, wie meine Eltern, als ich ihnen zu Hause mein Glück erzählte, nicht einstimmen wollten und mich einen „dummen Jungen" nannten. Einmal wurde ein Baschkir bei uns einquartiert, er wollte Stallung für sein Pferd haben, die wir nicht schaffen konnten. Da die Eltern sich mit ihm nicht ver-

Digitized by Google

ständigten, so brachte er zu seiner Hilfe einen Kosakenunteroffizier mit, einen netten Burschen. Ich saß an meinem Tischchen und malte und gab ihm zu verstehen, daß ich ihn abmalen wollte. Flugs stellte er sich hin, ich ging ans Werk, zeichnete die ganze Figur, kolorierte sie, und er erfreute sich des schwachen Abbildes so, daß er mir eine kleine Münze gab, den Baschkiren samt seinem Pferde mit sich fortnahm und meine Eltern für diesmal aller Sorge überhob.

Es waren angstvolle Stunden, als die Franzosen, von Dresden aus die Preußen und Russen auf der Straße nach Kamenz zurücktreibend, über unser Städtchen Kanonenkugeln wechselten. Es geschah dies mehrere Male, und als wir eines Tages uns im steinernen Hause des Diakonus etwas sicherer glaubten, zerstörte in nächster Nähe eine Kugel den Giebel des Nachbarhauses. Die Angst war groß, doch waren es nur einzelne Schreckschüsse, die Truppen faßten nie festen Fuß. — Einen besonderen Reiz hatte es für mich, ein verlassenes Lager mit meinen Altersgenossen zu durchstöbern, um verlorene Waffen, Kugeln und andere Dinge zu suchen. In einem solchen Lager war einst eine noch ganz gute französische Uniform zurückgelassen, und mein Vater kaufte sie für einige Groschen. Er gab sie einem alten Schneider, der mir eine Jacke daraus machen sollte. Nach dessen Meinung schien es schade, Tuch davon wegzuwerfen, und so machte er mir einen Frack mit spitzen Schößen, in welchem ich als neunjähriger Knabe mit Behagen, aber barfuß einherstolzierte.

Mit unheimlichem Grauen saß ich einst neben meinem Vater auf der Höhe von Dorf Lichtenberg, von wo aus man nach der Dresdner Gegend hinblicken konnte. Aus fünf brennenden Dörfern sahen wir die Feuersäulen aufsteigen, und das unaufhörliche Rollen des Kanonendonners, der ganz nahe schien, wenn man sich mit dem Ohr auf die Erde legte, verkündete die heiße Schlacht, welche dort geschlagen wurde. Meine älteste Schwester befand sich bei meiner Tante in Dresden, und so war die Sorge und der Kummer um beide doppelt groß.

Da in Dresden während der Belagerung Hungersnot eingetreten war, nahm mein Vater einige Brote in einen Sack und wollte versuchen, sie den Unsrigen dort zu bringen. Es hatte sich nämlich das Gerücht verbreitet, die Stadt sei diesseit des Stromes offen — und wirklich fand der Kampf jenseit der Elbe statt. Mein Vater kam jedoch nur bis an die äußeren Schanzen, wo ihm die Soldaten das Brot als gute Beute abnahmen. Sorgenvoll mußte er zurückkehren.

Der Jubel ist mir unvergeßlich, als die gehaßten Franzosen Dresden verlassen hatten und die Alliierten eingerückt waren. Ich faßte die Bedeutung der Folgen dieses Ereignisses natürlich nicht in ihrem ganzen Umfange, jubelte aber doch mit, da ich alle fröhlich sich begrüßen, umarmen, bei einander stehen sah. Der Kanonendonner und die Plünderung hatte mir die Freude an Krieg und Soldaten verleidet.

In der letzten Zeit vor der Einnahme Dresdens, als der Wechsel größerer und kleinerer Truppencorps unaufhörlich war und eine so strenge Kriegszucht nicht eingehalten wurde wie später, als die geregelten Durch-

Digitized by Google

märsche größerer Truppenkörper erfolgten, wurden meine Eltern durch Kosaken geplündert. Russen verschiedener Waffengattungen hielten das Städtchen besetzt. Da schloß sich denn jeder Einwohner in seinem Hause ein und öffnete nicht, wenn nicht eine befreundete Stimme darum bat. Mein Vater hatte des Abends ein Lämpchen in die Ofenröhre gesetzt, damit auch durch die Ritzen der Fensterladen kein Mensch ein Licht erblicken möchte. Es war 10 Uhr abends, als es bescheiden klopfte; alles totenstill auf der Gasse. Mein Vater fragte: „Wer ist da?“ und die Antwort: „Machen Sie doch auf!“ ließ ihn nicht zögern zu öffnen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als zehn Kosaken sich hereindrängten, jeder ein Talglicht aus der Tasche zieht und sich nun im Hause zerstreuen! Mein Vater entreißt dem einen derselben ein Bündel Kleider und Wäsche, was er zum Mitnehmen ausgewählt, und eilt fort, um es vielleicht einem Nachbar zu übergeben, während meine Mutter auf der Gasse laut nach dem Kapitän ruft. Als die Kerle das Rufen vernehmen, stürzen sie die Treppe hinunter auf die Gasse. Meine Mutter schlägt im Finstern ungesehen nach dem letzten die Hausthür so heftig zu, daß dieser die Stufen vor derselben hinabstürzt; die andern lachen und schleichen sacht davon. Da eine zweite Familie Nietschel in Pulsnitz lebte, die für reich galt, so mochten die Kosaken vielleicht irgendwie auf diesen Namen aufmerksam gemacht worden sein. Wie wäre es sonst erklärlich, daß sie gerade bei uns plünderten, da meine Eltern als arm bekannt waren! Für die Plünderer hatte das, was sie fanden, wenig Wert, für meine Eltern war der Verlust sehr empfindlich.

Zum Schutze gegen das Plündern hatte sich nun eine Anzahl Bewohner der Gasse zusammengethan, nachts zu wachen und, wenn etwas vorfallen sollte, schützend einzugreifen. Einst auf den Ruf: „Beim Diakonus wird geplündert!“ stürzten die Helden fort, und statt die Sauvegarde zu holen, erhoben sie schon von weitem ein lautes Geschrei; sie hofften durch diese That die Plünderer zu erschrecken. Anfänglich war dies der Fall: denn bald erschienen die Kosaken, aus dem Hause herauseilend, wendeten sich aber, wie zu erwarten war, gegen ihre Störer, welche nun, einzeln von den Russen verfolgt, das Hasenpanier ergriffen und von der Nacht beschützt noch in derselben Stunde sich bei uns einfanden. Jeder erzählte dann, mit welcher Schlauheit und Geistesgegenwart er seinen Verfolgern entronnen war.

IV.

Gerade in den schlimmsten Zeiten des Drucks, der Abgaben und Einquartierungen hatten meine Eltern und alle, welche fleißig sein wollten, Gelegenheit zu arbeiten und Geld zu verdienen. Lieferungen aller Art, Bedürfnisse für die Truppen brachten Beschäftigung und Geld unter die Leute. Wir haben damals nie eigentliche Not gelitten.

Dennoch hielt es immer schwer, daß meine armen Eltern sich ein neues Stück Kleidung für den täglichen Gebrauch anschaffen konnten. Der sogenannte Sonntagsputz, für den Mann ein Tuchoberrock, für die Frau

Digitized by Google

der Kirchenstaat, hatte weniger zu bedeuten; das ging und hielt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, wenn ein solches Kapital in guten Zeiten und in der Jugend, oder als Erbteil der Eltern und Großeltern einmal angelegt war. Jede Handwerkerfrau, mochte sie auch unbemittelt sein, hatte einen violett- oder lilafarbenen seidenen Rock, ein ebensolches Korsett, eine Schürze von Spitzengrund, ein Brusttuch, oft mit echten Spitzen besetzt, ein Häubchen oder Mützchen von seidenem Brokat oder Silber- und Goldbrokat, eine Zobelmütze und einen Muff von Iltis oder Marder, auch von Zobel. Dieser gediegene und teuere Staat erbte von Großmuttter auf Enkelin fort, und wenn ein Stück dazu fehlte, so war es ein jahrelanges Trachten und Sparen, das Fehlende anzuschaffen und die Lücke auszufüllen. Es machte nichts aus, daß die Frau, welche so zur Kirche ging, an den Wochentagen auch Holz im Walde holte, Streu machte, Korn las; war sie doch die Frau eines Bürgers und ehrbaren Handwerkers. Arbeit schändet nicht. Der Putz kostete im Verhältnisse weniger als der unserer Zeit, welcher billiger, aber der schnellen Mode unterworfen und ohne innern Wert und Dauer ist. Zu diesem Putze gehörte auch eine goldene Halskette. Wer keine hatte, wurde als sehr arm und herabgekommen betrachtet, und als meine Eltern in der Not diese kleine goldene Kette der Mutter von 10—12 Thalern Wert versetzen mußten, um eine Verlegenheit zu beseitigen, da fühlte dies meine arme Mutter als ein beschämendes Unglück. Sie wagte nicht mehr in die Kirche zu gehen, indem andere Frauen diese Kette an ihr gesehen und nun voraussetzen konnten, daß sie verkauft oder versetzt sei.

Weil man in kleinen Städten bestrebt ist, alle innern häuslichen Verhältnisse zu erspähen, um sie unter der Bitte der Verschwiegenheit zum Gemeingute zu machen und zu besprechen, so wurde einerseits alles vermieden oder im Verborgenen gethan, was der Ehre des Hauses zu nahe treten und die Mutmaßung erzeugen konnte, daß der Hausstand nur mit Entbehrungen, wie sie selbst seiner Anspruchslosigkeit nicht angemessen seien, durchgeführt werden könne, während anderseits auch jede kleine Ausgabe verheimlicht wurde, die nicht unbedingt notwendig war, sei es die eines Groschens zu Obst oder Brezeln oder früh zu einer Semmel. Es kam das letztere freilich selten vor, galt nur als ein Festvergnügen, und doch wurde, wenn man jemand kommen hörte, schnell geräumt, damit meinen Eltern nicht etwa nachgesagt werden könnte, sie verständen nicht sparsam zu wirtschaften und gäben Geld für Dinge aus, welche besser entbehrt würden. Diese Rücksicht fand nun besonders am Weihnachtsfeste statt. Jede noch so dürftige Familie suchte zum Weihnachtsfeste einige Stollen und Kuchen zu backen. Es war dies eine Mal im Jahre, wo jeder glaubte ein Recht zu haben, sich einen Genuß zu verschaffen, gleich andern Menschen von nur einigermaßen bessern Verhältnissen. Jeder hatte durch den lebhaften Verkehr mehr Arbeit und Verdienst, und so fehlte es auch bei meinen Eltern nicht, daß die Mutter einige Stollen und Kuchen backen, daß ein Braten gekauft und daß sogar einigemal für die Mutter vom Vater ein Tuch oder ein kleiner Vorrat von Kaffee, Zucker, Reis u. dgl.

Digitized by Google

als Christgeschenk angeschafft werden konnte. Wir Kinder hatten nur in den frühesten Jahren ein kleines Christbäumchen mit einigem billigen Spielzeug angeputzt erhalten. Ich erinnere mich auch eines kleinen Schattenspiels, das mein Vater gemacht hatte. Vom achten Jahre an kam es zu keiner Bescherung mehr. Die ahnungsvolle, glückliche Stimmung für das Fest hatte in der frühesten Jugend, wo ich noch durch die billigsten Kleinigkeiten befriedigt werden konnte, Platz in mir gewonnen. Daß Geschenke und Christbäume später fehlten, vermißte ich nicht. Der Gipfel alles Glückes waren für mich die Stollen, die erst am heiligen Abend gebacken wurden; vorher hatte ich die im Jahre gesammelten Pflaumenkerne aufzuklopfen, die statt bitterer Mandeln benutzt wurden. Über die Behaglichkeit dieser Arbeit ging nichts. Erst spät in der Nacht kehrte die Mutter mit dem Backwerk vom Bäcker nach Hause zurück; die Wohnung wurde mit süßem Duft erfüllt. Ich hatte keinen Schlaf empfunden und wachte mit dem Vater, der das Spätaufbleiben erlaubt hatte. Als die Stollen glücklich in die Wohnung gebracht waren, ging ich ruhig zu Bette und erwachte um 6 Uhr früh, wo das Fest mit den Glocken eingeweiht wurde, in einer gehobenen Stimmung, die der Geburt des Christkindes galt und im Hintergrunde der Aussicht auf köstliche Stollen zum Kaffee und schulfreie Festtage.

Mein Vater ging häufig zum Weihnachtsmarkt oder auch zu andern Zeiten nach Dresden, wo er für meine Tante, welche daselbst ein kleines Kaufmannsgeschäft nach dem Tode ihres Mannes fortsetzte, den geringfügigen Unterhandel übernahm, indem er gebrannte Runkelrüben, die vom Volke als Surrogatkaffee gebraucht wurden, vielleicht 30—40 Pfund, holte und in einem Sacke auf dem Rücken von Dresden nach Pulsnitz, 5 Stunden Wegs, mit noch manchen andern ins Gewicht fallenden Dingen trug. Der Vater, der diese Runkelrüben im einzelnen verkaufte, hatte von jedem Pfund ungefähr einen Groschen Gewinn, was ihm seine Mühen bezahlt machte.

Ihn freute meine Lust am Zeichnen und Malen, womit ich mich jede freie Stunde beschäftigte. Die Vorlagen dazu suchte ich mir zu borgen. Hatte er nun Geld und er konnte einige Groschen für mich entbehren, so brachte er mir ein paar Nürnberger Kupferstiche nach damaliger Art mit. So hatte er einmal um ein kleines gemaltes Blumenkörbchen gefeilscht, welches vier Groschen kosten sollte, er konnte es nicht kaufen, aber erzählte mir nachher mit aller Wärme davon, und wie es seiner Schönheit nach billig gewesen sei, ja er versuchte es aus der Erinnerung zu malen, was mir das Original ersetzen sollte. Überglücklich machte er mich, als er mir einstmals von Dresden etwas roten Karmin mitgebracht hatte: für mich der Inbegriff des Kostbarsten und Teuersten, was es gab. Ich war über Land geschickt worden, Butter oder Eier zu holen, der Vorteil der Billigkeit betrug vielleicht einen Groschen — und fand beim Nachhausekommen alle meine Muscheln sämtlich mit frischen Farben gefüllt, obenan Karmin. Es machte dem Vater Freude, meine Lust zum Malen oder Zeichnen zu befriedigen.

Digitized by Google

Ich habe es nicht vergessen, wie er ein altes Weihnachtsverzeichnis von Büchern hervorsuchte, das er wohl drei Jahre hinter einander jede Weihnachten durchlas, indem er mich immer dazu rief und, wenn der Titel „Mit sauber illuminierten Kupfern" angekündigt war, sagte: „Sieh, Ernst, wenn wir das kaufen könnten!" Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichnis wieder hingelegt — aber es war eine glückliche halbe Stunde für beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können.

Meine guten Schwestern mußten, sobald sie die Schule verlassen hatten, sich einen Dienst suchen. Ihre feinere Empfindung machte ihnen ein solches Verhältnis in vielen Beziehungen schwerer, als bei gewöhnlichen Naturen der Fall ist, allein eben darin lag auch anderseits der Grund, daß ihnen vieles erleichtert wurde; denn sie erfreuten sich, wo sie auch waren, der Achtung und Liebe ihrer Herrschaft. So anspruchslos, bescheiden, so fromm und ehrbar, so fleißig und pflichttreu, so ehrlich im strengsten Sinne des Wortes mag es wenig Dienstboten geben. Ihre dürftige Ausstattung bei ihrer Verheiratung hatten sie sich von ihrem Lohne während vieler Dienstjahre erspart und oft noch den Eltern etwas zur Unterstützung geschickt, wenn die Not einmal über den Kopf wuchs und der Vater oder die Mutter schweren Herzens die kindliche Hilfe beanspruchten. Beide zeichneten sich, wie in sittlicher Hinsicht, so auch durch eine gewisse geistige Bildung, überhaupt durch eine gewisse Feinheit des innern Menschen aus; sie schrieben Briefe, die einem andern Standesverhältnisse als dem ihrigen auch entsprochen hätten.

V.

Endlich trat ein Zeitpunkt ein, wo es meinen armen Eltern etwas besser gehen sollte. Der Kirchner oder Küster war gestorben, und mein Vater, welcher während dessen langer und hoffnungsloser Krankheit dieses kleine Amt als seines Lebens höchsten Wunsch sich geträumt hatte, gab ein Bittgesuch bei dem Kirchenpatron, dem Herrn von Posern, ein. Trotz vielfacher Gesuche von andern Seiten war es niemand zweifelhaft, daß mein Vater das Ämtchen erhalten würde, indem er durch seine ganze ehrenwerte und allgemein geachtete Persönlichkeit und durch eine gewisse Bildung sich wie wenige dazu eignete.

Ich hatte schon oft während der Krankheit des verstorbenen Küsters den Diakonus, wenn er über Land mußte, Sterbenden das Sakrament zu reichen, begleiten und den Beutel tragen müssen, der Kelch, Wein und Hostie enthielt; ich hatte noch keine Ahnung, daß ich dies gleichsam in vorausgehender Stellvertretung meines Vaters that, und nur ganz kurz vor Eingabe seines Bittgesuchs, das ich, so schön ich konnte, abschreiben mußte, erfuhr ich von den bangen Hoffnungen meiner Eltern, die ich nun in ihrem ganzen Umfange teilte. Der glückliche Erfolg war ein Freudentag, wie ihn meine Erinnerung nicht größer aufzuweisen vermag. Mein

Digitized by Google

Vater war doppelt glücklich; nicht allein, daß ihm dieses Ämtchen durchschnittlich 100 Thaler jährlich eintrug, auch daß es ein Amt bei der Kirche, daß es sein Beruf und seine Pflicht war, der erste und letzte zu sein bei allem, was damit in Verbindung stand, beglückte ihn obendrein so unbeschreiblich, daß er alle Mühen, welche damit verbunden waren, stets mit großer Freudigkeit erfüllte. Ich habe ihn nie klagen hören, daß ihm in seinem Amte etwas zu viel gewesen oder je zur Unzeit gekommen wäre. Er sah des Sonntags in seinem schwarzen Rocke mit dem Mäntelchen am Kragen, wenn er mit dem Klingelbeutel herumging oder die Kerzen am Altar anzündete, recht wie ein würdiger Kirchendiener aus.

Die Schulden, welche sich von Jahr zu Jahr gemehrt hatten, so daß von dem Werte des Hauses fast nichts meinem Vater gehörte, wurden nun von Jahr zu Jahr getilgt, Zinsen bezahlt und endlich mit dem Kapitale angefangen, wovon denn in einer Reihe von Jahren über die Hälfte abgezahlt war. Das wollte schon etwas sagen, da mein Vater durch sein Handwerk wenig verdiente, und auch die Haltung einer Winkelschule, in der er jetzt kleinen Kindern die ersten Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte, höchstens 25 Thaler jährlich abwarf, so daß seine Gesamteinnahme selten mehr als ungefähr 150 Thaler betrug. Für gewöhnlich wurde auch so einfach gelebt wie früher, doch konnten sich die Eltern manche kleine Bequemlichkeit eher erlauben, brauchten nicht gequält für den nächsten Tag zu sorgen und waren vom Drängen und Mahnen der Gläubiger befreit. Kleine Schulden fielen nicht mehr vor, und das Nötigste an Kleidung konnte leichter angeschafft werden. Die Existenz kostete immer noch Mühe und Sorge genug, allein sie war wenigstens erträglich und gegen frühere Jahre ohne Vergleich.

Ich muß nun einiges nachholen, was meine Entwickelung, mein Thun und Treiben betrifft. Durch das öftere, ja tägliche Sein in den geistlichen Häusern war ich dort für alle Dienste, wozu man Knaben brauchen konnte, ein Gehilfe geworden. Ich war der Bote auf die Dörfer zu den Predigern, daselbst einen Besuch anzukündigen oder eine Einladung auszurichten, Butter, Eier u. dergl. zu holen, wofür ich dann immer einen Groschen, und von den Pfarrfrauen auf dem Lande ein fettgestrichenes Butterbrot und ein Glas Bier erhielt. Ich mußte wohl auch etwas tragen helfen, und einstmals hatte mir eine Frau Pastorin, die ich nach deren Dorf begleiten mußte, einen Tragkorb aufgepackt, daß ich mit Thränen im Auge und mit einer Scham durch die Gassen ging, wie sie ein nicht ganz verdorbener Verbrecher fühlen mag. Ich bedeckte mein Gesicht mit der Hand und senkte die Augen zur Erde, denn einen Tragkorb auf den Rücken erachtete ich als eine Schmach, die mir den Spott meiner Spielkameraden zuziehen konnte.

Einst äußerte der Sohn des Diakonus zu mir: „Du, wir gehen morgen nach Bischheim zu Pachters“ — wohin eine Anzahl Honoratioren eingeladen waren — „und du sollst auch mitgehen.“ Ich war sehr glückselig über diese Neuigkeit, zog mich des andern Tags an, so gut wie ich's hatte, und wartete des Abgangs, da ich mich nun auch eingeladen glaubte.

Digitized by Google

Da wurden mir Mäntel und Taschen zum Tragen übergeben. Ich hatte keine Ahnung, daß dies der Zweck meines Mitgehens war, ich glaubte, daß ich mit zur Gesellschaft gehörte, wie die andern, und trug fröhlich meine Last. Angekommen, traten die Gäste in das geschmückte Zimmer ein, wo auf weißgedeckten Tischen Kaffeetassen und hohe Türme von Kuchen mich freundlich durch die geöffnete Thür anblickten. Ich war ganz Erwartung und wußte nicht, was ich denken sollte, als es hieß: „Bleib du draußen und warte ein wenig.“ Bald erhielt ich den Auftrag, in ein dreiviertel Stunde entferntes Dorf zu gehen und den dortigen Gutsbesitzer aufzufordern, schleunigst einzutreffen. Ich eilte davon und war in einer Stunde zurück; ich hoffte nach überstandener Anstrengung nun an Kaffee und Kuchen teilnehmen zu können, allein ein Butterbrot und ein Glas Bier zeigten mir den Unterschied meiner Stellung zu den Gästen, und gewohnt, diesen, wie mir's damals schien, hohen Sphären fern zu stehen, gewann das Butterbrot durch den Hunger den Wert des Kuchens, und ohne Verdruß über die verfehlten Hoffnungen, nahm ich die Weisung nun nach Hause zu gehen bereitwillig auf. Da fiel mir ein, daß mein von mir sehr geliebter Lehrer, Rektor Fiedler, einst zu mir sagte: „Wenn du einmal nach Bischheim zum Pastor kommst, so sei so gut und bringe mir dessen Löwenzahnpresse mit“ — er war brustkrank und sollte den Saft des Löwenzahns trinken. Ich ließ also den Pastor herausrufen, teilte ihm den Wunsch mit, meinem Lehrer, da jetzt Gelegenheit sei, jenen Gefallen zu erweisen, worauf er bereitwillig mit in seine Wohnung ging und mir die Presse übergab, mit der Bemerkung, daß ich sie wohl kaum fortbringen würde. Es war unverständig von dem guten Manne, da diese Presse eine Holzmasse von 40 Pfund Schwere hatte. Ich hob sie mit frischen Kräften, ließ sie mir auf die Schultern legen und glaubte, weil sie schwer sei, könne ich meinem Lehrer nur desto mehr zeigen, daß ich ihn lieb hätte und gern etwas für ihn thun möchte. Schon fünfzig Schritt hinter der Pfarre legte ich die Last ins Gras nieder, versuchte sie wieder mit beiden Armen bald auf der einen, bald auf der andern Seite fortzutragen und hatte mich so 10 Minuten fortgeschleppt, als ich erschöpft mich hinsetzte und nachdachte, was zu machen sei. Da kam ein Bauer, der mit leerem Wagen aufs Feld hinausfuhr und auf mein Bitten die Presse ein Stück Wegs mitnahm. Dann saß ich verlassen wie vorher, weil ich weiter von Bischheim entfernt, und das Zurückbringen der Presse schwieriger geworden war. Halb verzweifelnd plagte ich mich wieder einige Minuten weiter, bis ein daherkommender Mann meine hilflose Lage sah, sich erbarmte, die Presse auf die Schultern nahm und sie mir bis ins nächste Dorf trug, wo sie bei einem Bauer eingelegt wurde.

Ein andermal nahm mich der Diakonus zu gleichen Zwecken wie nach Bischheim, zu einem Feste auf dem Augustusberge mit, wo von den umliegenden Städten und Dörfern das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Königs Friedrich August des Gerechten gefeiert wurde. Ich nahm an dem Feste von fern Anteil, indem ich aus dem Zelte, wo ich auf die mitgenommenen Sachen und Mäntel achtzugeben hatte, dem Trubel mit

Digitized by Google

zusah. Ich trug trotzdem das Bewußtsein in mir, daß der Diakonus und ich und ich und der Diakonus zu den wenigen gehörten, welche aus Pulsnitz als Festfeiernde gegenwärtig waren.

VI.

Als ich das erste Mal Dresden sah, war ich vielleicht zehn Jahre alt. Es war das Ziel aller meiner Sehnsucht und das Schönste, was ich mir denken konnte. Bisher hatte ich nur von der Lichtenberger Höhe die fernen Uferberge seines Stromes gesehen und in ihre Bläue alle Zauber gebannt, die meine Phantasie sich vorstellen mochte, genährt durch Erzählung alles dessen, was jeder dort geschaut und erlebt hatte. Aber einer der schönsten Freudentage ging mir jetzt auf, da mein Vater mir ankündigte, er wolle mich mit nach Dresden nehmen. Es war Mai oder Juni, und ich mußte, da es schon mit dem grauenden Morgen fortgehen sollte, den Abend zuvor, noch ehe die Sonne untergegangen war, zu Bett. Wie aber hätte ich schlafen können unter den Aufregungen einer solchen Erwartung! Endlich siegte doch die Natur, und als ich gegen drei Uhr geweckt wurde, war ich frisch wie ein Fisch, wanderte rüstig an der Seite meines Vaters noch im Dunkeln fort und den Eierberg bei Pulsnitz hinan. Eine heilige, ahnungsvolle Morgenstille umgab uns und ergriff mich mit wunderbaren, unbekannten Gefühlen. Es wurde nur wenig gesprochen.

Als wir auf die Höhe des Eierberges gekommen, brach die Sonne hervor, und mein Vater begann das Lied zu singen: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank", in das ich mit lauter Stimme einfiel. Von nun an war der Unterhaltung kein Ende; der Vater erzählte und suchte mich zu belehren über gar vieles, das er wußte. Ein kleines Frühstück in Radeberg, die nicht enden wollenden Waldmassen der Dresdener Heide, die begegnenden Wanderer, alles war interessant, zur Freude anregend, spannend. Endlich eröffnete sich die Dresdener Gegend, in dem reichen Lande der im Morgenlichte glänzende Strom, daran die im Dufte schimmernde Stadt mit ihren Türmen, mit der über den Fluß hinziehenden imposanten Brücke. Mich überkam das vollkommene Fühlen der Schönheit, des Zaubers der Stadt und ihrer Herrlichkeiten. Nun betraten wir sie selbst mit ihren hohen Häusern, ihren großen Plätzen. Der für meine Gewöhnung ungeheuere Lärm, das Gewühl, die vielen Kutschen, Reiter und Soldaten, die geputzten Herren und Damen, all das Neue, Große und Wunderbare, vor allem die Brücke, von der ich tagelang in den Strom hätte sehen mögen, machte einen überwältigenden Eindruck. Noch erinnere ich mich, als einer mir besonders auffallenden Erscheinung, des häufigen Schlagens der Nachtigallen in Käfigen vor den Fenstern, sowie des Geschreis der Rettigjungen: eins zum andern in lächerlichem Kontrast. doch beides, wie vieles andere, was ich sah und hörte, neu, ungewöhnlich, großstädtisch.

Der Aufenthalt bei meiner Tante in der Friedrichsstadt, die, wie ich schon erwähnte, die kleine Materialhandlung ihres verstorbenen Mannes fortführte, bot nichts dar, was irgendwie ein Kind hätte anregen können:

Digitized by Google

dennoch, da alles neu war, war auch alles interessant, und wenn ich nur einmal meinen Vater oder sonst jemand in die Altstadt begleiten konnte, so war dies ein vollkommen reicher Ersatz für tagelanges stilles Warten, Zusehen im Hause und Hinaustreten vor die Thür. Einige Groschen für ein Bild oder ein altes antiquarisches Büchelchen fielen nebenbei auch ab. Meine älteste Schwester suchte mir von ihren Ersparnissen eine Kleinigkeit zu kaufen, und so kam ich meiner Meinung nach reich zurück, wie ich noch nie gewesen.

Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist, freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Not oder der Härte oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Eltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme, unbequeme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Eltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, mochten diese es auch besser haben, nicht nach; ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt; und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur meiner zu leistenden Dienste willen. Genug, ich blieb fern von allen Ansprüchen und empfänglich für jede Kleinigkeit.

Und welcher Stoff zu allerlei Lust und List, wenn nach den Schulstunden der Spielplatz — ein großer Plan mit alten Linden besetzt — uns aufnahm, wenn dann oft der Wirt des nahe dabei liegenden Gasthauses nach allzu großem Lärm mit einer wohlversteckten Hetzpeitsche erst langsam und scheinbar unbefangen sich näherte und dann plötzlich, sie hervorziehend, Jagd auf uns Kinder machte; oder wenn auf schmalem Teichdamme Räuber gespielt wurde, wo mich wegen meiner Schnelligkeit — wir gingen alle barfuß — keiner fing; oder wenn der Bach uns einlud durchzuwaten und bis ins freie Feld hinaus die Spiele sich erstreckten! Das ist etwas anderes, als ein durch Häuser beengter Spielplatz in großen Städten oder auf den Promenaden und öffentlichen Plätzen derselben. Wohl haben Kinder größerer Städte — namentlich jetzt — die glückliche Gelegenheit viel zu lernen; und wie hätte ich auch mir sie gewünscht! Doch da es nicht sein konnte, gäbe ich heute um nichts meine Erinnerung an die genossenen Freuden jener Zeit dahin.

Bei jenen Spielen auf dem schmalen Teichdamme erinnere ich mich einer Lebensgefahr. Ich war damals vielleicht erst acht Jahre alt. Ich und mehrere Knaben fuhren ein kleines Mädchen im Kinderwagen. Zwei zogen, ich schob, einer hatte sich als Kutscher vorn aufgesetzt. Ich drängte vorwärts und schob mit Gewalt, so daß der Wagen nach dem Wasser zu lenkte. Die beiden sogenannten Pferde ließen den Wagen los, der ins Wasser fuhr, ich wollte ihn halten und wurde nachgezogen, so lagen drei Kinder auf einmal im Wasser, doch keins kam zum Sinken. Ein Mann, der von weitem mit zugesehen, eilte helfend herbei; inzwischen mußte viel Zeit verflossen sein, denn, als ich, gerettet, wieder zum Bewußtsein kam,

Digitized by Google

war der ganze Damm mit Menschen gefüllt. Ich erzählte meinen Eltern, daß ich geträumt habe, ich sei in einem schönen Blumengarten gewesen. Ich habe mich keiner Empfindung von Todesangst erinnern können.

Nicht minder glücklich als auf dem Spielplatz in freier Luft fühlte ich mich, wenn es mir gelungen war, irgend einen Kupferstich, ein Tier, eine Landschaft, aufzutreiben, die ich dann mit aller Hingebung kopierte: auch malte ich wohl Blumen nach der Natur mit großer Sorgfalt ab. Eine Schmetterlingssammlung wurde angelegt, nach einem kleinen Handbuche, das ich mir geliehen hatte und abschrieb, geordnet und danach die Namen bestimmt, und da die Knaben der geistlichen Häuser Pflanzen sammelten, so legte ich mir auch eine solche Sammlung an; allein weil mir Bücher und mündlicher Rat fehlten, so mußte dies liegen bleiben.

Ich las leidenschaftlich gern und lieh mir Bücher, wo ich nur konnte, daneben aber trieb ich mich gern einsam in Wald und Feld herum, den Träumen meiner Einbildungskraft nachhängend. Ein freier Tag ohne Schule, ein Sonntag, eine Festwoche, wie Pfingsten und Weihnachten, erhielt einen ganz besonderen Zauber dadurch, daß ich mich freuen durfte, nun mit aller Lust umherschweifen oder in behaglichster Ruhe etwas malen zu können, wozu ich rechte Lust hatte.

Am Morgen eines bewölkten Pfingstfeiertags, an welchem eine schwüle, drückende Luft für den Nachmittag Gewitter verkündete, mußte ich für meinen Vater auf einer Wiese im Walde einen Strauß weißer Orchideen holen, die er sehr liebte und an deren Geruch er sich sehr ergötzte. Obgleich ich vor Gewittern eine gewisse Angst hatte, welche in kleinen Städten durch die allgemeine Sorge geweckt wird, daß ein Blitz einen Teil oder das ganze, meist mit Holz gedeckte Städtchen gefährden könnte, also trotz dieser Unliebsamkeit der Gewitter und der Scheu davor, war doch die ernste, ahnungsvolle Stimmung, welche sie hervorbringen, und die schaurige Luft an den gewaltigen, immer neuen und veränderten Erscheinungen der Atmosphäre für mich ein eigener Reiz; die Sonntagsstille in der Flur und auf dem Felde, überall das grünende Leben in Büschen und Bäumen, der festliche Hintergrund des Tages und die bevorstehenden Freuden an dem, womit ich mich die Woche hindurch zeichnend oder malend beschäftigen wollte, erregten in mir einen Zustand von Glück, von erwartungsvoller Beklommenheit, daß mir die Worte fehlen, die unbestimmten Bilder dieser Seelenbewegung zu bezeichnen und ihnen Ausdruck zu geben. Es hinterließ dieser Morgen eine so bleibende Erinnerung in mir, daß sein Bild mit vollster Gegenwärtigkeit mir vor die Seele tritt, sobald ich solche weiße Orchideen rieche. Ähnliche Stimmungen, nur nicht mit solcher Stärke, brachten immer die schulfreien Sonnabendnachmittage mit sich, die wieder die Hoffnung auf den morgenden Sonntag in sich schlossen.

VII.

Ich wurde in der Stadt das Faktotum für allerlei Dinge, wo Pinsel und Farbe nötig waren. Maler Köhler war alt und wies die Leute an

Digitized by Google

mich. Da gab es unaufhörlich Modelltücher zum Sticken vorzuzeichnen, desgleichen Wäsche, kleine Transparente mit Tempel und Opferflamme zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Ölfarben zu schreiben, desgleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen mit Blumenguirlanden in Ölfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte cirkulierten — sie waren damals recht in Mode — gingen durch meine Hände und wurden von mir mit Blumen, Landschaften und Symbolen geschmückt.

Da ich in der Schule am besten schrieb, so eignete ich mich auch zum Abschreiben von Gerichtssachen, Käufen u. s. w.; es gab also immer einige Groschen zu verdienen, die dann bis zum Neujahr sich zu Thalern mehrten, weil ich von meinem zwölften Jahre an Neujahrswünsche in Vorrat malen und nach des Vaters Willen schon im Sommer damit anfangen mußte. Hierzu fehlte mir alle Lust; etwas Oberflächliches, oft Wiederholtes ohne weitere Vollendung und Durchführung hinzumalen, konnte mir kein Genüge geben. Ich hatte zu Neujahr oft eine Auswahl von dreißig bis vierzig Wünschen, Blumenkränze, Landschaften mit Felsen u. s. w. darstellend, deren niedrigster Preis 6 Pfennige, deren höchster 4 Groschen war. Selbst Zeichenunterricht gab ich einst vier Knaben und Mädchen, in gleichem Alter und älter als ich; die Stunde kostete à Person einen Groschen. Die Vorlegeblätter — meist Blumen — hatte ich mir selbst gezeichnet. Bisweilen wurde ich da wohl vom Spielplatze zur Ausübung meiner Pflicht und Würden geholt, ich präsentierte mich dann in einem Anzuge, welcher der Achtung bei den Schülern keinen Eintrag that — nämlich in einer grünkattunenen, kleingeblümten Jacke und einer Lederhose. Mütze und Stiefeln waren im Sommer nicht nötig, ich ging daher barfuß, Stiefeln wurden nur Sonntags angezogen. In demselben Kostüm gab ich auch der jüngsten Tochter des Pastors, sobald meine Schule zu Ende war, täglich eine Stunde Unterricht in den Anfangsgründen des Schreibens und Lesens, und ich verstand alle Mittel des Lobes und der Strenge dabei anzuwenden.

So hatten sich die letzten Jahre vor meiner Konfirmation meine Einkünfte durch Zeichnen, Malen und Schreiben um die Neujahrszeit bis auf 10—12 Thaler gesteigert. Ich erhielt nie ein neues Kleid, Rock oder Jacke. Entweder machten mir meine Eltern aus abgelegten alten Sachen selbst etwas zurecht, oder ich bekam von Fremden etwas geschenkt, oder mein Vater kaufte ein Stück auf dem Tröblermarkte in Dresden für mich. Von dem ersparten Gelde wurden nur Stiefeln für den Winter gekauft; der größte Teil ging in des Vaters leere Kasse über.

Mein lieber Lehrer Fiedler hatte nun schon seit langer Zeit die Sorge um mich, was ich wohl werden möchte. Ein Handwerk mochte ich nicht lernen; der Gedanke an das Leben eines Lehrburschen unter Gesellen, an die Roheit der Behandlung, an die Verrichtung der niedrigsten Dienste und die Unmöglichkeit etwas zu malen oder zu lesen, hatte mir eine solche Wahl verleidet. Mein Lehrer fragte, ob ich wohl Schullehrer werden möchte. Alles war mir recht, wenn es kein Handwerk war, wie viel mehr

Digitized by Google

ein solcher Beruf, der es mit Büchern und Lernen zu thun hatte! Es war mir deshalb lieb, daß ich, weil ich weitere Übung nicht nötig hatte, während der Schreibstunden täglich Lateinisch trieb. Endlich fiel es meinem Lehrer aufs Herz, daß es ein schwerer, undankbarer Beruf sei, das Schulmeistern, und er fragte mich, ob ich doch nicht lieber Kaufmann werden wolle: ein Beweis, daß mich der treffliche Mann nicht genug kannte, sonst hätte er wissen müssen, daß ich mich dazu am wenigsten eignete. Da er aber einen Prinzipal für mich wußte, einen Kaufmann in Pulsnitz, der mich gern aufnehmen wollte, so war mir auch dies recht; mir war eben jede andere Wahl lieber als die eines Handwerks.

Ich fing nun statt des Lateinischen an zu rechnen, und das gerade war es, was mir gegen die Haare ging; meine Exempel waren immer falsch und jede Beschäftigung damit ein steter Kampf. Doch es blieb dabei, und acht Tage nach meiner Konfirmation trat ich in die Lehre ein.

Ich litt vom ersten Tage an Heimweh. Der Prinzipal war ein gewiß braver, doch etwas unfreundlicher Mann, der, was ich auch that, stets mit seinen Augen verfolgte und unaufhörlich kritisierend drein fuhr, wodurch meine Befangenheit nur vermehrt wurde. Ich mußte mit dem Markthelfer mehrmals acht Tage lang von früh bis abends in der Hausflur stehen und Schnupftabak rappieren, d. h. die großen Karotten klein und zum schnupfbaren Tabak schneiden; ich durfte meine Eltern nicht besuchen, des Sonntags nicht ausgehen, außer in die Kirche, und wenn am Sonntagnachmittag mir einige Erholungsstunden vergönnt waren, so mußte ich sie dazu anwenden, mich im Rechnen, meiner Antipathie, zu üben. Begegnete ich meinem Vater zufällig, oder sah ich ihn in der Kirche, so konnte ich vor Thränen nicht aus den Augen sehen.

Die öfteren Äußerungen des Prinzipals: „Junge, du hast keinen Kaufmannsgeist; aus dir wird in deinem Leben nichts; du bist ein Strohkopf!“ feuerten meinen Mut auch nicht an. Der Commis war ein kleines, skrofulöses Männchen mit dicker, roter Nase und schielend; er war gut und duldsamer als der Prinzipal, doch äußerte er auch einmal: „Hör' er, er sollte Maler werden, zum Kaufmann taugt er nichts; in Dresden ist eine Akademie, wo man unentgeltlich studieren kann; sprech' er doch mit seinem Vater!“ Ich teilte dies meinem Vater, sobald ich ihm begegnete, mit, doch er wies mich ab — mit scheinbar strengen Worten; allein ich fühlte an seinem Tone doch, daß ihm meine stete Niedergeschlagenheit leid thue. „Wie soll dies möglich sein, wie ich dich erhalten? Lehrjahre sind keine Herrenjahre, — es geht andern auch nicht besser, drum Geduld, die Zeit vergeht schnell.“ Traurig kehrte ich an meinen Ladentisch zurück, und jeden Abend und Morgen fiel mir der Gedanke beängstigend auf die Seele, daß ich sechs Jahre so aushalten müsse.

Ich war acht Wochen da, als ich mich eines Tages unwohl fühlte: zu meiner Freude mußte ich zu meinen Eltern gehen, um mich dort pflegen zu lassen, und als ich genesen war, bat ich meinen Vater dringend, mich nicht wieder in den Kaufladen zu schicken, ich wolle alles lernen, ja jedes

Digitized by Google

Handwerk, welches er wünsche, nur Kaufmann möchte ich nicht werden. — Es war nicht schwer meine Eltern zu bewegen, und von Seiten meines Lehrherrn wurde ebensowenig zur Rückkehr gedrängt. Ich blieb zu Hause und beschäftigte mich wie früher, malte zu meiner Lust, zeichnete Wäsche zum Sticken, schrieb für den Gerichtsdirektor Akten in Reinschrift und verdiente immer etwas. Allein dennoch wies mich alles darauf hin einen bestimmten Beruf zu erwählen. Maler zu werden, konnte mir nicht einfallen; mein Vater hatte sich zu entschieden dagegen aussprechen müssen.

Die Laufbahn eines preußischen Beamten, welcher aus Pulsnitz war und als Schreiber begonnen hatte, brachte mich auf den Gedanken, ob nicht eine solche auch mir sich öffnen könne. Infolge einiger Aufforderungen in den Zeitungen zu Meldung eines Schreibers wandte ich mich an die betreffende Stelle, erhielt aber keine Antwort. Die Sorge meiner Eltern wuchs, und um sie zu beseitigen, ging ich den Vater an, mich zu einem Tischler oder Drechsler in die Lehre zu geben, — dies waren die einzigen Handwerke, zu denen ich mir noch einige Lust zutraute.

Mein Vater fühlte aus dieser Erklärung den Entschluß der Verzweiflung heraus, und der Gedanke, daß es doch möglich sei, mich auf die Akademie nach Dresden zu bringen und daselbst zu erhalten, gewann allmählich mehr und mehr Raum. Freilich konnte „mich erhalten" nur so viel heißen, als mich mit einigen kleinen Zuschüssen dem guten Glücke überlassen; denn bei 120—150 Thalern jährlicher Einnahme, von denen noch Zinszahlungen und alte Schulden ihr Teil in Anspruch nahmen, konnte auf bedeutendere Geldunterstützungen eben nicht gerechnet werden. Mein Vater zog Erkundigungen bei einem Hofbaumeister Guido ein, welcher Verwandte in Pulsnitz hatte und diese bisweilen besuchte. Er zeigte diesem meine Zeichnungen und Malereien, und diese gefielen ihm so sehr, daß er in meinen Vater drang, mich jedenfalls Künstler werden zu lassen, er wolle mit dem Inspektor der Akademie, Professor Seifert, sprechen und uns Nachricht geben. Es geschah. Wir wurden aufgefordert uns zu melden, und ich ging mit meinem Vater nach Dresden — mit wunderlichen Gefühlen.

E. Rietschel.

192. Benjamin Franklin.

Franklin, der berühmte Erfinder des Blitzableiters, war der jüngste Sohn seiner Eltern und wurde am 17. Januar 1706 zu Boston geboren. Er hieß, wie der jüngste jenes Erzvaters, Benjamin. Die Eltern, welche im Jahre 1682 von England nach Nordamerika ausgewandert waren, befanden sich nicht in den Umständen, um ihren Plan, den kleinen talentvollen Benjamin studieren zu lassen, ausführen zu können; das Söhnchen mußte daher seinem Vater beim Seifensieden mit zur Hand gehen. Doch dem Kleinen behagte dies wenig, und wiewohl er dem väterlichen Befehle sich fügte, so folgte er doch daneben dem Zuge seines Innern und übte täglich seine Geisteskraft. Da wurde denn die Frage: Was will aus dem Kindlein werden? öfters im elterlichen Rate aufgeworfen. Der Vater

Digitized by Google

hatte den Plan, den Knaben zu einem Gelehrten zu machen, selbst ungern aufgegeben. Er nährte daher den regen Wissenstrieb, indem er manches schöne Buch ins Haus schaffte, welches Benjamin in seinen Feierstunden mit allem Fleiße benutzte. Aber das Verlangen nach Büchern war in dem Knaben zu stark, als daß es der Vater mit seinen Mitteln befriedigen konnte. Da hieß es denn eines Tages: „Nun, Bücher soll er haben! Wir wollen ihn zu einem Buchdrucker machen!“ Und so wurde er im zwölften Lebensjahre zu seinem ältern Bruder Jakob, welcher in Boston Buchdrucker war, in die Lehre gebracht. Bald machte er in der Kunst desselben beträchtliche Fortschritte. Daneben aber versäumte er das Studium der Bücher nicht, und schon zwei, drei Stunden, bevor die gewöhnliche Tagesarbeit begann, sowie oft halbe und ganze Nächte hindurch, saß und las und lernte er mit einem solchen Eifer, daß er es bald dahin gebracht hatte, eine kleine Schrift, welche von vielen mit Beifall aufgenommen ward, selbst zu verfertigen. Einst hatte er in einem Buche gelesen, daß die Nahrung aus dem Pflanzenreiche vorzüglich gesund sei. Von Stund' an enthielt er sich eine lange Zeit aller Fleischspeisen. Einer seiner Bekannten machte später mit ihm gemeinschaftlich denselben Versuch in der Selbstüberwindung; aber nicht länger als drei Monate vermochte sich dieser zu halten. Alsdann ließ er einen Braten zurichten, zu welchem er Franklin einlud. Doch die lüsterne Seele wurde von dem Bratengeruche überwältigt, und das Gericht war verzehrt, noch ehe Benjamin ins Zimmer trat. — Solche Proben der Selbstbeherrschung hatten für Franklin noch besonderen Nutzen. Da er sich nämlich für Geld selbst beköstigen mußte, so machte er bei jener Änderung seiner Lebensweise manche Ersparnisse und löschte mit den Sparpfennigen seinen Bücherdurst. Oft sah man ihn, das Buch in der einen Hand, während er mit der andern Hand ein Stück Brot zum Munde führte, welches er durch ein Glas Wasser dem Magen zugänglicher zu machen wußte. — Später versuchte er sich abermals in der Schriftstellerei, und damit sein Bruder, mit dem er etwas gespannt lebte, seine Skripturen drucken möchte, schrieb er sie mit verstellter Hand und legte sie des Nachts in die Thür der Buchdruckerei. Bald darauf hatte er dann das Vergnügen, das Geschriebene gedruckt und beifällig aufgenommen zu sehen. Dieser Erfolg verleitete ihn, wie er später selbst gestand, gegen seinen Bruder zuweilen vorlaut und ungerecht zu sein, und es kam endlich zu einer Trennung von ihm. Nach einem vergeblichen Versuche, in seinem bisherigen Aufenthaltsorte Arbeit zu finden, begab er sich zuletzt nach Philadelphia in Pennsylvanien. Die Reise dahin, auf welcher er einen Seesturm erlebte, war für ihn gefährlich genug. Mit durchnäßter, schmutziger Kleidung, die Taschen von Hemden und Strümpfen vollgestopft, zog er zum erstenmale in Philadelphia ein. Hinter einem solchen Aufzuge konnte der Thorschreiber, wenn es einen solchen dort gegeben hat, freilich den berühmten Mann Nordamerikas nicht vermuten. Franklin überzählte seine Barschaft; sie war bis auf anderthalb Thaler zusammengeschmolzen. Aber der Hunger that weh und mahnte lauter als alle Einsprüche des Geldbeutels. Benjamin trat bei einem

Digitized by Google

Bäcker ein. — Bald nachher kam er wieder zum Vorschein, ein Brötlein unter dem einen, ein zweites unter dem andern Arme, ein drittes in der Hand, auf welches zwei Reihen weißer Zähne tapfer losarbeiteten. So sah ihn Miß Read; mit Nasenrümpfen schaute sie den struppigen Burschen über die Achseln an. Aber wie der Herr doch alles wunderlich fügt! — Eben diese Jungfer Read ward nachmals Franklins Frau. — Hinten und zur Seite bepackt, schlenderte er nun, wie das Tier des Müllers, Straße auf, Straße ab, ohne daß ein Meister sein begehrt oder nur ein mitleidiges altes Mütterchen ihm zugerufen hätte: „Was suchen Sie denn, junges Blut? Mein Bruder oder Sohn oder Vetter hat Arbeit für Sie, wenn Sie arbeiten können!“

Vorläufig ohne Aussichten verließ er wieder die Stadt, verschenkte seine noch übrigen Brote und kehrte auf das Schiff zurück. Endlich war sein Koffer nachgekommen, welcher ihn in den Stand setzte, sich besser als das erste Mal zu einem Spaziergange nach Philadelphia herauszuputzen; und siehe! der bessere Rock half mit wirtschaften, — Franklin wurde in eine Buchdruckerei aufgenommen. Wenn das Glück erst einmal über unsere Schwelle herüber ist, dann sucht es sich auch einen Sitz im Hause. Franklin machte bald Aufsehen durch seine Kenntnisse und Talente, und so versprach ihm der Statthalter der Provinz die nötige Unterstützung, damit er eine eigene Druckerei anlegen könnte. Mit diesen Aussichten machte er im Jahre 1724 einen Besuch im elterlichen Hause, welcher dort große Freude bereitete; doch war der Vater nicht ganz damit zufrieden, daß der achtzehnjährige Benjamin schon sein eigener Herr werden wollte.

Mit dem Versprechen des Statthalters, Kreditbriefe für ihn nach England zu schicken, reiste Franklin dahin ab, um das zur Anlegung einer Druckerei Erforderliche selbst anzukaufen. Allein der Statthalter hatte nicht nach dem Sprichwort gehandelt: Versprechen und Halten steht fein bei Jungen und Alten! Vergeblich suchte der junge Mann in England die Kreditbriefe; es fand sich auch nicht ein einziger. Da war denn in dieser weiten Entfernung von seinem Vaterlande guter Rat teuer. — Doch Benjamin schickte sich in das Unvermeidliche und ging bei einem Buchdrucker in Arbeit. Wie jedes andere Menschenkind, so war auch er nicht von Fehlern frei; aber er steht auch als ein Fehlender höher, als viele, da er sich nicht schämte, ein offenherziges, reuiges Geständnis aller der Verirrungen, deren er in London sich schuldig machte, selbst zu thun, und demnächst an seiner Besserung arbeitete. — Eine Zeitlang lebte er sehr mäßig und sparsam, und wenn ihn die Biertrinker einen Wassermann schalten, so pflegte er ihnen auf die schlagendste Weise darzuthun, daß ein Pfennigbrot stärkender sei, als eine Kanne Bier. Wie er zu seiner Sparsamkeit und zu der Klugheit, nicht immer zu thun, was die Mehrzahl that, schon früh gekommen sei, davon erzählt er selbst ein Anekdötchen aus seiner Jugendgeschichte.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, schreibt er unter anderem, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Tasche mit Kupfermünze. Ich wußte nun nichts Eiligeres zu thun, als damit nach

Digitized by Google

einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel, eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viele Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder, Schwestern, Vettern und Basen von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich nun erst aufmerksam darauf, wie viel schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da sie sich auch noch über meine Thorheit lustig machten, so fing ich vor Ärger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck in mir zurückließ, der mir in der Folge sehr nützlich wurde; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: „Gieb nicht zu viel für die Pfeife!“ und so sparte ich mein Geld. Als ich herangewachsen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menschen zu beobachten, glaubte ich viele, ja sogar sehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben. — Sah ich einen Ehrgeizigen ängstlich nach Hofgunst streben und seine Zeit in Vorzimmern verschwenden, seine Ruhe, seine Freiheit, seine Tugend und wohl auch seine Freunde opfern, um sie zu erlangen, so sagte ich zu mir selbst: „Der giebt zu viel für seine Pfeife!“ — Sah ich einen andern um Volksgunst buhlen, sich beständig in fremde Händel mischen, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigen und sich dadurch zu Grunde richten, so sagte ich: „Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife!“ — Wenn ich einen Geizhals traf, der sich jede Art von Bequemlichkeit versagte, sich um das Vergnügen andern Gutes zu thun betrog, die Achtung seiner Mitbürger verscherzte und auf die Genüsse zärtlicher Freundschaft verzichtete, nur um Schätze anzuhäufen, so dachte ich: „Armer Mann, du bezahlst in der That zu viel für deine Pfeife!“ — Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geistesfreude, jede Gelegenheit, sein Wissen zu mehren, bloß sinnlichen Genüssen hintansetzte, so sagte ich: „Betrogener Mann, du schaffst dir Leiden statt Lust, du giebst zu viel für deine Pfeife!“ — Sah ich einen in schöne Kleider, schönes Hausgerät und schöne Equipagen, die all sein Vermögen überstiegen, vernarrt, dafür Schulden machen und seine Laufbahn im Gefängnisse beschließen, so sagte ich: „O weh, der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt!“ — Kurz, wohin ich sah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Teil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Wert der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen, und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

Indessen war eine geraume Zeit für Franklin in London verstrichen, und die Sehnsucht zog ihn nach Amerika zurück. Ein Kaufmann, in dessen Dienste er als Buchhalter trat, und welcher kurz vor seinem bald erfolgten Tode ihm ein kleines Legat vermachte, gab ihm Gelegenheit,

Digitized by Google

sein Vaterland wiederzusehen. So finden wir ihn im Jahre 1727 abermals in einer Buchdruckerei beschäftigt. Hier hatte er vielfältig Gelegenheit, die Bekanntschaft großer Männer zu machen, welche seine Talente erkannten und ihm in mancher Art ihre Hochachtung zu erkennen gaben. Über seine Denk- und Handlungsweise in dieser Zeit giebt er uns selbst folgende Nachricht: „Ich hatte damals schon erkannt", sagte er, — „daß der Mensch nur durch Wahrheit, Aufrichtigkeit und Redlichkeit sein eigenes und anderer Menschen Glück fördern kann, und daß es nur einen Weg giebt, um glücklich zu werden, und das ist der, welchen die Vernunft uns vorzeichnet."

Jetzt begann für Franklin ein neuer, wichtiger Lebensabschnitt. Mit Hilfe einiger Freunde errichtete er eine eigene Druckerei und kam alle Freitage mit mehreren gebildeten Leuten zusammen, welche über Staatskunde und Sittenlehre, wie über Gegenstände aus den Naturwissenschaften Unterredungen hielten. Durch unermüdlichen Fleiß und weise Sparsamkeit hatte er endlich seinen Wohlstand so weit gehoben, daß er an seine Verheiratung denken konnte. Er verband sich mit der schon vorher genannten Miß Read. In seinem Hause ward nichts über die nötigsten Bedürfnisse des Lebens hinaus angeschafft; Franklin selbst ging mit dem Beispiele der Einfachheit voran, und ein Beweis, daß er sich keiner Arbeit schämte, ist unter andern der, daß man ihn in der Regel selbst sein Papier in den Laden karren sah. Ein unsterbliches Verdienst um seine Landsleute erwarb er sich dadurch, daß er eine großartige Bibliothek errichtete, wodurch er die Bildung Nordamerikas unendlich gefördert hat. — Manche Menschen schaffen und leisten so viel, daß man über die Menge ihrer Werke noch nach Jahrhunderten staunt. Zu diesen Menschen gehört Franklin, welchem spätere Geschlechter eben so wenig, als das von heute und gestern, ihre Bewunderung versagen werden. Daß er aber so viel zu stande brachte, davon liegt der Grund nicht nur in seinem raschen und unermüdlichen, sondern auch in seinem ordnungsmäßigen Arbeiten.

Franklin war 1736 Sekretär der Generalversammlung von Pennsylvanien geworden und wurde später zum Vertreter der Stadt Philadelphia gewählt. Wie fleißig er seinen Studien oblag, habe ich bereits angeführt; daneben versäumte er nichts in den Geschäften, welche ihm das tägliche Brot verschafften. Er gab eine Menge kleiner Schriften heraus, widmete einen Teil seiner Zeit den öffentlichen Schulen, brachte die Einrichtung eines Krankenhospitals zu stande und ward durch dieses alles und anderes mehr ein unvergeßlicher Wohlthäter seiner Mitbürger. Seit 1753 verwaltete er das wichtige Amt eines Generalpostmeisters und erlangte durch diese Stellung eine besondere Bedeutung in politischer Hinsicht. Bei den immer mehr hervortretenden Mißhelligkeiten zwischen den Nordamerikanern und dem Mutterlande machte er den Vermittler und bewährte dabei vorzüglich seine gerühmte Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit.

Durch vielfache Bedrückungen hatte sich England bei den nordamerikanischen Pflanzstaaten verhaßt gemacht. Diese durften fast nur mit dem

Digitized by Google

Mutterlande Handel treiben, und damit sie gezwungen blieben, ihre Bedürfnisse aus England zu beziehen, so wurden sie an der Errichtung von eigenen Fabriken und Manufakturen vielfach behindert. Das erbitterte und erzeugte den unsittlichen Schleichhandel. Als aber 1764 und 65 zwei neue, höchst drückende Verordnungen erschienen, so gerieten die Kolonieen über das herrische Verfahren der Engländer, die wie tyrannische Väter gegen unmündige Kinder sich gebärdeten, in völlige Gärung. Vergebens warf sich Franklin zum Verteidiger seiner Landsleute auf; vergebens suchte er die englischen Minister zu einem milderen und gerechteren Verfahren gegen die amerikanischen Mitbürger zu bestimmen: die Engländer schritten mit Gewalt der Waffen ein, und in kurzem hatte sich die Kriegsflamme über ganz Nordamerika verbreitet.

1776 wurde Franklin beauftragt, eine Verbindung der nordamerikanischen Staaten mit Frankreich gegen Englands Übermacht einzuleiten und wo möglich zum Abschluß zu bringen. Er reiste zu dem Ende nach Frankreich. Einfach und schlicht in seiner Kleidung, wie in seinem Wesen, eine große Brille auf der Nase, ging er dort einher, und die modelustigen, komplimentereichen Franzosen, die Stutzer unter den europäischen Völkern, welche den großen Franklin im Herzen bewunderten, sahen in diesem einfachen Bürger Amerikas anfangs nichts mehr, als einen ehrlichen Landmann. Desto mehr aber wurden sie von dem scharfsichtigen, schlauen Amerikaner durchschaut. Bald empfing man ihn überall mit der größten Aufmerksamkeit, und Ludwig XVI. gewährte ihm eine Audienz, bei welcher ihm die vorzüglichste Hochachtung zu erkennen gegeben ward. Das Bündnis zwischen Frankreich und Amerika kam später zu stande. — Der General Washington, Kommandeur sämtlicher amerikanischer Truppen, war es besonders, welcher sich nebst Franklin um Nordamerikas Freiheit die größten Verdienste erwarb. Wie sehr Franklin die Verdienste dieses ausgezeichneten Mannes anerkannte, dafür zeugt eine Stelle in seinem Testamente, welche also lautet: „Meinen guten Spazierstock von wildem Apfelholze mit dem goldenen Knopfe vermache ich meinem Freunde, dem Freunde und Wohlthäter der Menschheit, dem General Washington. Wäre es ein Zepter, er hätte es verdient, und würde es mit Ehren führen."

Im Jahre 1783 wurde zwischen England und den dreizehn vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, nachdem sie als solche von Frankreich schon früher anerkannt waren, Frieden geschlossen. Franklin, welcher in den Tagen seines Alters an der Fußgicht litt, bat 1785 um Zurückberufung aus Frankreich, wo er sich seiner Sendung auf die rühmlichste Weise entledigt hatte. Mit lautem Jubel empfingen ihn seine Mitbürger in Philadelphia. Man löste die Kanonen, läutete die Glocken und erwies ihm die größte Liebe und Hochachtung. Es ward dankbar anerkannt, daß er der belebende Geist gewesen war, welcher vor und in dem Kriege das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit von fremdem Drucke in seinen Landsleuten allenthalben hervorgerufen und wach erhalten hatte.

Noch in seinem 78sten Jahre bekleidete er die Stelle eines Präsidenten des Kongresses von Pennsylvanien. — Geradheit und Wahrheit

Digitized by Google

war seinem Leben allenthalben eingeprägt. Sein Herz schlug bis zur letzten Stunde warm für das Wohl der ganzen Menschheit. Seine letzte öffentliche Handlung war die Unterzeichnung einer Bittschrift an die Abgeordneten der Staaten um Abschaffung des Sklavenhandels, welcher zur Schande der Menschheit leider auch heute noch fortdauert. Mit Standhaftigkeit ertrug er die Schmerzen seiner letzten Krankheit und entschlief am 17. April 1790 in dem Alter von 84 Jahren. Über 20000 Menschen waren bei seinem Begräbnis zugegen, und in Paris stellte die Nationalversammlung drei Tage Trauer um ihn an. Für seinen Grabstein hat er selbst folgende Inschrift bestimmt:

Hier liegt
der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers,
(gleich dem Einbande eines alten Buches,
dessen Inhalt herausgerissen,
dessen Titel und Vergoldung verwischt sind,)
den Würmern eine Speise;
doch wird das Werk nicht verloren gehen,
sondern es wird, wie er glaubt, dermaleinst erscheinen
in einer neueren und schöneren Ausgabe,
durchgesehen und verbessert
von
dem Verfasser.

Kneisel.

193. Alexanders des Großen Jugendjahre und Erziehung.

Schon als Knabe hatte Alexander manche Probe eines feurigen und ehrgeizigen Geistes gegeben und eine sehr unbiegsame Gemütsart gezeigt, die sich nicht mit Gewalt, wohl aber durch vernünftige Gründe und Überzeugung leiten ließ. Sein Vater sorgte mit großem Eifer für seine Erziehung und die Bildung seines Geistes, da er es nicht für genug hielt, wenn er in körperlichen Fertigkeiten und den Künsten des Krieges unterwiesen würde. Außer den Lehrern der Musik und den andern ihm vorgesetzten Pädagogen, berief er den Aristoteles, den berühmtesten und gelehrtesten Philosophen, zur Bildung seines Sohnes und erteilte ihm hierfür eine schöne Belohnung. Er ließ nämlich die Vaterstadt des Aristoteles, Stagira in Thracien, die er kurz zuvor zerstört hatte, wieder aufbauen, und gab den entflohenen oder in Sklaverei geratenen Bürgern ihre Güter wieder. Gleich nach der Geburt seines Sohnes soll er an den Weltweisen einen Brief geschrieben haben, worin er ihn bat, dessen Bildung dereinst zu übernehmen: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren ist; nicht daß er geboren ist, sondern daß er in deinen Tagen geboren ist, macht mich froh; von dir erzogen und gebildet, wird er unserer würdig und der großen Bestimmung, die einst sein Erbteil wird, gewachsen sein.“ Zum ungestörten Unterricht wies er dem Lehrer und dem Schüler, welcher damals dreizehn Jahre alt war, den Hain der Nymphen bei Myrza an. Der Philosoph unterwies den Jüngling in dem, was recht und tugendhaft

Digitized by Google

ist, in der Staats- und Herrscherkunst und auch, wie es scheint, in der Arzneiwissenschaft und dem, was dazu gehört; denn Alexander riet später seinen Freunden öfters in Krankheiten, was sie zur Herstellung ihrer Gesundheit thun sollten. Selbst das, was von der Philosophie am schwersten zu fassen ist, hat er auch von seinem Lehrer sich mitteilen lassen, wie man aus den Vorwürfen sieht, welche er später dem Aristoteles darüber machte, daß er diesen Teil seines Wissens in einer Schrift bekannt gemacht habe: „Du hast nicht wohlgethan, diese Wissenschaften bekannt zu machen. Denn wodurch werden wir uns jetzt noch von andern unterscheiden, wenn die Lehren, die uns mitgeteilt worden sind, allgemein sein werden? Ich für meine Person möchte mich lieber durch Kenntnis der erhabensten Wissenschaften, als durch Macht vor andern auszeichnen." Von Aristoteles bekam er eine verbesserte Abschrift von Homers Ilias, seinem Lieblingsbuche, welches er immer nebst dem Dolche unter seinem Kopfkissen liegen hatte, und welches er als das Lehrbuch der Kriegskunst betrachtete. Als man auf dem persischen Zuge unter der kostbaren Beute ein prächtiges, goldenes Kästchen des Darius fand, welches dem Alexander seine Freunde zu diesem oder jenem Gebrauche zu benutzen rieten, bestimmte er es dazu, seine Handschrift des Homerischen Gedichtes aufzunehmen, das er, als das Köstlichste, auch des köstlichsten Behälters wert achtete. Mit diesem Gedichte war er besser bekannt, als irgend jemand, und einer seiner Pädagogen, Lysimachos, empfahl sich ihm ganz besonders dadurch, daß er sich selbst Phönix, den Alexander Achilles, und dessen Vater Peleus nannte. — Anfänglich schätzte und liebte er den Aristoteles, wie er selbst sagte, nicht weniger als seinen Vater, weil er ihn als den Vater seines vernünftigen Lebens ansah; später aber zeigte er sich argwöhnisch gegen ihn — warum? weiß man nicht zuverlässig. Der Liebe zur Philosophie aber wie zur Poesie blieb er auch später treu; und dem Aristoteles bei seinen Forschungen in der Naturgeschichte behilflich zu sein, lag ihm so am Herzen, daß er den Jägern, Fischern und allen, welche mit Tieren zu thun oder genauere Kenntnisse davon hatten, befahl, dem Aristoteles zu gehorchen und mit ihren Erfahrungen und den von ihnen gefangenen Tieren an die Hand zu gehen, und für diesen Zweck verwendete er achthundert Talente. Zum Lehrer der Beredsamkeit hatte er den Anaximenes von Lampsakus, welcher nachmals das Verderben von seiner Vaterstadt abwendete. Alexander hatte beschlossen, sie zu zerstören, weil sie die Perser begünstigt hatte. Als er seinen alten Lehrer zum Thore herauskommen sah, zweifelte er nicht, er werde für seine Vaterstadt Fürbitte einlegen, und schwur bei allen Göttern der Griechen, er werde nicht thun, was jener bitte. Dies vernahm Anaximenes und bat ihn Lampsakus zu zerstören. Alexander sah sich durch diesen Einfall an der Ausführung seines Vorhabens, seinem Schwure gemäß, verhindert und verzieh der Stadt. Der Musik befliß er sich mit Eifer und liebte früher eine kunstreiche Gesangweise; aber nachdem sein Vater ihn im Tone des Tadels gefragt, ob er sich dessen nicht schäme, wurde er gleichgültiger, und trieb von da an nur noch einen mehr männlichen, den sogenannten phrygischen Gesang.

Digitized by Google

der ihn so begeisterte, daß er aufspringen konnte und die Waffen ergreifen, als wäre der Feind da.

In dieser Liebe zu Künsten und Wissenschaften zeigten sich Vater und Sohn als echte Hellenen, welche über den körperlichen Übungen, dem Waffen- und Kriegswerk, die Künste der Musen nicht vergaßen. Aber ebenso wenig versäumte Alexander jene und war schon als Knabe ausgezeichnet als schneller Läufer. Als man ihn aber fragte, ob er nicht in Olympia bei den Wettspielen auftreten wolle, antwortete er stolz: „Wenn ich Könige zu Mitkämpfern haben werde!" Schon in seinem Knabenalter leuchtete die Selbstbeherrschung aus seinem ganzen Benehmen hervor, und so hitzig und ungestüm er in vielem war, ließ er sich doch vom sinnlichen Vergnügen nicht leicht hinreißen und zeigte im Genusse desselben viele Mäßigung. Früh reifte in ihm ein hoher Geist und eine unbezwingliche Ruhmbegierde. Wenn Botschaft kam, daß sein Vater einen großen Sieg gewonnen oder eine Eroberung gemacht, so vernahm er sie mit finstrer Miene und sagte zu seinen Gespielen: „Mein Vater wird mir alles wegnehmen und mir keine Gelegenheit lassen, mit euch große und glänzende Thaten zu verrichten." Als man ihm sagte, das alles erwerbe Philippus für ihn, versetzte er: „Was nützt es mir, wenn ich vieles besitze, aber wenig unternehmen kann?" Und als er einmal in Abwesenheit des Philippus Gesandte des persischen Königs bewirtete, richtete er an sie keine kindischen Fragen, wie andere, über den goldenen Weinstock mit Trauben aus Smaragden und Edelsteinen, welchen der reiche Pythius dem Darius geschenkt hatte, oder über die hängenden Gärten der Semiramis, oder wie der König geschmückt sei, sondern er that solche Fragen an sie: über die Länge des Weges, die Art und Weise im oberen Asien zu reisen, über den König selbst und die Macht der Perser, so daß jene sich sehr verwunderten und die hochgerühmte Gewandtheit des Philippus gegen den kühnen und unternehmenden Geist seines Sohnes für nichts rechneten.

Die Gewandtheit des Jünglings in ritterlichen Übungen erkennt man aus der Art, wie er das berühmte Pferd, Bucephalus (Stierkopf) genannt, bändigte und zum seinigen machte. Ein Thessalier, Pilonikus, brachte dies Pferd zu Philippus und bot es ihm für die große Summe von dreizehn Talenten zu Kauf an. Man begab sich aufs freie Feld, um es zu probieren, fand es aber wild und ganz unbrauchbar, weil es niemanden aufsitzen ließ und sich gegen jeden bäumte, der ihm nahe kam. Schon befahl Philippus, darüber unmutig, das scheue und unbrauchbare Pferd wieder wegzuführen, als der noch anwesende Alexander sagte: „Um welch treffliches Pferd bringt man sich da, bloß weil man es aus Mangel an Mut und Geschicklichkeit nicht zu behandeln weiß!" Als er so zu wiederholten Malen sein Bedauern um den Verlust des Pferdes laut werden ließ, fragte ihn Philippus, ob er, der älteren Männern Vorwürfe mache, besser mit einem Pferde umzugehen wüßte, als sie? „Mit diesem wenigstens", versetzte Alexander, „getraue ich mir, besser umgehen zu können, als ein anderer." Philippus erwiderte: „Wenn du es aber nicht kannst, welcher Strafe willst du dich für deine vorlaute Keckheit unterwerfen?"

Digitized by Google

„Beim Zeus, ich will den Preis des Pferdes bezahlen.“ Darüber entstand ein großes Gelächter, und nachdem sie wegen der Summe einig geworden, ging Alexander auf das Pferd zu, faßte es beim Zügel und kehrte es gegen die Sonne, vermutlich weil er bemerkt hatte, daß es vor dem an ihm niederfallenden, hin und her schwankenden Schatten scheute. So lief er eine Weile neben dem Pferde hin und her und streichelte es, so lange er es noch vor Zorn und Ungestüm schnauben sah; dann aber ließ er sachte seinen Mantel fallen, schwang sich rasch und behende hinauf und setzte sich im Sattel fest. Anfangs faßte er den Zügel ganz kurz und hielt das Pferd, ohne es zu schlagen und zu spornen, zurück; wie er aber merkte, daß es sein wildes Wesen ablegte und nur begierig war zu laufen, sprengte er mit verhängtem Zügel davon und trieb es jetzt mit Zuruf und mit den Fersen zum Laufen an. Philippus und seine Begleiter waren zuerst in großer Angst und stumm; aber als er ordentlich umlenkte und voll stolzer Freude zurückkehrte, erhoben alle ein Jubelgeschrei, und sein Vater fing an vor Freude zu weinen, küßte ihn beim Absteigen und sagte: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Königreich, das deiner würdig ist: Macedonien ist für dich zu klein!“ So hat Alexander das Pferd, auf welchem er Asien eroberte, sich selbst erobert, während kein anderer es bändigen konnte. G. Pfizer.

194. Der Tod des Sokrates.

Anytus, ein reicher Lohgerber, dem Sokrates einmal Vorwürfe wegen der schlechten Erziehung seines Sohnes gemacht hatte, und Lykon, der als Redner in den Versammlungen über den großen Haufen schaltete, beredeten einen gewissen Melitus, bei den Archonten eine Klage einzureichen, welche folgendermaßen abgefaßt war: „Melitus, Melitus' Sohn, aus dem Flecken Pithos, bringt eine peinliche Klage gegen Sokrates vor, den Sohn des Sophroniskus, aus dem Flecken Alopekä. Sokrates ist strafbar, weil er unsere Götter nicht annimmt, und weil er neue Götter unter uns einführt. Sokrates ist strafbar, weil er die Jugend von Athen verführt. Ihm gebühret der Tod.“

Als die Klage abgegeben war, drangen die Schüler des Sokrates in ihn, den Sturm abzuwenden; aber Sokrates sagte: „Das ist nicht die Sprache der Unschuld.“ Ein anderer Freund bat ihn dringend, an seiner Verteidigung zu arbeiten. Sokrates antwortete: „Damit habe ich mich schon lange beschäftigt; man untersuche mein ganzes Leben: das ist meine Schutzschrift.“ — „Aber“, erwiderte der Freund, „die Wahrheit bedarf Unterstützung, und du weißt, wie viele Unschuldige die Beredsamkeit in unsern Gerichtshöfen ins Verderben gestürzt, wie viele Verbrecher sie gerettet hat.“ Darauf antwortete Sokrates: „Komme es, wie es will. Ich habe bis jetzt als der Glücklichste auf Erden gelebt. Beschließt die Gottheit über mich, daß ich jetzt sterben soll, so entgehe ich der Kraftlosigkeit des Alters“ — er war jetzt 70 Jahr alt — „und der mit ihr verbundenen Schwäche des Geistes, in welcher ich, wie eine welkende Pflanze, hinschmachten würde, mir selbst und meinen Freunden zur Last. Die

Digitized by Google

Nachwelt wird zwischen meinen Richtern und mir entscheiden, und bald nach meinem Tode wird man einsehen, daß ich meine Mitbürger nicht habe verderben wollen, sondern nur gesucht habe sie zu bessern." So war sein Gemüt gestimmt, als er vor das Gericht der Heliasten gefordert wurde, an welches die Archonten diesen Rechtshandel gewiesen hatten, und das ungefähr aus 500 Richtern bestand. Auch die Ankläger erschienen hier und übergaben ihre Klagschriften, die mit aller Kunst der Beredsamkeit ausgearbeitet waren. Sokrates verteidigte sich nicht nach der hergebrachten Weise, sondern ruhig, heiter, mit großer Einfachheit und Würde. Aber diese Ruhe und Würde konnten die hochmütigen Richter, welche aus dem Volk gewählt waren, nicht ertragen, sondern legten die Würde der Unschuld als Stolz, die Kaltblütigkeit und Ruhe als Trotz aus. Die Bürger von Athen waren als Richter an Unterwürfigkeit der Verklagten gewöhnt, und ihre Eitelkeit ward nicht wenig dadurch gekitzelt, daß diese mit Weinen und Wehklagen, mit Bitten und Flehen sie zu erweichen und die Lossprechung zu erbetteln suchten. Ein solcher Beschuldigter, welcher sich sonnenklar über alles rechtfertigte, ihnen selbst Vorwürfe machte und sie bei der Nachwelt und der ewigen Gerechtigkeit anklagte, mußte, nach ihrer Meinung, für seine Kühnheit gestraft und für schuldig erklärt werden. Sokrates wurde mit 281 Stimmen verurteilt. Jetzt fragte man ihn, was für eine Strafe er verdient zu haben glaube? und er antwortete: „Keine als die, daß ihr mich, als einen verdienten Bürger, lebenslänglich auf eure Kosten im Prytaneum erhaltet; denn Verbannung würde nichts anderes heißen, als eure Schande, meine Unschuld, mein Alter und mein Elend außerhalb Athens jedem, der mir begegnete, zeigen. Vielleicht würdet ihr mich mit einer Geldstrafe entlassen, aber ich bin arm, und höchstens könnte ich euch eine Mine (25 Thlr.) anbieten. Es ist wahr, ich habe reiche Freunde, und ihr sehet sie hier bereit, für mich alles zu thun; aber warum sollen sie Strafe bezahlen, da sie ebenfalls nichts verbrochen haben?" Dies brachte die Richter vollends gegen ihn auf, und er wurde mit 360 Stimmen zum Tode verdammt. Mit der Ruhe eines Mannes, der sterben gelernt hat, und einem Gleichmut, den man, so lange Athen stand, noch nicht auf dem Gesicht eines zum Tode Verurteilten gesehen hatte, hörte Sokrates sein Urteil an. „Ich habe mich zwar", sprach er zu seinen Feinden, „über euren Haß zu beschweren; aber da der Tod für mich Alten Gewinn ist, so kann ich auf euch nicht zürnen. Doch es ist Zeit, daß wir gehen; ihr zu leben, ich zu sterben; die Gottheit allein weiß, wen von uns das bessere Schicksal trifft. Führt mich jetzt in den Kerker." Auf dem Wege zum Gefängnis begleiteten ihn seine Schüler, wehklagend und in Thränen zerfließend. „Aber warum weint ihr denn?" sprach Sokrates; „wißt ihr nicht, daß die Natur, als sie mir das Leben gab, mich zugleich verurteilte, es zu verlieren? Sehet, da gehet Anytus, stolz auf seinen Triumph, an uns vorüber. Er weiß nicht, daß der Sieg immer den Rechtschaffenen verbleibt."

Sokrates brachte 30 Tage im Gefängnisse zu. Das Gefängnis wurde durch ihn, durch seine lehrreichen Gespräche mit seinen Schülern und

Digitized by Google

Freunden zu einem Lehrsaal, worin die tröstlichsten und wichtigsten Wahrheiten von der Unsterblichkeit der Seele, von der Güte der Gottheit, von der Ehrfurcht gegen sie und gegen die Gesetze und von allem, was für die Menschheit wichtig ist, abgehandelt wurden. Diese 30 Tage hielt Sokrates für die schönsten seines ganzen Lebens. Mit Entzücken und mit Thränen sprachen seine Freunde davon. Am Tage nach seiner Verurteilung ging von Athen ein Schiff ab, welches die Opfer der Athener nach Delos brachte. Von dem Augenblicke des Abgangs bis zur Rückkehr des Schiffes verbot das Gesetz, ein Todesurteil zu vollstrecken. Als die Nachricht in Athen eintraf, daß am folgenden Tage das Schiff zurückkommen würde, ging früh, ehe der Tag anbrach, Kriton, der treueste und geliebteste Freund des Sokrates, zu ihm ins Gefängnis und setzte sich an sein Bett. „Du bist sehr früh bei mir", sprach Sokrates, als er erwachte; „bist du schon lange hier?" „Schon ziemlich lange." „Warum hast du mich nicht gleich geweckt?" „Du schliefst so sanft, und ich mochte den süßen Frieden, welcher auf deinem Gesicht ausgedrückt war, nicht stören. Immer habe ich dich wegen deiner Seelenruhe glücklich gepriesen, aber nie mehr als jetzt, da du so leicht und gelassen dein Schicksal erträgst." „Es wäre ja thöricht in meinem Alter zu murren, wenn man endlich einmal sterben soll. Aber was bringt dich so früh zu mir?" „Eine traurige Nachricht!" „Ist etwa das Schiff aus Delos zurückgekommen?" „Noch nicht; aber es kommt diesen Abend, und morgen, mein Sokrates, morgen — mußt du sterben." „Ich bin bereit, wollen es die Götter, so sei es!" „Wenn du einwilligest, so stirbst du noch nicht. Ich, mit den übrigen Freunden, habe Veranstaltungen getroffen, dich aus den Händen deiner Feinde zu retten. Die Wache ist bestochen, und du wirst mit Sicherheit entfliehen. In Thessalien ist dir ein ehrenvoller Aufenthalt bereitet. Schlage mir meine Bitte nicht ab und folge mir gleich; du bist es deinen Kindern, mir und deinen übrigen Freunden schuldig. Befreie uns von dem Vorwurfe aller Griechen und der ganzen Nachwelt, daß wir nicht alles aufgeopfert haben, um dein Leben zu retten!" „Ich bin durch die Gesetze von Athen gerichtet worden, und als ein guter Bürger muß ich mich dem Urteile unterwerfen. Welcher Staat könnte bestehen, wenn die Bürger berechtigt wären, dem Urteile ihrer Obrigkeit sich nicht zu unterwerfen? Habe ich nicht zum Hauptgeschäft meines Lebens gemacht, unserer Republik gute Bürger zu erziehen; habe ich nicht immer gesucht, mich selbst als ein Vorbild aller Bürgertugenden zu zeigen? Wie wäre es mir denn möglich, so nahe am Ziele, mein Leben durch eine Handlung zu entehren, wodurch ich meine eignen Grundsätze verleugnen, die Wahrheit meiner Lehren verdächtig machen und die Wirkungen meines Beispiels vernichten würde? Ich könnte in Thessalien die Namen der Tugend und der Gerechtigkeit nicht aussprechen, ohne selbst zu erröten und ohne mir die bittersten Vorwürfe zu machen. Nein! mein geliebter Freund, laß es gut sein; laß mich den Weg gehen, welchen die Gottheit mich leitet."

An dem Sterbetage des Sokrates kamen früh zu ihm in das Gefängnis die Elfmänner, welche die Hinrichtung des Verurteilten zu besorgen

Digitized by Google

hatten, ließen ihm die Ketten abnehmen, kündigten ihm an, daß er am Abend sterben müsse, und daß sie dazu alle Anstalten getroffen hätten. Als diese sich wegbegeben hatten, kamen seine Schüler und auch seine Gattin mit dem jüngsten Kinde auf ihrem Arme. Es war ein herzzerschneidender Anblick des Jammers. Sokrates bat Kriton, seine Gattin nach Hause führen zu lassen. Mit Gewalt mußte man sie von ihm los reißen, sie schrie und zerschlug sich das Gesicht. Jetzt setzte sich Sokrates und rieb mit der Hand ganz leicht seine nun entfesselten Füße. Er sprach noch über vieles, was seine Schüler trösten und seine eigne Seele stärken konnte, mit einer Milde, Klarheit und Ruhe, als wenn er nicht im Kerker, sondern unter dem großen Ahornbaume an den blumigen Ufern des Ilyssus gesessen hätte, und schloß mit den Worten: „Ihr, meine Freunde, werdet mir folgen, wenn auch eure Stunde gekommen ist. Ihr könnt sie ruhig erwarten; denn wer seine Seele der Gottheit und der Tugend gewidmet hat, für den kann der Abschied von dem Irdischen nichts Schreckliches haben. Doch es ist wohl Zeit, daß ich das Bad nehme, um nach meinem Tode euren Dienern das Abwaschen meines Körpers zu ersparen." — In Begleitung seines Freundes Kriton ging er in ein Nebenzimmer und verweilte dort eine ziemlich lange Zeit in dem Bade. Unterdessen konnten seine Freunde nicht sprechen. Der Schmerz über seinen Verlust, die Thränen, welche sie vergossen, hemmten ihre Worte. Sie betrachteten sich als Kinder, die ihren Vater verlieren sollten, und als Waisen, die er in der Welt zurück ließ.

Die Sonne näherte sich ihrem Untergange, als Sokrates sich auf das Bett setzte. Man brachte ihm seine drei Kinder, und Kriton fragte: „Hast du uns in Rücksicht ihrer nichts aufzutragen?" — „Nein, mein Kriton; dein Herz trägt dir schon zu viel für sie auf, und ihr übrigen Freunde bleibt tugendhaft, so giebt euer Beispiel meinen Kindern sehr viel." Da erschien der Kerkermeister und näherte sich ihm mit folgenden Worten: „O Sokrates! ich weiß, du kannst nicht auf mich zürnen und mich verwünschen, wie andere Verurteilte thun, wenn ich auf Befehl der Richter komme, ihnen anzukündigen, daß sie den Giftbecher trinken müssen. Während der ganzen Zeit, daß du hier bist, habe ich erkannt, daß du der mutigste, der sanfteste und der beste der Menschen bist, die ich jemals in diesem Aufenthalt gesehen habe. Ich bin überzeugt, daß du dein Unglück nicht mir zurechnest, sondern denen, welche die Ursache davon sind, und die du wohl kennest. Gott sei mit dir! trage mit Entsagung das Übel, welches nicht zu ändern ist." Er konnte diese Worte vor Schmerz kaum aussprechen, stellte sich schluchzend in einen Winkel und entfernte sich dann. Sokrates rief ihm nach: „Auch mit dir sei Gott, ich werde thun, was du gesagt hast." Dann wandte sich Sokrates zu seinen Freunden: „Wie gut und fein dieser Mensch ist! So lange ich hier bin, ist er oft zu mir gekommen und hat mir freundlich und tröstend zugesprochen, und noch jetzt! wie sprachen seine Thränen! Doch, Kriton, man muß gehorchen. Laß den Giftbecher bringen, wenn er fertig ist, und wenn er nicht fertig ist, so bereite man ihn ohne Verzug." „Warum treibst du doch so?"

Digitized by Google

antwortete Kriton, „die Sonne blickt ja noch hinter den Wipfeln der Berge hervor, es hat ja Zeit, bis sie wirklich untergeht. Andere Gefangene benutzen die Stunden, die ihnen nach Ankündigung des Todes noch übrig bleiben, dazu, sich noch einmal den Genuß des Essens und Trinkens zu erlauben, da man ihnen alles giebt, was sie in den Augenblicken verlangen. Eile nicht so, es hat ja noch Zeit." — „Es hat keine Zeit", antwortete Sokrates, „denn ich bin überzeugt, daß ich nichts dabei gewinnen werde, als mich selbst in meinen eigenen Augen lächerlich zu machen durch eine übertriebene Liebe zum Leben und durch die Thorheit, zu sparen, was nichts mehr ist. Also geh, mein lieber Freund, und thue das, darum ich dich gebeten habe." Kriton ging und kam mit dem Manne zurück, der den Schierlingsbecher trug. Zu dem letzteren sprach Sokrates: „Komm, mein Freund, in Gottes Namen!" Der Mann näherte sich und Sokrates fragte: „Was ist bei dem Trinken zu beobachten?" — „Nichts", sprach jener, „als daß, wenn du getrunken hast, du auf- und abgehst, bis du Schwere in deinen Füßen fühlst, und dich dann auf den Rücken niederlegst." Sokrates nahm den Becher und hielt ihn mit fester Hand, mit einer unbeschreiblichen Ruhe und Heiterkeit, ohne eine Miene zu verändern, und ohne die Farbe seines Antlitzes zu wechseln. „Ist es erlaubt", fragte er, „einige Tropfen von diesem Trank als eine Spende den Göttern zu reichen?" Der Gerichtsdiener zuckte die Achseln und sagte: „Wir bereiten nur so viel, als nötig ist." — „Ich verstehe", sagte Sokrates, „aber das ist doch erlaubt und ist nötig, daß man die Götter bittet, uns einen glücklichen Übergang aus dieser Welt in jene zu gewähren? Darum bitte ich sie jetzt, und sie werden meine Bitte erfüllen." Indem er diese Worte sprach, setzte er den Becher an seine Lippen und trank ihn mit heiterm Lächeln aus. Da brach der lange verhaltene Schmerz der Umstehenden in Thränen und Jammer aus. Alle wehklagten, und Apollodor rief laut schluchzend: „Warum mußt du unschuldig sterben?" „Wolltest du", sagte Sokrates, „daß ich schuldig stürbe? Seid ruhig, ihr Kleinmütigen, und zeiget euch als Männer! Hab' ich doch eben darum die Weiber weggeschickt, damit sie die stille Stunde des Todes nicht durch ihr Geschrei stören möchten. Denn unter Segnungen nur und guten Wünschen soll man sterben." Da schwiegen alle voll Scham und Bewunderung. Sokrates aber, der nach Vorschrift der Wärter immer auf- und abgegangen war, fühlte die Schwere in den Füßen und legte sich nun, wie man ihm gesagt hatte, auf das Bett und wickelte sich in seinen Mantel ein. Nun drang das Gift allmählich durch den Körper, die Füßen waren starr, die Hüften fühllos, und der Unterleib war kalt. Schon wollte die Todeskälte das Herz ergreifen, als Sokrates den Mantel öffnete und sagte: „Kriton, vergiß nicht dem Gott der Genesung einen Hahn zu opfern." „Es soll geschehen", antwortete Kriton; „aber hast du nicht sonst noch etwas deinen Freunden aufzutragen?" — Sokrates antwortete nicht mehr. Er machte noch eine kleine Bewegung und verschied. Kriton drückte ihm die Augen und Lippen zu.

Dieses war das Ende eines Mannes, der unter allen Menschen seiner Zeit der edelste, gerechteste und weiseste war. Nach E. v. Houwald.

Digitized by Google

195. Der Zug des Xerxes gegen Griechenland.

Zwei Jahre lang erdröhnte Asien von den Rüstungen des Xerxes. Im dritten Sommer (481) wurden die Aufgebote der Satrapieen am Himalaja und Indus, die Truppen vom Jaxartes und von Gedrosien in Marsch gesetzt, um Sardes gegen den Winter erreichen zu können, während an den Küsten Thrakiens der Athoskanal vollendet, Wege gebaut, Brücken geschlagen und Vorräte aufgehäuft wurden. Sämtlichen Heermassen des Ostens war Kritalla in Kappadokien zum Vereinigungspunkt angewiesen. Hier erschien gegen den Herbst der große König selbst unter den versammelten Truppen und führte sie auf der königlichen Straße über Komana, Ankyra, Pessinus, Kelänä, Kolossä u. s. w. nach Sardes, wo er sein Hoflager für den Winter aufschlug. Mit dem Anbrechen des Frühjahres wurde mit der Auffahrt und Befestigung der Brücken über den Hellespont begonnen; die Kontingente der Kleinasiaten wurden teils nach Sardes, teils nach Abydos entboten; die Schiffe der Kriegs- und Transportflotte sammelten sich zu Kyme und Phokaea. Gegenüber der Küste von Abydos tritt südwärts von Sestos zwischen dieser Stadt und Madytos das europäische Ufer mit einem felsigen Vorsprung in den Hellespont hinein. Hier, wo die Meerenge nicht über fünftausend Fuß mißt, war die schmalste Stelle; nach jenem Vorsprung wurden die Brücken von Abydos gerichtet. Die eine wurde von den Phönikern, die andere von den Ägyptern aufgestellt. Die untere Brücke nach dem ägäischen Meere zu bestand aus 340 Schiffen, sie war für die Truppen bestimmt; die obere nach der Propontis hin war etwas länger, sie bestand aus 360 Schiffen derselben Art und sollte zum Übergange des Trosses dienen. Es lag Schiff an Schiff, die Länge derselben war nicht verschieden, nur die Höhe und Breite; die niedrigeren mußten deshalb mit Gerüsten versehen werden. Sie wurden am Bug so fest als möglich gegen die Strömung, welche aus der Propontis nach dem Mittelmeer hinabgeht, verankert; der Spiegel war ebenfalls durch Anker festgelegt. Über diese beiden langen Schiffsreihen wurden dicht nebeneinander mächtige Taue von einem Ufer zum andern gespannt, über die eine die Flachstaue der Phöniker, über die andere die Byblostaue der Ägypter, durch starke Winden angezogen und an den Ufern befestigt. Auf dieses Tauwerk wurde eine Lage von Baumstämmen gelegt, welche wieder mit langen Tauen überspannt wurden. Auf diesen ruhte der Balkenbelag der Brücken, der mit Erde beschüttet und an beiden Seiten mit Brustwehren versehen wurde. Jede Brücke hatte unterhalb des Tauwerkes für die den Hellespont passierenden Schiffe drei Durchlässe. Bereits war der König im Begriff mit dem Heere von Sardes aufzubrechen, als ein heftiger Sturm beide Brücken auseinanderriß. Es war ein übler Unfall gleich im Beginn; er bedrohete das Unternehmen mit einer bedenklichen Verzögerung. Die ganze Wucht des königlichen Zornes fiel auf die Baumeister; warum hatten sie, denen eine so lange Zeit zu Gebote gestanden, die Brücken nicht fester gefügt? Xerxes ließ sie enthaupten und die Wiederherstellung anderen Baumeistern übertragen. Sogar der Helles-

Digitized by Google

pont hatte, wie Herodot erzählt, den Grimm des Königs zu erfahren. Man trieb bei den Persern die bösen Geister durch Geißelhiebe aus; um dem Geiste des Meeres seine üblen Gelüste auszutreiben, soll der König dem Hellespont dreihundert Geißelhiebe erteilen und zwei Ketten in denselben haben versenken lassen. Man hatte Arme und Schiffe und, dank der großen Umsicht, mit welcher die Vorbereitungen geleitet worden waren, auch Vorrat von großen Tauen genug, um die Brücken schnell wiederherzustellen. Sie wurden an derselben Stelle in derselben Konstruktion wieder erneuert, nur daß das Tauwerk bedeutend verstärkt wurde. Für die beiden neuen Brücken wurden je zwei Flachstaue und vier Byblostaue, so stark sie waren, zu einem großen Strang zusammengewunden. Diese mächtigen über die Schiffe gespannten Stränge erforderten dann auch wieder stärkere Befestigungen an den Ufern.

Es war Mitte April des Jahres 480, als der König von Sardes aufbrach, nachdem er einige Tage zuvor den Hellenen die Kriegserklärung zugesendet hatte. Das Heer zog noch nicht in militärischer Ordnung; der Troß ging voran, um das Zurückbleiben desselben zu verhindern. Unweit von Sardes zu beiden Seiten der Straße nach Atarneus, auf welcher das Heer marschierte, lagen die Hälften eines Leichnams. Im vorigen Herbst hatte ein reicher Lyder Pythios, des Attis Sohn, zu Kelänä den König mit seinem ganzen Heere auf seine Kosten gespeist. Xerxes hatte diesen Eifer sehr gnädig aufgenommen, den Pythios beschenkt und zu seinem Gastfreunde ernannt. Als nun im Frühjahre die Kontingente der Lyder und Phryger zum Heere des Königs stoßen sollten, befanden sich alle fünf Söhne des Pythios unter den Aufgebotenen. Auf die Gunst des großen Königs bauend, eilte Pythios dem Xerxes nach, erreichte ihn jenseit Sardes und bat um die Gunst, den ältesten seiner Söhne zu Hause behalten zu dürfen. Xerxes ergrimmte, daß einer seiner Unterthanen einen Sohn daheim behalten wolle, während er selbst mit den Prinzen des Hauses, mit seinen jungen Söhnen ins Feld zog. Die Bitte des Vaters zu bestrafen, ließ er den Sohn hinrichten und die Hälften des Leichnams zum warnenden Beispiel an die Straße legen. Von Atarneus marschierte das Heer längs der Küste über Adramyttion und Antandros, den Ida zur Rechten, nach Abydos. Das Wasser des Skamandros reichte für die Menge der Menschen, der Rosse und Lasttiere nicht aus. Auf der Höhe von Ilion, auf Pergamon, dem letzten Berge des heimischen Asiens, brachten die Magier ein großes Opfer von tausend Rindern dar. Am Fuße der Brücken hatten die Abydener eine Plattform von weißen Steinen im voraus erbauen müssen. Von dieser überschaute Xerxes die Brücken, den Heranzug und die Lagerung seines Heeres in der Ebene von Abydos, die Flotten, welche von Phokäa und Kyme heransegelten und den Hellespont mit ihren Schiffen bedeckten. Das Heer erhielt einen Rasttag, und der König ließ die Kriegsflotte ein Manöver ausführen.

Am andern Morgen warfen die Magier viele Wohlgerüche ins Feuer und bestreuten die Brücken mit Myrtenzweigen. Sobald sich der „glänzende Mithra" erhob, erhob auch der König die goldene Opferschale und

Digitized by Google

betete zum Gotte des Sieges, daß ihn kein Unfall auf seinem Zuge träfe. Danach soll er die Opferschale, einen goldenen Becher und ein persisches Schwert in den Hellespont geworfen haben. Die Garde des Königs, die zehntausend „Unsterblichen", mit bekränzten Tiaren, gingen zuerst über die Brücke zur Linken, dann folgte ein Teil des Heeres. Auf jeder Brücke stand eine doppelte Reihe von Peitschenträgern, welche darauf hielten, daß niemand zurückbleibe und der Zug nicht stocke. Am zweiten Tage ging der König mit der Leibgarde, zweitausend Fußgängern und zweitausend Reitern, den heiligen Rossen und dem heiligen Wagen des Mithra, von den Prinzen des Hauses und seinem ganzen Gefolge begleitet, über die Brücke. Von dem jenseitigen Ufer weidete er dann wieder sein Auge an dem endlosen Zuge seines Heeres, an dem Menschengetümmel, welches beide Ufer des Hellespont bedeckte, an den unübersehlichen Massen der Schiffe, welche den Hellespont nach allen Richtungen durchkreuzten. Sein Wink, sein Wille hatte alle diese Fahrzeuge, alle diese Männer, diese Wanderung der Völker in Bewegung gesetzt.

Der Übergang über die Brücken dauerte sieben Tage. Der Marsch ging an den Höhen des Chersonnes hinauf nach Kardia und wendete sich von hier westwärts nach der Festung und dem Hafen von Doriskos. Hier, wo die Gebirge Thrakiens an der Mündung des Hebros weiter ins Land zurücktreten, wo die große Bucht von Änos der Flotte einen sichern Hafen gewährte und Magazine angelegt waren, sollten Heer und Flotte eingeteilt und organisiert werden. Die Kriegsflotte lief in die Bucht ein; die Transportflotte fand keinen Raum in derselben, sie mußte ihre Schiffe weiter westwärts zwischen Zone und Sale ans Land ziehen. Nach der Vereinigung sämtlicher Streitkräfte kam es zunächst darauf an, die Zahl der Köpfe zu kennen, für welche täglich Verpflegung geschafft werden mußte; gleichviel ob sie dem Landheer, der Kriegsflotte oder der Transportflotte, dem Gefolge des Königs oder dem Troß, den Dienerschaften der Befehlshaber oder den Kameltreibern angehörten. Diese gesamte Menschenmasse rasch zu zählen, kam man auf den Ausweg, beim Einmarsch in das Lager eine vollzählige Division von zehntausend Mann eng zusammentreten zu lassen, diesen Raum mit Schranken zu umgeben und durch diese in geordneter Folge das gesamte Heer und den Troß, die abgesessenen Reiter, die Kämpfer der Streitwagen, die Mannschaften der Kriegs- und Transportflotte hindurchziehen zu lassen. Herodot erfuhr, daß jene Schranken sich hundert und siebzigmal gefüllt und wieder geleert hätten. So weit diese unsichere Art der Zählung ausreicht, welche notwendig ein übertriebenes Resultat geben mußte, waren also gegen 1 700 000 Menschen in Bewegung; für diese Zahl mußte von nun an täglich Proviant aus den Magazinen geliefert werden.

Nachdem die Zählung und Einteilung der Streitmacht vollendet war, hielt der König eine große Musterung ab. Er fuhr auf seinem mit nisäischen Rossen bespannten Wagen, von Schreibern umgeben, zuerst die endlose Front des Fußvolks hinab. Hier standen aus den Satrapieen des Ostens die Inder mit ihren weißen baumwollenen Gewändern, mit ihren

Digitized by Google

großen Bogen und Rohrpfeilen; die Äthiopen des Ostens, die schwarzen Stämme des Indus, die Stirnhäute von Pferden mit aufrecht stehenden Ohren und Mähnen auf dem Kopfe, Schilde von Kranichhäuten in der Linken; die Gandharer, die Baktrer mit indischen Bogen und kurzen Wurfspießen. Der Kern des Heeres gehörte dem Hochlande von Iran. Von hier waren die Saken aus den Steppen des Oxus mit ihren hohen spitzen Mützen, ihren Bogen, Dolchen und Streitäxten; die Meder und Perser in Hosen und Ärmelröcken, mit leichten hölzernen Schilden und kurzen Säbeln an der rechten Hüfte, die Tiaren auf dem Haupte; die Sogdianer, die Parther, die Chorasmier, die Hyrkanier, die Arier, die Drangianer in bunten Mänteln und hohen Stiefeln, die Arachoten in ihren Ziegenpelzen. Vom Südufer des kaspischen Meeres waren die Kaspier gekommen, vom Westufer desselben die Saspeirer und Alarodier, hölzerne Helme auf dem Haupte, mit Säbeln und Speeren bewehrt und durch Schilde von Rindshaut geschützt. Vom schwarzen Meere waren die Kolcher, die Makroner, die Mosynöken, die Chalyber, die Tibarner und die Moscher. Vom Euphrat und Tigris die Armenier, die Assyrer und Babylonier mit ihren ehernen Helmen und ehernen Schilden, mit Lanzen und Streitkolben bewaffnet und durch linnene Panzer geschützt; endlich die Kissier in persischer Kleidung und Rüstung. Sogar die Inseln des roten Meeres hatten ihr Kontingent gestellt. Dem fernen Westen gehörten die Libyer an, welche in Leder gekleidet waren, mit Wurfspießen, deren Spitzen nur im Feuer gehärtet waren; dem heißen Süden, dem Nilthale über Ägypten die Äthiopen, Panther- und Löwenfelle um die Schultern, Antilopenhörner auf ihren Wurfspießen. Die Araber aus der syrischen Wüste trugen weite Gewänder und lange, nach beiden Seiten zu spannende Bogen. Kleinasien hatte die Kappadokier, die Paphlagoner, die Phryger gesendet, mit geflochtenen Helmen, kleinen Schilden, kurzen Stoßlanzen bewehrt; die Bithyner in Stiefeln von Hirschleder und Pelzen, Fuchsbälge auf den Köpfen; die Myser mit ihren in Feuer gehärteten Wurfspießen; endlich die Lyder fast in hellenischer Rüstung. Das war das Fußvolk. Dann folgten 80000 Reiter. Es waren sieben oder acht Völker von Iran, welche diese gestellt hatten, die Sagartier vom iranischen Hochlande, nur mit kurzen Schwertern und dem Lasso bewehrt, die Kissier, die Kaspier, die Baktrer, die Inder, die Meder und die Perser, die meist durch Panzer, zum Teil sogar durch vollständige Rüstungen geschützt waren. Auf die Reiter folgten die Streitwagen und die Dromedare. Nach der Besichtigung des Landheeres bestieg Xerxes einen Dreiruderer von Sidon, über dessen Hinterdeck ein goldener Baldachin ausgebreitet war, die Flotte in Augenschein zu nehmen. Sie lag zweihundert Schritt vom Ufer, den Bug nach dem Lande, zum Gefecht fertig, die Seesoldaten auf dem Vorderdeck, der Kapitän an der Spitze. Die Flotte war von acht Völkern gestellt worden, den Ägyptern, den Phönikern, den Kypriern, den Kilikiern, den Pamphiliern, Lykiern, Karern und Joniern. Die Phöniker samt den Städten der Philister hatten 300 Linienschiffe gesendet; die Ägypter zweihundert, die Kyprier hundert und fünfzig, welche jener

Digitized by Google

Gorgos von Salamis führte, der nach der Unterdrückung des Aufstandes wieder in seine Gewalt eingesetzt worden war, die Kilikier hundert, welche der Landesfürst von Kilikien befehligte. Die jonischen Städte samt Chios und Samos hatten hundert Schiffe rüsten müssen, ebensoviele die Städte des Hellespont, der Propontis und des schwarzen Meeres; die äolischen Städte mit Lesbos sechzig, die dorischen dreißig, Lemnos, Imbros und Samothrake siebzehn. Die Karer hatten siebzig Schiffe gestellt; die Lykier fünfzig, die Pamphylier dreißig. Die Schiffe von Sidon waren die besten der Flotte. Es war eine Seemacht, wie sie noch niemals bei einander gewesen; sie war verhältnismäßig stärker als das Landheer. Man wußte, daß das Gelingen des Zuges von der Flotte, von der unbestreitbaren Herrschaft des Meeres abhing. Wenn das Landheer 900 000 Mann zählte, so hatte Dareios bereits 700 000 über den Bosporos geführt, aber keine Flotte hatte bisher 600 Linienschiffe überstiegen, während jetzt deren 1327 aufgebracht waren.

M. Duncker.

196. Pyrrhos.

(† 272 vor Chr.)

I.

Der König Pyrrhos von Epeiros leitete sein Geschlecht von dem Helden Achilleus her; den Namen Pyrrhos aber führte er um seines feuergelben Haares willen. Als er noch ein unmündiges Kind war, wurde sein Vater, der König Äakides, bei einem Volksaufstande verjagt, worauf der erledigte Thron den Söhnen seines Oheims Neoptolemos zufiel. Die Freunde des Äakides kamen durch das Schwert der Anführer um, Pyrrhos aber wurde durch die Bemühungen zweier treuen Anhänger seines Hauses ihren Nachforschungen entzogen. In Begleitung etlicher Diener und der Säugammen suchten sie das Knäblein über die Grenze zu bringen; da aber diese Flucht nur unter großen Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war, so wurden sie von den Verfolgern eingeholt. Sie übergaben daher das Kind drei zuverlässigen und starken Jünglingen mit dem Befehle, alle Kräfte aufzubieten, um noch Megara, eine Ortschaft in Makedonien, zu erreichen. Sie selber hielten unterdessen die Verfolger teils mit Bitten, teils mit Gewalt so lange auf, bis es Abend wurde, und eilten dann, nachdem sie mit genauer Not sich von den Feinden losgemacht hatten, dem jungen Pyrrhos und seinen Beschirmern nach.

Die Sonne war bereits im Untergehn, als ihre Flucht auf ein Hindernis stieß, welches ihre Hoffnung auf Rettung plötzlich wieder zu Schanden machte. Ein wilder Strom ergoß sich zwischen ihnen und der Stadt, die sie aufnehmen sollte, und vereitelte alle ihre Versuche hinüberzukommen; denn er war infolge von Regengüssen gewaltig angeschwollen, und in der nächtlichen Finsternis erschien alles noch furchtbarer. Während sie nun sich völlig außer stande fanden, für sich allein den Knaben mit seinen Ammen und Wärterinnen hinüberzubringen, sahen sie am jenseitigen Ufer einige Eingeborene stehen, die sie alsbald um Hilfe anriefen, indem sie ihnen zugleich mit allen Gebärden Schutzflehender das Knäblein

Digitized by Google

zeigten. Diese aber konnten über dem rauschenden Getöse des Flusses nichts vernehmen, und so ging einige Zeit mit fruchtlosen Bemühungen hin, bis einer auf folgenden Einfall kam. Er riß ein Stück Rinde von einer Eiche los, schrieb mit dem Dorn aus einer Schnalle ein paar Worte auf, befestigte dann die Rinde an einen Stein oder Wurfspieß und schleuderte ihn so hinüber. Wie nun die Leute drüben die seltsame Botschaft lasen und den Drang der Umstände erkannten, fällten sie einige Bäume, banden sie zu einem Flosse zusammen und fuhren über; und zufällig hieß derjenige, welcher als der erste der Herübergekommenen den Pyrrhos in Empfang nahm und in Sicherheit brachte, wie zu guter Vorbedeutung, Achilleus. Die übrigen wurden sodann von den anderen, wie sich's gerade traf, über den Fluß gebracht.

Auf diese Weise ihren Feinden glücklich entronnen, kamen sie nach Illyrien zu dem Könige Glaukias. Sie fanden ihn zu Hause neben seiner Frau sitzend und legten das Kind mitten im Zimmer auf den Boden nieder, womit sie es dem Schutze des Königs angelegentlich empfahlen. Glaukias zögerte aus Furcht vor Kassandros, dem Könige von Makedonien, welcher dem Äakides feind war, und ging mit sich stillschweigend zu Rate. Mittlerweile kroch der zweijährige Pyrrhos wie spielend zu Glaukias hin, ergriff mit den Händen sein Gewand und richtete sich an seinen Knieen empor. Glaukias mußte darüber lachen, fühlte aber auch alsbald sein Herz von Mitleid ergriffen; war es doch, als ob dies Kind selber fußfällig seinen Schutz anflehe. Er übergab den Pyrrhos seiner Gemahlin mit dem Auftrage, ihn mit ihren Kindern zu erziehen; auch ließ er ihm gegen die Feinde, welche seine Auslieferung verlangten, und selbst gegen Kassandros, welcher ihm zweihundert Talente dafür anbot, seinen Schutz angedeihen; und als der Knabe das zwölfte Jahr erreicht hatte, führte er ihn mit einem Kriegsheere nach Epeiros zurück und setzte ihn wieder in sein väterliches Reich ein.

Ungefähr in seinem siebzehnten Jahre, als seine Herrschaft fest und sicher begründet schien, machte er eine Reise, um der Hochzeitsfeier eines der Söhne des Glaukias, mit denen er erzogen worden war, beizuwohnen. Jetzt empörten sich die Molosser[1] von neuem, vertrieben seine Anhänger und übertrugen dem Neoptolemos, wahrscheinlich einem Sohne oder Enkel des oben erwähnten Großohms, die Herrschaft. Des Thrones beraubt und von allem entblößt, nahm Pyrrhos zu Demetrios Poliorketes seine Zuflucht, welcher eine seiner Schwestern, Deidameia, zur Gemahlin hatte. Mit diesem nahm er noch in seinen ersten Jünglingsjahren an der gewaltigen Schlacht bei Ipsos (301) teil, schlug die ihm gegenüberstehenden Feinde in die Flucht und zeichnete sich durch glänzende Tapferkeit unter allen Kämpfenden aus. Auch verließ er den Demetrios in seinem Unglück nicht, sondern erhielt die ihm anvertrauten Städte Griechenlands in Gehorsam und begab sich, als Demetrios mit dem Ptolemäos Frieden schloß, als Geisel nach Ägypten.

1) Molosser und Thesproten waren die bedeutendsten unter den vierzehn Völkerschaften, welche Epeiros beiwohnten.

Digitized by Google

Hier gewann er durch seine Stärke und Unermüdlichkeit, welche er auf der Jagd und den Übungsplätzen bewies, die Zuneigung des Königs Ptolemäos. Ebenso geschickt, sich bei Mächtigeren einzuschmeicheln, als er mit Stolz auf Geringere herabsah, bewarb er sich vor allem um die Gunst der Berenike, da es ihm nicht entging, daß sie am Hofe den meisten Einfluß hatte und an Tugend wie an Verstand alle übrigen Frauen des Ptolemäos übertraf. Seine ehrbaren Sitten und die Mäßigkeit seiner Lebensweise empfahlen ihn der Königin dermaßen, daß er von vielen anderen Fürstensöhnen zum Gemahle der Antigone, einer Tochter der Berenike aus früherer Ehe, erkoren ward.

Diese Verbindung mit dem mächtigen Herrscherhause erhöhte noch sein Ansehn, und da Antigone als ein treu ergebenes Weib sich seiner Sache annahm, so brachte er es dahin, daß er mit Geld und Truppen ausgerüstet, nach Epeiros entlassen wurde. Seine Ankunft war vielen nicht unerwünscht, denn Neoptolemos war als ein grausamer und gewaltthätiger Herrscher verhaßt. Da er aber befürchtete, Neoptolemos möchte bei einem der anderen Könige Hilfe suchen, so ging er mit ihm einen freundschaftlichen Vergleich ein, welchem zufolge sie beide gemeinschaftlich regieren sollten. Allein im Verlaufe der Zeit trat Mißtrauen und Zwietracht zwischen die Könige, und als Neoptolemos gar damit umging, seinen Mitregenten heimlich aus dem Wege zu räumen, kam ihm Pyrrhos zuvor und tötete ihn bei einem Opferfeste.

Pyrrhos hatte in seinen Gesichtszügen etwas Königliches, doch mehr von furchtbarem als ehrwürdigem Ausdrucke. Auch verliehen noch andere Umstände ihm den Charakter des Absonderlichen. Statt der Zähne fand sich in seinem Oberkiefer ein einziger zusammenhängender Knochen, an welchem die Zwischenräume der Zähne durch schwache Ritzen angedeutet waren. Er stand in dem Rufe, daß er das Vermögen besitze Milzsüchtigen zu helfen, und verrichtete die Heilung in folgender Weise. Er opferte einen weißen Hahn, ließ die Kranken sich auf den Rücken niederlegen und trat dann mit dem rechten Fuße sanft auf den leidenden Teil. Niemand war so arm und gering, dem Pyrrhos auf seine Bitte diese Heilung nicht gewährt hätte; auch ließ er nach vollbrachtem Opfer den Hahn sich zum Geschenke geben, und diese armselige Belohnung machte ihm immer viel Freude.

II.

Zur Alleinherrschaft im väterlichen Reiche gelangt, trug sich Pyrrhos mit großen Eroberungsplänen und richtete seine Hoffnungen zunächst auf die nachbarlichen Länder. Der Tod des Kassandros gab ihm erwünschten Anlaß, sich in die Angelegenheiten Makedoniens einzumischen. Zwei Brüder, Söhne des Kassandros, stritten sich hier um die Herrschaft. Antipatros, der ältere, vertrieb den jüngeren, Namens Alexandros. Dieser rief zu gleicher Zeit den Pyrrhos und den Demetrios um Beistand an, und da den letzteren seine eigenen Angelegenheiten eine Zeitlang aufhielten, kam ihm Pyrrhos zuvor, vertrieb den Antipatros und nahm zum

Digitized by Google

Lohne seines Beistandes die illyrische Stadt Nymphäa und den schon seit älterer Zeit zu Makedonien gehörigen Küstenstrich am ionischen Meere, nebst Ambrakien, Akarnanien und Amphilochien in Besitz. Alexander, welchen er in die Herrschaft über die übrigen Länder Makedoniens eingesetzt hatte, wurde bald darauf von Demetrios ermordet und dieser darauf von den Makedoniern zum Könige ausgerufen.

Das beiderseitige Glück entzweite jetzt die verschwägerten Fürsten, die im Unglück treu und redlich zusammengehalten hatten, und die Habsucht, „die Zwillingsschwester der Herrschergewalt", machte sie zu argwöhnischen und treulosen Nachbarn, zumal da Deidameia gestorben war. Jeder von ihnen hatte einen Teil Makedoniens inne und auf den anderen gleiche Absicht. Es kam zum Kriege. Die beiden Heere, mit welchen die Könige aufeinander losgingen, verfehlten sich auf dem Wege, so daß, während Demetrius in Epeiros einfiel, Pyrrhos auf den Pantauchos stieß und ihm die Schlacht anbot. Sofort entspann sich ein erbitterter und hartnäckiger Kampf, besonders da, wo die beiden Führer selber einander gegenüberstanden. Pantauchos, unter allen Feldhauptleuten des Demetrios an Tapferkeit, Gewandtheit und Körperstärke anerkannt der erste, forderte, von Kühnheit und Stolz gebläht, den Pyrrhos zum Zweikampfe heraus; und dieser, der an Mut und Ruhm vor keinem Könige zurücktrat und die Berühmtheit des Achill mehr durch Thaten als durch Abkunft sich anzueignen gedachte, schritt ungesäumt durch die Vorderreihen dem Pantauchos entgegen. Anfangs war es ein Speerkampf, dann kam es zum Handgemenge, wobei sie die Schwerter mit aller Kunst und Stärke gegeneinander führten. Pyrrhos empfing eine Wunde, brachte aber dem Gegner dafür zwei andere bei, die eine in der Hüfte, die andere am Halse, streckte ihn endlich zu Boden und hätte ihm den Garaus gemacht, wäre nicht Pantauchos von seinen Freunden hinweggerissen worden. Die Epeiroten, begeistert durch den Sieg ihres Königs und voll Bewunderung seiner Tapferkeit, drangen hierauf unwiderstehlich in die Phalanx der Makedonier ein, schlugen sie in die Flucht, töteten beim Nachsetzen eine große Menge und machten außerdem noch 5000 Mann zu Gefangenen.

Dieser Kampf erfüllte die Makedonier, trotz des unglücklichen Ausganges, nicht etwa mit Erbitterung über die erlittenen Verluste, noch mit Haß gegen den Sieger, sondern flößte vielmehr denen, welche seine Gegner in der Schlacht und Zeugen seiner Thaten gewesen waren, hohe Achtung vor ihm ein und machte sie zu Lobrednern seiner kriegerischen Tüchtigkeit. Denn sie glaubten an ihm des großen Alexanders Gestalt, Geschwindigkeit und Gang wieder erkannt zu haben; und seine stürmische Gewalt im Angriffe ließ ihn als ein wirkliches Nachbild der großen Eigenschaften dieses Helden erscheinen, während die anderen Könige nur durch Purpur und Leibwachen, durch Krümmung des Halses[1] und den stolzen Ton der Rede ihn nachzuahmen suchten.

1) In den Kämpfen Alexanders gegen die Thraker (365) hatte diesen der Keulenschlag eines Barbaren so hart getroffen, daß er seitdem den Nacken fast unmerklich nach der linken Seite neigte.

Digitized by Google

Seine ausgezeichnete Kenntnis und Erfahrung im Kriegswesen hat Pyrrhos nicht bloß auf den Schlachtfeldern, sondern auch in Schriften, welche er über diesen Gegenstand verfaßt hat, dargelegt. Er lehrte zuerst, sagt Livius, wie man ein Lager aufschlagen, was für einen Ort man dazu erwählen, was für Posten man sich ausersehen müsse, und verstand die Kunst vollkommen die Gemüter der Menschen zu gewinnen, so daß nachmals auch die Völker Italiens lieber unter seiner als unter des römischen Volkes Herrschaft stehen wollten, welches doch daselbst seit vielen Jahren die Oberhand behauptet hatte. Antigonos gab auf die Frage, wer der größte Feldherr sei? zur Antwort: „Pyrrhos, wenn er alt wird;" und der berühmte Hannibal wies Alexandern den ersten, dem Pyrrhos den zweiten, sich selber aber erst den dritten Rang unter den besten Feldherren an.

Kriegkunst war nach seiner Meinung die wahrhaft königliche Wissenschaft, die er daher auch zum beständigen Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Gespräche machte; wogegen er auf die Künste des Friedens gar keinen Wert legte. — Gegen seine Umgebungen war er nachsichtig und ebenso schwer zu erzürnen, als eifrig und bereitwillig die ihm erwiesenen Dienste zu vergelten. Als er den Tod eines verdienstvollen Mannes erfuhr, äußerte er mit großer Betrübnis: „Ich betrübe mich nicht darüber, daß dem Äropos etwas Menschliches widerfahren ist, sondern ich tadle und verdamme mich, daß ich über dem steten Zögern und Aufschieben ihm keinen Dank bewiesen habe. Denn Schulden kann man den Erben der verstorbenen Gläubiger bezahlen; aber Wohlthaten nicht eben denjenigen vergolten zu haben, von denen er sie genossen hat, das muß jedem redlichen und rechtschaffenen Manne schwer aufs Herz fallen." Einst rieten ihm seine Freunde, er sollte einen verleumderischen Menschen, der ihm viel Böses nachsagte, aus dem Lande jagen. „Laßt ihn bleiben!" erwiderte Pyrrhos, „es ist besser, daß er uns bei wenigen verlästert, als daß er umherzieht und uns bei der ganzen Welt anschwärzt." Ein andermal wurden etliche junge Leute ihm vorgeführt, die beim Zechgelage auf ihn geschmäht hatten. Beim Verhöre fragte er sie, ob sie das Angegebene wirklich gesagt hätten? „Allerdings, mein König", gab ihm einer zur Antwort, „und wir hätten noch mehr gesagt, wenn wir mehr Wein gehabt hätten." Der König lachte und ließ sie gehen.

Nach dem Tode seiner Gemahlin Antigone nahm er mehrere Frauen, um durch solche Vermählungen sein Reich und seine Macht zu vergrößern. Er heiratete nämlich die Tochter des Artoleon, des Königs der Päonier, einer Völkerschaft im Norden Makedoniens; ferner die Birkenna, die Tochter des illyrischen Königs Bardyllis, und endlich die Lanassa, Tochter des syrakusischen Tyrannen Agathokles, welche ihm die Stadt Kerkyra, eine Eroberung ihres Vaters, als Brautschatz zubrachte. Alle seine Söhne erzog er zu tüchtigen Kriegern voller Mut und Feuer, indem er sie schon von zarter Kindheit an zum Waffenwerk anreizte. Als ihn einer seiner Knaben fragte, wem er das Reich hinterlassen wollte, gab er zur Antwort: „Demjenigen unter euch, der das schärfste Schwert haben

Digitized by Google

wird." Was war eine solche Äußerung anders, als jener Fluch in der Tragödie:

Mit geschärftem Schwert sollen die Brüder das Haus teilen!

Als Pyrrhos von seinem Feldzuge gegen Demetrios siegreich heimkehrte, gaben ihm die Epeiroten den Beinamen Adler, worauf er mit dankbarer Zufriedenheit antwortete: „Durch euch bin ich ein Adler; muß es nicht der sein, welchen ihr mit euren Waffen, wie mit Schwingen, emporhebt?" Auch in der Folgezeit fehlte es weder an Neigung noch an Veranlassung zu gegenseitigen Fehden. Als aber Demetrios damit umging, sein väterliches Reich in Asien, welches durch die Schlacht bei Ipsos verloren gegangen, wiederzuerobern, lag ihm viel daran, durch einen dauerhaften Frieden einen so lästigen und gefährlichen Nachbar mit sich auszusöhnen. Dieser Vertrag kam zu stande und mehrte die Besorgnisse der Könige, gegen welche die Absichten und Kriegsrüstungen des Demetrios gerichtet waren. Sie schickten daher Gesandte und Briefe an Pyrrhos und bezeigten ihm ihre Verwunderung, daß er seine Zeit versäume, um erst dann Krieg zu führen, wenn die Zeit für Demetrios werde gekommen sein; und daß er, statt den Vielbeschäftigten und Bedroheten mit leichter Mühe aus Makedonien zu verjagen, lieber abwarte, bis dieser die Hände frei habe und groß geworden sei, und Pyrrhos sich in die Notwendigkeit werde versetzt finden, für die Heiligtümer und Gräber im Molosserlande selbst sich mit ihm zu schlagen. Zu solchen Anreizungen kam noch eine schwere Beleidigung, welche Pyrrhos erst neulich von Demetrios erfahren hatte. Lanassa nämlich, unzufrieden mit Pyrrhos wegen der Bevorzugung, welche er nach ihrer Meinung seinen Frauen von nichtgriechischer Abkunft zu teil werden ließ, war nach Kerkyra entwichen und hatte, um wieder Gemahlin eines Königs zu werden, den Demetrios zu sich geladen, weil sie wußte, daß er es unter allen Königen mit dem Heiraten am leichtesten nehme. Und wirklich war dieser nach Kerkyra gekommen, hatte sich mit Lanassa vermählt und eine Besatzung in der Stadt zurückgelassen.

So geschah es, daß auch Pyrrhos an dem Feldzuge der verbündeten Könige gegen Demetrios teilnahm. Während Ptolemäos mit einer ansehnlichen Flotte an den Küsten Griechenlands erschien und die Städte daselbst zum Abfall brachte; und während Lysimachos von Thrakien aus in das obere Makedonien einfiel, drang Pyrrhos von der andern Seite her in das Land und eroberte die Stadt Beroia. Auf diese Nachricht wandte sich Demetrios gegen Pyrrhos und lagerte sich ihm gegenüber bei Beroia. Da aber seine Truppen ohnehin schon zu Meutereien geneigt waren, so beschleunigte dieser Schritt sein Verderben. Denn nun kamen viele Einwohner Beroias heraus ins Lager und priesen den Pyrrhos als einen Mann, der im Kampfe ebenso tapfer und unüberwindlich, als mild und leutselig gegen Überwundene sei. Auch schickte Pyrrhos selbst einige Leute, die sich für Makedonier ausgaben und den Soldaten vorstellten, jetzt sei die Zeit gekommen, sich der harten Herrschaft des Demetrios zu entziehen. sie brauchten nur zu Pyrrhos, einem wahren Volks- und Soldatenfreunde, überzutreten. Dergleichen Vorstellungen versetzten den größten Teil des

Digitized by Google

Heeres in Aufregung. Man wollte den Pyrrhos sehen; und als dies Pyrrhos vernahm, säumte er nicht seinen Helm mit dem prachtvollen Busch und den Bockshörnern aufzusetzen, woran er jedermann kenntlich war, und sich öffentlich zu zeigen. Sofort liefen ihm eine Menge Makedonier zu, verlangten von ihm das Losungswort und bekränzten sich mit Eichenzweigen, womit sie sein Gefolge geschmückt sahen. Demetrios sah sich im eigenen Lager verlassen, geschmäht und bedroht und flüchtete in aller Stille; worauf Pyrrhos ohne Schwertstreich das Lager in Besitz nahm und zum Könige der Makedonier ausgerufen wurde.

Da er aber ihrer Treue noch nicht völlig vertrauen konnte, so gab er dem Ansinnen des Lysimachos, welcher den Sturz des Demetrios für ihr gemeinsames Werk erklärte, nach und teilte mit ihm das Land und die Städte, die ihm so leichten Kaufes zugefallen waren. Diese freiwillige Teilung verhinderte zwar für den Augenblick den Ausbruch des Krieges zwischen beiden, machte aber ihrer Feindschaft keineswegs ein Ende, sondern legte nur den Grund zu neuen Beschwerden und Streitigkeiten. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß Männer, deren Habsucht in keinem Meere, keinem Gebirge, keiner unwirtbaren Einöde ein Ziel fand, deren Begierde selbst durch die Naturgrenzen Asiens und Europas sich nicht beschränken ließ, jetzt als unmittelbare Nachbarn mit ihrem Besitze sich begnügt und des Unrechts sich enthalten hätten? Kaum war Demetrios in Asien seinen Gegnern völlig unterlegen, als Lysimachos, welcher nun Sicherheit und Muße erlangt hatte, sich gegen Pyrrhos wandte, die Makedonier zum Abfalle reizte und den Pyrrhos nötigte, mit seinen Epeiroten und Bundesgenossen das Land zu räumen. So hatte er, wie einst Demetrios, Makedonien ganz auf dieselbe Art verloren, wie er es gewonnen hatte.

III.

In Argos war ein Parteikampf zwischen Aristeas und Aristippos ausgebrochen. Jeder suchte mittels auswärtiger Hilfe die Oberhand zu gewinnen, und da Aristipp den Antigonos zum Freunde hatte, so rief Aristeas, um seinem Gegner zuvorzukommen, den Pyrrhos herbei. Dieser, der immer von einer Hoffnung zur andern schwankte, an jeden glücklichen Erfolg neue Pläne anknüpfte, für erlittene Verluste aber sich durch andere Unternehmungen zu entschädigen suchte, ließ weder durch Niederlagen noch durch Siege seinem abenteuernden Treiben ein Ziel setzen. Sofort brach er gegen Argos auf. Aber schon auf dem Marsche traf ihn ein schweres Unglück. Areus hatte in den schwierigsten Engpaß, durch welchen Pyrrhos seinen Weg nehmen mußte, einen Hinterhalt gelegt, welcher die Nachhut von dem übrigen Heere abschnitt. Ptolemäos, der an verwegenem Heldenmute seinem Vater nichts nachgab, eite den Bedrängten zu Hilfe und fand im Handgemenge den Tod. Pyrrhos brachte dem Frühgefallenen ein furchtbares Totenopfer und löschte seinen grimmigen Schmerz in Strömen von Feindesblut.

Als er sich Argos näherte, vernahm er, daß Antigonos bereits auf den Höhen über der Ebene eine Stellung eingenommen habe, und schlug

Digitized by Google

daher bei Nauplia sein Lager auf. Am folgenden Tage schickte er zu Antigonos einen Herold, durch welchen er ihn „einen Verderber" nennen und auffordern ließ, er solle in die Ebene herabkommen und mit ihm um die Herrschaft kämpfen. Dieser aber gab zur Antwort: er setze eine gute Kriegführung nicht sowohl in den Gebrauch der Waffen als der günstigen Gelegenheit; wenn dem Pyrrhos das Leben leid sei, so ständen ihm viele Wege zum Tode offen. Zu beiden Königen kamen jetzt Abgeordnete aus Argos mit der Bitte, der Stadt zu erlauben, daß sie weder den einen noch den andern aufnehme, da sie mit beiden in Frieden und Freundschaft bleiben wolle. Antigonos willigte ein und bot den Argeiern sogar seinen Sohn als Geisel an. Pyrrhos dagegen versprach zwar abzuziehen, da er aber kein Unterpfand seiner Zusage gab, so mißtrauete man seinen Absichten um so mehr.

Bei dichter Finsternis näherte sich Pyrrhos den Mauern, fand von Aristeas zum Einlasse seiner Truppen ein Thor geöffnet und blieb unbemerkt, bis seine Galater (d. i. Gallier) sich in die Stadt eingeschlichen und den Markt besetzt hatten. Da aber das Thor für die Elefanten mit den Streittürmen auf ihren Rücken zu niedrig war, so mußte man ihnen die Türme erst abnehmen und, nachdem sie hindurchgegangen, wieder aufsetzen. Darüber ging viel Zeit hin, auch konnte es nicht ohne Geräusch geschehen, so daß die Argeier den eindringenden Feind bemerkten. Sie besetzten sofort die festen Plätze der Stadt und riefen durch Boten den Antigonos herbei. Dieser legte sich jetzt nahe vor der Stadt in Hinterhalt, während er seinen Sohn mit einer zahlreichen Schar hineinschickte. Auch Areus kam mit tausend Kretern und den tüchtigsten Spartiaten zu Hilfe, und diese alle griffen mit vereinten Kräften die Galater an und brachten sie in große Verwirrung. Inzwischen zog auch Pyrrhos unter lautem Kriegsgeschrei in die Stadt ein und schloß aus dem gar nicht freudigen und herzhaften Tone, in welchem die Galater antworteten, daß sie in großer Bestürzung und Bedrängnis sich befinden müßten. Er hatte daher um so größere Eile und drängte die vor ihm herziehende Reiterei, welche zwischen den Kanälen, von denen die Stadt vielfach durchkreuzt war, nur mit Schwierigkeit und Gefahr vorrückte. Hierzu kam noch, daß man bei dieser nächtlichen Schlacht über das, was vorging oder was befohlen wurde, in völliger Ungewißheit blieb. Man verirrte sich; durch die Enge der Gassen wurden die Reihen auseinander gerissen; die dichte Finsternis, das verworrene Geschrei, der beschränkte Raum machten eine Leitung des Kampfes unmöglich, so daß beide Teile, ohne etwas Weiteres zu beginnen, den Tag abwarten mußten.

Als es endlich hell wurde, sah Pyrrhos mit Schrecken die steile Anhöhe der Stadt, Aspis genannt, mit feindlichen Waffen ganz bedeckt; aber noch weit mehr setzte ihn ein Denkmal in Bestürzung, welches ihm unter der Menge anderer Kunstwerke, womit der Markt geschmückt war, in die Augen fiel. Es stellte in Erz den Kampf eines Wolfes mit einem Stiere dar und erinnerte ihn an ein altes Orakel, welchem zufolge ihm zu sterben bestimmt war, sobald er einen Wolf mit einem Stiere würde kämpfen

Digitized by Google

sehn. Dieser Anblick und die Vereitelung seiner Hoffnungen entmutigte den König dermaßen, daß er wieder umzukehren beschloß. Da er aber die Enge des Thores fürchtete, so schickte er seinem Sohne Helenos, welcher mit dem größten Teile des Heeres vor der Stadt geblieben war, den Befehl zu: er solle ein Stück Mauer niederreißen und den Abziehenden, im Falle sie vom Feinde beunruhigt werden sollten, zu Hilfe kommen. Allein in der Eile und Verwirrung hinterbrachte der Bote den Befehl des Königs so undeutlich, daß man ihn geradezu mißverstand; und so zog denn der Jüngling mit den übrigen Elefanten und dem Kerne seiner Völker durch das Thor in die Stadt ein, um seinem Vater Hilfe zu bringen. Pyrrhos war bereits im Rückzuge begriffen. So lange nun der Marktplatz zum Abzuge wie zum Kampfe Raum gewährte, machte er öfters kehrt und wehrte die Feinde ab. Als er aber mit dem abziehenden Heere in die Gasse gelangte, welche zum Thore führte, und hier auf die von der entgegengesetzten Seite her anrückenden Truppen seines Sohnes stieß, schrie er zwar, sie sollten umkehren; allein die einen hörten nicht darauf, die andern sahen sich beim besten Willen durch die vom Thore her ihnen Entgegenströmenden verhindert, dem Befehle des Königs nachzukommen. Um das Unglück voll zu machen, war der größte Elefant unter dem Thore quer niedergestürzt und lag brüllend den Umkehrenden im Wege. Überdies suchte einer der früher hereingebrachten Elefanten, Namens Nikon, seinen Führer, welcher schwer verwundet von dem Nacken des Tieres herabgefallen war, stürzte den sich zurückziehenden Truppen entgegen und mischte durch sein ungestümes Toben Freunde und Feinde durcheinander. So richtete er die entsetzlichste Verwirrung an, bis er endlich den Leichnam seines Freundes gefunden hatte. Er hob ihn mit dem Rüssel empor, legte ihn über seine Stoßzähne und kehrte um, wobei er wie rasend alle ihm Begegnenden niederwarf und zu Tode trat. Indem sie solchergestalt gedrängt und zusammengepreßt wurden, war der einzelne nicht mehr im stande, sich selbst zu helfen, sondern die gesamte Masse bewegte sich wie ein zusammengekeilter Körper bald vorwärts bald rückwärts. Kämpfe fanden nur wenige statt, teils gegen die Feinde, welche in ihre Reihen hineingerieten, teils um die im Rücken Angreifenden abzuwehren; dagegen fügten Freunde und Kampfgenossen in der wilden Verwirrung einander selbst vielfach Wunden zu.

Als Pyrrhos von solchem Sturm und Toben sich umgeben sah, nahm er den Kranz von seinem Helm, gab ihn einem seiner Freunde und sprengte, seinem Rosse vertrauend, auf die verfolgenden Feinde los. Ein Lanzenstich fuhr ihm durch den Harnisch und brachte ihm eine unbedeutende und gefahrlose Wunde bei. Sogleich wandte er sich gegen den, von welchem der Stoß kam. Es war dies ein gemeiner Argeier, der Sohn einer armen alten Frau. Diese selber schaute gleich den übrigen Frauen dem Streite vom Dache aus zu, und als sie jetzt ihren Sohn mit Pyrrhos im Kampfe sah, geriet sie über die Gefahr desselben in Angst und Schrecken, riß einen Ziegelstein los und warf ihn mit beiden Händen auf Pyrrhos hinab. Der Stein traf ihn unter dem Helme im Genick und

Digitized by Google

zerschmetterte die Wirbelknochen des Nackens. Die Augen des Schwergetroffenen erloschen, seine Hände ließen die Zügel fahren, er selber stürzte neben dem Grabmale des Likymnios zur Erde. Die meisten wußten nicht, wer der Gefallene sei; aber ein gewisser Zopyros, der im Heere des Antigonos diente, und zwei oder drei andere, welche herzuliefen, erkannten ihn und schleppten ihn in eine Vorhalle, als er eben wieder zur Besinnung kam. Zopyros zog sein illyrisches Schwert, um ihm den Kopf abzuhauen; aber Pyrrhos schaute ihn mit so furchtbarem Blick an, daß jener in Schrecken geriet, und, indem er mit zitternder Hand, verwirrt und bestürzt, gleichwohl den Streich führte, traf er den König nicht in den Hals, sondern in Kinn und Mund und trennte solchergestalt langsam und mühsam den Kopf vom Rumpfe.

Dieses Ereignis wurde bald mehreren bekannt; Alkyoneus, der Sohn des Antigonos, eilte hin und verlangte den Kopf zu sehen; und als man ihm denselben gegeben hatte, ritt er damit hinweg zu seinem Vater, der im Kreise seiner Freunde saß, und warf ihm das Haupt seines Gegners hin. Als aber Antigonos es betrachtet und erkannt hatte, jagte er seinen Sohn mit Stockschlägen davon und schalt ihnen einen Bösewicht und Barbaren; er selber verhüllte sich das Angesicht mit dem Mantel und vergoß Thränen, denn er mußte dabei an seinen Großvater Antigonos und an Demetrios, seinen Vater, gedenken, zwei Beispiele von der Unbeständigkeit des Glücks aus seinem eigenen Hause. Haupt und Leichnam des Pyrrhos ließ er mit den gebührenden Ehren verbrennen. Als späterhin Alkyoneus den Helenos, welcher ihm in sehr armseligem Zustande und mit einem schlechten Mantel bekleidet aufgestoßen war, mit vieler Freundlichkeit behandelte und zu seinem Vater Antigonos führte, sprach dieser zu ihm: „Dies ist zwar besser, mein Sohn, als das Frühere; doch hast du auch jetzt noch nicht ganz recht gehandelt, da du ihm dies Gewand nicht ausgezogen hast, welches mehr uns, die wir für Sieger gelten, als ihm zur Schmach gereicht.“ Hierauf begegnete er dem Helenos mit großer Huld und Güte, ließ ihn anständig kleiden und schickte ihn nach Epeiros zurück. Auch die Freunde des Pyrrhos behandelte er mild, nachdem er das Lager und das ganze Heer des Königs in seine Gewalt bekommen hatte.

F. Bäßler.

197. Die Schlacht bei Cannä.

Der gewaltige Zusammenstoß der beiden großen Stadtrepubliken Rom und Karthago, welche im vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. das Gebiet des westlichen Mittelmeers beherrschten, erreichte seinen Höhepunkt im Jahre 216 vor Chr.

Es ist das dritte Jahr des zweiten punischen Krieges. Drei Jahre hatte Hannibal, nachdem er durch einen glücklichen Zug den Krieg ins Herz des feindlichen Landes getragen, mit römischen Niederlagen bezeichnet, von denen immer eine schwerer als die andere war; und wenn schon die unmittelbaren Folgen dieser Niederlagen, die Verluste an Menschenleben, die Gebietsverheerungen, all das vielgestaltige Elend, das von selbst

Digitized by Google

den Einfall eines siegreichen Feindes begleitet, furchtbar und gefahrdrohend genug waren, so lag doch bei weitem die höchste Gefahr darin, daß diese Niederlagen nur den Bürgerzwist im Innern des römischen Staates nährten, der doch mindestens vor der gemeinsamen Not hätte verschwinden sollen.

Zwar war jener frühere Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern, der sich in so langen Kämpfen durch mehrere Jahrhunderte der älteren römischen Geschichte hinzog, seit Menschenaltern gesetzlich beseitigt worden oder hatte doch seine Bedeutung verloren: nichts stand dem Plebejer im Wege, sich um die hohen Ämter des Staates zu bewerben und dadurch auch in den Senat zu gelangen; jedem tüchtigen Manne war die Bahn zu den höchsten Stellen frei gemacht. Allein es war damit keineswegs auch die Trennung der regierenden Klassen von der Menge des Volks beseitigt, und jene behielten ihren aristokratischen Charakter bei, wenn derselbe auch weniger schroff erschien als in früheren Zeiten. Denn die Männer plebejischen Standes, sobald sie zu den hohen Würden des Staates emporgestiegen waren, traten damit hinüber in die herrschenden Kreise des Volks und dünkten sich nun größer als die gemeine Menge, aus deren Schoße sie stammten; sie teilten den Glanz und den Stolz auf ihre hohe Stellung ihren Söhnen, ihrer ganzen Familie mit; und wiederum entwickelte sich aus dem Amtsadel ein Geburtsadel, gegen dessen bevorzugte Stellung nun eben wie früher begabte oder leidenschaftliche Volksführer anstürmten.

Ein solcher leidenschaftlicher Volksführer war Flaminius gewesen, — der Konsul des vorigen Jahres, der die Schlacht am Trasimenersee verloren hatte, und ein zweiter, nicht minder leidenschaftlicher wurde für die diesmaligen Konsulwahlen von der Volkspartei auf den Schild gehoben: Cajus Terentius Varro. Er war der Sohn eines Fleischers; es gab Leute, die sich erinnerten, wie er in jungen Jahren mit der Ware seines Vaters von Haus zu Haus gegangen war, und es spricht für seine Begabung, daß er sich nichtsdestoweniger in die Höhe arbeitete, daß er zur Ädilität, im Jahre 218 zur Prätur emporstieg. Er war einer von denen, welche unzufrieden mit der säumigen Art des Zauderers Fabius ihre Stimme am lautesten zu Gunsten einer stürmischen und energischen Kriegführung erhoben hatten. Ihm stellte die Senatspartei einen Ämilier, den L. Ämilius Paullus, gegenüber, einen tüchtigen Mann aus erlauchter und alter Familie, welcher den Krieg verstand, wie er im Jahre 219 in seinem ersten Konsulat bei einem Feldzug gegen Demetrius von Pharus und die Illyrier bewiesen hatte. Mit der größten Leidenschaftlichkeit wurde die Frage der richtigen Art der Kriegführung besprochen, und Worte fielen, wie man sie in den alten Tagen des Ständekampfes zu hören gewohnt gewesen; einer der Tribunen behauptete geradezu, man habe längst schon mit den Puniern fertig sein können, aber dem Senate selbst sei die längere Dauer des Kampfes erwünscht; man wolle durch den Krieg Auge und Gedanken des Volkes von den inneren Fragen des Staates ablenken.

Digitized by Google

Jede Partei brachte ihren Kandidaten durch; Ämilius Paullus und Terentius Varro wurden als Konsuln proklamiert: ein sehr ungleiches Paar, da Ämilius ganz die Ansichten des Fabius teilte.

Allgemein ward die Notwendigkeit einer außergewöhnlichen Anstrengung erkannt, und so wurde diesmal die bis dahin unerhörte Zahl von acht Legionen aufgeboten. Auch war es vielleicht so unrichtig nicht, wenn man den Mißerfolg der letzten Jahre der ungenügenden Truppenstärke zuschrieb, und darum erklärlich, wenn man jetzt angesichts dieser neu ausgehobenen Massen zu großer Zuversicht überging. Zugleich wurde jetzt, um den kriegerischen Geist noch mehr zu entflammen, in feierlicher Heeresversammlung vorgenommen, was seither eine herkömmliche Sitte und ein freiwilliger Akt der einzelnen Abteilungen gewesen war. In die Hände ihres Kriegsobersten leisteten die Soldaten außer ihrem Fahneneid, noch den besondern Schwur, niemals ihre Reihen zu verlassen, als um eine Waffe zu holen, einen Feind zu töten, einen Bürger zu retten. Die Masse war siegestrunken und unterließ nicht, als sie den abziehenden Konsuln das Geleit gab, ihnen mit lautem Zuruf eine baldige Entscheidungsschlacht zu empfehlen, während der Adel heimlich grollte, und mancher im Hinblick auf die blinde Verwegenheit des einen Konsuls die Meinung des alten Fabius teilte, daß wohl bald ein neues Schlachtfeld Italiens eine noch unheilvollere Berühmtheit erlangen werde als der trasimenische See.

Die Konsuln übernahmen nun den Befehl an Stelle der Konsularen Servilius und Regulus, die seither in Apulien dem Hannibal gegenübergestanden hatten, ohne einen Kampf zu wagen. Dieser brach mit Beginn der bessern Jahreszeit aus seinem Lager auf und fügte den Römern empfindlichen Schaden zu durch die Wegnahme eines großen Magazins, das sie auf oder unter der Burg des apulischen Städtchens Cannä am östlichen Ufer des Aufidusflusses — der Ort selbst war im letzten Jahre zerstört worden — angelegt hatten. Man übersah von diesem Punkte aus zugleich die ganze Umgegend, und Hannibal legte sein Hauptquartier dorthin; dort also hatten die neuen Konsuln den Feind aufzusuchen, dem sie mit ihren 80 000 Mann zu Fuß, ihren 9000 Reitern wohl um das Doppelte überlegen waren.

Kaum aber hatten die Operationen begonnen, so erhob sich auch unter den Führern derselbe beklagenswerte Zwiespalt wieder, der im Jahr zuvor Heer und Staat zerrüttet hatte. Ämilius war für Vermeidung eines Zusammenstoßes; eine Schlacht, wie groß immer die scheinbare Überlegenheit des einen Teils sein möge, sei immer eine Sache zweifelhaften Ausganges, eine sofortige Schlacht sei das einzige, was Hannibal zu wünschen, vielleicht das letzte, was ihm zu hoffen bleibe. In der That kam jeder Tag Aufschub den Römern zu gute, indem er die Sicherheit und Feldtüchtigkeit ihrer Truppen erhöhte; ohnehin hatten sie es mit ihrer doppelt so starken Macht in ihrer Hand, ihn doch jederzeit zur Schlacht zu zwingen, und sie konnten ihn, wenn sie ihn auf einen engen Raum beschränkten, so lähmen und schwächen, daß in kurzer Zeit ein Sieg unzweifelhaft und

Digitized by Google

vielleicht nicht einmal mehr nötig war. Auch erfuhr man später wirklich, daß sein Heer nur noch auf zehn Tage mit Lebensmitteln versehen war. Ganz anders Terentius, der den Standpunkt des gemeinen Soldaten vertrat, welcher immer nach Schlacht und sofortiger Entscheidung verlangt. Wir sind, gab er seinem Kollegen zu hören, mehr als doppelt so stark als der Feind, 80 000 römische und italienische Männer; durch einen blutigen und vernichtenden Schlag muß die Schande gesühnt werden, welche der Punier seit zwei Jahren auf den römischen Namen gehäuft hat; dies allein entspricht der Ehre des Staats, dies allein wird sein wankendes Ansehn bei den Bundesgenossen, die er zu beschützen die Pflicht hat, wiederherstellen.

Es würde schwer gewesen sein, einem so großen, von Kampflust glühenden Heere, wie das römische war, die Rolle annehmbar zu machen, welche ihm Ämilius bestimmte, und die veraltete und überaus verkehrte Bestimmung über den Heeresbefehl gab dem Terentius die Möglichkeit, seine unbedachte Meinung sofort zur That werden zu lassen. Der Oberbefehl wechselte zwischen den Konsuln einen um den andern Tag; an seinem Tage konnte niemand den Varro hindern zu thun, wozu er Lust hatte. Die Römer standen am Aufidus (jetzt Ofanto); für zwei Dritteile ihres Heeres schlugen sie das Lager am rechten, für das dritte am linken Ufer des Flusses auf; das letztere war vom ersteren etwa eine halbe Stunde, von feindlichen wenig weiter entfernt. Dem Ämilius gefiel die offene Gegend nicht, in welcher Hannibal seine Überlegenheit an Reiterei entfalten konnte; er wich an seinem Tage der Schlacht aus, die Hannibal bot. Auf den Varro machten solche Erwägungen keinen Eindruck; nur wenige Tage gelang es noch ihn aufzuhalten.

Hannibal erkannte die Nähe der Schlacht. Was im römischen Lager vorging, war ihm bekannt, als wäre es im eigenen: er zog seine Truppen zusammen und entsandte nun seine numidischen Reiter in der Richtung des größeren römischen Lagers, die Feinde zum Kampfe zu reizen. Es bedurfte dessen nicht mehr, die Schlacht war eine beschlossene Sache; schon der nächste Tag sollte die Entscheidung bringen.

Der Ort, wo diese denkwürdige Schlacht geschlagen wurde, bildet von Zeit zu Zeit das Ziel wißbegieriger Forschung. Von Canosa in der neapolitanischen Provinz Bari, dem alten Canusium, schlägt der Wanderer die Straße ein, welche auf dem rechten, südlichen Ufer des Ofanto, über die mit Wein- und Ölgärten bedeckten Hügel meerwärts auf Barletta hinführt. Man geht einige Stunden; wenn man die Begegnenden nach dem berühmten Schlachtfelde fragt, weisen sie nach Norden. Der Wanderer verläßt die gebahnte Straße und schlägt sich links durch die Weinpflanzungen; im Flußthal angekommen, sieht er sich in einer kleinen Ebene und erblickt zwei Hügel, auf deren westlichem, dem Flusse näher gelegenen, ein Landhaus steht, welches den berühmten Namen von Cannä trägt. Hier lag einst das apulische Städtchen, auf dem gegenüberliegenden östlichen die Burg. Man ersteigt einen dieser niedrigen, mit Gras und Disteln bewachsenen Hügel, auf denen heute der apulische Hirte seine Schafe treibt;

Digitized by Google

an seinem Fuße wälzt, zwischen niedrigem Gebüsch, da und dort kleine Inseln bildend, in mannigfachen Windungen der unbedeutende, vielfach seichte Fluß sein schmutziges Wasser. Jenseits auf seinem linken, nördlichen Ufer dehnt sich eine weite Ebene, aus deren Mitte da und dort ein Landhaus, ein kleines Dorf sich erhebt; fern im Osten erglänzt der Spiegel des Meeres, des Golfs von Manfredonia; im Norden und im Westen begrenzen, in weiter Ferne, Hügelreihen den Horizont: diese Ebene ist das Schlachtfeld von Cannä.

Es war im Juni des Jahres 216 vor Chr. Die Sonne war eben aufgegangen; mit Anbruch des Tages sah man die rote Fahne vom römischen Feldherrnzelte wehen, und Varro gab, ohne den Kollegen weiter zu befragen, die nötigen Befehle. Allenthalben sah man die Truppen den ihnen am linken Aufidusufer angewiesenen Stellungen zumarschieren. Auf dem rechten Flügel unmittelbar am Flusse nahm die römische Ritterschaft, schwere Reiterei, welche der Konsul Ämilius befehligte, ihre Stellung; an sie schloß sich, die Mitte bildend, das gesamte Fußvolk in sehr tiefer Aufstellung, eine Macht, der nichts widerstehen zu können schien; es führte sie der kriegserfahrene Konsul des vorigen Jahres, Servilius; nach dem linken Flügel führte der kriegseifrige Konsul, der die Verantwortung dieses Tages trug, die Kontingente der bundesgenössischen Reiter. Vor der ganzen Linie breiteten sich die leichten Truppen aus, um das Gefecht einzuleiten; 10 000 Mann ließ man zum Schutze des größeren Lagers am rechten Ufer zurück; das ganze übrige Heer hatte am linken seine Stellung genommen.

Dieser furchtbaren Macht hatte Hannibal, aufs höchste gerechnet etwa die Hälfte, 40 000 Mann zu Fuß und 10 000 Reiter gegenüberzustellen. Die Schleuderer von den balearischen Inseln und die Speerschützen hatten in der Frühe den Fluß überschritten; die Masse des Heeres, an zwei Stellen ihren Übergang bewerkstelligend, folgte. Links unmittelbar am Flusse ritten die gallischen und die iberischen Reiter auf, schön gerüstet nach der Sitte ihres Volks; sie befehligte Hasdrubal, dem das Schicksal eine wichtige Rolle an diesem Tage bestimmt hatte. Ans andere Ende der Stellung, nach dem rechten Flügel, ritten die Numidier; die Aufstellung im Centrum ordnete Hannibal selbst, der von hier aus, unterstützt von seinem jüngeren Bruder Mago, die Schlacht leitete. Er stellte sein hispanisches und das gallische Fußvolk ins erste Treffen; als zweites Treffen, aber in zurückgenommener Stellung, rechts und links nach den Flügeln hin, zog das libysche Fußvolk auf. Die letzteren waren ganz auf römische Art gerüstet; die Hispanier führten den kurzen, auf Hieb und Stoß eingerichteten Degen, und sie nahmen sich stattlich aus in ihren hellweißen Röcken mit roten Aufschlägen; minder das gallische Fußvolk, das schlecht gekleidet und nicht besonders bewehrt war; es führte die nationale Waffe des Keltenlandes, das nur zum Hieb eingerichtete breite Schlachtschwert ohne Spitze.

Auch das punische Heer war voll Vertrauen auf sich selbst und seinen unbesiegten Feldherrn, der seinerseits mit aller Zuversicht der Schlacht

Digitized by Google

entgegensah. Eine Anekdote, wie man sie von den Männern zu erzählen liebt, welche an weltgeschichtlich großen Tagen im Vordergrund der Ereignisse stehen, mag uns dies veranschaulichen. Hannibal war, nach Plutarchs Bericht, mit seinem Stabe und einigen Reitern eine niedrige Anhöhe hinangeritten und beobachtete von dort aus den Aufmarsch der Feinde. Einer seiner Begleiter, Giskon — in Karthago ein sehr gewöhnlicher Name — machte die Bemerkung, die Menge der Römer sei zum Verwundern groß. Es ist noch etwas an ihr zu verwundern, entgegnete Hannibal gut gelaunt — daß von den Tausenden da drüben kein einziger Giskon heißt. Gelächter erhob sich, und mit Lachen erzählten die Reiter, die dabei gestanden, den Witz des Feldherrn weiter, dessen gute Laune sich den nächsten Abteilungen und so ferner mitteilte. Man hat die Wahrnehmung wohl häufig gemacht, daß ein solches Scherzwort im rechten Augenblicke, rasch durch die Reihen getragen, die Stimmung der Soldaten mehr belebt hat, als die feurigste Anrede.

Vom frühen Morgen an schlugen sich die Leichtbewaffneten vor der Front der noch nicht ganz vollendeten Aufstellungen. Ernster begann die Schlacht, als auf dem linken karthagischen Flügel, wo Hasdrubal befehligte, die gallischen und iberischen Reiter sich gegen die römische Ritterschaft unter Ämilius in Bewegung setzten. Die gegenseitige Erbitterung ließ keinen Reiterkampf im gewöhnlichen Sinne zu; viele sprangen sofort von den Pferden und setzten zu ebener Erde den Kampf fort. Hannibal vernahm die Meldung gern: „es ist ebenso gut", äußerte er, „als wenn der Konsul sie mir gebunden überlieferte." In der That nahm hier bald das Gefecht eine für die Römer ungünstige Wendung. Eine große Anzahl fiel; den Rest trieb die gallisch-iberische Reiterei den Fluß aufwärts unter fortwährendem, erbittertem Fechten, bei dem keine Gefangenen gemacht wurden.

Mittlerweile hatte auch im Centrum, wo die Entscheidung zu liegen schien, der Zusammenstoß des Fußvolks begonnen. Mit vieler Tapferkeit begegnete hier das gallische und spanische Fußvolk anfangs dem römischen Angriffe; aber dem Druck der andringenden immer neuen Massen mußte ihre dünne Linie bald weichen; sie gingen rückwärts, ihnen nach drängten die Legionen, vom Gewicht ihrer eigenen Masse unwiderstehlich vorwärts gezogen, und es stand zu erwarten, daß das karthagische Centrum bald durchbrochen werden würde. Allein wie die Legionen scheinbar so in vollem Siege vorwärts drangen, rückten, von rechts und links einschwenkend, Hannibals beste Truppen, das afrikanische Fußvolk, heran, um ihre neuen römischen Waffen, mit denen Hannibal sie nach dem letzten Siege ausgerüstet hatte, an den Feinden zu erproben, denen sie dieselben verdankten. Sie faßten ihre Gegner in den Flanken, hielten sie fest; und hier entbrannte nun ein lang andauerndes furchtbares Handgemenge, in welchem den Römern ihre eigene Masse und tiefe Aufstellung nicht gestattete, ihre Überlegenheit an Zahl und Kraft zu entfalten.

Inzwischen war Hasdrubal mit der römischen Reiterei des rechten Flügels vollständig fertig geworden. Er hatte keinen Feind mehr gegen-

Digitized by Google

über; er sah vor sich das offene Feld, sammelte seine Reiter und führte sie hinter dem Kampfgetümmel des römischen Fußvolks weg nach dem linken römischen Flügel hinüber, welchen Varro befehligte.

Dieser hatte sich seither ohne Erfolg mit den Numidiern herumgeschlagen, deren Kampfweise seine Reiter ermüdete, ohne denselben einen nachdrücklichen Angriff zu gestatten. Ihre Kampfweise — sagt ein alter Geschichtschreiber — ist abwechselnd Flucht und Verfolgung; Roß und Reiter sind bedürfnislos, ausdauernd, an Hunger und Durst gewöhnt. Auf ihren kleinen, behenden, nicht zu ermüdenden Pferden sprengten die Numidier heran und erschütterten die feindlichen Reiter durch die Gewalt ihres Stoßes; wollten diese zum Angriff in geschlossenen Reihen übergehen, so lösten jene ihre Ordnung, jagten zurück, und wenn die bundesgenössischen Reiter, von der nutzlosen Verfolgung umkehrend, sich wieder stellten, kamen die Numidier ein zweites Mal herangestürmt, um dasselbe ermattende und ergebnislose Kampfspiel zu wiederholen. So hatte dieses Gefecht einförmig und erfolglos eine geraume Zeit angedauert. Ermüdet und verdrossen sahen die italischen Reiter jetzt in ihrem Rücken einen neuen Feind, Hasdrubal und seine Reiter, erscheinen. Eben wiederholten unter lautem Ruf heranjagend die Numidier ihren Angriff; der Schrecken bemächtigte sich der Reiterei Varros, sie gab ihren Kampf verloren, löste ihre Reihen und warf sich in die Flucht, hastig verfolgt von den Numidiern, die sie nicht wieder zum Stehen gelangen ließen. Zum zweitenmal sammelte Hasdrubal seine Reiter. Wenn er, der Sieger über beide Flügel, jetzt im Rücken des römischen Centrums erschien, ehe dessen Übermacht das karthagische überwältigte, so war die Schlacht gewonnen.

Dort wogte noch immer unentschieden der heftigste Kampf. Hannibal selbst war zugegen und befeuerte die Seinigen. Auf römischer Seite leiteten die Konsularen Servilius und Regulus die Schlacht an dieser Stelle; auch Ämilius war, nachdem er seinen Kampf auf dem rechten Flügel verloren, hinzugeritten und mitten im Getümmel. Die Römer zu einer dichten Masse zusammengeballt, konnten nicht rückwärts und nicht seitwärts sich entfalten; nach vorn widerstand ihnen Hannibals gallisches und spanisches Fußvolk, das durch den Seitenangriff der Libyer Zeit gefunden hatte, sich wieder zu sammeln; ihre Flanken bestürmte das libysche Fußvolk, und mit seiner gewöhnlichen Umsicht hatte Hannibal seine Stellung so gewählt, daß der Wind die Staubwolken der Ebene den Römern ins Gesicht führte und ihnen den freien Blick beim Kampfe hemmte. Und jetzt erschien, ihr Schicksal zu entscheiden, der zweimal siegreiche Hasdrubal mit der gesamten schweren Reiterei in ihrem Rücken. Kein Rückzug, kein Durchbruch war möglich; ein furchtbares Schlachten, ein grausiger Menschenmord, wie er in der Geschichte kaum wieder erhört worden, nahm seinen Lauf; die römischen Feldherren alle, Ämilius, Servilius, Regulus fielen; in Masse deckten die Toten, Sterbenden, Verwundeten, zum Tode Erschöpften das Feld; einzelne gewannen das Freie und suchten sich vor den über die Ebene hin nachsetzenden Reitern zu retten, vom Schlachtfelde wegzukommen; und als nach zehnstündigem Fechten der Abend hereinbrach, war

Digitized by Google

ein Sieg erfochten, wie ihn noch kein Feind einem römischen Heere abgewonnen hatte.

Das römische Heer, das größte, das bis dahin jemals von der Republik aufgeboten worden war, bestand nicht mehr. Die Führer alle, außer Varro, waren tot. Den Konsul Ämilius hatte einer der Kriegsobersten, Cn. Lentulus, noch mit Blut bedeckt auf einem Feldsteine sitzen sehen und noch einige Worte mit ihm gewechselt. Lentulus hatte ihm sein eigenes Pferd zur Flucht angeboten, damit der traurige Tag nicht durch den Tod eines Konsuls noch trauriger werde; aber Ämilius hatte es abgelehnt. „Der Senat solle auf die Deckung der Hauptstadt Bedacht nehmen", war sein letztes Wort; unmittelbar darauf riß den Tribunen der nächste Haufe Fliehender fort, dem nachsetzende Feindesscharen folgten. In diesem Getümmel starb Ämilius; es fielen die Quästoren beider Konsuln, 19 Kriegstribunen, mehrere Männer konsularischen Ranges, unter ihnen M. Minucius, der Reiteroberst des Fabius, dessen Kriegführung durch diese Schlacht eine so traurige Rechtfertigung erhielt, 80 Männer senatorischen Standes, welche freiwillig in den Legionen gedient hatten. Die Verluste an Mannschaften, Toten, Schwerverwundeten, Gefangenen werden verschieden angegeben; nach einem sonst wohl unterrichteten Schriftsteller erreichten sie die unglaubliche Zahl von 92 000, und hatten sich nur 3370 überhaupt gerettet; die Verluste in der Schlacht selbst und bei der Verfolgung betrugen sicher nicht weniger als 76 000 Mann; 2000, die sich in den Flecken Cannä gerettet hatten, wurden noch am Tage der Schlacht von Karthalos Reitern umstellt und aufgehoben.

Aber die Niederlage war noch nicht vollständig genug. Noch waren die beiden römischen Lager übrig, welche für viele einzelne das nächste Ziel ihrer Flucht gebildet hatten. Eine Nacht voll Verwirrung folgte. Die Leute waren zum Tode erschöpft, ohne Führer, in verzweifelter Stimmung; in dem größeren Lager ermannte man sich etwas; von dorther kam während der Nacht Botschaft in das kleinere, sie sollten suchen sich zu ihnen durchzuschlagen, damit sie alle vereint den Abzug nach Canusium, das etwa drei Meilen vom Schlachtfelde entfernt lag, bewerkstelligen könnten. Nur ein geringer Teil fand nach dem schrecklichen Tage die Kraft eines solchen Entschlusses. Etwa 600 Mann unter Führung eines Kriegstribunen P. Sempronius Tuditanus, denen sich auf dem Wege einzelne Gerettete anschlossen, erreichten glücklich Canusium. Aus dem größeren Lager hatte sich eine erheblichere Zahl, einen günstigen Augenblick benutzend, gleichfalls gerettet; und zu Canusium fand sich auch schon eine Anzahl Versprengter vor, denen einige patriotische Einwohner des Städtchens die erste Erquickung nach den schrecklichen Stunden der Schlacht und der Flucht reichten. Auch der Konsul Varro, hieß es, sei mit 50 oder 70 Reitern nach der Festung Venusia entkommen.

Hannibal hatte seinerseits am folgenden Morgen begonnen, die große Ernte des vorangegangenen Tages heimzuholen und zu vervollständigen. Es war eine schwere Arbeit, die Beute zusammenzulesen, die Reste eines Heeres von fast 90 000 Mann; alles Entsetzliche eines Schlachtfeldes, wo

Digitized by Google

der Kampf mit aller nur möglichen Erbitterung einen Sommertag hindurch getobt hatte, stellte sich dem Auge dar. Im Laufe des Tages ergaben sich auch die beiden römischen Lager. Zuerst kapitulierten die im kleineren Zurückgebliebenen. Kein weiterer Widerstand ward geleistet. Hannibal setzte ihnen das Lösegeld an: 300 Denare für den römischen Bürger, 200 für den Bundesgenossen, 100 für den Sklaven; so wurden sie gesondert und nach dem punischen Lager abgeführt. Ebenso wurde das größere Lager von den Mutlosen oder Schwerverwundeten, die dort zurückgeblieben waren, dem Sieger übergeben. Dann begann die Verteilung der Beute unter die Sieger und die Bestattung der Toten; 8000 Mann soll Hannibal der große Sieg gekostet haben. Einige berichten, daß er auch die Leiche des gefallenen römischen Konsuls habe aufsuchen und bestatten lassen.

Von denen, welche diese beispiellose Niederlage mitgemacht und überlebt hatten, waren sicher nur wenige, die nicht unter dem ersten und unmittelbaren Eindruck des Geschehenen ein Gefühl der Verzweiflung übermannt hätte. Dieser Verzweiflung war schon die große Menge derer verfallen, die sich aus der Schlacht in die beiden Lager gerettet hatten, und dasselbe Gefühl überwog anfangs auch zu Canusium, das den Versprengten die erste Zufluchtsstätte gewährte. So stark war dieses Gefühl, die letzte Stunde für den römischen Staat sei gekommen, daß eine Anzahl vornehmer, junger Männer, an ihrer Spitze ein gewisser L. Cäcilius Metellus, mit dem Gedanken sich trug, ihre italische Heimat ganz aufzugeben und zu irgend einem der mit Rom befreundeten Könige über das Meer zu entfliehen. Aber schon waren nicht wenige dieser ersten Verzweiflung Herr geworden. Jener ernste, tüchtige, politisch-kriegerische Geist, der Rom groß gemacht hatte, regte bereits wieder seine Schwingen, sobald nur die erste Lähmung durch jenen furchtbaren Schlag nachgelassen hatte: die große Masse geistiger Kraft, welche die allgemeine Wehrpflicht dem römischen Heere zuführte, die Gewohnheit, selbständig zu urteilen und zu beschließen, welche dem römischen Bürger seine unvergleichliche Staatsverfassung wie der energische Charakter des Volks verlieh, trug ihre Früchte, und das erste, was dort zu Canusium geschah, war, daß die geringe Zahl der aus allen Legionen, Kohorten, Manipeln und Centurien hier Zusammengekommenen sich wieder zu einem militärischen Ganzen ordnete. Unter den Geretteten befanden sich vier Männer von höherem Rang und aus den regierenden Familien, die Kriegstribunen Fabius Maximus, ein Sohn des gewesenen Diktators, L. Publicius Bibulus, Appius Claudius Pulcher und P. Cornelius Scipio, der Sohn des Konsuls vom Jahre 218, der schon in dem Reitergefecht am Ticinus, wo er seinen Vater aus dem feindlichen Getümmel gerettet, eine Probe seiner Entschlossenheit abgelegt hatte. Ihm und dem Claudier übertrug das Vertrauen der Versammelten den Oberbefehl, von dem Scipio sofort wirksamen Gebrauch machte. Er erkannte, daß es jetzt vor allem darauf ankam, die Verzagtheit nicht weiter greifen zu lassen, dem hereinbrechenden Unheil einen festen Mannesmut entgegenzusetzen. Kaum hatte er

Digitized by Google

von jenem unseligen Plane vernommen, der im Quartier des Metellus besprochen wurde, so eilte er dorthin. Er traf den Unglücksrat eben beisammen; mit gezogenem Degen stellte er sich den Verirrten entgegen, welche in einem solchen Augenblicke ihre Sache von der ihres Landes trennen wollten. Er selbst schwur beim „großen und guten Jupiter", das Vaterland nicht zu verlassen und verlangte von ihnen denselben Eid; sie leisteten ihn ohne Widerrede.

Man wußte jetzt, daß Varro sich wirklich, freilich zunächst nur mit siebzig Reitern, nach Venusia gerettet habe, und alsbald wurde ein Bote dahin abgeschickt, seine Befehle einzuholen; was immer er verschuldet hatte, er war der nach rechtem Brauch erwählte Konsul des römischen Volkes, dem der Befehl gebührte. Dort zu Venusia hatten sich gleichfalls etwa 4500 Mann um den überlebenden Konsul zusammengefunden; er führte sie nach Canusium, um sie mit der Mannschaft Scipios zu vereinigen: es war wieder etwas da, drückt Livius sich aus, das aussah, wie ein konsularisches Heer. O. Jäger.

198. Cäsars Tod.

Nach Beendigung aller Bürgerkriege stand Julius Cäsar auf der Höhe seines Glückes, mit Glanz und Macht bekleidet, wie keiner vor ihm. Senat und Volk überhäuften ihn mit Ehrenbezeugungen ohne Maß und Ziel, und während man ihn als alleinigen Herrscher anerkannte und fürchtete, beeiferten sich die angesehensten Männer um seine Gunst. Ohne Sorge mehr vor einem äußeren oder inneren Feinde dachte er nur noch darauf, durch Weisheit und Milde zu behaupten, was er durch das Glück der Waffen erreicht hatte. Die Machtfülle, welche ihm aus der immerwährenden Diktatur und aus der freien Verfügung über den öffentlichen Schatz und alle die übrigen Würden und Rechte erwuchs, konnte wohl den Wunsch der Herrschsucht befriedigen; dennoch schien auch die unumschränkte Gewalt, die Cäsar in der That besaß, erst durch den Schmuck der Königskrone die rechte Vollendung und Dauer zu gewinnen. Dabei mochte er wohl auch überzeugt sein, daß die dem Staate wiedergegebene Ruhe und neugegründete Ordnung nicht besser gesichert würde, als durch Befestigung seiner eigenen Macht.

Noch aber war eine Partei, an deren Spitze die ehrenwertesten Männer standen, welche die Wiederherstellung der früheren Verfassung der Republik für möglich und dem Staate für heilsam hielten. Der Glanz, welcher die Masse blendete, beschämte sie; und in der Fülle der Macht, welche nach den gräßlichen Stürmen der Bürgerkriege der Welt Frieden und Ruhe zu sichern versprach, sahen sie nur den Untergang der Freiheit. Fanden sich diese Männer schon in der stillen Hoffnung, Cäsar werde nach Beendigung der Kriege die übertragene Gewalt von selbst niederlegen, getäuscht, so wurden sie durch das wenig verhüllte Streben nach dem Ziel seiner Wünsche nur besorgter und durch den Stolz seines Betragens gereizt. Als ihm der gesamte Senat, die Konsuln an der Spitze, die Beschlüsse überreichte, welche ihm die glänzendsten Ehrenbezeugungen zuer-

Digitized by Google

kannten, empfing er sie auf seinem goldenen Ehrenstuhl sitzend, ohne aufzustehen. Die Leibkohorten, welche ihn während der Kriege begleitet hatten, entließ er zwar, lehnte auch zum Schein den angebotenen Königstitel ab; aber die Volkstribunen, welche diejenigen, die ihn als König begrüßten, zur Strafe zogen, entsetzte er ihres Amtes und steigerte dadurch den Unwillen um so mehr, als dies Amt nach alten Gesetzen für heilig und unverletzlich galt. Als ihm der Konsul Antonius bei einer Festfeier auf öffentlichem Markte ein Diadem aufsetzen wollte, nahm er es zwar nicht an, aber jedermann sah, daß er dabei nur der Stimme des Volks nachgab, das seine Entrüstung laut zu erkennen gegeben hatte.

Wie nun durch solches Benehmen der Unwille und die Erbitterung immer allgemeiner wurde, entspann sich unter den angesehensten Männern eine Verschwörung, um durch Ermordung des Alleinherrschers die freie Verfassung wieder herzustellen. Unter denselben befanden sich seine vertrautesten Freunde und Männer, die er durch Gaben und Wohlthaten an sich gefesselt zu haben glaubte. An der Spitze standen Marcus Junius Brutus und Cajus Cassius. Brutus stammte von jenem älteren Brutus, welcher den König Tarquinius vertrieb. Von sanftem und ernstem Charakter, durch Unterricht und philosophische Grundsätze gebildet, war er für alles Große und Edle empfänglich, durch Lauterkeit des Herzens und Geradheit der Gesinnung ausgezeichnet. Daher schoben selbst die Feinde das Gehässige der That auf Cassius, der ein leidenschaftlicher Mann war, und man sagte, Brutus hasse die Tyrannei, Cassius hasse den Tyrannen selbst. Wie sehr er aus Grundsatz handelte und das öffentliche Wohl dem seiner Familie voranstellte, hatte er beim Ausbruch des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus bewiesen. Letzterer hatte ohnlängst seinen Vater töten lassen, und doch trat er zu seiner Partei, weil er seine Sache für die gerechte hielt. Nach der Schlacht bei Pharsalus verzieh ihm Cäsar, ehrte ihn ganz besonders und nahm ihn unter seine vertrautesten Freunde auf; ja es hing nur von ihm ab, der erste unter denselben zu sein und an Cäsars Macht so viel Anteil zu nehmen, als er wollte. Aber die Verschworenen hielten nicht minder auf ihn und glaubten, durch seinen Beitritt werde gewissermaßen die Gerechtigkeit ihrer Sache bestätigt. Seine Freunde, die sich unter denselben befanden, suchten ihn daher zur Teilnahme zu bereden und tadelten ihn, daß er sich von dem Tyrannen durch Gunstbezeugungen verweichlichen lasse, die er ihm nicht aus Wohlwollen erweise oder um sein Verdienst zu ehren, sondern um seine Kraft zu entnerven. Nicht minder wurde er durch mancherlei mündliche und schriftliche Aufforderungen der Bürger zum Beitritt angetrieben. An der Bildsäule seines Ahnherrn Brutus, der die Königsherrschaft gestürzt hatte, las man: „O daß jetzt ein Brutus lebte!“ Seinen Richterstuhl fand er täglich voll Aufschriften der Art: „Brutus, schläfst du?“ — „Nicht bist du wirklich Brutus!“ — Cassius insbesondere ließ es sich angelegen sein, ihn zu gewinnen. Gegen den ersten März fragte er ihn, ob er an diesem Tage in den Senat zu kommen geneigt sei, da, wie er höre, Cäsars Freunde für denselben auf die Königswürde antragen würden. Brutus

Digitized by Google

erwiderte, er werde nicht kommen. „Wie aber", fuhr Cassius fort, „wenn sie uns rufen?" — „Dann", sprach Brutus, „kommt es mir zu, nicht zu schweigen, sondern abzuwehren, was droht." Ermuntert hierdurch rief Cassius: „Brutus, meinst du, daß Weber und Krämer deinen Richterstuhl beschreiben und nicht die angesehensten Männer? Diese sind alles für dich zu leiden bereit, wenn du dich zeigst, wie sie es hoffen und erwarten." Da erst sagte Brutus seine Teilnahme zu.

Seitdem teilten die Verschworenen auch anderen angesehenen Männern, die nicht zu ihren Freunden gehörten, den Plan mit und nahmen sie in den Bund auf, besonders solche, die durch Kühnheit und Entschlossenheit bekannt waren; und dabei wirkte des Brutus Ansehen am meisten, dieselben zu gewinnen. Doch verbanden sie sich nicht durch einen Eid, sondern auch ohne dies hielten sie fest zusammen und harrten aus und schwiegen.

Brutus, auf den jetzt die ersten Männer als auf ihr Haupt hinsahen, und der die ganze Größe der Gefahr überschaute, behielt zwar nach außen den Schein unerschütterter Ruhe; zu Hause aber und des Nachts war er nicht mehr derselbe Mann. Oft weckte ihn die Sorge aus dem Schlaf; oft war er ganz in Gedanken vertieft, und seine Gattin Porcia erkannte aus seiner ungewöhnlichen Unruhe, daß er irgend einen schwierigen Entwurf in seinem Innern erwäge. Porcia, eine Tochter Catos, der als Gegner Cäsars zu Utica sich selbst entleibte, war eine Frau von Geist und Einsicht, wie von hohem Mute und voll treuer Liebe zu ihrem Manne. Sie wagte denselben nicht eher um sein Geheimnis zu befragen, bis sie folgende Probe mit sich selbst gemacht hatte. Mit einem Messer machte sie sich eine tiefe Wunde in die Hüfte, daß heftige Schmerzen und Fieber erfolgten. Als nun Brutus ängstlich besorgt war, sprach sie also zu ihm: „Brutus, ich folgte dir in dein Haus, um Freud und Leid mit dir zu teilen; wie kann ich dir aber Liebe und Anhänglichkeit beweisen, wenn ich dir nicht geheime Leiden und Sorgen, die treue Verschwiegenheit verlangen, darf tragen helfen? Ich weiß, die weibliche Natur scheint unfähig, ein Geheimnis zu ertragen; aber ich bin Catos Tochter und Brutus Gattin, und zudem habe ich mich geprüft, daß ich auch dem Schmerze Trotz bieten kann." Mit diesen Worten zeigte sie ihm die Wunde und erzählte den Versuch. Da erhob Brutus voll Staunen die Hände und flehte die Götter an, daß sie ihm verleihen möchten, durch glückliche Vollendung seines Planes der Porcia würdig zu erscheinen.

Es wurde nun beschlossen, am fünfzehnten März in voller Senatssitzung zu Werke zu schreiten; denn da meinten sie, ohne Verdacht zu erregen, sich alle zusammen einfinden zu können, und hofften an den edelsten und ersten Männern, welche der That beiwohnten, Verteidiger der Freiheit zu finden. Als der Tag erschienen war, begaben sie sich schon frühe in den Versammlungssaal, eine Säulenhalle, die mit des Pompejus Bildsäule geschmückt war. Brutus und Cassius, welche Prätoren waren, hielten, bevor Cäsar erschien, vor der Halle Gericht, hörten ruhig an, die vor ihnen stritten, und sprachen Urteile mit aller Aufmerksamkeit und

Digitized by Google

Einsicht: so unerschütterlich war ihr Gemüt in der Nähe der Gefahr, die niemand, der nicht eingeweiht war, hätte ahnen können. Indes ereignete sich Verschiedenes, was sie beunruhigen konnte. Cäsar blieb aus, wiewohl es schon hoch am Tage war, zurückgehalten von seiner Frau, die durch ängstliche Träume und ungünstige Opfer geschreckt war, und von Wahrsagern, die ihm abrieten auszugehen. Schon wollte er den Antonius abschicken, um den Senat zu entlassen. Aber Decimus Brutus, einer der Verschworenen, der zu seinen Vertrauten gehörte, wußte ihn zu überreden, daß er nicht einen solchen Schein des Übermuts möge auf sich laden. Darauf ließ er sich in einer Sänfte hintragen, willens, nichts Wichtiges vorzunehmen. Noch vor seiner Ankunft trat jemand zu dem Verschwornen Casca, ergriff seine Rechte und sprach: „Du hast zwar das Geheimnis vor uns verschwiegen, Brutus aber hat mir alles entdeckt.“ Casca war betroffen, doch jener fuhr lachend fort: „Woher denn bist du auf einmal so reich geworden, daß du nach der Ädilenwürde strebst?“ So nahe war Casca daran, durch eine Zweideutigkeit getäuscht, das Geheimnis zu verraten. Den Brutus selbst aber und den Cassius begrüßte ein Senator, Popilius Länas, viel freundlicher als sonst, und sagte ihnen leise ins Ohr: „Ich wünsche von Herzen, daß ihr glücklich vollenden möget, was ihr im Sinne habt; nur rate ich euch, nicht zu zögern, denn die Sache ist kein Geheimnis mehr.“ Indem wurde dem Brutus gemeldet, seine Frau sterbe. Denn Porcia, in der gespanntesten ängstlichen Erwartung, war, unvermögend die äußerste Unruhe länger zu ertragen, in Ohnmacht gesunken. Brutus wurde zwar heftig durch diese Nachricht erschüttert, doch verließ er die gemeine Sache nicht über der Sorge für die Familie.

Endlich erschien Cäsar. Wie er aus der Sänfte trat, näherte sich ihm Popilius Länas und sprach geraume Zeit mit ihm, wobei er aufmerksam zuhörte. Die Verschworenen, die nicht anders dachten, als Popilius entdecke ihren Plan, ließen schon den Mut sinken, sahen einander an und bedeuteten sich durch Mienen, daß man nicht warten dürfe, sondern augenblicklich zur That schreiten müsse. Schon griffen einige nach den Dolchen, die sie unter den Mänteln verborgen hatten, als Brutus, der bemerkte, daß Länas dringend um etwas bat und ihre Besorgnis ungegründet war, durch ein heiteres Gesicht ihr Vertrauen wieder hob. Darauf küßte jener Cäsars Hand und ging weg.

Nachdem der Senat in den Versammlungssaal getreten war, stellten sich die Verschworenen um Cäsars Sessel herum, als wollten sie ihm etwas vortragen. Trebonius zog den Antonius, der Cäsars Mitkonsul und Vertrauter war, an der Thüre beiseite und verweilte ihn durch ein Gespräch. Wie Cäsar hineintrat, stand der ganze Senat auf. Sobald er sich aber gesetzt hatte, drängten sich die Verschworenen um ihn und Tullius Cimber trat vor, für seinen verbannten Bruder zu bitten: die andern alle unterstützten seine Bitte, ergriffen Cäsars Hände und küßten ihm Brust und Haupt. Anfänglich wies er die Bitten zurück, dann, als sie nicht nachließen, stand er mit Gewalt gegen sie auf; da riß ihm

Digitized by Google

Tullius mit beiden Händen den Mantel von der Schulter, und Casca, der gerade hinter ihm stand, versetzte ihm mit dem Dolch einen Stich in die Schulter. Cäsar faßte gleich den Griff mit der Hand und rief ihn an: „Verruchter Casca, was beginnst du?“ Jetzt drangen die andern von allen Seiten auf ihn ein; er blickte umher, wie er die Andringenden abwehren könnte, bis er sah, daß auch Brutus den Dolch gegen ihn zückte. Da ließ er die Hand des Casca, die er noch festhielt, fahren, und sein Haupt in die Toga gehüllt gab er den Leib ihren Stichen hin. Nun fielen die Verschworenen im Gedränge über ihn so hastig her, daß sie sich einander selbst verwundeten und alle mit Blut bespritzt wurden.

Darauf trat Brutus unter die Versammlung und wollte reden, um den Senat zurückzuhalten; aber alle flohen in größter Bestürzung und Unordnung. Es war beschlossen worden, keinen andern zu töten, sondern alle zur Freiheit aufzurufen. Die meisten waren zwar der Meinung gewesen, daß auch Antonius fallen solle; denn er war ein herrschsüchtiger und übermütiger Mann, dabei beliebt im Heere und als Konsul von großem Gewicht beim Volke. Brutus aber hatte sich widersetzt, indem er hoffte, er würde sich nach Cäsars Tode an ihre Sache anschließen. So ward er durch diesen gerettet; damals aber im ersten Schrecken entfloh er in gemeiner Kleidung. — Jetzt zogen Brutus und seine Freunde mit blutbefleckten Händen und entblößten Dolchen auf das Kapitolium und riefen die Bürger zur Freiheit auf. Zuerst entstand große Verwirrung und Bestürzung in der Stadt und ängstliches Schreien und Hin- und Herlaufen. Da aber kein Mord weiter, noch Plünderung erfolgte, faßte man wieder Mut; es kamen die Senatoren und viele Bürger aufs Kapitolium, und vor der versammelten Menge sprach Brutus eine angemessene Rede, die das Volk gewinnen konnte. Als man ihm Beifall gab und die Männer einlud, herabzukommen auf den Markt, kamen sie voll Vertrauen, und Brutus sprach von der Rednerbühne zum Volk, das ihm in Ordnung und Ruhe zuhörte. Als aber nach ihm Cinna auftrat, den Cäsar anzuklagen, äußerte es Zorn und Unwillen, so daß sich jene wieder mit aufs Kapitolium zurückzogen. Am folgenden Tage ward der Senat versammelt, Antonius nnd Cicero ermahnten zur Eintracht und Versöhnung. Die Versammlung stimmte ihnen bei, man berief die Verschworenen vom Kapitolium und vereinigte sich in freundlicher Begrüßung und gegenseitiger Bewirtung.

W. Lanz.

199. Wie sich der König von Aragonien zum Zweikampf stellt

(1283.)

Als die Sizilianer in der blutigen Vesper vom 30. März 1282 die Franzosen vertilgt hatten, boten sie dem König Peter von Aragonien die Herrschaft des Inselreiches an; denn Peter war ein mächtiger, tapferer König und ein gnädiger Herr, und seine Gemahlin Konstanze war eine Tochter des Königs Manfried, dem der König Karl das Reich entrissen hatte. Auf solches Gebot kam Peter mit einer Flotte und einem

Digitized by Google

Landheere, vertrieb den König Karl von der Insel und bereitete sich schon nach Kalabrien überzusetzen. Da sah Karl ein, in welch großer Gefahr er war; denn sein Gegner hatte ein tapferes Heer, das ihm ergeben war auf Leben und Tod, dagegen seine noch übrigen Länder abzufallen drohten, sobald jener hinüberkäme. In dieser Not sann er auf List. Er beschloß nämlich, den König Peter zum Zweikampf zu fordern, sei es nun zu zwei gegen zwei, oder zu hundert gegen hundert. Deshalb wählte er zwei angesehene Männer und schickte sie nach Messina zu dem König, die sollten aber nicht anders, als vor dem ganzen Hofe und allen Großen ihre Botschaft vorbringen. Diese gingen hin und thaten, wie ihnen befohlen. Als nun Peters ganzer Hof versammelt war, sprachen sie im Angesicht aller Großen: „König von Aragonien, uns schickt der König Karl, und läßt Euch sagen, daß Ihr ehrlos und treulos seid, weil Ihr in sein Land einfielet, ohne zuvor den Krieg zu kündigen.“ Zornig erwiderte König Peter: „Saget Eurem Herrn, daß heute noch unsere Gesandten ihm ins Angesicht antworten werden, was ihm gebührt.“ Und sogleich schickte er zwei Ritter ab, die gingen unverzüglich zu König Karl, und ohne ihn zu grüßen, fragten sie zuerst, ob er den Gesandten aufgetragen habe, zu sagen, was diese zu ihrem Herrn öffentlich gesprochen. „Allerdings“, erwiderte Karl, „und ich wiederhole die Worte vor euch.“ Da erhoben sich die Gesandten und sprachen: „Im Namen unsers Herrn, des Königs von Aragonien, erklären wir Euch, daß Euer Mund lügt, und daß nicht er gegen Ehre und Treue gehandelt hat, sondern Ihr, weil Ihr dem König Manfried sein Land entrissen habt und den König Konrad hingerichtet. Sofern Ihr dieses nicht zugestehet, wird er Euch Rede stehen Mann gegen Mann. Und er läßt Euch die Wahl der Waffen, weil Ihr älter seid. So Euch das nicht genehm ist, so ist er bereit, daß zehn gegen zehn, oder fünfzig gegen fünfzig, oder hundert gegen hundert kämpfen.“ Als der König Karl dieses hörte, war er froh; denn das hatte er gewünscht. Und er erwiderte: „Meine Gesandten werden mit euch gehen, und wenn das, was ihr sprachet, eures Herrn ernstlicher Wille ist, so schwöre er und gebe ein Pfand, dann will ich ein Gleiches thun, und hernach wollen wir das übrige ausmachen.“ Hierauf gingen die Gesandten mit den andern zu dem König von Aragonien und richteten ihres Herrn Auftrag aus. Da ergriff der König ein Paar Handschuhe und warf sie ihnen hin vor aller Augen. Karls Gesandte hoben sie auf und sprachen: „So schwöret, daß Ihr bei Euren Worten beharren werdet!“ Das that der König. Darauf gingen seine Gesandten wieder zu König Karl, und derselbe that ein Gleiches. Der König Karl war sehr froh darüber, daß es nach seinem Wunsche gegangen war; denn nun war er sicher, daß die ruhig blieben, die sich wider ihn erheben wollten, weil sie auf Peters Hilfe nicht bauen konnten, bevor der Kampf geschehen war. Der König Peter aber hatte nicht klug gehandelt, wie er denn jung und rasch war und nicht gelassen, wie Karl.

Hierauf machten sie weiter miteinander aus, daß hundert Ritter gegen hundert kämpften, und schwuren, daß keiner eine größere Anzahl

Digitized by Google

mitbrächte, noch irgend andere Kriegsmacht; zum Ort des Kampfes wählten sie die Stadt Bordeaux, die dem König von England zugehörte und ihnen beiden nahe war, und den König Eduard I. von England zum Kampfrichter, denn er war ein gerechter König und ein guter Christ. Darauf setzten sie den Tag fest, an dem der Kampf statthaben sollte; als aber der König Karl einen Waffenstillstand haben wollte bis zu ausgemachter Sache, da sagte König Peter, „nein, darein willige er nicht, sondern er werde nächstens in Kalabrien sein.“ Da verließ jener eilig sein Land und ging zum Papst und zum König von Frankreich, der sein Neffe war, und bat sie um Hilfe. Der Papst nun unterstützte ihn mit Geld und sprach den Bann über Peter und ließ das Kreuz wider ihn predigen. Der König von Frankreich aber, Philipp (III.) der Kühne, war durch einen Schwur mit dem König Peter verbunden, daß sie einander beistehen wollten wider jedermann. Da entband ihn der Papst seines Eides, weil er die Macht habe, zu lösen und zu binden, und was er löse auf Erden, das sei auch im Himmel gelöst vor Gottes Augen. Jetzt versprach der König Philipp, er wolle mit einem großen Heere zu Bordeaux erscheinen, so daß der König von Aragonien entweder nicht wagen solle, sich einzufinden, oder verloren wäre, dafern er es dennoch sich erkühne. Sie meinten, so handle Karl nicht wider seinen Schwur, wenn er selbst nur hundert Ritter mitbringe. Darauf wählte dieser seine hundert Mitkämpfer aus Frankreich und der Provence. Der König Peter aber begab sich nach Aragonien und sendete Briefe an die Ritter, welche er ausgewählt hatte, und beschied sie auf einen bestimmten Tag nach Jaka; er bestellte aber, ohne daß es jemand wußte, ihrer hundertundfünfzig dahin, um aus ihnen dort noch einmal die tüchtigsten zu erlesen.

Als die beiden Könige alles miteinander festgesetzt hatten, schickten sie Gesandte an den König von England und baten ihn, er möge Kampfrichter sein und gestatten, daß der Kampf zu Bordeaux stattfände. Eduard willigte ein und versprach, in Person sich einzufinden. Als nun der Tag herannahete, schickte Peter einen edlen und verständigen Ritter, Don Gilabert de Cruyelles, nach Bordeaux, um bei König Eduard anzufragen, ob er ihm für die Sicherheit des Kampfplatzes stehen könne, und dafür, daß kein feindliches Heer dort lagere. Aber der Botschafter traf den König nicht daselbst, und Eduards Seneschall, der ein aufrichtiger Mann war und es wohl meinte mit Peter, sagte ihm offen, sein König sei deshalb nicht erschienen, weil er gehört habe, daß der König von Frankreich mit zwölftausend Reitern dahin käme, also daß er keine Sicherheit geben könne. Und er riet ihm, weg zu bleiben und nicht Ehre und Leben aufs Spiel zu setzen, denn er wisse sicher, daß der König von Frankreich ihn verderben würde und all seine Begleiter. Da nun Don Gilabert sich von des Seneschalls Treue und Freundschaft überzeugt hatte, so schickte er auf dessen Rat vier Eilboten auf verschiedenen Wegen nach Jaka und meldete dem König, was er vernommen. Dieser war sehr betrübt, als er es hörte; denn alle seine Ritter waren bereits eingetroffen, und er war jede Stunde gewärtig, mit ihnen nach Bordeaux zu gehen. Den andern Tag

Digitized by Google

kamen vier andere Boten und brachten die Nachricht, daß der König Karl mit dem König Philipp und den zwölftausend Reitern angekommen sei und sich neben dem Kampfplatz gelagert habe; alles andere sei fertig und gerüstet. Da ward der König noch besorgter; aber er beschloß, daß nichts in der Welt ihn abhalten solle, sich zur bestimmten Zeit auf dem Platze zu stellen. Und er entwarf ganz insgeheim einen Plan, indem er auf den Seneschall vertraute.

Es lebte aber damals ein reicher Kaufmann mit Namen Dominiko de la Figuera, ein braver, kluger und verschwiegener Mann, der trieb Handel mit Pferden in Navarra und Gascogne und führte oftmals deren mehr als dreißig auf einmal nach Bordeaux oder Toulouse; er kannte alle Wege und Stege in diesen Ländern und in Kastilien und ganz Aragonien und ebenso alle Leute darin, vornehme wie geringe. Diesen ließ er zu sich rufen, nahm ihn beiseite und sprach also zu ihm: „Mein lieber Dominiko, ich habe Euch stets geachtet als wackern Mann. Nun möcht' ich mit Eurer Hilfe einen Plan ausführen, und wenn er durch Gottes Beistand gelingt, so will ich Euch reichlich dafür lohnen." Da küßte Dominiko dem Könige die Füße und sprach: „Herr, befehlet nur, ich stehe zu Euren Diensten." Darauf ließ ihn der König schwören, daß er keinem Menschen mitteilen wolle, was er ihm sagen werde; dann fuhr er fort: „Nehmet siebenundzwanzig von meinen Pferden, davon lasset neun auf dem Wege von hier nach Bordeaux, je drei an eine andere Stätte bringen, neun andere ebenso auf dem Wege von da nach Navarra, und abermals neun auf dem Wege nach Kastilien. Ich bin willens, mich zu dieser Frist in Bordeaux zum Zweikampf zu stellen. Nun sollet Ihr dahin reiten als der Ritter, und ich folge Euch als Euer Knappe; Bernhard von Peratallada wird uns als Diener begleiten. Wir reiten den ganzen Tag, ohne zu rasten; nur nachts machen wir Halt, zu speisen und zu schlafen. Den andern Morgen wechseln wir die Pferde, da wo Ihr sie hingeschafft habt, und machen's wie den ersten Tag: ich halte Euch den Steigbügel und bediene Euch bei Tische, und Bernhard besorgt die Pferde. Auf der Hinreise machen wir täglich drei Tagereisen; zurück muß es noch schneller gehen und einen andern Weg. Wählet nur eine sichere Straße und vertrauet die Pferde zuverlässigen Reitern, so daß drei und drei sich ablösen und keiner von dem andern weiß. Saget ihnen, Ihr wollet die Pferde verkaufen, und schärfet ihnen ein, daß sie genau den vorgeschriebenen Weg einhalten und zusammen in einem bestimmten Wirtshaus einkehren; wir steigen dann in einem andern ab, damit sie mich nicht erkennen. Machet das alles wohl heimlich und pünktlich." — „Verlasset Euch auf meine Treue", erwiderte Dominiko; „ich werde sorgen, daß Ihr ohne alle Gefahr nach Bordeaux gelanget und wieder zurück." — „Wohl", sprach der König", so treffet Eure Anstalten." Darauf ließ er seinen Stallmeister kommen und befahl ihm, siebenundzwanzig der besten Pferde dem Dominiko zu überliefern, immer drei und drei, und schärfte ihm strenge Verschwiegenheit ein. Darauf berief der König zehn Ritter und schickte jeden Tag einen von ihnen als Kurier nach Bordeaux zu Don

Digitized by Google

Gilabert und dem Seneschall. Dies that er aus verschiedenen Gründen: erstlich um die Sicherheit des Weges zu erforschen; sodann, daß man sich gewöhne, Eilboten des Weges jagen zu sehen; und drittens, um täglich Neuigkeiten von da zu hören. Durch dieselben ließ er seine Ankunft ankündigen, und so standen dort der König Karl und König Philipp seiner gewärtig.

Als der bestimmte Tag herannahete, machten sich um Mitternacht die drei auf den Weg, der König in Dominikos Kleidung, darunter ein Wams und drüber einen grünen leinenen Kittel, auf dem Kopf eine Sturmhaube mit Visier und eine weiße Mütze darauf, in der Hand eine kurze Lanze; Bernhard, Don Gilaberts Sohn, ebenso gekleidet, hatte den Mantelsack und einen andern Sack mit sechs Broten und Getränk, daß sie bei Tage nicht einkehren durften; Dominiko aber war durchaus geharnischt und geschmückt. Er trug einen großen Hut und Handschuhe, und sein Pferd deckte eine stattliche Schabracke. So ritten sie aus Jaka unter Gottes gnädigem Schutz, ohne daß irgend ein Mensch dessen Kunde gehabt. Bei Nacht ritten sie sehr scharf, bei Tage stiegen sie nirgends ab und aßen aus der Faust zu Pferd. Als sie den Abend ins Wirtshaus kamen, bereitete der König nebst Bernhard das Mahl, während Dominiko die frischen Pferde aufsuchte und die Bestellung für den andern Morgen machte; dann, als er zurückkam, reichte ihm der König das Wasser zum Handwaschen und bediente ihn bei der Tafel, während Bernhard die Pferde fütterte. Hernach speisten sie beide an einem besondern Tisch und hielten sich schweigsam. Des anderen Morgens wechselten sie die Pferde und ritten weiter, und so machten sie es auch den folgenden Tag und kamen am Abend vor dem bestimmten Tage ganz in der Nähe von Bordeaux an, wo sie bei einem Gastfreunde Dominikos einkehrten.

Des andern Morgens in aller Frühe ritten sie auf den Kampfplatz. Alles war zum Empfang der Kämpfer bereit: rings die Sitze für die Ritter, welche die Obhut des Platzes hatten, an einem Ende ein erhöhter Ehrenplatz für den Kampfrichter. Ihr Wirt ging sogleich zu Don Gilabert, der in der Nähe wohnte, und sagte ihm, Dominiko de la Figuera und ein Ritter des Königs von Aragonien seien da und ersuchten ihn, er möge alsbald zu ihnen kommen. Gilabert, der bedachte, daß es gerade der anberaumte Tag war, versah sich seltener Dinge; denn er kannte des Königs hohen Mut und edle Gesinnung. Er stieg gleich zu Pferde und kam. Als er den König sah, erkannte er ihn, doch ließ er nichts merken vor den andern. Der König nahm ihn beiseite, und als sie allein waren, sprach Gilabert: „O mein Herr, warum habt Ihr Euch in so große Gefahr begeben?“ — „Gilabert“, erwiderte der König, „Ihr habt mir selbst geschrieben, daß ich mich auf den Seneschall verlassen kann. Gehet gleich hin und saget ihm, ein Ritter des Königs von Aragonien wünsche ihn zu sprechen; er möge unverzüglich kommen mit einem Schreiber und sechs Rittern seines Gefolges.“ Der Ritter ging hin und richtete den Auftrag aus. Der Seneschall meldete es erst dem König Philipp, dann kam er mit dem geschicktesten Schreiber seines Gerichts und den sechs edelsten

Digitized by Google

Rittern seines Gefolges. Als er auf dem Platze ankam, ging ihm der König entgegen und grüßte ihn im Namen des Königs von Aragonien, und der Seneschall erwiderte höflich den Gruß. „Seneschall", begann darauf der König, „ich bin hier im Namen und im Auftrag meines Herrn — denn heute ist der zum Zweikampf bestimmte Tag — und ich fordere Euch auf, mir zu erklären, ob Ihr stehen könnt für die Sicherheit des Platzes, im Fall der König selbst erschiene. — „Herr", erwiderte der Seneschall, „ich muß Euch gerade heraussagen, im Namen meines Königs und in meinem eigenen, daß ich dafür nicht bürgen kann; denn der König Karl und der König von Frankreich haben zwölftausend gewappnete Reisige bei sich, und niemand könnte sie hindern, den Aragonen-König samt seinem ganzen Gefolge zu verderben. Ja, wir sind auch überzeugt, daß sie es thun würden, wenn jener erschiene. Deshalb, im Namen Gottes und des Königs von England, halten wir ihn entbunden seiner Verpflichtung." — „Ich bitte den Seneschall", sprach darauf der König, „diese Erklärnng durch seinen Schreiber auffetzen zu lassen." Der Seneschall fand dieses gerecht und ließ alles aufschreiben. Als nun der Schreiber den König nach seinem Namen fragte, sprach dieser: „Seneschall, gewähret Ihr mir Sicherheit, mir und meinen Begleitern?" — „Ja, Herr, im Namen des Königs von England." — Da schlug der König seine Kappe zurück und sprach: „Kennt Ihr mich, Seneschall?" Da fuhr der betroffen zurück, denn er erkannte den König und wollte absteigen und niederknieen; aber Peter gestattete es nicht und reichte ihm die Hand, die küßte der Seneschall und sprach: „Herr, was habt Ihr gethan?" — „Ich bin gekommen", erwiderte der König, „meinen Schwur zu halten: der Schreiber zeichne auf, daß ich in Person erschienen und über den Kampfplatz geritten bin." Darauf spornte er sein Roß und sprengte über den Platz nach allen Richtungen in Gegenwart des Seneschalls und der übrigen Zeugen. Während dessen schrieb der Schreiber alles auf, was geschah, dem Könige zum Zeugnis. Und ein jeder, der zusah, wie der König über den Platz ritt, rief: „Welch ein Ritter ist das! Niemals sah ich seinesgleichen." Wie alles aufgezeichnet war, ritt der König zu der Kapelle, da wo der Sitz des Kampfrichters war, stieg ab und betete zu Gott und dankte, daß er ihm beigestanden, seinen Schwur zu erfüllen. Nun las der Schreiber vor, was er aufgezeichnet hatte, in Gegenwart des Königs, des Seneschalls und der Zeugen und bekräftigte die Urkunde. Noch dreimal fragte der König den Seneschall, ob er für seine Sicherheit stehen könne, und dreimal sagte der Seneschall: „Nein!" Auch dieses wurde aufgezeichnet. Dann ließ er zwei Abschriften der Urkunde nehmen, davon gab er eine dem Seneschall, die andere dem Gilabert. Darauf nahm er Abschied. Der Seneschall begleitete ihn noch eine Stunde Weges und riet ihm, nicht dieselbe Straße, woher sie gekommen, noch die nach Navarra einzuschlagen; daher nahmen sie ihren Weg nach Kastilien.

Nun begab sich der Seneschall mit den Zeugen zum König von Frankreich und zum König Karl und erzählte ihnen alles, was sich begeben hatte, und was der König Peter gethan und gesagt. Als dieses die

Digitized by Google

Könige hörten, bekreuzten sie sich erschreckt, und der König von Frankreich sprach: „Wir müssen uns wohl hüten und Anstalten zu unserer Sicherheit treffen. Ihr werdet sehen, daß er diese Nacht uns angreifen wird, denn er ist der kühnste Ritter, den es auf der Welt giebt.“ — Und der König Karl sprach: „Wahrlich! diese That ist die kühnste und staunenswerteste, die je ein Ritter unternommen hat, so daß man schier daran zweifeln muß.“ — „Zweifelt nicht, Herr“, fiel der Seneschall ein, „hier sind die Zeugen und die Urkunde zum Beweis.“ — „In der That!“ erwiderte der König Philipp, „welche Tapferkeit und welch ein Mut!“ Hierauf ritten sie auf den Kampfplatz und besahen die Spuren von des Rosses Hufen, welches der König daselbst getummelt hatte. Und die Sache ward ruchbar im Heere und im ganzen Lande. In der folgenden Nacht stand alles unter Waffen, die Pferde waren gesattelt und gezäumt, alle Wachtfeuer brannten, und kein Auge schlief im ganzen Heere. Des andern Morgens ritten die beiden Könige nach Toulouse zu dem Gesandten des Papstes und erzählten ihm, was sich begeben. Wie der es vernommen, bekreuzte er sich hundertmal und rief: „Fürwahr, das ist ein zweiter Alexander!“

Unterdessen ritten der König von Aragonien und Dominiko de la Figuera wohlgemut heim und machten's ebenso, wie auf der Herreise. Und als er wieder zu Hause ankam, war großer Jubel im ganzen Lande; am meisten aber freueten sich die Königin und die Prinzessin zu Saragossa; denn sie waren in großer Angst, weil niemand wußte, wo der König war, noch was aus ihm geworden. Darauf stellten sie glänzende Feste an und hielten feierliche Umzüge und priesen Gott, daß er den König so gnädig behütet hatte.

W. Lanz.

200. Das Ende Herzogs Ernst von Schwaben.

Ostern 1030 erbot sich Kaiser Konrad II. zu Ingelheim, seinem aufrührerischen Stiefsohne Ernst das schwäbische Herzogtum unter der Bedingung zurückzugeben, daß er eidlich gelobe, Werner von Kiburg als einen Reichsfeind mit seiner ganzen Macht zu verfolgen. Aber Ernst verweigerte ein solches Gelöbnis gegen einen alten, ihm in allen Fährlichkeiten treuen Freund zu leisten, und verließ, schon durch die Zumutung im höchsten Grade erbittert, mit einigen seiner Anhänger ungestüm und trotzig den Hof. Des Kaisers Nachsicht war erschöpft; die ganze Stärke seiner herrischen Natur trat an den Tag. Er entkleidete für immer Ernst des Herzogtums Schwaben, mit welchem er dessen unmündigen Bruder Hermann belehnte, sprach über ihn, als einen Feind des Vaterlandes, die Reichsacht aus und ließ nach dem übereinstimmenden Spruche der Fürsten über ihn und alle seine Genossen von den versammelten Bischöfen den Bann der Kirche verhängen, indem er zugleich alle Güter der Rebellen für das Reich einzog. Selbst die Kaiserin Gisela gab den übelberatenen Sohn auf; sie gelobte feierlich in Gegenwart der Fürsten niemals zu rächen, was ihrem Kinde widerfahren würde, niemand zu grollen, der an Ernst Hand legen sollte.

Digitized by Google

Herzog Ernst, vogelfrei wie er war, verlassen von Vater und Mutter, eilte zu Werner von Kiburg, seinem einzigen Freunde, jetzt in der äußersten Not seinem letzten Trost und seiner letzten Hoffnung. Mit ihm und einigen andern Anhängern flüchtete er zu dem Grafen Odo von der Champagne, der sich ebenfalls um seine Ansprüche auf das burgundische Erbe betrogen sah. Er hatte gehofft, Odo zum Kampfe gegen den Kaiser bewegen zu können, aber er sah sich alsbald in dieser Hoffnung getäuscht. Da kehrte er mit seinen Genossen nach Schwaben zurück; vielleicht, daß sich die Schwaben ihres angestammten Fürsten jetzt in dem tiefsten Elend erbarmten. Aber auch hierin hatte er sich betrogen. Von allen Seiten schon von den kaiserlichen Vasallen bedrängt, blieb ihm zuletzt nichts übrig, als sich in die ödesten Gegenden des Schwarzwaldes zurückzuziehen. Hier auf einer steilen Felsenburg, der Falkenstein genannt, deren Trümmer man noch jetzt unweit Schramberg sieht, setzte er sich fest, die Augen der Welt meidend, wie die Eule das Licht des Tages. Einige Monate fristete er hier durch Raub und Plünderung sein und seiner Genossen unglückliches Leben.

Indessen waren die kaiserlichen Vasallen unter Bischof Warmann von Konstanz, dem derzeitigen Verweser Schwabens für den jungen Herzog, auf die Fährte der Aufständischen gekommen. Es gelang ihnen, sich der besten Rosse derselben auf der Weide durch einen heimlichen Überfall zu bemächtigen und so ihnen die Flucht zu erschweren. Ernst sah seinen Untergang vor Augen, aber lieber wollte er tapfer sterben, als schmachvoll verderben. So gut es gehen wollte, machte er sich und die Seinigen beritten, dann brachen sie tollkühn aus der Burg hervor und warfen sich vom Schwarzwald in die nach Morgen liegende Ebene, welche man die Baar nennt. Hier trafen sie auf die Spuren eines Lagers, welches erst in der letzten Nacht verlassen. Sie sahen, die Häscher weilten nicht fern; es war eine Schar kaiserlicher Vasallen, vom Grafen Mangold geführt, die hier gelagert hatte.

Von wilder Kampflust entflammt, stürmte Ernst den Spuren der Feinde nach; aber schon zog auch Mangold ihm streitgerüstet entgegen. Schnell gerieten sie aneinander, und es entspann sich der heißeste Kampf. Hier entflammte Wut, Trotz, Vermessenheit die Herzen, dort der Ruhm und die sichere Aussicht auf reichen Lohn. Mit Löwenmut kämpfte man auf beiden Seiten. Verlust und Gewinn schwankte lange; endlich entscheidet sich der Sieg für die weit überlegene Zahl der Kaiserlichen. Aber so teuer wie möglich verkaufen Ernst und die Seinen ihr Leben im letzten verzweifelten Kampfe; mit entsetzlicher Wut führen sie noch einmal ihre Schwerter gegen die Feinde und strecken sie reihenweise nieder. Da fällt Ernst, mit ihm sein Freund Werner, mit ihm fast alle seine Genossen. Aber auch Graf Mangold und mit ihm eine große Zahl der Kaiserlichen bedeckten den Platz.

So fand der Babenberger Ernst, Giselas Sohn, am 17. August 1030 ein unglückliches Ende. Seine Leiche wurde nach Konstanz gebracht und dort nach Lösung des Bannes anfangs in der Marienkirche bestattet; später ist sie in der Familiengruft der Babenberger zu Roßstall in Franken beigesetzt worden. Graf Mangold fand sein Grab in dem Kloster Reichenau.

W. v. Giesebrecht.

Digitized by Google

201. Ausgang des burgundischen Krieges.

Als Herzog Ernst von Burgund über das Juragebirg gekommen war, fand er von seinen Leuten schon die Stadt Iferten mit Hilfe verräterischer Bürger erobert; nur im Schlosse noch trotzte eine verwegene Berner Schar seiner ganzen Macht. Und als er vor Grandson erschien, widerstand auch da die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Feste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin ferner widerständen, wollte er sie nach Einnahme des Schlosses alle henken lassen. Da entsank vielen der Mut, und dem feigen Hauptmann Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmut, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder, als ihrem Vermittler, dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhenken, mehrere hundert, andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidgenossen, 20 000 an der Zahl, gegen Grandson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten Märzes (1746) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger Sees und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festen Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf stundenlang gestritten, da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schaffhausen. „Was ist das für ein Volk?“ schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen selbst Österreich wich!“ antwortete der Herr von Stein. „Weh!“ rief der Herzog, „es haben uns schon die wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?“ Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von frischem begann. Umsonst stemmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidgenossen Wut nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Grandson die Erhenkten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf ins Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehenkt.

Digitized by Google

Tausend Streiter hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu, voller Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Wert. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen, fiel in der Eidgenossen Hand. Ein Schweizer fand auf der Landstraße einen Diamant, wie eine halbe Baumnuß groß. Den glänzenden Stein, den er, unbekannt mit dessen Wert, anfangs wieder wegwerfen wollte, verkaufte er an einen Priester um drei Franken. Der Stein lief nachher aber durch manche Hand, bis er zuletzt um zwanzigtausend Dukaten in die dreifache Krone des Papstes kam. Ein anderer Diamant, ebenfalls im Lager gefunden, ging durch Kauf und Verkauf zum Schmuck in die königliche Krone von Frankreich über. So köstlich war die eroberte Beute.

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuerter Macht über Lausanne zurück ins Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April; dann zog er den Ufern des Neuenburger Sees zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Grandson. Während der Herzog hier aufgehalten ward, brachten die Eidgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Not, schon ringsum Mauer und Turm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Mut Hadrians von Bubenberg und seiner Schweizer.

Er hielt, bis die Eidgenossen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandten aus Biel, den Städten des Elsasses, von Basel, St. Gallen und Schaffhausen. Die rückten vor. Ihnen nach auf bösem Wege, bei bösem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer Sarganser. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann nachts um 10 Uhr wieder zum Aufbruch blasen. Die ganze Stadt war hell erleuchtet; vor allen Häusern standen Tische mit Speisen für die Krieger. In finsterer Nacht bei Sturm und Regen zog alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute. Der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten sich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidgenossen. Die Eidgenossen aber waren kaum 34 000 Mann stark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit seinem Heere betend auf die Knie. Und wie sie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald schwenkte Hans von Hallwyl sein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidgenossen! Sehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonat. Nun donnerte das Geschütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht, unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte schweren Streit; doch er bestand ihn so lange, bis Kaspar von Hertenstein, der große Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erschien. Dahin

Digitized by Google

hatte ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tausende fochten, Tausende fielen, Tausende flohen. Der Herzog sah alles verloren und sprengte davon auf schnellem Rosse, stumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfer See. Fünfzehntausend der Seinen lagen erschlagen vom Murtner See bis Wiflisburg; viele gingen in dem Wasser und in den Sümpfen des Ufers unter, die sich da retten wollten. Die übrigen wurden versprengt, alle feindlichen Gezelte, Kostbarkeiten und Vorräte erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben voll ungelöschten Kalks und bedeckte sie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt: den Fremdlingen ein Warnungsmal, die Eidgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Nun konnte Herzog Renatus von Lothringen triumphieren, den Karl vormals aus dem Lande getrieben. Renatus machte dem gedemütigten Feinde bittern Krieg und nahm ihm die Stadt Nancy wieder. Auch bat er, furchtbarer zu sein, um 6000 Mann Hilfe von den Schweizern; die sandten ihm 8000, mit ihnen den Hans Waldmann, den Siegeshelden von Murten. Als diese auszogen zum Heere des Renatus, erschien auch Karl der Kühne schon wieder in neuer Macht und bestürmte Nancy mit großer Gewalt. Darum eilte Renatus mit seinen Kriegsvölkern und den Schweizern, die hartbedrängte Stadt zu retten. Bei Nancy entbrannte alsbald die Schlacht am 5. Jänner 1477. Aber Karls Kriegsheer war mutlos. Der Anführer seines Vortrabs, Graf Cola Campobasso, ging sogar, statt anzugreifen, verräterisch zum Renatus über. Zahlreicher war die Macht des Renatus an Kriegern und stärker durch Mut, als Karl. So ward dieser bald besiegt und, als er floh und mit seinem Rosse in einen leicht überfrornen Sumpf fiel, von den Verfolgenden erschlagen. Fünfhundert seiner Edlen und Ritter lagen um ihn, Tausende seiner Krieger bedeckten mit ihren Leichen das Wahlfeld. So starb der furchtbare Feind der Eidgenossen.

H. Zschokke.

202. Der Tod Friedrichs des Weisen von Sachsen.

In merkwürdigem Gegensatz zu der ungestümen Kampfeswut und dem lauten Getümmel, mit welchem im Jahre 1525 der Bauernkrieg fast ganz Deutschland erfüllte, stand das stille Zimmer zu Lochau, wo Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, gefaßt in seinen peinlichen Schmerzen, den Tod erwartete. „Ihr thut recht", sagte er zu seinem Prediger und Sekretär Spalatin, der sich nach langem Bedenken das Herz gefaßt hatte, sich bei ihm melden zu lassen, — „Ihr thut recht, daß Ihr zu mir kommt; denn Kranke soll man besuchen!" ließ den niedrigen Sessel, auf welchem er saß, an den Tisch rollen und sprach noch einmal mit ihm von den Dingen der Welt, von dem Bauernaufruhr, vom Doktor Luther und von seinem Heimgange. — Er war seinen armen Leuten immer ein milder Fürst gewesen; auch jetzt ermahnte er seinen Bruder, vorsichtig und

Digitized by Google

nachgiebig zu Werke zu gehen. Vor der Gefahr, daß die Bauern Herren werden möchten, erschrak er nicht, so ernstlich er sie sich auch vorstellte: denn sei es Gottes Wille, so werde es doch geschehen. Diese Überzeugung, die ihn stets geleitet und aufrecht erhalten hatte, machte sich bei ihm mit doppelter Zuversicht in seinen letzten Augenblicken geltend. Er hatte in seiner Todesstunde keinen Blutsverwandten um sich, niemanden als seine Diener. Bis hierher war der Haß nicht gedrungen, der sonst in jener Zeit allenthalben Herrschende und Dienende entzweite. „Liebe Kindlein", sagte der Fürst, „habe ich einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes willen zu vergeben; wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Dann war von Gott die Rede, von dem „frommen Gott", der die Sterbenden tröstet. Zum letztenmale strengte Friedrich das ersterbende Licht seiner Augen an, um eine Tröstung seines Spalatin zu lesen; dann empfing er von einem Geistlichen, den er liebte, das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt. So starb Friedrich der Weise am 5. Mai 1525. „Er war ein Kind des Friedens", — sagte sein Arzt, — friedlich ist er verschieden."

L. v. Ranke.

203. Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg.

Das schöne Verhältnis zwischen Fürsten und Unterthanen war gleichsam erblich in dem briegischen Fürstenhause. Es ruhete der Segen Gottes auf ihm und ging von Georg II. auf seinen Sohn Joachim Friedrich und auf seinen Enkel Johann Christian über. Dieser vermählte sich mit der Tochter des Kürfürsten Johann Georg von Brandenburg, Dorothee Sibylle, einer Fürstin, welche es verdient, allen Frauen vom Throne bis zur Hütte als Muster einer Fürstin, Gattin und Mutter vorgestellt zu werden. Ihr Gemahl lud den Rat der Stadt Brieg ein zur gemeinsamen Heimführung der Herzogin und zum Gastmahle auf dem Schlosse in Brieg, und berief sich dabei auf die alte Sitte des fürstlichen Hauses, die Unterthanen an den Freuden der landesfürstlichen Obrigkeit teilnehmen zu lassen. Die Stadt ließ der jungen Fürstin am ersten Januar 1611 durch die Frauen des Rats, von denen sie am Thore empfangen wurde, einen Mantel von Goldstoff mit eingewirkten silbernen Rosen, mit Hermelin gefüttert und mit Zobeln verbrämt, einen Pelzhut mit echten Perlen benähet, einen Muff von feinem Marder, einen Fußsack von Sammet mit moskowitischem Wolf gefüttert und einen künstlich gegossenen und gravierten zinnernen Fußwärmer überreichen. Die Fürstin stieg aus dem Wagen und legte die Kleidungsstücke sogleich an. Am folgenden Tage fand sie auf ihrem Tische ein mit Goldblech beschlagenes Gebetbuch und einen Brief Stecknadeln, in welchem 200 Goldgulden, alle vom Gepräge ihres Vaters, lagen. Dagegen besuchte die Herzogin in den nächsten Tagen die Frauen der Ratmänner der Reihe nach und lud sie und die Frauen der fürstlichen Räte, der Geistlichen und Lehrer der Schulen zu einem Weinsüpplein und zu einem Marzipan ein. Obgleich reformiert, besuchte

Digitized by Google

sie doch die lutherische Kirche in den ihr von der Stadt verehrten Kleidungsstücken, setzte sich neben die Frau des Bürgermeisters und nötigte diese, ihre Füße mit in den Fußsack zu stecken, den sie von der Bürgerschaft erhalten hatte.

Wer kann ohne Rührung lesen, wie die Kinder der Stadtschule beschlossen, den Namenstag der Herzogin (Dorothea 6. Februar) 1613 zu feiern, was die Fürstin, als sie es erfuhr, wegen anderweitiger Verhinderung auf den Sibyllentag (10. Sept.) verschob; da wollte sie mit ihnen freudig sein und des jungen Herrleins (ihres Prinzen Georg, geb. 4. Sept. 1611) zweiten Geburtstag mitfeiern, auch die Schreibe- und Rechenbücher sehen. Nun waren die Kinder eifrig, daß die Eltern ihnen mußten schöne Schreibebücher mit goldenem oder scheckigem Papier vom Buchbinder kaufen. Was sie aus dem Katechismus, den Evangelien und an Gesängen am Sonnabend gelernt haben sollten, wußten sie schon am Mittwoch auswendig. Die Klügeren halfen den Schwächeren ein und sagten's ihnen vor, bis auch diese es wußten. Kein Lärm und Schelmspossen, wie sonst gewöhnlich, wurde unter ihnen gehört. Endlich erscheint der langersehnte Tag. Die Herzogin hat alles festlich im Schloßgarten einrichten lassen. Die Stadt bleibt nicht zurück, und ein Ausschuß der Bürgerschaft mit dem Rektor des Gymnasiums ordnet für sie alles an. Im feierlichen Zuge, unter dem lauten Schalle von Drommeten, Zinken, Kesselpauken und anderen Instrumenten (denn die Stadtpfeifer von Ohlau und Strehlen waren besonders dazu verschrieben) gingen die Kinder, Mädchen und Knaben, spanisch und welsch und alle neu gekleidet, ein Knabe voran mit der Prangefahne, auf welcher zwei Herzen und das brandenburgische und briegische Wappen mit dem der Stadt zu sehen waren; dann folgte das schön geschmückte Töchterchen des Bürgermeisters mit einem vom Rektor verfertigten Gedichte auf einem seidenen Kissen; hierauf kamen die, welche bei der Prüfung das Ehrenkränzchen des Fleißes erhalten hatten, mit den Geschenken, welche die Stadt der Herzogin verehrte. Diese bestanden in einem köstlichen Pelze von Kleinwerk und blauem Fuchs, Sommer- und Winterschuhen und einer schweren goldenen Kette, ferner in einer kleinen Karosse, einem Wiegenpferde, einem ausgestopften Hans, dem herzoglichen Hofnarren ganz ähnlich, und köstlichen Kleidungsstücken für den Prinzen Georg. Das Hofgesinde stand als Schäfer und Gärtner ausgeputzt unfern vom Schlosse; fast die ganze Landschaft, die Geistlichkeit und Schullehrer, die Ratmänner und deren Frauen — auch der Hofnarr fehlte nicht — waren vor dem Schlosse um den Herzog und die Herzogin versammelt, welche ihren Prinzen auf dem Arme hatte. Die Musik des Hofes spielte, als der Zug ankam; die Fürstin hörte die Rede des Knaben, der die Prangefahne trug, nahm die Geschenke freundlich dankend an und war so gerührt, daß sie weinend zum brandenburgischen Rate von Puttlitz, der zufällig in Geschäften wegen der ihr schuldigen Ausstattung anwesend war, sagte: „Mein lieber Herr Puttlitz, da schauet und erzählet, wie man mich hier unverdienterweise ehret und liebt; sagt, daß ich und mein Gemahl auch ohne euer Geld nicht verderben würde." Der kleine Prinz mußte

Digitized by Google

die ihm geschenkten Kleider anthun, während die Fürstin die Bücher der Kinder durchsah und diese nach dem Grunde des christlichen Glaubens und andern Dingen fragte, worauf sie immer gute Antworten erhielt und sich darüber sehr freute. Ein kleines Kind antwortete ihr auf die Frage, wie sie (die Herzogin) heiße: „Liebe Dorel.“ Der Berichterstatter, dem wir dies nacherzählen, ein Bürger der Stadt, seines Handwerks ein Rotgerber, bat die Fürstin deshalb um Verzeihung und fügte hinzu, es sei wahr, daß sie im ganzen Lande insgemein die liebe Dorel genannt werde. Die Herzogin erwiderte, indem sie ihre Hände faltete und gen Himmel blickte: „Gott sei gelobet für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln.“ Der Herzog umarmte sie und sagte: „Ich will dich fortan nicht anders als liebe Dorel nennen.“ Nun kam der Prinz in den neuen Kleidern. Die Fürstin setzte ihn in die kleine Karosse und rief den Kindern zu: „Ziehet mir den jungen Schalk im Garten herum, ich will euch stoßen helfen und Gott bitten, so mein Görgel zu Jahren kommt und euer Herr wird, daß er ihm Gnade schenke, euch wieder zu ziehen aus Not und Kummer, wie es einem rechten Landesfürsten ziemt.“ Alle Umstehenden sagten: „Amen!“ So fuhren nun die Kinder den Prinzen lustig im Garten herum, und die Herzogin stieß nach und nahm immer den lebhaftesten Anteil an dem allgemeinen Vergnügen. Hierauf wurde gegessen, und dann vergnügten sich die Knaben mit Bolzenschießen, die Mädchen mit einem Wurfspiele, wozu die Herzogin nützliche Bücher als Preise ausgesetzt hatte. Der Prälat Scholastikus des Kreuzstifts in Breslau schenkte, als briegischer Landsasse, dem Prinzen ein Zwergrößlein von der Größe eines Fleischerhundes; da zappelte der kleine Görge freudig, bis ihn die Frau Mutter selbst aufsetzte und ihn hielt, als er im Garten umherritt. Auch getanzt wurde nun. Der Herzog und die Herzogin begannen, und selbst der Pastor sprach: „Ein Tänzchen in Ehren thut Gott nicht wehren!“ und folgte nach. Als sich der anwesende Ausschuß der Bürger ehrfurchtsvoll scheuete teilzunehmen, rief die Fürstin: „Zum Reigen! zum Reigen!“ und tanzte selbst mit dem Berichterstatter, dem Rotgerber Girth, dem die Füße ob der unverdienten Ehre zitterten, und der fast närrisch vor Freude wurde, als ihm die Fürstin dann ihre Hand zum Küssen reichte.

Der Abend kam, es wurde kühl. Auf Anraten der Mutter Grete, einer sehr gebildeten und merkwürdigen Frau, welche der Herzogin Amme gewesen war und gewissermaßen als Haushofmeisterin angesehen wurde, wickelte sich die Fürstin in den Pelz, den ihr die Stadt geschenkt hatte, und sagte: „Recht so, Mutter, der Fuchskoller soll mich doppelt wärmen, denn er ist mit der Stadt Liebe gefüttert.“ Sie freute sich, wie in Berlin der schöne Pelz und die übrigen Kleider viel Gaffen und Neids machen würden.

Im folgenden Jahre, sehr schwach von schwerer Krankheit, hielt sie doch des wackern Rotgerbers Töchterchen unter herzlichem Gebet selbst zur Taufe. Sie glaubte ihrem Ende nahe zu sein und bat den ehrlichen

Digitized by Google

Mann, wenn auch ihr Gemahl vor des Görgels Mündigkeit sterben sollte, dem Prinzen das Herz bei der Bürgerschaft zu bewahren, damit sie ihm, wenn er zu seinen Jahren käme, mit Treue und Liebe anhingen, wofür Gott sie und die Ihrigen segnen würde. Bald darauf entsteht allgemeine Besorgnis um das Leben der geliebten Fürstin. Es hieß gar, sie sei schon verschieden; da ist die ganze Stadt in Trauer, das Volk läuft aufs Schloß, hört, sie lebe noch. Alle eilen zur Kirche, schlagen an die Glocken und der Pfarrer muß ohne Vorbereitung predigen über: „Wohl dem, des Hoffnung auf dem Herrn, seinem Gott steht." Als sie hergestellt ist (1. Mai 1614), fährt sie ganz unerwartet durch die Stadt. Die Einwohner stürzen aus den Häusern, das Jauchzen aller begleitet sie, die Kinder entlaufen eilig der Schule, die Knaben steigen auf die Lindenbäume, brechen Zweige ab und zieren mit dem jungen Grün des Mai den Wagen, die Pferde; sie wollen die Fürstin selbst ziehen, was sie verwehrt, damit kein Unglück entstehe. Die Glocken ertönen feierlich, und sie dankt überall so freundlich, so herzlich, grüßt alle und wirft den ihr bekannten Frauen Küsse mit der Hand zu. Ihr Gemahl kommt überrascht vom Schlosse dazu, und der Jubel ist vollständig.

G. A. H. Stenzel.

204. Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Einer der gefeiertsten Reiterführer des 18. Jahrhunderts war der Sieger von Roßbach und Zorndorf, Friedrich Wilhelm von Seydlitz, geboren zu Kalkar im Herzogtum Kleve am 3. Februar 1721. Sein Vater, einem altadeligen, in Böhmen und Schlesien heimischen Geschlechte entstammt, stand am Rhein als Rittmeister; aber er starb, als der Sohn acht Jahre alt war. Der junge Seydlitz ward zeitig zu Behendigkeit und Mut gebildet und in seinem dreizehnten Jahre von dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt zum Edelknaben erwählt. Derselbe war ein tollkühner Reiter und liebte es, seine Pagen zu gleicher Verachtung der Gefahr zu schulen. Seydlitz lernte nicht nur die wildesten Rosse bändigen, sondern er bestieg auch zu seiner Übung Hirsche aus dem Wildgarten; man gefiel sich darin, den Wagen den fortstürmenden Pferden zu überlassen und zu rechter Zeit durch verwegenen Sprung sich zu retten; noch als General konnte Seydlitz zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle durchsprengen: ein Wagestück von unerhörter Keckheit. So ward Seydlitz ein geübter und kühner Reitersmann, aber dazu gesellte sich früh der Scharfblick des Feldherrn, der ihm einen vielbeneideten Ruhm erwarb.

Als der zwanzigjährige Seydlitz Kornett in einem pommerschen Kürassier-Regiment war, brach der erste schlesische Krieg aus. Durch die Feindseligkeit seines Obersten bekam Seydlitz den Auftrag, mit 30 Reitern ein bloßgegebenes Dorf zu besetzen; er ward überfallen, und da er keine Unterstützung erhielt, trotz tapferer Gegenwehr zum Gefangenen gemacht. Er verweilte ein Jahr lang zu Raab in Ungarn, ward dann ausgewechselt

Digitized by Google

und wegen seines wackern Benehmens Husarenrittmeister. Die Veranlassung hierzu wird gewöhnlich so berichtet: Seydlitz erklärte dem Könige, ein Reitersmann, der sein Pferd noch habe, dürfe sich nie ergeben. Als er nun in Friedrichs Gefolge zu Berlin über eine Brücke ritt, wendete sich dieser plötzlich um und sprach zu dem Kornett: Was würde Er nun thun, wenn ich Ihn hier zum Gefangenen machte? Da setzte Seydlitz rasch entschlossen mit dem Pferde über das Geländer in den Fluß und schwamm ans Ufer. Schade, daß die hübsche Geschichte nicht verbürgt ist. Auch in dem bald folgenden zweiten schlesischen Kriege bewies Seydlitz solche Tapferkeit und Umsicht, daß er schon im vierundzwanzigsten Jahre Major ward. Die nächsten Jahre des Friedens verbrachte er mit seiner Schwadron zu Trebnitz in Schlesien. Er stieg dabei von Stufe zu Stufe und gewann den Ruf eines Offiziers, der seine Reiter durch Strenge und eigenes Vorbild vortrefflich schulte.

Das Jahr 1756 kam, der Beginn des siebenjährigen Krieges; mit ihm die beste Gelegenheit, Ruhm und Auszeichnung zu erwerben. Seydlitz war Oberst. Er schlug mit bei Lowositz; in der Schlacht bei Kollin zeichnete er sich so aus, daß der König ihn zwei Tage nachher zum Generalmajor machte, was einem 36jährigen Manne bisher nie gewährt worden war. Damals drangen die Franzosen in Thüringen vor und Friedrich mußte mit seinem geschlagenen Heere sich ihnen entgegenstellen; es galt einen verwegenen, erfindungsreichen Reiterführer auszuwählen, und den erkannte des Königs scharfer Blick in Seydlitz. Er jagte auch glücklich die Franzosen von Leipzig rückwärts. Den Obergeneral Prinzen Soubise überraschte er auf dem Schlosse zu Gotha beim Mittagsmahl, nahm ihn fast gefangen und erbeutete das zahllose Geschleppe von Bedienten, Haarkräuslern, Schlafröcken, Sonnenschirmen und Perücken, womit damals die Franzosen ins Feld zogen. Dann vereinigte er sich mit dem Heere des Königs, welches bei Roßbach zwischen Saale und Unstrut lagerte, ihm gegenüber das doppelt so starke Heer der Franzosen und Reichsvölker unter Soubise und dem Prinzen von Hildburghausen. Am 5. November 1757 mittags brach das feindliche Heer auf, um die Preußen auf der linken Seite zu umgehen und ihnen so den Rückweg zu verlegen. Der König bemerkte diese Bewegungen; er ließ die Seinen rasch aufbrechen und durch eine dazwischenliegende Anhöhe, den Janushügel, gedeckt, ungesehen den Feinden entgegenziehen. An der Spitze der Preußen stand Seydlitz mit seinen Kürassieren; ihm als dem fähigsten der Generale war trotz seiner Jugend der Oberbefehl anvertraut. Er ritt weit voran, allen sichtbar, den Säbel in der Scheide, die dampfende Thonpfeife im Munde. Schon warfen die preußischen Geschütze vom Janushügel ihren feurigen Gruß in die Reihen der Feinde, schon schwenkten diese in ungeordneten Haufen links, um die Preußen zu umzingeln; da brach Seydlitz hinter den Höhen hervor. Er warf die Pfeife in die Luft, riß den Stahl heraus: „Zur Attacke!“ rief er, „zur Attacke!“ rief und trompetete es die gepanzerten Reiter entlang, welche mit furchtbarem Stoß auf die Franzosen eindrangen. Dieselben haben keine Zeit sich aufzustellen, in dicken Klumpen werden sie

Digitized by Google

aufgerollt, auf das wider Willen fechtende Reichsheer geworfen, niedergehauen. Die Preußen dringen weiter vor, überflügeln rechts und links; unaufhaltsam geht nach kurzer Gegenwehr die Flucht rückwärts. Schon nach zwei Stunden, ehe der frühe Novemberabend einbricht, ist die Schlacht entschieden. Das preußische Heer zählte 165 Tote und 376 Verwundete; die Gegner hatten 3000 Mann verloren, über 5000 Gefangene, darunter 5 Generale, dann 69 Geschütze, 22 Fahnen. Seydlitz hatte einen Schuß in den Arm erhalten, und auf dem Schlachtfelde noch ernannte ihn der König zum Generallieutenant und verlieh ihm den schwarzen Adlerorden, den höchsten Preußens; das war Seydlitz' erster herrlicher Ruhmestag, um so wertvoller, weil der Sieg nicht sowohl über Deutsche, als das übermütige Volk der Franzosen erfochten worden war.

Von seiner Wunde genesen, nahm Seydlitz wieder am Feldzuge von 1758 teil; am 25. August entschied er die Schlacht bei Zorndorf. Als das Fußvolk des linken preußischen Flügels durch die Russen geworfen war, stürzte Seydlitz plötzlich mit seiner Reiterei in die aufgelösten Scharen der Feinde und hieb sich breite Bahn durch ihre tiefen verwirrten Schlachthaufen; nachdem er hier den Tag entschieden, trieb er ebenso den linken Flügel der Russen zurück. Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken! mit diesen Worten umarmte der König den kühnen und glücklichen Reiterfeldherrn. Nicht mir, erwiderte derselbe, sondern Ihrer tapferen Reiterei! Bei Hochkirch deckte er den Rückzug der Preußen. Bei Kunersdorf aber, am 12. August 1759, erblich sein Glücksstern. Friedrich II. befahl ihm, den starkverschanzten linken Flügel der Russen und Österreicher anzugreifen. Seydlitz, welcher wußte, daß man mit Kürassieren keine Schanze stürmen könne, weigerte sich zweimal, bis der König ihm durch einen dritten Boten sagen ließ, er solle in des Teufels Namen angreifen! Seydlitz stürmte heran; aber ein furchtbares Kartätschenfeuer schmetterte Reiter und Rosse nieder, ihm selbst zerschlug eine Kugel den Degenkorb und verwundete die rechte Hand; ohnmächtig ward er vom Schlachtfelde getragen, welches bald danach die Preußen in wilder Flucht verließen.

Den nächsten Winter verbrachte Seydlitz zu Berlin, wo er sich mit einem Fräulein von Hacke vermählte. Alsbald nach der Hochzeit stellte er sich dem Könige wieder zur Verfügung; aber da seine rechte Hand noch unbrauchbar, ihm ferner durch einen bisweilen eintretenden Kinnbackenkrampf das Sprechen und Kommandieren erschwert war, so nahm zu seinem größten Mißbehagen der König Seydlitz' Dienste nicht an, und dieser blieb in Berlin zurück. Als die Russen im Oktober darauf die Hauptstadt einige Tage lang besetzten, leitete Seydlitz die Verteidigung und zog sich endlich mit der kleinen Besatzung nach Spandau. 1761 war er wieder genesen. Der König beauftragte ihn, gemeinsam mit dem Prinzen Heinrich von Preußen Sachsen zu verteidigen. Der Krieg war matt geworden, große Schlachten fielen nicht mehr vor; doch gelang es den beiden Feldherren, ihre Gegner im Schach zu halten und bei Freiberg am 29. Oktober 1762 in der letzten Schlacht des siebenjährigen Krieges zu siegen. Nach dem Hubertsburger Frieden kehrte Seydlitz in seine

Digitized by Google

friedliche Garnison Ohlau zurück. Den Krieg hat er fortan nicht mehr gesehen.

Dagegen ward Ohlau nun die hohe Schule der preußischen Reiterei. Jünglinge der ersten Familien bemühten sich um die Ehre unter Seydlitz zu dienen; nur die besten und tollkühnsten Reiter nahm er auf. Sie mußten auf ungesatteltem Pferde beim Rennen über ungebahntes Feld, im Bett des Ohlaufusses sogar, mit stets gleicher Sicherheit ihre Übungen ausführen. Der König fragte: Wie kommt es, Seydlitz, daß bei Seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen? Er entgegnete: Eure Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder vorkommen; aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet. Bei der Zusammenkunft bei Neiße 1769 sprach Joseph II. Seydlitz seine hohe Anerkennung aus und bot ihm sogar an, er möge in kaiserliche Dienste treten; doch lehnte es Seydlitz ab, so wenig der König seit dem Frieden sich ihm gnädig bewies.

Seydlitz war in seinem Wesen kurz, schweigsam und kalt; das behagte dem Könige nicht, welchen auch die seinem Generale so reichlich gespendete Bewunderung beleidigen mochte. Seydlitz kannte seinen Wert und war einer der wenigen, die es wagten, Friedrich nötigenfalls kräftig die Wahrheit zu sagen; daher dieser jeden Scherz mit dem strengen, finstern Manne mied. Einst sagte er bei einer Musterung zu Seydlitz: es scheine ihm, sein Regiment reite mit viel längeren Steigbügeln, als die übrigen. Majestät, das Regiment reitet heute noch wie bei Roßbach! entgegnete er kurz. Als die Frage lange durchgesprochen ward, ob die Reiterei ein- oder zweischneidige Klingen führen solle, sprach er: Wenn die Reiterei nur eher an den Feind kommt, als dieser sich die Klinge besehen kann, so wird sie mit Gerten in der Hand siegen. In dieser Weise sprach er zu Friedrich manches kecke Wort und war nie furchtloser und freimütiger, als wenn er für andere sprach.

Im Jahre 1772 ward Seydlitz vom Schlage gerührt; der Besuch von Karlsbad brachte ihm keine Heilung. Im Sommer 1773 besuchte ihn Friedrich II. noch und bewies ihm die alte Güte. Der kühne Reiter lag schon schwer krank und entstellt auf dem Sterbebette; am 7. November 1773 starb Seydlitz, in seinem 53. Lebensjahre, und ward auf seinem Gute Minkowsky in Oberschlesien beigesetzt; er hinterließ zwei Töchter.

Seydlitz war ein schöner, stattlicher Mann, von stolzer Haltung, besonders zu Pferde. Sein bartloses, jugendliches Gesicht mit den wohlgepflegten Locken verriet weniger als das lebendige Auge den vortrefflichen Feldherrn. Im Dienste streng, war er doch ein Feind grausamer Strafen bei den Leuten, wie räuberischer Roheit gegen die Besiegten oder das Landvolk. Die Gelegenheit, sich im Kriege zu bereichern, verschmähte er durchaus. Hitzig ward er selten; gnädige Generalsspäße, wie, daß er dem Glöckner von Ohlau den Glockenstrang, dem Bürgermeister die Zipfelmütze mit der Pistole hinwegschoß, oder daß er mit seiner ganzen Gesellschaft über den träg im Sande dahin schleichenden Wagen eines Landpfarrers hinwegsetzte, solche Späße nahm man damals minder übel

Digitized by Google

als jetzt. Im Soldatenleben ging all sein Sinnen und Thun auf; höhere Bildung mangelte ihm; auch der Segen eines beglückten Familienlebens ist ihm nicht zu teil geworden. So ist eigentlich mit dem Friedensschlusse seine schöne Zeit dahin, und nur der straffe Soldat blieb übrig. Aber seinen Feldherrnruhm bewahrt die Geschichte ungeschmälert. Friedrich der Große ehrte ihn durch eine Marmorstatue, ein Werk des Bildhauers Tassaert, welche 1782 zu Berlin neben denjenigen der Waffenbrüder aufgerichtet ward; an Rauchs berühmtem Denkmale des Königs zu Berlin ist Seydlitz einer der Helden, welche als Hauptstützen und Kampfgenossen zu Roß an den vier Ecken des Fußgestells gute Wacht halten.

W. Buchner.

205. Erzherzog Karl von Österreich.

Erzherzog Karl von Österreich, oder mit vollem Namen Johann Joseph Laurentius Karl Ludwig, geboren zu Florenz am 5. September 1771, war der dritte unter den zwölf Söhnen des Großherzogs Leopold von Toscana. Wie seine Brüder, ward er nicht am Hofe erzogen, sondern im Hause des Grafen Manfredini. Er war ein schwächlicher Knabe von auffallend stillem, verschlossenem Wesen, faßte aber die Anfangsgründe des Wissens rasch und leicht. Je mehr er heranwuchs, um so mehr machte jene Schüchternheit einer liebenswürdigen Offenheit Platz, welche mit seltener Bescheidenheit verbunden war. Im Kriegswesen machte er zeitig Studien; sie sollten ihm den Weg zu unvergänglichem Ruhme bahnen.

Durch den Tod des edeln Joseph II. sah sich plötzlich der Großherzog Leopold im Jahre 1790 auf den deutschen Kaiserthron berufen; seinem zweiten Sohne Ferdinand überließ er die Krone von Toscana; der einstige Thronerbe von Österreich war Erzherzog Franz. Nach Wien folgte dem Vater aber auch der dritte Sohn, der 19jährige Erzherzog Karl, um in die Geschäfte eingeführt zu werden.

Zu eben dieser Zeit befanden sich die österreichischen Niederlande in offenem Aufstande. Leopold erkannte sofort die von Joseph II. umgestürzte Verfassung der Niederlande an, ließ aber zugleich eine starke Heeresmacht einrücken. In dieser Bedrängnis erwählten die zu Brüssel versammelten Generalstaaten den Erzherzog Karl zum erblichen Großherzog von Belgien; der Kaiser gab eine völlige Trennung von Österreich nicht zu, ernannte aber, um seine Willfährigkeit zu erweisen, den Erzherzog zum künftigen Generalstatthalter. Im Herbst 1791 traf dieser zu Brüssel ein. Doch schon 1792 begann in nächster Nähe der Krieg zwischen Österreich und Frankreich. Am 6. November 1792 erfochten die Franzosen bei Jemappes einen entscheidenden Sieg; es war die erste Schlacht, welcher Erzherzog Karl als Generalmajor beiwohnte; sie machte auch seiner Statthalterschaft vor der Hand ein Ende; die Franzosen besetzten die Niederlande und schoben ihr Heer bis zu Erft und Roer vor.

Das Jahr 1793 begann mit günstigen Vorzeichen. Das österreichische Heer am Niederrhein befehligte Prinz Josias von Sachsen-Koburg, unter

Digitized by Google

ihm der tapfere Clerfayt; Erzherzog Karl führte die Vorhut. Das Heer erzwang bei Düren und Jülich den Übergang über die Roer, siegte am 1. März bei Albenhoven, entsetzte Maastricht, schlug am 18. März die Franzosen bei Neerwinden, dann auf dem Rückzuge bei Tirlemont und Löwen. In diesen zahlreichen Gefechten und Schlachten entwickelte der 21jährige Erzherzog Karl die größte Umsicht und Tapferkeit; von seinem kaiserlichen Bruder (Erzherzog Franz war nach dem unerwarteten Tode des Vaters 1792 deutscher Kaiser geworden) zum Feldmarschallleutnant ernannt, zog er am 5. März wieder als Generalstatthalter der Niederlande zu Brüssel ein. Durch die milde Freundlichkeit seines persönlichen Auftretens, wie durch die maßvolle und vorsichtige Weise seiner Regierung gelang es ihm, die gärenden Provinzen zur Ordnung zurückzuführen.

Der Rest des Feldzuges von 1793 verging unter Kämpfen um die Festungen der französischen Grenze; der Erzherzog erschien erst gegen das Frühjahr 1794 wieder im Felde, diesmal als Feldzeugmeister und unter dem Oberbefehl des jungen Kaisers Franz selbst. Erzherzog Karl entschied am 26. April die siegreiche Schlacht von Cateau, schlug wacker mit in der glücklichen Schlacht von Tournay am 12. Mai, dann in den hartnäckigen Kämpfen von Charleroi während des Juni. Kaiser Franz verließ das Heer und gab die Führung wieder in Koburgs Hände; dieser aber zog sich nach der unentschiedenen Schlacht von Fleurus am 26. Juni, gegen Erzherzog Karls dringende Einsprache, zurück und gab die Niederlande den vordringenden Franzosen preis. Ausgang 1794 hatten die Franzosen das ganze linke Rheinufer erobert. Mißmutig über die erlittenen Niederlagen, dabei in seiner Gesundheit angegriffen, verbrachte Erzherzog Karl das Kriegsjahr 1794 in friedlicher Muße in Wien.

Aber schon 1796 sah er sich von seinem kaiserlichen Bruder zum Generalfeldmarschall ernannt; die beiden Heere, welche den Nieder- und Oberrhein deckten, waren seinem Befehle untergeben. Gekräftigt durch die Schule des Sieges wie des Mißgeschicks, erhielt er so in seinem 25. Jahre eine Stellung, welche in seine Hand das Los des ganzen deutschen Vaterlandes legte. Die französische Republik beschloß einen gewaltigen Gesamtangriff gegen das hartnäckig widerstehende Österreich. Drei Heere rückten im Frühjahr 1796 gegen Wien vor; die italienische Armee unter dem General Napoleon Bonaparte brach in die Lombardei ein; die Maas-Sambre-Armee unter Jourdan drang vom Niederrhein gegen Lahn und Main, die Rheinarmee unter Moreau über den Oberrhein und den Schwarzwald gegen die Donau vor; so sollten drei Heersäulen, davon zwei in Deutschland, gleichzeitig auf Wien losgehen und den Frieden erzwingen. Daß dieser kühne Entwurf trotz der überlegenen Kräfte des Feindes nicht gelang, war das Verdienst des 25jährigen Erzherzogs Karl. Kein feuriger Held voll brausender Kraft und Leidenschaft, kein schöpferisches Genie, aber ein wohlgeschulter Meister der Kriegskunst, ruhig berechnend und sicher ausführend, so fegte er die Feinde vom deutschen Boden weg. In einer fast ununterbrochenen Reihe von Siegen an Donau, Main und Rhein,

Digitized by Google

bei Ingolstadt, Amberg, Würzburg, Limburg, Emmendingen und Schliengen, hatte er die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst.

Dagegen hatte sich unterdes das Kriegsglück in Oberitalien desto verhängnisvoller gewendet. Mit raschen Schlägen überwand der jugendliche Bonaparte die ergrauten österreichischen Heerführer und gewann nach langer Belagerung das feste Mantua. Jetzt sollte der Retter von Deutschland in Italien helfen und mit einem erschöpften, entmutigten Heere dem Sieger von Arcole und Rivoli den Weg nach Wien verschließen.

Bonaparte durfte wohl sagen: Bisher habe ich Heere ohne Feldherren besiegt; nun gehe ich, einen Feldherrn ohne Heer zu besiegen. So tapfer der Erzherzog sich bewies, gegenüber den überlegenen Scharen der Franzosen, der siegestrunkenen Kühnheit eines Massena und Bonaparte konnte er nur auf einen möglichst ehrenvollen Rückzug bedacht sein. An jeder Klause widerstehend, stets aufs neue umgangen, sah er sich im März 1797 durch die beschneiten Alpenthäler von Kärnten und Steiermark rückwärts gedrängt bis Leoben, wenige Märsche von Wien. Hier bot Bonaparte dem überwundenen Gegner einen Waffenstillstand, da weiteres Vorrücken in ein aufständisches Gebirgsland ihm zu gewagt erschien; am 18. April 1797 ward der vorläufige Frieden von Leoben abgeschlossen, dem ein halbes Jahr später der unglückliche Frieden von Campoformio folgte.

Das Friedensjahr 1798 verbrachte Erzherzog Karl zu Prag als Statthalter des Königreichs Böhmen; Bonaparte machte unterdes seinen abenteuerlichen Kriegszug nach Ägypten. Die Abwesenheit des gefährlichsten Gegners benutzten Österreich, England und Rußland zur Wiederaufnahme des Kampfes, der im Frühjahr 1799 aufs neue begann. Am Bodensee sah sich Erzherzog Karl seinem alten Gegner Jourdan gegenüber; er besiegte denselben am 21. März bei Osterach, am 25. März bei Stockach, so daß sich Jourdan schon nach einem Feldzuge von vier Wochen über den Rhein zurückzuziehn gezwungen fand. Nun wandte sich der Erzherzog nach der Schweiz gegen Massena. Zwei Sommermonate standen die Heere unthätig einander gegenüber; der Erzherzog erwartete das Eintreffen des russischen Hilfsheeres unter Korsakow; doch als dieser kam, erhielt zugleich der Erzherzog gemessenen Befehl, an die Rheingrenze zu rücken. Er gehorchte widerwillig und jagte die Feinde über den Rhein; gleichzeitig aber ward der übermütige Korsakow bei Zürich vollständig geschlagen; die Schweiz war verloren und die russische Hilfe dazu; Kaiser Paul I. befahl den Rückzug seiner Heere. In seiner Gesundheit tief erschüttert und auch sonst vielfach gehemmt, legte der Erzherzog den Oberbefehl nieder. In derselben Zeit, als Napoleon, aus Ägypten zurückkehrend, das Pariser Direktorium stürzte und sich an die Spitze des französischen Staates stellte, schied der Einzige, welcher ihm entgegentreten konnte, schied Erzherzog Karl am 17. März 1800 vom österreichischen Heere. Mit Thränen sahen die Streiter einen Feldherrn ziehen, der eben so tapfer und ausdauernd, als edel und menschlich war.

Digitized by Google

Im Mai 1800 überschritt Bonaparte die Alpen und gewann durch den Sieg von Marengo das bereits verlorene Oberitalien wieder; Moreau drang tief in Süddeutschland vor und besiegte den Erzherzog Johann bei Hohenlinden; in furchtbarer Zerrüttung stand das kaiserliche Heer an der Traun. Jetzt rief man den Retter, Erzherzog Karl. Es war zu spät. Er konnte nur den Waffenstillstand von Steier erwirken und zum schleunigen Abschluß des Friedens raten. Der Frieden von Luneville, am 9. Februar 1801, erklärte den Rhein zur Grenze des deutschen Reiches.

Nachdem im Herbst 1805 Österreich noch einmal mit neuem Mut, aber auch mit neuem Unglück den gewaltigen Kampf begonnen, ward am 10. Februar 1806 Erzherzog Karl zum Generalissimus ernannt und wiederum mit der Oberleitung der gesamten österreichischen Kriegsmacht beauftragt. Abermals übernahm er die schwierige Aufgabe mit rastloser Thätigkeit. Das Fußvolk ward beweglicher gebildet, die Handgriffe vereinfacht, das Scheibenschießen und der Geschwindschritt eingeführt, zur Verteidigung des vaterländischen Bodens eine Landwehr gebildet, zu welcher das Volk mit begeisterter Bereitwilligkeit herbeieilte; so ward wenigstens im Heerwesen ein Teil jener glücklichen Änderungen hergestellt, durch welche der in der Schlacht bei Jena zertrümmerte preußische Staat seine Verjüngung erstrebte. Um zur Bildung tüchtiger Offiziere beizutragen, griff der Generalissimus selbst zur Feder und gab seine Grundsätze der höheren Kriegskunst und die Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde heraus: Werke, worin er mit klarem Blick die Selbstthätigkeit und Beweglichkeit des französischen Soldaten als Ursache der Siege Napoleons darlegt und für das österreichische Heer ein gleiches verlangt. Napoleon schien durch den Krieg in Spanien (1808) völlig in Anspruch genommen: überall in Deutschland regte sich der tiefste Groll gegen die Fremdherrschaft; die Gelegenheit schien da zur Erneuerung des Kampfes.

Die Lage des Staatshaushaltes war freilich trostlos; der Oberfeldherr selbst und seine Umgebung, der mangelhaften Rüstung wohl kundig, betrachteten von vorn herein den Kampf als ein gefahrvolles Wagnis; die schwunghaften Aufrufe an die deutschen Völker zündeten nicht; der verspätete Beginn der Feindseligkeiten gestattete Napoleon, mit der ihm eigenen raschen Kraft des Gliederns seine Heere auf den Kampfplatz zu werfen. Erzherzog Karl dagegen, schon früher mehrfach bedenklich erkrankt, war gerade in den entscheidenden Apriltagen des Jahres 1800 durch heftige Anfälle der Fallsucht völlig unzugänglich und gelähmt. Am 16. April erzwang er bei Landshut den Übergang über die Isar; nur zögernd ging er vor. Napoleon dagegen flog in fünf Tagen von Paris herbei; mit Blitzesschnelle schob er sein Heer in die Mitte der feindlichen Aufstellung, warf sich dann mit übermächtiger Kraft auf den rechten Flügel der Österreicher und schlug ihn in den blutigen Gefechten von Thann, Abensberg, Eckmühl, 19.—22. April. Hart bedrängt zog sich der Erzherzog am 23. April über Regensburg auf das linke Donauufer zurück, um in Eilmärschen durch Böhmen Wien zu erreichen. Der Krieg wälzte sich aufs neue ins Herz des Kaiserreiches. Am 13. Mai zog bereits Napoleon

Digitized by Google

zum zweitenmale in der eroberten Hauptstadt ein, ehe der Erzherzog sie erreichen konnte.

Er stand Wien gegenüber auf dem linken Ufer der Donau, auf dem schlachtenberühmten Marchfeld; um seinen Sieg zu vollenden, mußte Napoleon die Donau überschreiten. Eine Meile unterhalb Wien liegt im Strome eine große bewaldete Insel, die Lobau, ein natürlicher Waffenplatz, welchen der Kaiser zunächst durch drei Brücken mit dem rechten Ufer verband; am 20. Mai gingen die Franzosen auf die Lobau und von da über die Brücken des schmalen linken Donauarmes auf das jenseitige Ufer; ihr rechter Flügel besetzte Eßling, der linke Aspern; zwei unfern des Stroms gelegene Dörfer. Der Erzherzog hinderte den Übergang des Feindes nicht; er wollte ihn, ehe dieser seine gesamte Macht überführen und entwickeln gekonnt, mit gewaltiger Kraft überfallen, in die Donau drängen und so mit einem kühnen Streiche Wien und Österreich befreien.

Am ersten Pfingsttage, den 21. Mai, beleuchtete die unbewölkte Frühlingssonne die beiden zum Vernichtungskampfe bereiten Heere. Es läutete Mittag, als der Erzherzog mit 75000 Streitern und 288 Geschützen, in fünf gewaltige Heersäulen geordnet, die Feinde angriff. Einen ganzen Tag lang wütete furchtbares Würgen um Aspern und Eßling, um Kirche und Kirchhof; jedes Bauernhaus eine verzweifelt verteidigte Schanze: so rangen in tausendfältigem Zweikampf die ergrimmten Heere. Die beiden Dörfer lodern in Flammen auf; zehnmal wird Aspern erstürmt und verloren; am Abend behaupten die Österreicher den blutgetränkten Kirchhof, die Franzosen Eßling. Im Morgengrauen des 22. Mai entbrennt der Kampf mit doppelter Wut. Napoleon, in dessen Rücken der Erzherzog durch hinabtreibende brennende Schiffmühlen und mit Steinblöcken beladene Fahrzeuge die Brücken zerrissen hatte, wirft seine schwersten Reitermassen gegen den Feind und sucht mit furchtbarem Angriff die Mitte der österreichischen Schlachtordnung zu durchbrechen. Schon wanken einige Regimenter; da erscheint der Erzherzog selbst, führt neue Scharen in den Kampf, feuert an durch Zuspruch und Vorbild; eine Fahne hoch erhoben in der Hand, schreitet er den Seinen voran; mit neugeschlossenen Scharen dringen die Österreicher vor und erstürmen Aspern abermals. Napoleon hat seine erste Schlacht verloren; mehrere seiner besten Feldherren, seiner liebsten Freunde, sind gefallen, verwundet, gefangen. Tief erschöpft von der furchtbaren Anstrengung, gebeugt durch das Mißlingen und die schweren Verluste, giebt der Kaiser am Abend auch Eßlingen auf, zieht in der Nacht sein Heer auf die Lobau zurück; er selbst fährt düster und schweigsam auf einem Kahn hinüber nach dem rechten Ufer. Grimmig spricht er zu Berthier: „Es ist doch wahrhaftig nichts Merkwürdiges, daß man einmal eine Schlacht verliert, nachdem man vierzig gewonnen hat!“ Und als ihm später Mürat Vorwürfe machte, daß er Österreich nicht vernichtet habe, erwiderte er zornig: „Sie urteilen wie ein Blinder von der Farbe; Sie haben die Österreicher bei Aspern nicht gesehen; also haben Sie gar nichts gesehen!“

Digitized by Google

Furchtbar waren die Menschenopfer, bleischwer die Ermattung auf beiden Seiten; auch unterließ der Erzherzog trotz der gewonnenen Schlacht den Übergang auf das andere Donauufer. Aber gewaltig war die erhebende Wirkung dieses ersten Sieges über den bisher Unbesiegten; zum erstenmale wagte jedes wackere deutsche Herz auf den Tag der Erlösung zu hoffen, und wohl durfte Th. Körner singen:

Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann.
Nein, Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann!
Und so lange deutsche Ströme sausen,
Und so lange deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang!

Sechs Wochen lang standen die beiden Feldherren einander gegenüber, beide eifrig bemüht, ihre Heere zu verstärken; Erzherzog Karl zog seine Stellung etwas zurück und nahm sein Hauptquartier in Deutsch-Wagram. Varnhagen von Ense, welcher damals, wie so viele Norddeutsche als Freiwilliger sich dem österreichischen Heere angeschlossen hatte, entwirft folgende Schilderung von unserem Helden: Schon am ersten Vormittag konnte ich vor seinem Fenster ihm zuhören, wie er eine Stunde der Muße damit verbrachte, auf dem Fortepiano zu phantasieren, worin er eine meisterhafte Geschicklichkeit hatte. Nicht lange darauf trat er heraus, stieg zu Pferde und ritt in das Lager hinaus, kehrte zurück und machte dann einen Gang zu Fuß. Sein Anblick war vorteilhaft und erfreuend. Er sah aus, wie ein tapferer, biederer und menschenfreundlicher Mann, der sogleich Zutrauen erweckte, aber auch Scheu und Ehrfurcht gebot, denn aus dem Feldherrnblicke leuchtete die Macht und Gewohnheit des Gebietens hervor, wie aus den freundlichen Mienen Ernst und Hoheit. Seine kleine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt genug; vielleicht durfte man aus ihr aber auch die feinnervige Beschaffenheit erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit allen seinen Anstrengungen und Rauhigkeiten hatte eine sanfte Anmut aus diesen Gliedern nicht verdrängen können. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die völlige Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die gänzliche Abwesenheit alles Gemachten und Gespannten; aus der Lässigkeit mancher seiner Bewegungen würde man zuweilen auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines heldischen Auges jeden solchen Gedanken niedergeblitzt. Sein unerschrockener Mut, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verleugnung gegeben, seine menschenfreundliche Sorgfalt, sein gerechter und standhafter Sinn, sowie das Andenken seiner früheren Thaten und Siege, hatte ihm die höchste Liebe des Heeres erworben, die Offiziere hingen ihm eifrig an, die Gemeinen waren ihm unbedingt ergeben, vorzüglich die böhmischen Soldaten, denen er als Generalkapitän ihres Landes noch insbesondere angehörte. Wo er

Digitized by Google

sich zeigte, schallte ihm jauchzender Leberuf entgegen, der auf den Vorposten leicht seine Anwesenheit verriet, aber nicht untersagt werden konnte."

In der Nacht des 4. Juli, unter dem Schutze eines heftigen Sturmwetters, ging das französische Heer abermals auf sechs Brücken auf das linke Donauufer; noch am Abend des 5. Juli gab der siegbegierige Kaiser den Befehl zum Angriff auf Wagram. Wieder begann das wütende Ringen der gewaltigen Heeresscharen; der Erzherzog erscheint überall, wo die Gefahr am höchsten ist; wie immer, setzt er auch heute sein Leben aus und wagt sich bis in die vordersten Reihen der Kämpfer. Schon feuern die Franzosen auf ihn, ein Streifschuß trifft ihn an der Schulter; er beachtet es nicht in der Hitze des Kampfes; und als man ihm zuruft, er sei verwundet, entgegnete er: Jetzt ist nicht die Zeit es zu sagen! Mit Mühe entgeht er der Gefangenschaft. Bei eintretender Nacht müssen die Franzosen auf die Eroberung des brennenden Wagram verzichten und ziehen sich zurück. Am 6. Juli wird die Schlacht erneuert; der Erzherzog war bemüht, Napoleons linken Flügel von der Donau abzudrängen; Napoleon dagegen wirft sich auf die Mitte der feindlichen Schlachtordnung, umgeht zugleich deren linken Flügel; den ganzen Morgen wütet der erbitterte Kampf um die Dörfer des Schlachtfeldes; Erzherzog Johann, der von Presburg heranrücken soll, kommt zu spät. Schon am Mittag mußte Karl den Befehl zum Rückmarsche geben. Er geschah in guter Ordnung; aber in zweitägigem, blutigem Kampfe waren doch die Früchte der Siegestage von Aspern wieder verloren. Auf der Ferse verfolgt, wichen die Österreicher nach Znaym zurück, und hier ward am 11. Juli ein Waffenstillstand geschlossen. Mit ihm trat Erzherzog Karl für immer vom Schauplatz ab: ein Charakter, dessen großartige Selbstverleugnung, dessen voller Seelenadel ihn im Glück und Mißgeschick gleich ehrwürdig machen.

Karl kehrte nach Wien zurück, um es nicht mehr dauernd zu verlassen; vier Söhne und zwei Töchter blühten ihm kräftig heran, liebliche Enkel erfreuten sein Greisenalter. Auch nach Franz I. Tode 1835 hielt er sich von allen Staatsgeschäften fern; inmitten seiner reichen Sammlungen von Büchern, Kupferstichen und Handzeichnungen, in einfachem Hauswesen, lebte er ganz dem stillen Genusse von Kunst und Wissenschaft, anspruchslos trotz seines weiten Ruhmes, stillverehrt und allbeliebt. Da, Ende Aprils 1847, erkrankte der greise Feldherr; die allgemeine Teilnahme, die Huldbeweise des kaiserlichen Neffen, die Kunst der Ärzte konnten den 75jährigen Helden nicht retten; mit vollem Bewußtsein, mit ruhigem, gottergebenem Sinne erwartete der Erzherzog den Tod, dem er so manchmal auf dem Schlachtfelde kühnen Mutes getrotzt. Am 30. April 1847 entschlief der ritterliche Held ohne Furcht und Tadel. Am 22. Mai 1860 ward sein ehernes Reiterstandbild, von Fernkorns Meisterhand, auf dem äußeren Burgplatze zu Wien festlich enthüllt. W. Buchner.

206. Blücher.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde zu Rostock den 16. Dezember 1742 geboren; sein Vater, früher in hessischen Diensten, lebte damals

Digitized by Google

als Landedelmann in Mecklenburg. Im Alter von 14 Jahren wurde Leberecht mit einem etwas älteren Bruder zu einem Onkel nach Rügen gegeben. Von Unterricht und Erziehung scheint dort, wie im elterlichen Hause, nicht viel die Rede gewesen zu sein; Sinn und Gemüt der Jünglinge entwickelten sich frei unter den Lebenseindrücken, — stete Übungen zu Roß und kühne Wagnisse am Felsenufer weckten in ihnen Geschick und Mut und eine gewisse Verwegenheit. Bald zeigte sich bei ihnen eine unwiderstehliche Neigung zum Kriegsleben, und beide Brüder traten als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen 1760 öftere Streifzüge in die Mark Brandenburg; Blücher ritt bei jeder Gelegenheit mit zum Plänkeln vor und unterließ nicht die preußischen Husaren, welche gegenüberstanden, durch übermütiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einmal aber rief ihm ein Husar drohend zu: „Wart nur, Bübel, werd' di schon schlachte", sprengte auf ihn ein und da Blüchers Pferd stürzte, nahm er ihn gefangen. Der preußische Husarenoberst fand Gefallen an der kecken Weise des Jünglings, behielt ihn bei sich und gewann ihn für den preußischen Dienst. Schon im nächsten Jahre wurde er Sekonde- und bald Premierleutnant; er nahm an den Feldzügen des siebenjährigen Krieges Anteil und focht besonders bei Kunersdorf tapfer mit. Der bald eintretende Friede aber war seinem jugendlichen Thatendrang zu einförmig: alle Nachrichten stimmen überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Offizier gewesen und sorglos in das Leben hineingestürmt habe. Jagd, Spiel und lustige Streiche teilten seine Zeit, doch verleugnete sich auch auf diesen Abwegen niemals sein kühnes Kriegerherz, sein ehrenhafter, tüchtiger Sinn und sein teilnehmendes Gemüt. Als Rittmeister wegen willkürlicher Schritte im Avancement übergangen, forderte er trotzig seinen Abschied, worauf Friedrich der Große mit gewohnter Kürze antwortete: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren" (1773). Blücher begab sich nach Polen, wo er ein Fräulein von Mehling heiratete und die Landwirtschaft trieb; bald darauf übernahm er ein Gut in Pommern. Als 1778 der bayerische Erbfolgekrieg ausbrach, mochte es der eifrige Kriegsmann nicht mehr auf dem Lande aushalten, er bat in wiederholten dringenden Gesuchen um Wiederanstellung, wurde jedoch immer zurückgewiesen, bis nach Friedrichs Tode ihm die Verwendung des Generals von Bischoffswerder den Wiedereintritt als Major in demselben Husarenregimente, wie früher, verschaffte (1786). Blücher lebte nun ganz wieder im Kriegswesen und ganz in der alten, ungebundenen Weise. Er machte den Zug nach Holland (1787) mit, zeigte überall Gewandtheit und Entschlossenheit und stieg schon 1790 zum Oberst. Vom Jahre 1793 an nahm er am Feldzuge gegen Frankreich teil und zeichnete sich überall durch Kühnheit, kluge Anschläge und rasche Ausführung vorteilhaft aus; selbst bei dem Feinde gewann sein Name schon einige Berühmtheit. In der Armee wurde er ehrenvoll der „neue Zieten" genannt. Sein Regiment hatte während der beiden Feldzüge 1793 und 1794 den Franzosen gegen 400 Gefangene genommen, wo-

Digitized by Google

gegen von seinen Leuten nur ein einziges Mal 6 Mann in Gefangenschaft geraten sein sollen. Sein Verdienst wurde allgemein anerkannt, vom König, im Heer, vom gesamten Volke. Friedrich Wilhelm III. hatte als Kronprinz am Rhein persönlich Gelegenheit gehabt, Blüchers Wirken kennen zu lernen und ließ ihm von vornherein die größte Anerkennung zu teil werden. Im Jahre 1801 wurde er zum Generallieutenant, bald darauf zum Gouverneur von Münster ernannt. An der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Blücher teil, jedoch nicht in der Ausdehnung, wie er gewünscht hatte; der größte Teil der Reiterei stand noch schlagfertig, als die Schlacht aufgegeben wurde. Blücher, auf die Ehre des Tages noch nicht verzichtend, suchte im Gewühl den König auf, und erbot sich, mit seinen frischen Truppen und der gesamten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden Versuch zu machen. Doch wurde der Befehl hierzu, kaum erteilt, wieder zurückgenommen und der Rückzug angeordnet. Wenn es dem braven General nicht vergönnt war, das Geschick jenes unglücklichen Tages zu wenden, so hat er wenigstens auf dem Rückzuge die alte preußische Waffenehre glänzend bewährt. Mit einer von allen Seiten zusammengerafften Reiterschar wollte er versuchen, durch Mecklenburg hindurch sich dem Feinde in den Rücken zu werfen und womöglich Magdeburg zu entsetzen. Von allen Seiten durch die Übermacht gedrängt, schlug er sich bis Lübeck tapfer durch und wehrte sich in und bei dieser Stadt gegen den fünffach überlegenen Feind mit solchem Heldenmut, daß ihm der feindliche Feldherr, Marschall Bernadotte, endlich vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug gethan, nun solle er, da ihm nichts anderes übrig bliebe, sich auf ehrenvolle Bedingungen ergeben. Er beteuerte, daß er sich auch der Übermacht nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht zu fechten, auch habe er kein Pulver, kein Brot, kein Futter mehr, darum wolle er sich ergeben, doch vor Niederlegung der Waffen mit allen Kriegsehren ausrücken. Das wurde bewilligt. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg. Dort lebte er, zwar gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark und voll mutigen Vertrauens. Im März 1807 wurde er gegen den gefangenen französischen General Viktor ausgewechselt, und nahm an dem unglücklichen Feldzuge in Preußen bis zum Tilsiter Frieden rührigen Anteil. Seitdem hatte er den Befehl über die pommerschen Truppen.

Als in den folgenden Jahren sich in Preußen Stimmen erhoben, welche einen allgemeinen Aufstand zur Abschüttelung des französischen Joches herbeiwünschten, war auch Blücher dieser Richtung ganz hingegeben und persönlich zu jedem Wagnis bereit. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne und eilte seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten; mit Unmut empfing er den Befehl, die ungefragt begonnene Rüstung sogleich wieder einzustellen. Auch er wurde durch den Tod der Königin Luise sehr ergriffen und schrieb darüber in seiner Weise an einen Freund: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel,

Digitized by Google

sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel aufeinander folgendes Unglück treffen kann, wie den unsrigen. . ."

Mit Jubel begrüßte Blücher die Tage, wo aus dem Norden neue Hoffnungsstrahlen für Preußens Wiedererhebung durch das Dunkel der bisherigen Unglücksnacht hereinleuchteten; mit Begeisterung eilte er nach Breslau, um des Königs patriotische Beschlüsse beschleunigen zu helfen, und es war die höchste Glückseligkeit für ihn, als er endlich an der Spitze der schlesischen Truppen gegen den übermütigen Feind einherziehen konnte. Bei Groß-Görschen schon wurde ihm Gelegenheit gegeben, seinen alten Heldenmut neu zu bewähren, und der Kaiser von Rußland schrieb ihm bei Übersendung des St. Georgenordens: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit einem Wort, Ihre ganze Persönlichkeit hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." — Auch an der Schlacht bei Bautzen hatte Blücher glänzenden Anteil, noch strahlender aber sollte sein eigentümliches Feldherrntalent erst nach dem Waffenstillstand im schlesischen Feldzuge sich hervorthun. L. Hahn.

207. Ein Brief der Königin Luise von Preußen.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen habe ich Ihren letzten Brief gelesen. Wie soll ich Ihnen würdig danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte. Welcher Trost ist dies für mich und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist aufs neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bitte ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Glauben Sie ja nicht, daß Zweifel und Kleinmut mein Haupt beugen. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über alles erheben. Der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns, wenngleich durch Finsternis, doch am Ende zum Lichte, denn sie selber ist das Licht; der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande will, sondern Ehre, und er ist besser, als sein Schicksal. Preußen will nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, als er gehandelt hat. Er, der die Wahrheit und Treue selbst ist, konnte seinem Charakter nicht ungetreu und an seinem Volke nicht zum Verräter werden. Wie dieses mitten im Unglücke stärkt und hebt, kann nur der

Digitized by Google

fühlen, den wahres Ehrgefühl durchdringt. Doch zur Sache! Durch diese unglückliche Schlacht bei Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Notwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenze des Reiches muß. Da wird es Kraft erfordern, aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und alles Böse kommt, und mein fester Glaube ist: Gott schickt nicht mehr und legt nicht mehr auf, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater: wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage alles mit einer Ruhe und Gelassenheit, die nur der innere Friede des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen seien Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß mancher mit einer glänzenden Krone geschmückt und vom Glücke umgeben, nicht so froh ist, als wir, mein Mann, unsere gesunden Kinder und ich es sind. Gott schenke allen guten Menschen den Frieden der Brust! Noch immer wird dann auch der Unglücklichste Ursachen und verborgene, stille Quellen der Freude haben. Noch eins zu Ihrem Troste: daß nie etwas von unserer Seite geschehen wird, was nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist und was nicht mit dem Ganzen geht. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Der König steht mitten im Unglücke ehrwürdig und charaktergroß da. Das wird auch Sie trösten; das weiß ich, sowie alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre gehorsame, Sie innig liebende Tochter

Luise.

208. Die Seeschlacht bei Lissa.

Der italienische Admiral Persano war von Tarent, wo er im Mai 1866 seine Schiffe gesammelt, erst in der zweiten Hälfte des Juni abgesegelt und bei Ankona vor Anker gegangen, von dessen trefflichem Hafen es jetzt noch in ganz anderem Sinne als ehedem heißen mag: Unus Petrus in Roma, unus portus in Ancona. Wollte Persano hier, wo er vor sechs Jahren sich seinen Kriegsruhm erwarb, als er die von den päpstlichen Truppen unter dem französischen General Lamoricière verteidigte Stadt eroberte, wollte er hier, jetzt von den Kanonen des Platzes geschützt, sein Glück von neuem erproben? In der That, fast schien, als sollte es hier zum Kampfe kommen; denn schon am 27. Juni, also drei Tage nach der Schlacht bei Custozza, nahete der österreichische Flottenführer Tegetthoff mit sechs Panzerschiffen und sieben Holzfregatten, stellte sich in Schlachtordnung, dampfte jedoch sogleich zurück, als Persano sich zum Auslaufen bereitete. Derselbe verfolgte aber nicht, blieb ruhig vor Ankona liegen und erhielt daselbst in den nächsten Tagen noch eine Verstärkung, in dem furchtbaren Spornmonitor „l'Affondatore" dem Grundbohrer, einem

Digitized by Google

Schiffe, das eben erst in England auf dem Clyde vollständig armiert worden. Mit seinen Stößen und seinen zweihundertpfündigen Armstrongkanonen würde er allein, meinte man in Italien, die ganze österreichische Flotte vernichten.

Am 16. Juli endlich nachmittags 3 Uhr verließ die italienische Flotte unter weithin schallenden evviva il Ré, evviva l'Italia! den Hafen und steuerte quer durch die Adria gegen die dalmatische Insel Lissa. Es waren 12 Panzerschiffe, zu denen in den nächsten Tagen noch zwei andere stießen, 8 Schraubenfregatten, 3 Korvetten, 2 Raddampfer, 4 Kanonenboote und noch eine Anzahl kleiner Dampfer, die Persano unter seinem Kommando vereinigte. Am 18. Juli bereits griff dieser die Insel, die mit bedeutenden Werken versehen war, an ihren drei Ankerplätzen Porte Comisa, Porte Manego und Porte Giorgio an. Er mochte hoffen, Lissa, das wie eine Bastion der dalmatischen Küste vorgelagert ist, auf dem schon die Römer einen Stützpunkt gegen die illyrischen Seeräuber und dann die Venetianer einen ihrer besten Kriegshäfen gefunden hatten, mit einem bloßen Handstreich nehmen zu können, traf aber auf den tapfersten Widerstand. Die kleine, noch unmittelbar vor dem Angriff um ein Bataillon geschwächte Besatzung erwiderte das feindliche Feuer aufs nachdrücklichste und war auch im stande, bevor noch die Telegraphenleitung nach dem Festlande zerstört worden, Tegetthoff mit ihrer Lage bekannt zu machen, der sich mit der Flotte auf der Rhede von Fasana bei dem Kriegshafen Pola befand. Sie sollten die Insel um jeden Preis halten, war die Antwort des Admirals, bis er mit allen Schiffen zum Entsatze herbeikomme.

Am nächsten Morgen erneuerte Persano schon früh 7 Uhr seinen Angriff, wurde jedoch mit Verlust zurückgewiesen, als er eine Landung versuchte. Die aus französischen Werkstätten hervorgegangene „Formidabile", ein Schiff von 20 Geschützen und mit 350 Mann, hatte durch das heftige Granatfeuer der Österreicher von seiner Bemannung den sechsten Teil verloren und mußte arger Beschädigung wegen nach Ankona zurückgesendet werden. Auch dem Panzerschiffe, das nach dieser Hafenstadt den Name führte, war es schlimm genug ergangen, hatte doch eine österreichische Granate auf ihm 23 Mann niedergestreckt! Dazu geriet das Schiff in Flammen, die nur durch die aufopferndste Thätigkeit der Mannschaft erstickt werden konnten. Bei alledem und obwohl man auf der italienischen Flotte von der Depesche Tegetthoffs wußte, begann Persano seine Kanonade am 20. von neuem und zwar sehr früh und mit größtem Nachdruck. Bei wenig günstigem Wetter, unter Regenschauern und Windstößen mußte Kontreadmiral Vacca seinen am Abend abgebrochenen Angriff gegen Porta Giorgio fortsetzen und der Vizeadmiral Albini hatte die Aufgabe, nicht fern von diesem Hafen die Landung zu bewerkstelligen. Schon war er damit beschäftigt, als das italienische Aviso Esploratore herangeeilt kam und: „Verdächtige Schiffe!" — und wieder dann: „Feinde aus Norden!" signalisierte. Tegetthoff nahete, die Insel zu entsetzen. Eben zerteilte die Sonne die Nebelhüllen, die bis zu diesem Augenblick auf den Höhen Lissas gelagert hatten, und die Besatzung des jetzt hart bedrängten

Digitized by Google

Platzes konnte die heranbampfende Flotte sehen; ein donnerndes, weithin rauschendes Hurra klang ihr entgegen.

Seit Mittag vorigen Tages hatte Tegetthoff mit dem für die Adria bestimmten Geschwader die schützende Nähe Polas verlassen, und schon am andern Morgen früh 6 Uhr empfing er die Meldung von seinen vorausgeeilten Spähern: „Mehrere Schiffe in Sicht rechts vor uns!“ — und wenige Minuten nach 10 Uhr standen die Flotten einander gegenüber. Die Wellen, die seit Tagesanbruch so hoch gegangen waren, daß die kleineren Panzerschiffe ihre Stückpforten hatten schließen müssen, rollten noch immer stark, als Tegetthoff, der schon in Schlachtordnung herangesegelt kam, den Befehl gab, der bei dem unzureichenden Kaliber seiner Geschütze der einzig richtige war: „Den Feind anrennen und zum Sinken bringen.“

Und näher und näher rückte er in drei Reihen vor, deren jede aus 7 Schiffen bestand. Indem nun das mittelste jeder Linie immer etwas vorauseilte, die andern aber rechts und links gleichmäßig um ein weniges zurückblieben, brausten mit voller Maschinenkraft die Kolonnen wie drei Pfeilspitzen heran. Zuerst kam das Eisengeschwader, voran mit dem Admiral das Flaggschiff, der stolze „Erzherzog Ferdinand Maximilian;“ dann zu beiden Seiten die übrigen Panzerschiffe, der „Habsburg“, der „Kaiser Max“, „Prinz Eugen“, der „Salamander“, der „Drache“ und „Don Juan d' Austria“. Die zweite Linie zeigte die schweren Holzschiffe, unter denen, im Kielwasser des Erzherzogs segelnd, das stolze Linienschiff „Kaiser“ mit seinen 90 Geschützen und seiner Besatzung von fast 1000 Mann gewaltig hervorragte; von ihm aus kommandierte Kapitän Petz die zweite Abteilung. Die dritte Division wurde von 7 leichten Holzschiffen gebildet, so daß Tegetthoff mit den 4 Raddampfern, welche als Avisos benutzt wurden, und unter denen vor allen die „Kaiserin Elisabeth“ hervorzuheben ist, über 25 Fahrzeuge gebot mit mehr als 500 Kanonen. Die Italiener dagegen zählten nicht nur mehr Schiffe, sondern auch eine ungleich bessere und schwerere Artillerie; denn zu dem Grundgeschütz derselben, dem 40pfündigen Cavalli-Geschütz, traten noch 80-, ja 150- und 300pfündige Armstrongkanonen.

Beim ersten Zusammenstoß freilich schien Persano im Nachteil, da er im ganzen nur 10 Panzerschiffe zur Hand hatte; denn zwei seiner gepanzerten Fahrzeuge „Varese“ und „Terribile“ waren noch nicht in die Schlachtlinie gerückt und mußten erst von Porto Comisa, dessen Beschießung ihnen übertragen worden, herbeikommen; die Holzschiffe aber unter Albini hatten ihre Aufgabe, das bei dem Landungsversuch ausgeschiffte Material wieder zurückzunehmen, noch nicht beendet. Dieses Geschwader sollte dann samt den kleinen Schiffen eine zweite Linie, gleichsam eine Reserveabteilung bilden; die Panzerschiffe in erster Reihe nahmen unterdessen die angebotene Schlacht an. Da war es denn nun in der That unerklärlich, daß Persano unmittelbar vor Beginn derselben das Admiralschiff, den prächtig geharnischten „Ré d' Italia“, in Begleitung seines Generalstabschefs d'Amico verließ und sich auf das bombenfeste

Digitized by Google

Turmschiff „l'Affondatore" begab. Indem er aber dasselbe auch noch hinter die Front zog, konnte er die Schlacht bald nicht mehr leiten; seine Signale konnten nicht überall wahrgenommen werden, geschweige, daß er aus dieser Stellung zum zertrümmernden Schlage gegen die österreichische Flotte hervorgebrochen wäre, wie er dies später als seine ursprüngliche Absicht darstellte.

Ein unaufhörliches Donnern aus fast 1200 Geschützen, ein wildes Durcheinanderwogen, ein Fliehen und Verfolgen: so hatte die Schlacht bis in die erste Nachmittagsstunde geschwankt. Da führte Tegetthoff den entscheidenden Stoß gegen den „Ré d' Italia". Wohl erbebte dröhnend das österreichische Admiralschiff selbst in seinen tiefsten Räumen, und ein Teil der eigenen Matrosen ward von der Gewalt des Anpralls zu Boden geworfen, hie und da drang sogar Wasser ein, so daß es zweifelhaft ward, ob man den Kampf werde fortsetzen können. Allein es bedurfte dessen nicht mehr. Denn gleichzeitig klaffte in dem feindlichen Schiffe ein Leck von nicht weniger als 146 Quadratfuß. Wer aber beschreibt den Graus der nun folgenden Scene! Während das stolze italienische Fahrzeug alsbald zu sinken begann, während Hilferufe und Kommandos durcheinander schollen, beide wiederum übertönt vom Krachen des Gewehrfeuers, stürmte ein Teil der Mannschaft nach der Flagge, sie zu streichen, wogegen ein anderer sich verzweifelt aus den Marsen und vom Deck verteidigte, bis plötzlich das Wasser über Bord stieg und unmittelbar darauf dem hinabsinkenden Kiele nachrauschte. Es war ein tragischer Anblick. Und wahrhaft markerschütternd erklang nun das Geschrei der Hunderte von Ertrinkenden und Ringenden, die plötzlich auf der Oberfläche des Meeres auftauchten. Sie riefen und rangen umsonst. Wohl hatte der wackere Tegetthoff ungesäumt das einzige Boot, das man an Bord hatte, herablassen wollen, wohl war auch der flinke Raddampfer „Elisabeth" herangeflogen, um zu retten; doch die Italiener, die ihre Angriffe sogleich wieder aufnahmen, brausten mit ihren eigenen Eisenkolossen über die bejammernswürdigen Opfer dahin; die Elisabeth mußte zurückgehen, das Boot konnte nicht ausgesetzt werden.

Allein das Geschick der Schlacht vermochte kein Angriff mehr zu wenden. Im wildesten Durcheinander, das sich nur dem Kampfgemenge aufgelöster Reiterschwärme vergleichen ließ, drang Schiff gegen Schiff; aber vernichtend stießen und rannten die Österreicher alles nieder, was blaue Farbe (die der italienischen Flotte) zeigte. Als endlich gegen 2 Uhr feindlicherseits auch der „Palestro" Feuer fing und bald darauf unter furchtbarer Explosion in die Luft flog, war die Schlacht zu Ende. Tegetthoff hatte Lissa entsetzt, Persano aber segelte, obschon die Holzschiffe noch kaum in dem Kampfe gewesen, obschon auch Kontreadmiral Vacca die Panzerschiffe noch einmal vorzuführen die Absicht hatte, auf seinem Monitor l'Affondatore weiter und weiter zurück und zog auch die übrige Flotte endlich nach. Nach Ankona, woher sie gekommen, wendete sie zurück; und noch bis zur Abenddämmerung zeichneten sich die einzelnen Schiffe am Horizonte ab. Tegetthoff dagegen steuerte nach Lissa, wo, dank seinem

Digitized by Google

Heldenmut die schwarzgelben Fahnen noch wehten. Hier begrub er seine Toten, so daß zu den noch sichtbaren Gräbern der vor länger als einem halben Jahrhundert hier gefallenen Engländer neue kamen; damals im Jahre 1811 hatten die Engländer die italienische, mit der französischen vereinigte Flotte bei Lissa geschlagen.

Der Verlust der Österreicher an Mannschaft stand übrigens in keinem Verhältnis zu dem wahrhaft glänzenden Erfolge; man zählte 33 Tote, 124 Verwundete. Auf der italienischen Flotte dagegen hatte man fast 900 Mann verloren und zwei herrliche Schiffe. Ja im Hafen von Ankona sank noch der „Affondatore", der in der Schlacht gegen alles Erwarten nur wenig oder nichts gethan und, wie man allgemein annahm, auch kaum Bemerkenswertes gelitten hatte. Was brachte ihn zum Sinken? — fragte man mißtrauisch oder doch kopfschüttelnd allüberall in Italien. Freilich nicht allsogleich, denn zunächst war ja dem italienischen Volke ein großer Sieg verkündet worden. Da hieß es, das stolze österreichische Linienschiff „Kaiser" sei gesunken, und ein anderes österreichisches Fahrzeug hatte man auffliegen sehen; in Mailand und Florenz, in Genua und Neapel prangten Fahnenschmuck und Lichterglanz. Doch nur zu bald folgte die Enttäuschung, und nun kehrte sich Verachtung und leidenschaftliche Wut gegen Persano. Das Landheer hatte sich von einer Minderzahl schlagen lassen, und die Flotte hatte in noch bittrerer Weise die Zuversicht des Volkes betrogen. Die Überlegenheit der Italiener an Schiffen und Geschützen war, wie Tegetthoff in seinem Eskadrebefehl vom 21. Juli sagte, durch die Tüchtigkeit österreichischer Seeleute aufgewogen worden, nicht minder aber auch, wie man hinzufügen möchte, dnrch die meisterhafte Führung, welche diesen von ihrem Admiral geworden war. Nach M. Berndt.

209. Kolumbus in Spanien.

Nahe bei Palos, der kleinen, aber altberühmten Seestadt von Andalusien, sieht man noch jetzt das Franziskanerkloster Santa Maria de Rabida, ein ansehnliches Gebäude, umgeben von Gärten und Ölbaumpflanzungen. Eines Tages, im Herbst des Jahres 1485, kam ein fremder Mann, begleitet von einem Knaben, an die Pforte des Klosters und bat den Pförtner um einen Trunk Wasser und ein wenig Brot für sein Kind. Während der Fremde diese kleine Gabe empfängt, kommt von ohngefähr der Prior des Klosters Juan Perez von Marchena zur Pforte hin: ein Mann, der durch tiefes, vielseitiges Wissen eben so ausgezeichnet war, als durch innige Frömmigkeit. Er begrüßt den Wandrer, und dieser erregt gleich beim ersten Anblick seine ganze Aufmerksamkeit; ein tiefer Menschenkenner, wie der Prior war, mußte es bemerken, daß er hier keinen alltäglichen Wandersmann vor sich habe. Ein Gespräch beginnt zwischen den beiden; daß der Fremde kein Eingeborener des Landes sei, verrät seine Aussprache des Spanischen; mit edler, würdevoller Offenheit beantwortet er die Fragen des Priors, und in kurzem bemerkt dieser, daß der arme Fußgänger in schlichtem Gewand ein Mann sei von unge-

Digitized by Google

wöhnlichen Kenntniſſen und von hoher Bildung des Geiſtes: ein Genueſe von Geburt, der nach Spanien kam, um hier ein Unternehmen auszuführen, welches der vollen Teilnahme einer edlen Nation und eines ganzen Zeitalters würdig war.

Es war Kolumbus, welcher mit ſeinem Sohne Diego, wahrſcheinlich aus Italien kommend, in Palos gelandet und jetzt auf dem Wege war nach der benachbarten Stadt Huelva, wo damals ſein Schwager, der Seemann Correa, ſich aufhielt.

Der Prior Juan Perez de Marchena hatte an der zu jener Zeit herrſchenden Richtung des wiſſenſchaftlichen Forſchens ſeit vielen Jahren den lebendigſten Anteil genommen; er war ein warmer Freund der Länder- und Schiffahrtskunde, und die öfteren Beſuche von erfahrenen Seeleuten, die er aus Palos erhielt, hatten dieſer Neigung reiche Nahrung gewährt. Solche tiefe Einſichten aber, ſolche genaue Bekanntſchaft mit allen geographiſchen Entdeckungen der alten wie der neuen Zeiten hatte er noch bei keinem andern als bei Kolumbus gefunden; das, was er gleich bei dem erſten Geſpräch von dieſem erfuhr, reizte ſeine Wißbegier auf höchſte; er lud ihn dringend ein unter ſein Dach zu gehen und, ſo lange ihm dies beliebte, ſein Gaſt zu ſein.

Kolumbus nahm keinen Anſtand dieſer Einladung zu folgen. Ihm, dem ſo viel Verkannten, that es unbeſchreiblich wohl, daß ein Mann von ſolcher Einſicht, von ſolchem Umfang des Wiſſens, den vollen Wert und die ganze Bedeutung des Grundgedankens erkannte, der ſeinen Geiſt erfüllte; denn der Prior war ſo ſchnell auf die Anſichten ſeines außerordentlichen Gaſtes eingegangen, daß er die Ausführung eines Unternehmens, wie das des Kolumbus, für eben ſo wünſchenswert als leicht erreichbar hielt. Es war eine höhere Hand, welche die beiden Männer bei der Pforte des Kloſters von St. Maria de Rabida zuſammengeführt und ſo ſchnell das Herz des einen zu dem des andern hingezogen hatte: denn ohne dieſen Freund würde Kolumbus wahrſcheinlich aus Spanien eben ſo unbefriedigt und troſtlos hinweggezogen ſein, als aus Portugal und aus der neulich wieder beſuchten Stadt Genua. Seinem eignen Urteil nicht genug vertrauend, ſendete der Prior nach Palos und ließ von dort ſeinen einſichtsvollen, hochgelehrten Freund, den Garcia Fernandez, den Arzt des Ortes rufen. Dieſer kam, und auch er fühlte ſich durch die Sicherheit und Klarheit, womit Kolumbus ſeine Anſicht darlegte, durch die Gründe, mit denen er ſie unterſtützte, ſo hingeriſſen, daß er nichts eifriger wünſchte, als daß zur Ehre von Spanien, zum hohen Vorteil ſeiner Nation, ein ſolches Unternehmen am königlichen Hofe die gebührende Würdigung und thätige Teilnahme finden möge. Dort, in den ſtillen Räumen des Kloſters von Rabida wurde die Seereiſe, deren Frucht die Entdeckung des neuen Weltteiles war, verſtändiger, ruhiger, ausführlicher beſprochen, als vor dem hohen verſammelten Rate der Portugieſen in Liſſabon, und nachmals der hochgelehrteſten Spanier in Salamanca. Außer den drei genannten Männern, fanden ſich zu ihrer geiſtvollen Unterhaltung auch mehrere der geachtetſten Seeleute aus Palos ein. Unter

Digitized by Google

diesen war namentlich einer, Pedro de Velasco, der aus eigener Erfahrung des Kolumbus Vermutung bestätigte; er erzählte, daß er vor ungefähr dreißig Jahren auf einer seiner Reisen durch Stürme so fern nach Nordwesten verschlagen worden sei, daß selbst Kap Clear in Irland, der westlichste ihm bekannte Ort des Landes, ihm weit im Osten lag; hier fand er alle Anzeichen von einem nicht mehr fern von ihm im Westen liegenden Lande; weil es aber schon gegen Ende des August und seine Besorgnis, daß der Winter ihn in diesen unbekannten Gegenden des Meeres überraschen könnte, nicht unbegründet schien, wagte er es nicht seine Entdeckung weiter zu verfolgen. So hatte sich um den vorher mit all seinen kühnen Plänen so einsam dastehenden Kolumbus ein Kreis von Männern gebildet, unter denen kein einziger war, der nicht vollkommen mit seinen Ansichten übereinstimmte, seinen hohen Geist ehrte und bewunderte. Obgleich keiner von diesen allen an Ruf und Gelehrsamkeit oder an Rang und Würden den Mitgliedern jener Versammlung in Salamanca gleich kam, welche später über die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der großen Entdeckungsreise aburteilte, so standen sie dagegen dennoch, was den gesunden Verstand und Sinn, was richtiges Urteil und Gefühl für Wahrheit betraf, doch über jenen berühmten und gelehrten Leuten.

Der gute Prior Juan Perez war eine jener einfältigen, lauteren, treuen Seelen, welche sich in ihrem Festhalten an dem, was sie seinem Wesen nach für gut erkennen, durch keinen äußern Schein, durch kein Urteil der großen Menge irre machen lassen. Er hatte sich, von den ersten Stunden ihrer wechselseitigen Bekanntschaft an, mit Kolumbus innig befreundet gefühlt, weil in ihnen beiden die Liebe zu Christo dem Herrn, der Eifer für die Ausbreitung seines Reiches die belebende Mitte all ihres Denkens und Handelns war, und weil auch ihm jener Zug des Wandertriebes, der den Geist des großen genuesischen Seefahrers bewegte, als ein aus höherem, göttlichem Antrieb entsprungener erschien. Die Begeisterung für diese gute Sache hatte sich allen Mitgliedern der kleinen geographischen Gesellschaft in la Rabida mitgeteilt, im größesten Maße jedoch war sie von dem, der sie zuerst in diesem Kreise erweckte, auf den alten, guten Prior übergegangen. Dieser sann jetzt auf nichts andres als darauf, wie er seinem Freunde die Mittel verschaffen könne, das Werk der Entdeckungsreise zu beginnen und auszuführen.

Gerade in jener Zeit, als Kolumbus nach Spanien kam, war dieses Land in einem Aufschwunge begriffen, durch welchen dasselbe zu einer der bedeutendsten Mächte von Europa zu werden versprach. Durch die Vermählung des Königs Ferdinand von Aragonien mit Isabella, der Thronerbin von Kastilien, waren diese beide Königreiche zu einem vereint worden, welches an Kraft jenen letzten Resten der maurisch-islamitischen Macht, die sich nur noch auf die Grenzen des Königreiches Granada beschränkt sahen, weit überlegen war. König Ferdinand, ein ritterlich kräftiger Herrscher, ließ sein Volk, neben dem Guten, das er mit der Schärfe des Schwertes wie des Verstandes für dasselbe erkämpfte, nur zu oft die rücksichtslose, gewaltthätige Strenge eines Kriegsmannes fühlen,

Digitized by Google

der nichts anderes um sich her will gelten lassen, als das Gebot der Subordination. Selbst das Geistige, das sich unter diesen Zwang nicht beugen läßt, wollte er in seiner Weise entweder beherrschen, oder seiner äußern Erscheinung nach vernichten: er war es, von welchem die Austreibung oder Hinrichtung der Juden, die vollständige Einführung der Inquisition, das grausame Verfahren gegen die maurisch-mohammedanischen Bewohner des Landes ausging.

Zu des Landes Glück war diesem Herrscher eine Mitregentin und Königin beigesellt, welche in der Geschichte der damaligen Zeiten als eine der edelsten, anziehendsten Erscheinungen dasteht. Die schöne Thronerbin von Kastilien, Isabella, verriet nicht nur durch die Farbe ihres Haares und ihrer blauen Augen die Abstammung aus gotisch-deutschem Stamme, sondern auch durch die Eigenschaften ihres Gemütes zeigte sie sich als eine geistige Stammverwandte jener hochbegabten Frauen, welche uns die deutsche Geschichte in der Reihe ihrer Königinnen und Fürstinnen nennt. Sie war fromm und mild, eine wohlwollende Mutter ihres Landes, den Wissenschaften und Künsten zugethan. Bei ihrer Vermählung mit Ferdinand war ihr eine gewisse Selbständigkeit der königlichen Macht in Kastilien zugesichert worden, und sie wußte sich in dieser zu behaupten; sie hatte ihr eignes Ministerium, ihre eigenen Räte, erhielt ihrem Lande seine eigne Verfassung, war aber bei diesem allen eine so treue Verbündete ihres Gemahles und Teilnehmerin an all seinen kriegerischen Unternehmungen gegen die innern Feinde des Landes, daß sie selbst, zu Pferde sitzend, bei den Kriegsheeren erschien, die in Granada gegen die Mauren kämpften, und die Soldaten zum tapfern Streit ermunterte. So weit sie übrigens dies vermochte und durch scheinbar religiöse Vorstellungen nicht geblendet war, suchte sie den Gewaltthätigkeiten ihres Gemahles gegen die besiegten Mauren sowie gegen die verfolgten Israeliten und der Übermacht der Inquisition Einhalt zu thun. In ihren Sitten einfach und anspruchslos, in ihrer Hofhaltung weislich sparsam, war der bessere Teil ihrer Zeit den Geschäften der Regierung und jenen geistigen Erheiterungen gewidmet, welche die Wissenschaft ihr gewährte; denn sie versammelte öfters um sich die gelehrtesten und weisesten Männer des Landes, suchte in jeder Weise allgemeine Bildung und Erkenntnisse zu fördern, zu welchem Zwecke sie die neue Erfindung der Buchdruckerei so kräftig benutzte, daß unter Isabellens Regierung ungleich mehr Bücher in Spanien gedruckt wurden, als in unserm, fast nur Zeitungen lesenden Jahrhundert.

Diese hochsinnige Königin war es, durch deren mächtige Teilnahme dem Kolumbus nach langem vergeblichen Harren die Erfüllung seines Wunsches möglich wurde. Juan Perez, der Prior von la Rabida, stand in nahen freundschaftlichen Verhältnissen mit Fernando de Talavera, dem Beichtvater der Königin, der als solcher in hohem Ansehen bei Hofe war. An diesen gab der gute Prior dem Kolumbus einen Brief mit, darin er seinen vielvermögenden Freund aufs dringendste um seine Verwendung für ein Unternehmen bat, von dessen hoher Wichtigkeit er so innig überzeugt war. Während der Vater mit diesem Briefe sein Glück bei Hofe versuchte,

Digitized by Google

blieb sein Sohn Diego im Kloster la Rabida, unter Aufsicht und Pflege des wohlwollenden Vorstandes.

Es war zu Anfang des Jahres 1489, als Kolumbus an den Hof nach Cordova kam. Er fand hier nicht die Aufnahme, die er selber und sein Freund, der Prior, sich versprochen hatten. Fernando de Talavera, der königliche Beichtvater, hatte am Hofe und im Glanze desselben den richtigen Maßstab für die Schätzung eines Mannes, der von der Art des großen Genuesen war, verloren; er ließ durch den äußern Anschein sich irre führen. Da stand vor ihm, in geringem, armseligem Aufzug ein Mann, der mit der Würde eines Königs ihm ins Auge blickte; ein Mensch, der von Dingen, welche er noch nie gesehen, von einer Welt, die jenseit des weiten Meeres lag, mit einer Zuversicht sprach, als sei er dort längst zu Hause gewesen, und dessen Rede, voll prophetischer Begeisterung, neben der glatten Sprache der Höfe, wie eine fremde, unverständliche erschien. Dieser Mensch glich in den Augen des Talavera mehr einem Schwärmer als einem solchen, den der gutmütige, altersschwache Prior von la Rabida in ihm zu sehen gewöhnt hatte. Der Empfehlungsbrief blieb ohne alle Wirkung. Freilich kam hierzu auch noch, den günstigen Fortgang hemmend, die damalige Lage des aragonisch-kastilianischen Reiches.

Kolumbus, festhaltend an dem unerschütterlichen Glauben, daß seine Berufung zu dem großen Werk nicht von Menschen, sondern von Gott sei, der das, was von ihm kam, zu seiner Zeit fördern und zur Vollendung führen werde, hatte sich von der kalten Behandlung des Talavera nicht entmutigen lassen. Er war ruhig in Cordova geblieben, hatte sich in alter Weise durch seine sauberen, wissenschaftlich genauen Zeichnungen von Landkarten den nötigen Unterhalt erworben, und vielleicht war das stille verborgene Leben, das er damals in Cordova führte, für ihn ein glücklicheres, als das spätere, durch Undank, Haß und Neid so oft getrübte, welches in den Tagen seines höchsten Ruhmes ihm beschieden war. Denn der vierzigjährige Mann hatte nach mehrjährigem Witwerstande in der edlen Beatrice Enriquez eine Freundin und Lebensgefährtin gefunden, welche ihn alle Sorgen vergessen ließ und nachmals die Mutter des zweiten Sohnes des großen Seehelden, jenes Fernando Kolumbus wurde, der als Gelehrter und im Gebiet des Wissens eben so ausgezeichnet war als in Thaten des Seedienstes nnd der politischen Geschäfte. Es ist derselbe, dem wir eine Beschreibung des Lebens und der Reisen seines Vaters, des Christoph Kolumbus, verdanken, die uns als eine ergiebige Quelle der Geschichte jener Zeiten dient.

Wie durch die Liebe seiner Beatrice, so wurde Kolumbus auch durch die Freundschaft gehoben und gestärkt, welche schon während seines ersten Aufenthaltes in Cordova mehrere der dort lebenden, an Einsicht wie an Rang hochgestellte Männer ihm gewährten. Alonzo de Quintavilla, der Vorstand des Finanzwesens in Kastilien, nahm ihn in sein Haus auf, und er so wie der päpstliche Nunzius Alexander Geraldini, der Instruktor der jüngeren königlichen Kinder, wurden sehr bald warme Anhänger und Verteidiger ihres Freundes. Durch diese beiden Männer wurde Kolumbus

Digitized by Google

auch bei dem Erzbischof von Toledo, Don Pedro Gonzalez de Mendoza eingeführt, der bei Ferdinand und Isabella in so großer Achtung stand und dessen Rat und Aussprüche für beide eine so hohe Geltung hatten, daß Peter Martyr ihn scherzhaft den dritten König von Spanien nennt. Der Mann verdiente aber auch dieses königliche Vertrauen in hohem Maße, denn er war von klarem Verstand, scharfem, treffendem Urteil und wohlwollendem Gemüt. Als deshalb Kolumbus seine Ansichten ihm mitteilte, wurden die Bedenklichkeiten, die der Erzbischof anfangs aus frommer, vorgefaßter Meinung dagegen hatte, bald von diesem selber beseitigt; denn er erkannte wohl, daß er, so ausgezeichnet auch übrigens seine Gelehrsamkeit sein mochte, gerade in der Kosmographie einer besseren Belehrung bedürfe, und nahm diese sehr gern von dem Manne an, welcher vielleicht unter allen damals Lebenden sie zu erteilen am geeignetsten war. Wie sein Verstand, so wurde auch sein Herz für Kolumbus gewonnen, dessen hoher Ernst und frommer Sinn sein ganzes Wesen ansprachen; er wurde von nun an ein Schützer und Freund des großen Genuesen. Er war es auch, der nach einiger Zeit dem Kolumbus eine Audienz bei Ferdinand und Isabella verschaffte. Bescheiden, aber dennoch mit jener hohen Würde, welche dem kühnen Seefahrer aus dem Gedanken an seinen ihm von Gott verliehenen Beruf kam, entwickelte derselbe seine Ansichten und Pläne vor den beiden Majestäten; der König, obwohl die Sprache der Begeisterung, welche Kolumbus führte, seinen Ohren fremd und fast schwärmerisch erschien, erkannte dennoch mit scharfem Blicke, daß an der Sache etwas Wahres und Tüchtiges sei; er beschloß eine Zusammenkunft der bedeutendsten Gelehrten des Landes in Salamanca zu veranstalten, wo dann über die Ausführbarkeit des Unternehmens entschieden werden solle.

Aus allen Gegenden versammelten sich, durch Talavera, den vorhin erwähnten Beichtvater der Königin berufen, die Professoren der Hochschulen: Theologen, Philosophen, Mathematiker, Astronomen und Physiker, die höchsten Würdenträger des geistlichen und weltlichen Standes; die verschiedenen geistlichen Orden hatten ihre Vertreter gesendet. Es war ein hochansehnlicher, bunter Kreis, vor dessen Richterblick der äußerlich unansehnliche, schlichte Seemann sich hinstellte.

Dieser verlor nicht seinen freudigen Mut; ruhig und beredt entwickelte und verteidigte er das, was seine feste, innige Überzeugung war. Nur die Väter des Dominikanerordens, in deren Kloster er während der ganzen Dauer der Verhandlungen gastfreundliche Aufnahme und Pflege gefunden hatte, und welche eine bedeutende Zahl wissenschaftlich gebildeter Männer unter sich hatten, hörten den Redner gleich bei seinem ersten Auftreten mit Aufmerksamkeit und unverkennbarer Teilnahme an; bei den meisten andern konnte man jene vorgefaßte Meinung bemerken, die sie gegen einen vermeintlichen, aus der Fremde hergelaufenen Abenteurer hatten, der sich vermaß etwas zu behaupten, das, wenn es wahr wäre, schon längst durch die großen Gelehrten und Forscher, sowie durch die Seefahrer der früheren wie der jetzigen Zeit aufgefunden worden wäre.

Digitized by Google

Was alle Gelehrten nicht gewußt hatten und wußten, das wollte jetzt ein ungelehrter, armer Schiffer wissen.

Mitten unter der großen Masse der blinden, von Vorurteilen befangenen Gegner fand indes der geistreiche Genuese auch einzelne warme Anhänger und Verteidiger. An der Spitze dieser unbefangenen, günstigen Partei stand Diego de Deza, der würdige und gelehrte Professor der Theologie zu St. Stephan in Salamanca, nachmaliger Erzbischof von Sevilla. Dieser trat zuerst den Einwürfen seiner Standesgenossen eben so freisinnig als würdig entgegen; er verlangte, daß man den Mann wenigstens ruhig anhören und seine für jeden Unbefangenen einleuchtenden Gründe prüfen möge; er nahm sich mit Wärme des vereinzelt stehenden Fremdlings an. Dieser aber, je heftiger der Streit sich entzündete, wurde immer mutiger, seine Rede immer erhabener und freudiger; wie ein begeisterter Seher sprach er das aus, davon sein Herz voll war: den großen Gedanken, den er seit einer Reihe von Jahren in seinem Innern gehegt und ausgebildet hatte. Seine hohe Gestalt, der majestätische Ernst seiner Mienen, seine wohllautende Stimme gaben dem, was er sprach, einen noch größeren Nachdruck, und viele wurden für die Person wie für das Unternehmen des Mannes eingenommen, aber nur ein Teil von diesen wagte es ein eignes Urteil zu haben; eine Mehrheit der Stimmen erhob sich, welche den großen Kolumbus für einen Schwärmer und Träumer, sein Unternehmen als ein unausführbares und zweckloses erklärte.

Es erscheint als ein ganz besonderes Mißgeschick für den trefflichen Mann, daß gerade jener einflußreiche Geistliche, an den ihn der alte Prior von la Rabida empfohlen hatte, Fernando de Talavera von Anfang an gegen ihn eingenommen und seinem Unternehmen so abgeneigt war. Unglücklicherweise hatte auch dieser hochgestellte Mann die Leitung der allgemeinen Ratschlüsse der gelehrten Versammlung so wie die Berichterstattung darüber in seinen Händen, und seiner Ungunst ist es zum Teil zuzuschreiben, daß die Entscheidung des Königs und der Königin so lange hinausgeschoben und so vielfach verkümmert wurde. Indes wirkte hierbei auch der Drang der äußern Umstände sehr bedeutend mit. Der Hof verließ mit dem Beginn des Frühlings 1487 Salamanca und schloß sich dem Zuge des Heeres an, welches zur Belagerung und Erstürmung von Malaga, der mächtigen maurischen Hauptstadt, sich rüstete. Kolumbus, auf eine ganz nahe Entscheidung seiner Angelegenheiten vertröstet, machte den Zug mit. Eine neue Freundschaftsverbindung mit einer geistvollen, für alles Höhere empfänglichen Frau kam auf diesem Wege seinem Unternehmen zu Hilfe. Die Markgräfin von Moya, dieselbe, welche dem Dolche der Mörder, der für die Brust der Königin geschliffen war, nur durch eine glückliche Wendung entging, und die seitdem eine noch innigere Vertraute Isabellens geworden, hatte an des Kolumbus Schicksalen so wie an seinen großartigen Entwürfen so innige Teilnahme gewonnen, daß sie durch ihre begütigende Zusprache ein Gewicht gegen die gehässigen Einflüsterungen des Prälaten zu bilden vermochte. Solche Tröstungen jedoch thaten auch dem damals unstät, von einem Aufenthaltsorte zum andern

Digitized by Google

herumirrenden Manne besonders nötig; denn durch seine einflußreichen Gegner und Neider war derselbe fast zu einem Spotte der Kinder geworden, welche, wenn er mit gebeugtem Haupte und traurigen Mienen im Gefolge des Königs sich sehen ließ, auf ihn hinwinkten, andeutend: dies ist der Träumer.

Die Königin Isabella übrigens erhielt in Kolumbus so wie in sich selber ohne Aufhören die Hoffnung auf das endliche Gelingen des großen Unternehmens; sie ließ von Zeit zu Zeit Zahlungen als Wartegeld an ihn verabreichen, und mit ihr zugleich unterstützten ihn der großmütige, schon vorhin genannte Alonzo de Quintavilla, der Herzog von Medina Celi und der Mitstreiter vor dem Gelehrtentribunal in Salamanca, Diego de Deza. Eine Ermutigung von andrer Art mochten dem vielgeplagten Manne auch jene Anerbietungen gewähren, welche ihm im Jahre 1488 und 1489 der König Johann II. von Portugal sowie Heinrich VII. von England machten, in ihre Dienste zu treten und mit ihrer Unterstützung seine Entdeckungsreise zu unternehmen. In einem der Feldzüge dieser beiden Jahre hatte Kolumbus durch Thaten der persönlichen Tapferkeit sich ausgezeichnet. Eine neue Verstärkung des innern Antriebes zur Vollführung seines großen Unternehmens war ihm durch die Aufforderung gekommen, welche um jene Zeit die Väter des heiligen Grabes in Jerusalem an die europäische Christenheit zur Hilfe gegen die barbarischen Gewaltthätigkeiten der Moslims ergehen ließen; der Mann voll kühner Hoffnungen gelobte sich's, als er die Gefahr der heiligen Stätte vernahm, den Gewinn, den seine Entdeckungsreise ihm bringen könnte, zunächst und am meisten für die Wiedergewinnung des heiligen Grabes, für die Befreiung Jerusalems von mohammedanischer Obergewalt zu verwenden. Es war dies wieder eine neue Palme zu jenen andern, welche der in seinen Hoffnungen glückselige „Träumer" als künftigen Siegespreis seiner Thaten und Kämpfe sich vor Augen stellte.

Endlich erhielt nach jahrelangem Warten Kolumbus den Bescheid des Hofes aus der Hand des mißgünstigen Fernando de Talavera. Der Inhalt der königlichen Entschließung lautete so: daß in diesem Augenblick zu viele und große Aufgaben auf dem Staate lasteten, als daß derselbe in stande sei auf neue, kostspielige Unternehmungen sich einzulassen; daß aber darum die Hoffnung auf eine Gewährung der Bitte bei einer günstigen Zeit nicht aufzugeben sei. Der so oft getäuschte Seemann, als er nach mehr als sechsjährigem Harren sich nur aufs Ungewisse hin verwiesen sah, beschloß jetzt ernstlich das ihm durch Liebe und Freundschaft so teuer gewordene Spanien zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben, dessen König Karl VIII., ihn kurz vorher aufgefordert hatte in seine Dienste zu treten.

Noch einmal, gegen Anfang des Jahres 1492, kam Kolumbus vor der Pforte des Klosters la Rabida an, das ihm vor sechs Jahren eine trauliche Zufluchtsstätte geworden; er kam auch diesmal wie ein armer Wandersmann, mit abgetragenem Rocke und mit tiefgebeugtem Gemüt. Als der treue, alte Prior Juan Perez den Freund in solchem äußern Zustande und in solcher Stimmung hereintreten sah, als er gleich beim

Digitized by Google

ersten Gespräch erfuhr, daß derselbe im Begriff stehe Spanien auf immer zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, da wurde er tief bewegt. Auch er, der gute Prior, war einst in ihrer früheren Jugend Beichtvater und geistlicher Führer der Königin Isabella gewesen; er wußte, daß diese noch immer in dankbar kindlicher Zuneigung sich seiner erinnere; er machte den letzten Versuch, seinen Freund für Spanien zu erhalten, schrieb einen Brief voll dringender Vorstellungen an die edle Herrscherin, und ließ ihn durch einen redlichen, verständigen Steuermann aus Lepi, den Sebastian Rodriguez, bestellen. Nach 14 Tagen kam die Antwort: der Prior solle selbst vor der Königin erscheinen, die damals in dem neuerbauten, zur kriegerischen Festung bestimmten Santa Fé sich aufhielt. Noch in derselben Nacht sattelte der treugesinnte Mann sein Maultier, und in wenig Tagen erschien er bei Hofe.

Mit solcher Wärme und in so eindringlicher Weise hatte noch niemand für Kolumbus und sein großes Unternehmen zu den Ohren und dem Herzen der geist- und gemütvollen Königin Isabella gesprochen als der alte, ehrwürdige Bekannte und geistliche Führer ihrer Jugend, der Prior von la Rabida. Seine Vorstellungen wurden von der Markgräfin von Moya mit gleicher Wärme unterstützt. Einer so beredten Fürsprache konnte die Königin nicht widerstehen, sie sprach das Verlangen aus, daß Kolumbus noch einmal vor ihr erscheinen solle, und nach der ihr eignen Milde ließ sie demselben sogleich eine für jene Zeit bedeutende Summe anweisen, damit er sich ein Maultier für seine Reise verschaffen und mit einer für den Hof anständigen Kleidung versehen könne. Der edle Prior ließ augenblicklich diese günstige Nachricht und die empfangene Summe durch einen Mann aus Palos dem in La Rabida harrenden Freunde zukommen, und dieser säumte nicht, dem königlichen Befehl zu gehorchen.

Kolombus kam gerade in jenen für die spanische Geschichte denkwürdigen Tagen im Heerlager und bei Hofe an, als Granada, der letzte feste Haltpunkt der maurischen Macht, den siegreichen Händen der Christen sich ergab. Hiermit endigten sich jene fast achthundertjährigen blutigen Kämpfe, welche der mohammedanische Halbmond mit dem Kreuz geführt hatte; jener verschwand für immer von der pyrenäischen Halbinsel. Eine Reihe der glänzendsten Festlichkeiten begann infolge des herrlichen Sieges; der Hof erschien in einer noch nie gesehenen Pracht, in der Mitte aber des königlichen, von der Siegesfreude trunkenen Gefolges zeigte sich ein Mann mit ernsten Mienen, der an diesem Freudenrausche keinen Teil nahm, weil er an andre, größere Siege des Christentums dachte, als der über den letzten Rest der mohammedanischen Macht in Granada gewesen; dieser Mann war Kolumbus. Mit Ungeduld wartete derselbe auf den Augenblick, in welchem der Lärm der Freudenfeste enden und das königliche Paar für andere Gedanken wieder empfänglich sein werde.

Dieser Augenblick kam, gewährte jedoch keineswegs das, was Kolumbus erwartet hatte. Der ihm von Anfang an ungünstige Fernando de Talavera, dessen Stolz seitdem durch seine Ernennung zum Erzbischof von Granada noch bedeutend gewachsen war, hatte abermals die Unterhand-

Digitized by Google

lung zu leiten, und als der große Genueſe, voll von jenen hohen Erwartungen, die er auf das Gelingen ſeines Unternehmens gründete, Forderungen machte, wie ſie für den Entdecker einer neuen Welt nicht unziemlich waren, entließ ihn Talavera mit Entrüſtung. „Entweder", ſo ſtellte er der Königin die Sache dar, „das Unternehmen gelingt, und der ſpaniſche Thron iſt genötigt, die übermäßig ehrgeizigen Bedingungen, welche ein fremder Abenteurer ihm vorſchreibt, zu erfüllen, oder, was freilich ungleich wahrſcheinlicher iſt, es gelingt nicht, und der Hof ſetzt ſich dem Geſpött aller auswärtigen Höfe über ſeine getäuſchte Leichtgläubigkeit aus." Die gute Königin wurde abermals wankend in ihrem Entſchluß; ſie ließ den Kolumbus ermahnen, ſeine Forderungen zu mäßigen, dieſer aber beſtand feſt auf ſeinem Begehren; die Unterhandlung wurde abgebrochen: die ſo lange gehegte Hoffnung auf ſpaniſche Unterſtützung ſchien für immer vernichtet; die Geduld des vielgeprüften Seemanns war zu Ende, er nahm Abſchied von den Freunden und machte ſich auf den Weg nach Frankreich.

Mit tiefem Schmerze ſahen dieſe Freunde, deren Anzahl und deren geiſtige Kraft ſo wie äußere Stellung keine geringe war, den Kolumbus hinwegziehen. Ein großer Verluſt drohete der Nation und dem Vaterlande. Louis de Santangel, der Obereinnehmer der geiſtlichen Einkünfte in Aragonien, ein durch ſeine patriotiſchen Geſinnungen wie durch ſeinen klaren Verſtand höchſt achtungswürdiger Mann, läßt ſich bei der Königin zur Audienz melden. Dieſe empfängt ihn, und mit großer Freimütigkeit äußert Santangel ſein Erſtaunen darüber, daß eine Herrſcherin von ſolchem Geiſt und ſolchem Mute, welche ſchon ſo große Unternehmungen glücklich zu Ende gebracht habe, Anſtand nehmen könne auf ein Anerbieten einzugehen, bei welchem im Fall des Mißlingens der Verluſt an gemachten Auslagen höchſt unbedeutend, der mögliche Gewinn aber ein unberechenbar hoher ſein werde. Er bat zur Ehre Gottes und der ſpaniſchen Nation, das große Unternehmen zu unterſtützen, nicht ſich irren zu laſſen durch die Einflüſterungen übel unterrichteter, wenn auch ſonſt im Rufe der Gelehrſamkeit ſtehender Männer; eine fremde Macht werde ohnfehlbar eine ſolche Gelegenheit, ihre Herrſchaft über ein fernes, unermeßlich reiches Land auszubreiten, begierig ergreifen, und Spanien werde dann zu ſpät beklagen, daß es den hohen Vorteil, der ſich ihm dargeboten, ſo leicht aus den Händen gelaſſen habe. Ohnehin ſtehe Portugal, ſeitdem Diaz im Jahre 1486 die Südſpitze von Afrika umſchifft habe, bereits ganz nahe an dem glänzenden Ziele der Auffindung des Handelsweges nach Oſtindien, und Frankreich, wenn jetzt Kolumbus in ſeine Dienſte trete, werde noch ſchneller und auf näherem Wege dahin gelangen.

Die Königin fühlte das Wahre und Treffende, das in Santangels Vorſtellungen lag. Durch den letzten Feldzug jedoch war ihre Kaſſe ſo ſehr erſchöpft, daß ſie kein andres Mittel ſah die zur Ausrüſtung des Reiſeunternehmens nötige Summe aufzutreiben, als die Verpfändung ihrer Juwelen; aber ſelbſt hierzu erklärte ſie ſich bereit. Santangel, tief gerührt über den hohen Entſchluß der huldvollen Herrſcherin, küßte dieſer

Digitized by Google

die Hand und bat sie ihre Juwelen zu behalten, ihm aber zu erlauben, daß er selber die nötige Summe von 17 000 Gulden vorstrecke. Ein reitender Bote ward dem Kolumbus nachgesendet, holte diesen einige Stunden jenseit Granada ein und führte ihn noch einmal vor das Angesicht der Königin zurück.

Diese hatte nun alle früheren Bedenklichkeiten besiegt, sie gab sich von ganzem Herzen der frommen Begeisterung für ein Unternehmen hin, das vor allem zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden dienen sollte; ihr königlicher Gemahl dagegen, welcher jetzt auch seine Zustimmung gegeben, dachte an die Ausbreitung seiner eignen weltlichen Macht und an den Gewinn jener Schätze, an denen das Land, nach welchem die Fahrt ging, so unermeßlich reich sein sollte, und so waren beide in Hoffnung fröhlich. Ein Vertrag zwischen dem königlichen Paare und Kolumbus ward am 17. April 1492 unterzeichnet, in welchem dem letzteren alle die Forderungen gewährt wurden, welche man kurz vorher als ganz unmäßige abgewiesen hatte. Derselbe wurde zum Großadmiral aller der neuen Meere, zum Vizekönig all der Länder und Inseln ernannt, welche er auf seiner Fahrt entdecken werde; der zehnte Teil alles reinen Gewinnes war sein, und all diese Vorteile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen. Er selber dagegen verpflichtete sich von seinem Gewinn den achten Teil der Ausrüstungskosten zu vergüten. Die Königin fügte dieser Gewährung noch einen andern Beweis ihrer Huld bei, indem sie den ältesten Sohn des Seefahrers, den Diego, als Pagen in die Dienste ihres ältesten Prinzen und vermutlichen Thronerben Johann nahm, eine Auszeichnung, welche damals nur den Söhnen des höchsten Adels widerfuhr. So war dem Sohne des genuesischen Wollkämmers, dem Zeichner der Landkarten in seinem 56. Jahre das gelungen, was seit seinem Knabenalter ein dunkler Traum, seit dem Beginn seines Mannesalters ein herrschender Gedanke seiner Seele gewesen.

Obgleich die Regierung durch ihr Beispiel auch in dem Volke eine Teilnahme an des Kolumbus Unternehmen zu wecken suchte, gelang dieses dennoch nur mit großer Schwierigkeit. Man sah sich genötigt denen, welche die Fahrt als Seeleute mitmachen wollten, allerhand solche Vergünstigungen einzuräumen, die zur Anlockung selbst eines schlechten, verzweifelten Gesindels dienen konnten. Wenn z. B. jemand in Person oder mit seinem Anwesen in einen Kriminalprozeß verwickelt war, dann wurde dieser während seiner ganzen Seereise und auch auf zwei Monate nach seiner Rückkehr als niedergeschlagen und aufgehoben betrachtet. Doch sammelte sich um Kolumbus und sein Glück, als derselbe diesmal wie im Triumph wieder im Kloster von La Rabida eingezogen war, von Palos her auch eine kleine Anzahl solcher furchtloser und erfahrener Seeleute, welche die Fahrt aus wahrhafter Neigung für das große Unternehmen mitmachten. Unter diesen war Martin Alonzo Pinzon, ein wohlbemittelter Schiffer und Bürger von Palos, der nicht nur durch ein freigebiges Darlehen aus eignen Mitteln, sondern auch durch den großen Einfluß, den er auf die Leute seines Standes in der ganzen Umgegend hatte, den

Digitized by Google

Fortgang der Ausrüstung sehr beförderte. Mit jenem Manne, der bei Kolumbus' späteren Schicksalen eine zum Teil zweideutige Rolle gespielt hat, nahm zugleich Vincent Pinzon, ein Bruder des Martin Alonzo, an der Seefahrt Anteil.

Freilich war die ganze Ausrüstung, für deren Förderung außer den Gebrüdern Pinzon auch der gute Prior von La Rabida seinen ganzen großen Einfluß auf das dortige Volk benutzte, im Vergleich mit dem, was in unsern Tagen nur etwa eine kleine Compagnie von Heringsfischern leistet, eine sehr ärmliche zu nennen. Dieselbe bestand aus drei Schiffen, davon das größte kaum einem jener Marktschiffe zu vergleichen war, worinnen man in unsern Küstengegenden die Handelsleute und Käufer aus einem kleinen Städtchen oder Dorfe samt ihren Waren auf die Messe nach Bremen führt; die zwei kleineren waren eigentlich nur Boote von etwas größerem Umfange, ohne Verdeck in ihrer Mitte, nur vorn und hinten mit kleinen Kajüten versehen. Die ganze Mannschaft, welche in diesen Fahrzeugen zusammengedrängt war, bestand aus 120 Mann, welche großenteils durch Not oder äußere Zwangsmittel zur Teilnahme an dem, wie man meinte, mit augenscheinlicher Todesgefahr verbundenen Unternehmen bewogen worden waren. Namentlich hatte man die Eigentümer des einen der kleinen Schiffe, die Pinta genannt, den Gomez Rascon und Christoval Quintero nur mit Gewalt zur Hergabe ihres Fahrzeuges zwingen können, und diese beiden Männer waren es auch, welche im Verlauf der Fahrt durch ihren feindseligen Widerstand dem Kolumbus, der in dem größeren Schiff, Santa Maria genannt, kommandierte, schweren Verdruß bereiteten. Endlich war gegen Anfang des August alles zur Abfahrt bereit. Der Admiral mit seinen Offizieren und seinem Schiffsvolk brachte den zweiten August und die darauffolgende Nacht im Gebet und mit Andachtsübungen im Kloster La Rabida zu. Gleich solchen, welche auf dem Sterbebette das nahe Ende erwarten, beichteten sie, empfingen Lossprechung und Abendmahl; gleich solchen, die einem nahen, fast sichern Tod entgegen gehen, sah das Volk von Palos laut jammernd und weinend sie Freitags den 3. August 1492 frühe am Morgen unter Segel gehen.

G. H. v. Schubert.

210. Valentin Jameray Duval.

Das Geburtsjahr des Jameray Duval fällt in die Zeit von Frankreichs glänzenden äußeren Eroberungen, zugleich aber auch seiner großen inneren Not. Es war das Jahr 1695. Schwere Abgaben drückten das Reich, die Blüte seiner Jugend wurde für den Kriegsdienst ausgehoben, an vielen Orten lag das Land unbebaut, weil es an den nötigen Arbeitern fehlte; dazu kam öfterer Mißwachs. Handel und Gewerbe waren durch den Krieg gestört, überall trauerten Familien über den Tod eines Bruders oder Sohnes oder rüstigen Vaters, welcher gefallen war in dem Kriege, der für des Königs Ehrgeiz geführt wurde. — Der Landstrich der Champagne ist einer der ärmsten in ganz Frankreich; in ihm liegt das kleine Dorf Artenay, in welchem das Haus von Duvals Eltern eines der

Digitized by Google

dürftigsten war. Denn der Vater, ein armer Bauersmann, starb, als Valentin erst zehn Jahre alt war, und hinterließ der Mutter die Sorge für eine zahlreiche Familie, zu deren Unterhalt die geringen Mittel, welche der Witwe geblieben waren, bei der damaligen großen Teuerung nicht hinreichten. Da gab es täglich Jammer und Klagen, Geschrei der kleineren Kinder nach Brot und eine Übung der größeren im Hunger und in der Arbeit. Doch in Valentin war eine Naturkraft, welche sich nur um so mutiger äußerte, je größer die Not war; was ihm an äußeren Freuden abging, das ersetzten ihm reichlich die inneren Freuden, die seine fröhliche Sinnesart ihm gewährte; denn er war der munterste Knabe im ganzen Dorfe, der die anderen Kinder durch seine Lustigkeit ergötzte und ihre Spiele durch seine heitern Einfälle belebte. Er hatte in der Schule seines Dorfes nur notdürftig lesen gelernt, als er im zwölften Jahre seines Alters in den Dienst eines Bauern trat. Das Hüten der jungen Welschhühner, das ihm sein Herr während des Sommers anvertraute, war freilich für seinen lebhaften Geist eine langweilende Beschäftigung; deshalb darf es uns nicht verwundern, daß der Knabe beständig auf Mittel zu seiner Unterhaltung sann, die nicht immer glücklich gewählt waren. Unter andrem hatte er gehört, daß man die kalekutischen Hühner durch die rote Farbe wie toll machen könne. Er wollte die Wahrheit dieser Aussage prüfen und hing deshalb einem Stück seiner Herde einen roten Tuchlappen um den Hals. Das Tier geriet in heftigen Zorn, zerarbeitete sich gefährlich, um den Lappen los zu werden, und flatterte dann, ohne sich fangen und aufhalten zu lassen, so lange herum, bis es tot zur Erde fiel. Alsbald jagte ihn der Bauer aus seinem Dienst, und da sich in seinem Dorfe kein andres Geschäft für ihn fand, die Mutter aber zu arm war, ihn zu ernähren, machte er sich auf, um auswärts ein Unterkommen zu finden.

Es war im Winter von 1708 und 1709, unfehlbar dem härtesten, den man aus dem Verlauf des vorigen Jahrhunderts kennt, als der Knabe Duval seine erste Wanderung in die weite Welt antrat. Die Kälte, welche nach dem h. Dreikönigsfeste 1709 ihren höchsten Grad erreichte, war so furchtbar, daß niemand ohne die äußerste Not sich aus den Wohnungen und aus der Nähe des Feuerherdes hinauswagte ins Freie; denn man hörte täglich von Menschen, die an den Wegen, zum Teil aber auch selbst in ihren Häusern erfroren gefunden waren. Alle Orte der öffentlichen Versammlungen, auch die Gerichtshöfe und selbst die Kirchen waren verlassen; man konnte nicht einmal den Wein und das Wasser zum Dienst des Altars flüssig erhalten. Der Wein in den Kellern erstarrte zu Eis, das Vieh in den Ställen erlag zum Teil dem Frost, die Tiere des Waldes, vierfüßige wie Geflügel, nahten sich den Wohnungen und selbst dem Herde des Menschen, um da Schutz gegen die grausenhafte Kälte und Futter zu suchen, das ihnen draußen der hohe Schnee verdeckte. Viele Vögel fielen gelähmt aus der Luft, die Fische starben in den bis zum Grunde ausgefrornen Weihern, die Saat auf den Feldern wie die Reben der Weinstöcke wurden von der Kälte zerstört, die Bäume in den Gärten

Digitized by Google

und selbst die Stämme des Laubholzes in den Wäldern zerbarsten, Felsenstücke wurden zersprengt und stürzten herab. Es dauerte mehrere Jahre, bis die Spuren der Verheerungen, welche jener Winter durch seine Kälte und später durch den Eisgang der Flüsse angerichtet hatte, nur einigermaßen verlöscht werden konnten; Weinberge wie Ölbaumpflanzungen mußten neu angelegt werden, und länger als ein Menschenalter hindurch sah man verstümmelte Leute an Krücken gehen, welche ihre Glieder nicht im Kriege, sondern infolge des Erfrierens unter den Messern und Sägen der Wundärzte verloren hatten.

Eben in jenen Tagen, da der Winter am stärksten zu werden begann, irrte der junge Duval von Ort zu Ort auf den menschenleeren Landstraßen umher, um einen Dienst und eine Freistätte gegen Frost und Hunger zu suchen. Da kam zu diesen beiden Arten der Not und Plage noch eine dritte, die härteste von allen, die seinem Leben plötzlich ein Ende zu machen drohete, und welche ihm dennoch zu seiner Rettung von dem sonst unvermeidlichen Tode des Erfrierens und Verhungerns zugesendet war. Auf dem Wege zwischen Provins und Brie, in der Nähe einer Pächterwohnung, überfiel ihn ein furchtbares Kopfweh, daß es ihm schien, als würden die Knochen des Schädels zersprengt und die Augen aus ihren Höhlen herausgedrängt werden. Er konnte nur noch mit Mühe zur Thüre der nahen Pächterwohnung sich hinschleppen und der Person, die sie ihm öffnete, die demütig flehentliche Bitte aussprechen, daß man ihm einen Winkel anweisen möchte, wo er sich erwärmen und von dem lähmenden Schmerz erholen könne. Man öffnete ihm den Schafstall, und jene gelinde Wärme, welche die zahlreich dort versammelten Tiere durch Odem und Ausdünstung verbreiteten, war ihm wohlthätiger, als ihm in diesem Augenblick das geheizte Zimmer des besten Wohnhauses hätte sein können. Bald löste sich die Erstarrung seiner Glieder auf, zugleich aber wurde das Kopfweh so heftig, daß es dem Kranken die Besinnung raubte. Als am andern Morgen der Pächter in den Stall trat und die fieberhaft entzündeten, funkelnden Augen, das angeschwollene, mit roten Pusteln bedeckte Angesicht des Knaben sahe, erschrak er nicht wenig. Ohne Rückhalt erklärte er dem armen Kranken, daß er die Kinderpocken habe und unfehlbar sterben müsse, weil er viel zu schwach und elend sei, um an einen Ort der besseren Verpflegung hinzugehen oder gebracht zu werden, hier aber in diesem armen Hause nicht so viel vorhanden sei, um ihm, während einer so lang dauernden Krankheit, den notdürftigsten Unterhalt zu gewähren. Der kranke Knabe war unvermögend ein Wort zu sprechen. Da rührte sein Zustand den Pächter, er ging nach seinem Wohnhaus und brachte von dort ein Bündel alten Linnenzeuges, in das er den Knaben, nachdem er ihn mit Mühe entkleidet hatte, wie eine Mumie einwickelte. Dort im Stalle lag der Dünger der Schafe in Schichten angehäuft, zwischen diese hinein machte der Pächter ein Lager aus Spreu, die vom gesichteten Hafer abfällt, legte den Knaben darauf und deckte ihn dann bis an den Hals zuerst mit Spreu, dann mit den hinweggehobenen Lagen des Düngers zu. Wie über einen Toten, den man ins Grab gesenkt

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

hat, machte der mitleidige Mann, als er das Geschäft des Eingrabens beendigt hatte, ein Kreuz über Duval, empfahl diesen Gott und seinen Heiligen und sprach beim Weggehen nochmals die Versicherung gegen ihn aus, daß nur ein göttliches Wunder ihn von dem nahen Tode retten könne.

Es hatte dieser Versicherung nicht bedurft, um den armen Kranken mit Gedanken an sein Ende zu erfüllen; er fühlte sich zum Sterben matt, und die Betäubung der Sinne, die ihn von Zeit zu Zeit beschlich, schien ihm bereits der Anfang des Todesschlummers, dem er, in seinem Halbtraum, ohne Furcht entgegensah. Aber das Wunder einer göttlichen Vorsorge, das allein, nach der Aussage des Pächters, ihn retten konnte, hatte ja bereits seinen Anfang genommen; er war gerade im rechten Augenblick zu diesem für ihn heilsamen Obdach gekommen, und eine Art von Instinkt hatte dem Pächter das zwar sonderbare und den Sinnen widerwärtige, zugleich aber für diesen Fall zweckdienlichste Mittel eingegeben, um der Krankheit ihre tötende Macht zu nehmen. Der warme Aushauch der Schafherde, die sich um sein Grab hermlagerte, die Wärme, welche die Grabstätte selber von allen Seiten über seine kranken Glieder ausgoß, erregte einen wohlthätigen Schweiß und erleichterte hierdurch den Ausbruch der Pocken. Das Kopfweh und die Betäubung waren hiermit gehoben; das Leiden war zu einem äußerlichen geworden, für ein fremdes Auge freilich gräßlich anzusehen, für das Gefühl des Kranken aber sehr erträglich.

Während Duval so in seinem Schafstalle geborgen lag und über nichts zu klagen hatte, als über eine außerordentliche Schwäche und über den allmählich sich wieder anmeldenden Hunger, wütete draußen im Freien der Frost des Winters mit noch immer zunehmender Heftigkeit. Mehrmals wurde er nachts aus seinem Schlafe durch ein Getöse aufgeweckt, das dem Donner oder dem Abfeuern einer Artillerieſalve glich, und wenn er am Morgen den Pächter um die Ursache des nächtlichen Schreckens fragte, erzählte ihm dieser, daß der Frost wieder einen oder etliche der Walnuß- oder Eichenbäume, die in der Nähe des Stalles standen, bis auf die Wurzel hinab zerspalten, oder durch das Gefrieren der tief in den Klüften verborgenen Feuchtigkeit ein benachbartes Felsenstück zersprengt habe. Draußen auf den Landstraßen wie in den Hütten erfroren noch täglich Menschen; der Pächter selber in seiner armen Wohnung konnte sich bei dem immer flammenden Ofenfeuer der Erstarrung kaum erwehren, nur Duval hatte es in seinem seltsamen Behältnis und zwischen seiner tierischen Dienerschaft ebenso warm, wie der König oder ein Prinz von Frankreich in ihren wohlverwahrten Zimmern.

Dennoch war dies Glück kein ungestörtes, denn mitten in dem wohlthuenden Gefühl des Ausruhens und der gleichmäßigen Erwärmung der kraftlosen Glieder, stellte sich jetzt, als die Krankheit sich milderte, die Plage des Hungers ein. Der Schäfer, der sich der Pflege des Knaben nach Kräften annahm, war ein sehr armer Mann; ihn hatten die unerschwinglichen Abgaben und Steuern, welche Frankreichs reicher König auf

Digitized by Google

seine armen Unterthanen legte, so ganz zu Grunde gerichtet, daß ihm von den hartherzigen Einnehmern bereits sein ganzer Hausrat genommen war, dazu auch sein Zugvieh, bis auf einige zum Anbau seiner Felder unentbehrliche Stücke; nur die Schafherde war in seiner Obhut geblieben, weil sie nicht ihm, sondern dem Eigentümer des Gutes gehörte. Indes that der gute Mann dennoch, was er konnte. Er ließ seinem armen Pflegling täglich zweimal einen dünnen Wasserbrei reichen, an welchem keine andere Zuthat war als Salz, und auch dieses so sparsam, daß man es kaum schmeckte; denn selbst das Salz war so hoch besteuert, daß es dem armen Volke schwer fiel, sich nach Bedürfnis damit zu versorgen. Eine Art von zugestöpselter Flasche war das Gefäß, worin man das Hafermus überbrachte; hierdurch allein war es möglich, diese Speise vor dem Gefrieren zu bewahren, indem der Kranke die Flasche zu sich in sein warmes Lager hineinnahm, um sich von Zeit zu Zeit an einem Schluck aus derselben zu erquicken; das Trinkwasser, das man ihm brachte, war häufig halb gefroren.

Einige Wochen hindurch war diese Kost zur Stillung des Hungers hinreichend, dann aber verlangte die wieder stärker werdende Natur eine kräftigere Kost. Aber auch diese konnte der arme Pächter nur durch Wassersuppe und einige Stücke Schwarzbrot gewähren, welches so fest gefroren war, daß man es mit dem Beil zerschlagen mußte, und daß nur die Wärme des Mundes oder der Lagerstätte es genießbar machte. So gering auch diese Gaben einer Liebe, welche ihren Lohn auf Erden nicht dahin nahm, in den Augen der Menschen sein mochten, so überstiegen sie dennoch das Vermögen des Pächters. Dieser sah sich genötigt, den Pfarrer des Dorfes um Hilfe für seinen Kranken anzusprechen, und seine Bitte fand Erhörung. Die Wohnung des Pfarrers war fast eine Stunde weit von dem Schafstall entfernt; dorthin wurde Duval gebracht, nachdem man ihn vorsichtig aus seinem Grabe genommen, in andere Lumpen und einige Bündel Heu eingewickelt und auf einen Esel gesetzt hatte. Noch immer war, als er diesen Umzug antrat, die Kälte so groß, der Wechsel zwischen der Wärme seines Lagers und der freien Luft so wehethuend, daß er halb tot und mit erstarrten Gliedern an seinem neuen Bergungsorte anlangte. Hier suchte man den gefährlichen Folgen der Frostbeschädigung dadurch zuvorzukommen, daß man den Kranken mit Schnee rieb und ihn dann in ein Lager brachte, welches an Beschaffenheit so wie für Erhaltung einer gleichmäßigen Wärme fast ebenso eingerichtet war, als das im Schafstalle des Pächters. Erst nach acht Tagen, als die Kälte sehr bedeutend nachgelassen hatte, brachte man den wieder kräftiger gewordenen Kranken in ein Zimmer und in ein ordentliches Bett. Die Pflege nnd Kost im Pfarrhause waren freilich viel besser denn die, welche der arme Pächter hatte gewähren können; bald fühlte sich Duval eben wieder so gesund und stark, als er vor seinem Erkranken gewesen war. Gleich nach der Zurückkehr der Gesundheit kam nun aber auch die Reihe wieder an das Wandern. Der gute Pfarrer konnte in seinem kleinen Haushalte keinen neuen Diener brauchen; er deutete dem kräftigen Burschen, welchem das

Digitized by Google

Stillesitzen schon selber nicht mehr behagte, an, daß er sich jetzt nach einem Dienste umsehen solle, versorgte ihn mit einem kleinen Reisegeld und entließ ihn mit freundlichen Segenswünschen aus seiner freigebigen Pflege.

Gerade zu jener Zeit hielt es ganz besonders schwer, in der Champagne ein Unterkommen zu finden. Zwar hätte man überall der arbeitenden Hände bedurft, denn durch das rücksichtslose, gewaltthätige Ausheben der Jünglinge und Männer zum Soldatenstande war das Land eines großen Teiles seiner Anbauer, die Herden ihrer Hirten beraubt worden; aber so gut man auch einen jungen, rüstigen Arbeiter hätte brauchen können, mußte man dennoch in solcher Zeit der Not von dem Wunsche abstehen. Jeder Hausvater, wo anders noch einer war, hatte Mühe, um nur für sich und die Seinigen das nötige Brot herbeizuschaffen; man konnte das wenige, das noch aufzubringen war, mit keinem neuen Ankömmlinge teilen. Wie schon erwähnt, hatte der außerordentlich harte Winter fast alle Hoffnung des Ackerbauers und Winzers auf eine Ernte für dieses Jahr vernichtet; die Einnehmer der Steuern und Kriegslasten, die Kornwucherer, welche mit dem Verkauf ihrer Getreidevorräthe zurückhielten, damit der Preis für dieselben noch immer höher steigen möge, fragten nicht nach dem Jammer des armen Volkes; sie waren fast ebenso hartherzig, als ihr König Ludwig XIV. So wie dieser, waren sie nur auf Befriedigung ihrer Selbstsucht bedacht, und wenn auch Tausende dabei im Elend verderben, Säuglinge an der Brust der ausgehungerten Mütter verschmachten mußten.

Jameray Duval, da er so, ohne ein Unterkommen zu finden, von Dorf zu Dorf, von Meierhof zu Meierhof zog und überall nichts sah, als bittern Mangel, von nichts hörte, als von Mißwachs, Teurung und Hungersnot, fragte endlich, ob es denn nicht etwa irgend wo anders eine Gegend geben möge, in welcher das Getreide nicht erfroren wäre. Man sagte ihm, daß vielleicht gegen Morgen und Mittag hin Länderstriche sein könnten, welche der wärmendere Einfluß der Sonne gegen die Verheerungen des harten Winters geschützt habe. Diese Andeutung erfüllte das Herz des jungen Wanderers mit Hoffnung und Freude. Seiner damaligen Vorstellung nach war die Welt, so wie sie dem Auge eines Bewohners der Ebene an heitern Tagen erscheint, eine tellerförmig ausgebreitete Fläche, auf deren Saum das krystallene Gewölbe des Himmels festgestellt ist, über welches die Sonne am Tage ihren Lauf nimmt, und an welchem bei Nacht die Sterne wie Lampen sich entzünden, die am Morgen verlöschen. Die Sonne selber, wie sie im Kalender ähnlich einem Menschenhaupte dargestellt ist, hielt der Knabe für ein lebendiges Feuerwesen, von welchem es ihm allerdings ganz glaublich erschien, daß es da, wo es der Erde, wie scheinbar am östlichen Horizont, bei seinem Aufgang am nächsten sei, die meiste Wärme verbreiten müsse. Dieser Ansicht vertrauend, richtete jetzt unser Jameray seinen Lauf unverwandt dahin, wo ihm am Morgen die Sonne aufging. Der Anfang seines Weges schien nicht sehr geeignet, ihm zur Fortsetzung desselben Mut zu machen; er führte ihn durch die armseligsten Gegenden der Champagne. Die niedern,

Digitized by Google

aus Lehm gebauten, mit Rohr oder Stroh gedeckten Hütten, mit ihren in Lumpen gehüllten Bewohnern, deren von Mangel und Kummer gebleichte, welke Wangen keines frohen Lächelns, sondern nur wie das abgezehrte Angesicht ihrer halbnackten Kinder des Weinens fähig schienen, waren recht geeignet, auch den wanderlustigsten Sinn zurückzuschrecken. Dazu kamen noch die harten Entbehrungen auch der alltäglich gewohnten Nahrungsmittel, denen der durchreisende Wanderer mit den Einheimischen zugleich ausgesetzt war. Statt des eigentlichen Brotes stillte ein gebackenes Machwerk aus zerstampftem Hanfsamen den Hunger des Landvolkes; Duval mußte froh sein, wenn er nur von dieser ungesunden Speise so viel gegen bares Geld erkaufen konnte, als zur notdürftigen Sättigung hinreichte. Aber diese Sättigung war nur scheinbar; sie gewährte keine Stärkung der Glieder, sondern bewirkte ein Gefühl des Mißbehagens und der Eingenommenheit des Kopfes, an welcher unser Wanderer noch einige Zeit nachher zu leiden hatte. Doch das alles konnte ihn nicht in seinem, durch einen mächtigen innern Antrieb erregten Laufe hemmen, er setzte so eilig als möglich seinen Weg nach Osten fort. In dieser Richtung kam er eines Tages auf einen Hügel, an dessen Fuß eine nicht sehr ansehnliche Ortschaft (Bourbonne les Bains) lag. Der dichte Dampf, welcher aus ihrer Mitte emporstieg, schien dem jungen Wanderer der Rauch einer verlöschenden Feuersbrunst zu sein. Er staunte nicht wenig, da man ihm sagte, daß dieser Rauch von heißen Wasserquellen käme, welche dort aus der Tiefe hervordrängen. Ein so unerwarteter Bericht reizte seine Neugier im hohen Grade. Er lief zu den Quellen, legte sich auf den Boden, steckte seine Hand mehrmals in das hervorsprudelnde Wasser, mußte sie aber immer wieder schnell zurückziehen, weil die Hitze ihm unerträglich war. Hierauf begann er, in kindischem Unverstand, seine weitern Untersuchungen. Nirgends war ein Ofen oder ein Feuerherd zu sehen, der das Wasser so sieden machte; „was konnte man (nach seinem Bedünken) wohl andres annehmen, als daß hier die Nachbarschaft der Hölle sei, und daß ein großer Leichtsinn dazu gehöre, um an einem solchen Ort sich anzubauen und zu wohnen?“

Aus dieser vermeintlichen Nachbarschaft der Hölle kam unser junger Wandersmann schon andern Morgens in eine Landschaft, welche ihn durch ihren blühenden Zustand an die Nähe des Himmels zu erinnern schien. Man kannte damals noch nicht jene Plagen und peinlichen Untersuchungen, welche heutigentages dem Reisenden den Übergang aus einem Lande in das andere erschweren; Duval war, ohne es zu wissen, über die Grenze des hartbedrückten, ausgesogenen Frankreich hinaus nach Lothringen gekommen, das um jene Zeit noch unter seinen eigenen, milden Herrschern aus deutschem Fürstenstamme stand. Welcher Unterschied war schon zwischen dem ersten lothringischen Dorfe Senaide und jenen Ortschaften der Champagne, an denen der gerade Lauf von West nach Ost seit acht Tagen vorübergeführt hatte! Da sah man nicht jene armseligen, mit Schilf gedeckten, niederen Lehmhütten mit ihren totenbleichen, abgezehrten Bewohnern, sondern hoch und schön gemauerte Häuser, gedeckt mit Ziegeldächern,

Digitized by Google

bewohnt von Menschen, deren gutgenährte Gestalt und frische Gesichtsfarbe von Glück und Wohlstand zeugte. Wie munter, wie vollwangig und schön waren hier die gutbekleideten Kinder, im Vergleich zu den halbnackten, durch Schmutz und Elend verkümmerten Kindergestalten des französischen Grenzlandes!

Es war eben Sonntag; der Ton der Glocken rief die Bewohner des Ortes zum Gottesdienst in die wohlgebaute, geräumige Kirche; auch Duval, so dankbar froh gestimmt als kaum jemals sonst in seinem Leben, eilte dahin. Hier erschien ihm alles neu und herrlich, was er sah: der doppelte Wappenadler über dem Thor des Vorplatzes, die in seinen Augen prachtvolle Kleidung der Landleute, die Menge der jungen Burschen, welche hier kein tyrannischer Zwang ihrer Heimat und ihren Familien entriß, um sie als Soldaten der unersättlichen Habgier eines unheilbringenden Königs aufzuopfern. Statt der armseligen Kittel aus Drilch und Sackleinwand, die seine Landsleute trugen, sah unser junger Wandersmann das Mannsvolk von Senaide in anständigem Zeug und Tuchkleidern mit silbernen Knöpfen einhergehen, die Frauen mit Halbärmeln und Manschetten, so reich und zierlich gekleidet, wie in der Champagne die wohlhabendsten Bewohnerinnen der Städte. Hier ward nirgends das Geklapper der schweren Holzschuhe gehört, in welche das Landvolk der Champagne seine nackten Füße steckt, denn selbst die Ärmeren waren mit Strümpfen und Schuhen versehen. Und nicht nur die schaulustigen Augen, sondern auch der ausgehungerte Magen des Fremdlings fand hier seine Weide. Statt des ekelhaften Gebäckes aus zerstoßenem Hanfsamen gab es da wohlschmeckendes Weizenbrot, dazu Fleisch und kräftige Zuspeise, welches alles die Freigebigkeit der Dorfbewohner ganz oder fast umsonst darreichte. Hier war gut sein; hier war, nach Duvals Bedünken, das Land, dem die wärmende Sonne bei ihrem Aufgehen näher ist, denn der übrigen Erde; hier wollte er bleiben. Und dieser Wunsch ging bald in Erfüllung; das hiesige Volk konnte Arbeiter beschäftigen und ernähren; der Schafhirt des nahen Dorfes Elezantaine nahm den rüstigen, muntern Knaben in seine Dienste.

Zwei Jahre lang hatte Duval die Schafe auf den Hügeln von Elezantaine gehütet und sich dabei leiblich sehr wohl befunden. Er war jetzt 16 Jahre alt und zu diesem Alter groß und stark geworden; da regte sich jener Antrieb, der ihn, wie den Wandervogel sein Instinkt, hierher geführt hatte, von neuem. Diesmal nicht in jener mehr tierischen Art, welche nur auf Sättigung des Hungers und nach einem Ort der leiblichen Erholung ausging, sondern in einer geistigeren, darum auch mächtigeren Weise. Dieser Antrieb, der dem Jüngling keine Ruhe ließ, strebte nach einer andern Sättigung, verlangte nach einem andern Frieden, als das Leibliche uns gewähren kann; er war auf die Erhaltung und Entwickelung nicht des äußeren, sinnlichen, sondern des inneren, geistigen Menschen gerichtet. Unser Hirtenknabe fühlte zwar, daß ihm etwas fehle; was dieses aber eigentlich sei, das wußte er nicht. Wenn er in seiner Einsamkeit draußen auf dem Felde die Blumen und Bäume, die Tiere

Digitized by Google

und Steine sah; wenn der Mond jetzt als Sichel oder wachsende Scheibe am Abendhimmel stand und ihm seinen Nachhauseweg beleuchtete, dann, als abnehmender Mond, die Morgenstunde erhellte: da geriet er oft in ein so tiefes Nachsinnen über alle diese Dinge und die Veränderungen, die sich an ihnen zutrugen, daß er weder Anfang noch Ende finden konnte. Wo das Bächlein seinen Anfang nahm, das bei dem Dorf vorüberfloß, das wußte er, denn er kam im Sommer fast täglich zu der Quelle hin; woher aber das Wasser komme, das immer von neuem aus dem Boden hervordrang, das hatte er weder durch seinen Stab noch mit dem eisernen Spaten erforschen können; und daß die Bäche zu Flüssen sich vereinen, dann in ein großes Wasser, in das Meer, verlaufen, das wußte er zwar von Hörensagen, aber er hätte es auch gern mit eigenen Augen gesehen und erfahren. Wenn die Nachbarn zuweilen im Hirtenhaus zusammen kamen, oder wenn an Sonn- und Feiertagen die Dorfleute, und vielleicht auch ein Fremder darunter, außen vor der Kirche der Unterhaltung pflegten: da horchte er mit ganz besonderer Spannung auf alles, was sie von Krieg und Frieden, von Geschichten, welche da und dort sich zugetragen, und von andern Orten und Ländern sprachen. Er hatte immer nur zu fragen, wollte immer mehr wissen und erfahren; das aber, was diese guten Leute ihm sagten, das regte seine Wißbegier nur noch mehr auf, statt sie zu befriedigen. Von der Anhöhe aus, auf welcher Duval öfters seine Schafe hütete, konnte man gegen Morgen hin eine Landschaft überschauen, die zu den fruchtbarsten gehört, welche Lothringen umfaßt. Grüne Wiesen und Felder, dazwischen eine Menge der kleinen Ortschaften und Meierhöfe, ziehen sich, so weit das Auge reicht, von Norden gegen Süden am Fuße des blauen Bergzuges der Vogesen hin, welcher in Osten die Aussicht begrenzt. Dort, auf dem Gipfel jener blauen Berge, hätte unser junger Wandersmann so gern einmal stehen mögen und schauen, was über sie hinüber, jenseit derselben läge; denn so viel hatte er jetzt schon gelernt, daß die Welt viel größer und weiter ausgedehnt sei, als der Kreis, den sein Auge überblickte.

Das, was einige Zeit hindurch nur eine Lust der Augen gewesen war, das wurde zuletzt zu einer Lust und Begierde des Herzens. Duval konnte dem Antriebe, der ihn aus seinem bisherigen Stande hinausführte, nicht länger widerstehen; er verabschiedete sich bei seinem Dienstherrn und trat abermals die Wanderung gegen Osten an. Dort, am Fuße der Vogesen, unweit Deneuvre, hatte um jene Zeit ein frommer Einsiedler, der Bruder Palämon, seine Klause, welche bei dem Landvolk unter dem Namen la Rochette bekannt war. Ein lieblicherer Wohnsitz für einen Einsamen, welcher fern von dem Alltagstreiben und von der Unruhe der Welt mit dem Gedanken an seinen Gott allein sein möchte, kann schwerlich gefunden werden, als la Rochette war. Von der Spitze des Felsens, an welchem die Einsiedelei lag, sah man am Abend die Sonne jenseit einer grünenden, wellenförmigen Fläche untergehen, durch die ein Fluß sich schlängelt, welcher das Schiffsbauholz, zu großen Flößen verbunden, der Meeresküste zuführt. Nach der andern (östlichen) Seite hin fallen die

Digitized by Google

Strahlen des untergehenden Gestirns auf den Abhang des Gebirges, welches von herrlichen Thälern und Schluchten durchschnitten und bis hinan zu seinem Gipfel mit ansehnlichen Dörfern und Landhäusern bebaut ist. Mit dem Dufte der blühenden Bäume und Gebüsche steigen zugleich die Töne der singenden Nachtigallen herauf zu den Sinnen des Wanderers, der auf der Felsenplatte sitzt. Duval kann sich von diesem Orte nicht trennen; wenigstens eine Nacht und den nächsten Morgen möchte er hier zubringen; zutraulich bittet er den Einsiedler ihm einen Ruheplatz in seiner Hütte anzuweisen; sein Wunsch wird ihm gern gewährt.

Es war jene allbedenkende Fürsorge gewesen, die alles, was zusammengehört, zur rechten Zeit und am rechten Orte zusammenführt, welche auch diesesmal Duvals Schritte zur Einsiedelei la Rochette gelenkt hatte. Der Bruder Palämon konnte soeben einen jungen dienenden Gehilfen brauchen, der ihm den Anbau seines Gartens besorgen half und ihm noch sonst mancherlei Handreichungen that. Der treuherzige Bursche, den ihm Gott selber zugeführt hatte, gefiel ihm wohl, und auch diesem hätte ja nichts Angenehmeres und Lieblicheres begegnen können, als bei Bruder Palämon in Dienste zu treten.

Wir erwähnten schon oben, daß Jameray, als die große Dürftigkeit seiner Mutter ihn nötigte, die Dorfschule zu verlassen und als Hüter des Geflügels bei einem Bauer zu dienen, nur soeben lesen gelernt hatte. Diese Kunst, welche, ohne daß wir es recht beachten und erkennen, eine der höchsten und folgenreichsten ist unter allen Künsten, die der Mensch sich zu eigen machen kann, war ihm besonders lieb und wert geblieben; er hatte nicht leicht eine Gelegenheit versäumt sie zu üben. Solcher Gelegenheiten aber gab es seither für ihn nur wenige. Was von lesbaren Sachen im Hause seines gewesenen Dienstherrn, des Schäfers, sich befand, das bestand nur etwa aus einem Kalender und aus dem Meßbuche; die lebhafte Wißbegier des Knaben fand darin nur wenig Nahrung. Hier aber, bei Bruder Palämon, fand sich eine ganze Bibliothek von bisher noch niemals gesehenen Büchern, welche vielleicht mehr denn zwölf Bände zählte. Außer einem oder etlichen Teilen eines damals beliebten Volksbuches, das den Namen „der blauen Bibliothek“ führte, bestand der Proviant der Gelehrsamkeit des frommen Einsiedlers nur in solchen Büchern, welche Gebete und Betrachtungen, Geschichten der Heiligen und Berichte über das Leben einzelner Mönche und Einsiedler enthielten.

Mit einer brennenden Begier ergriff Duval die geistige Nahrung. Es lag ihm ernstlich an, nicht nur in äußeren Arbeiten der Hände, sondern auch im Gebet und frommen Leben ein Gefährte und Genosse des guten Palämon zu werden. Wenn er dann, an einem Frühlingsmorgen, wenn der Tau an den Blumen der Wiese perlte und der Gesang der Nachtigallen ertönte, oben über der Einsiedelei auf der Spitze des Felsens saß und nun die Sonne über den Höhen der Vogesen hinaufstieg, da erhub sich auch bei ihm Sinn und Gemüt zu Gedanken von göttlicher Art und Kraft, welche er bis dahin noch niemals gekannt hatte. Hierbei mußte er jedoch dasselbe erfahren, was vor und nach ihm mancher erfuhr, der

Digitized by Google

in diesem höchsten geistigen Aufschwung sich geübt hat, so lange er nicht von der Lerche und vom aufsteigenden Adler es lernte, daß beim Emporfluge das Auge nach oben, nicht nach unten sich richten müsse. Wer in dieser Weise der Lerche seine Schwingen übt, der sieht wohl, wenn er auch höher schwebt als die Dächer der Häuser und selbst der Gipfel des Turmes, daß es von da an noch weit ist bis zum Gipfel der Gebirge, noch weiter bis hinan zu den Wolken und viel weiter noch bis hinauf zum Sternenhimmel. Wer aber, wenn er in der Höhe schwebt, nur abwärts, nicht aufwärts schauet und da unter sich die Eichen des Waldes, die doch hoch sind, nur noch in Gestalt eines niedrigen Gebüsches erblickt, dem mag es leicht geschehen, daß er vom Schwindel des Hochmuts ergriffen in Gefahr kommt, zu Boden zu stürzen. Unserem jungen Anfänger im Einsiedlerleben erging es so. Weil das jugendliche Feuer in seinem Herzen lebhafter war, als das im Herzen seines alternden Gefährten, weil die äußerlichen Gebärden seiner Frömmigkeit von augenfälligerem Zuschnitt waren, als bei dem stillen, sanften Bruder Palämon, dünkte er sich hoch und groß gegen diesen. Wenn ihm derselbe ein Geschäft im Garten oder einen Gang nach Deneuvre auftrug, der Bursch aber, statt zu arbeiten oder zu laufen, sich andächtigen Betrachtungen im Schatten des Felsens, oder unter einem Baume dem Gebete hingab und dann den wohlverdienten Verweis nur durch bittere Bemerkungen über die Lauheit und den weltlichen Sinn des älteren Bruders erwiderte, da regte sich allerdings in unverkennbarer Weise der Schwindel des Hochmuts. An Erfahrungen von zurechtweisender Art hätte es freilich unserm jungen Einsiedler nicht gefehlt, wenn derselbe nur für solche Belehrungen immer zugänglich gewesen wäre.

Der Aufenthalt bei dem Bruder Palämon dauerte nur kurze Zeit. Die Oberen der Eremitengesellschaft sendeten einen andern Einsiedlergehilfen nach la Rochette; diesem mußte Duval weichen, doch gab ihm sein bisheriger freundlicher Meister ein Empfehlungsschreiben mit auf den Weg, das ihn zu den Einsiedlern von St. Anna bei Lüneville geleitete. Es war ein Weg, welchen der junge Eremit nicht aus eigenem Antrieb und eigner Neigung einschlug; eine höhere Hand lenkte in diesem Augenblick seine Lebensbahn gegen seinen Wunsch und Willen nach dem rechten Ziele hin. Das Herzeleid und die Sorgen, womit er beim Abschied von dem stillen Obdach la Rochette und vom Bruder Palämon sich quälte, waren ebenso schnell vergänglich als jene, die ihn damals niederbeugten, als man ihn aus seinem seltsamen Krankenlager im Schafstalle hervorzog und in Heu und Lumpen gehüllt in das Haus des guten Pfarrers brachte, in welchem er erst völlig genas und von seiner Krankheit sich erholte. Jene Wege Gottes, welche zu unserm ganz besondern Heile dienen, wollen insgemein unsrem Herzen nicht wohlgefallen; sie durchkreuzen meist unsere eigenen Wege, und doch führen nur jene zur Stätte des Friedens, während diese in bahnloser Wüste sich verlieren.

Mit bekümmertem Herzen hatte Duval den Wald von Modon durchwandelt und trat jetzt hinaus ins Freie; da lag vor ihm die zu jener

Digitized by Google

Zeit ganz besonders blühende Stadt Lüneville mit dem prächtigen Residenzschloß des Herzogs von Lothringen. Unheimlich wie einem scheuen Vogel, welcher in dem ihm noch neuen Gefängnis des Käfigs zum erstenmal unter das Menschengedränge eines Marktplatzes gebracht wird, war es dem jungen Waldbruder unter den geputzten, stattlich einhergehenden Bewohnern der Residenzstadt zu Mute; nur schüchtern wagte er sein Auge zu dem Glanze des Fürstenschlosses aufzuheben, das ihn an das Dasein und die Nähe von Wesen einer höheren Art zu erinnern schien. Er atmete erst wieder froh und frei, als er er sich von neuem außer der Stadt im Freien sah, auf der Straße gegen Westen hin, die man ihm drinnen in der Stadt als den Weg nach St. Anna bezeichnet hatte.

Die Einsiedelei dieses Namens liegt eine halbe Stunde jenseit Luneville an der Mittagsseite eines Hügels, nahe bei der Stelle, an welcher die beiden Flüsse Meurthe und Vesouze sich vereinen. Der Wald von Vitrimont, der sie im Norden umgrenzt, damals noch dichter und holzreicher als er jetzt ist, vermehrt den Reiz dieser Gegend, indem er im Winter den kalten Winden aus Norden den Zutritt wehrt, im Sommer aber Schatten und Kühlung gewährt. Nur wenige Jahrzehnte vorher war hier, an der Stelle des wohlangebauten Feldes und Gartenlandes, eine Wüste voller Disteln und Dorngebüsch gewesen, welche die Spuren der Verheerung noch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges an sich trug. Ein gewesener Lieutenant der Kavallerie, welcher während einer Schlacht, zum Tode verwundet, unter den Huftritten der Pferde liegend, von der Welt Abschied genommen hatte, und, als er dennoch mit dem Leben davon kam, die alte Bekanntschaft mit ihr nicht wieder anknüpfen wollte, war der Stifter der Einsiedelei von St. Anna gewesen und war erst vor wenig Jahren in einem Alter von fast hundert Jahren gestorben. Bruder Michael, so nannte sich dieser Stifter, hatte ein altes Haus, Alba genannt, am Walde von Vitrimont gekauft; einige andere Männer gesellten sich zu ihm; und mit ihrer Hilfe verwandelte er bald das verödete Grundstück, welches zwölf Morgen Landes umfaßte, in ein Besitztum, von dessen Ertrage sechs Kühe und vier bis fünf Einsiedler, ohne einen Zuschuß von außen, sich nähren und hierbei noch manches Almosen spenden konnten. Auch in mehreren andern Gegenden hatte der gute Bruder Michael durch ähnliche Stiftungen sich nicht nur um die Kultur des Landes, sondern um die Veredlung der Menschenseelen verdient gemacht; denn mehrere der Genossen seines einsamen Lebens waren vorher heimatlose Landstreicher gewesen, welche die Not zu ihm führte, die Liebe aber an ihn fesselte und der Einfluß seines Beispieles, die Macht seiner ungeheuchelten Frömmigkeit zu besseren Menschen schuf.

Duval, in sorgenvoller Erwartung seines Schicksales, zeigte sich an der Thüre der Einsiedelei. Bruder Martinian, einer der vier Bewohner derselben, that ihm auf, nahm, den Gruß erwidernd, das Empfehlungsschreiben aus seiner Hand, stellte ihn den andern Brüdern als künftigen Diener des Hauses vor, hieß ihn dann niedersitzen und die ländliche Kost genießen, die er ihm auftrug. Der Ankömmling fühlte sich unter diesen

Digitized by Google

guten Leuten bald einheimisch. Es waren Männer von bäurischem Aussehen, aber von treuherziger Art. Jenes feine Gefühl der Weltbildung, welches lehrt, was höflich und zierlich sei, hatten sie nicht, wohl aber jenes noch zartere Gefühl eines unter göttlicher Zucht stehenden Herzens, welches uns sagt, was gut und recht sei, und unsere Schritte leitet auf ebener Bahn. Duval vorzüglich giebt dreien von ihnen das Zeugnis, daß sie zwar niemals von Tugend sprachen, wohl aber dieselbe, ungesehen von den Augen der Welt, durch die That übten. Sein fünfjähriger Aufenthalt unter ihnen ließ ihn an diesen einfältigen Seelen keine Züge der Unlauterkeit und Heuchelei, sondern nur etwa der menschlichen Übereilung bemerken. Namentlich war das Gemüt des alten Bruder Paul, der schon seit 32 Jahren als Einsiedler lebte, so ganz zu einem Tempel der Demut und Liebe geworden, daß sich der innere Friede, den eine solche Stimmung giebt, in seinem ganzen Wesen kund gab. Er sprach weniger, that aber mehr als alle andern; „denn", so sagte er, „es geschieht uns, auch beim besten Willen leichter und öfter, daß wir in Worten fehlen, als in Thaten." Er war sanft, geduldig, von Herzen mitleidig und ohne Aufhören in einer solchen fröhlich stillen, gelassenen Stimmung, daß es schien, als könne in seinem Herzen keine Regung menschlicher Leidenschaft aufkommen. Ihn setzte nichts in Erstaunen, er blieb unter Blitz und Donner wie in der Stille eines Frühlingsmorgens, im Frost wie in der Wärme des Sommers in seinem gleichmäßigen Takte. Ihm schien unbegreiflich, daß ein Mensch hassen könne, und als Duval einst im Scherz ihn fragte, ob man nicht wenigstens den Satan hassen dürfe, antwortete der einfältige, gute Mann: „Man muß niemand hassen."

Das nächste Geschäft, welches die hochbetagten Einsiedler dem jungen, rüstigen Gehilfen anvertrauten, war die Obhut ihrer Kühe, welche er in den nahen Wald auf die Weide führen mußte. Diese Aufgabe war nicht ganz nach seinem Sinne; er glaubte sich, seit dem Hinweggehen aus Elezantaine, für immer von solchen niedren Diensten losgemacht zu haben: sein Aufenthalt bei Bruder Palämon hatte in ihm den Wahn erzeugt und genährt, er sei zu etwas Höherem bestimmt, als zum Hüten des Viehes. Doch ein Blick auf den freundlichen, sanften Bruder Paul und auf das ernste Gesicht des Bruders Martinian lehrten ihn schweigen und gehorchen: er zog, mit der Peitsche in der Hand, seinen Kühen nach in den Wald. Die Selbstüberwindung, der Sieg über den eigenen stolzen Willen ist zu jeder Zeit ein reicher Quell des innern Friedens; unser junger Hirt that in kurzem den Dienst mit Freuden, dem er sich anfangs nur mit Widerwillen unterzogen hatte.

Die ehrlichen Väter wollten übrigens ihren Pflegling nicht nur zu ländlichen Beschäftigungen heranbilden, sondern sie wollten zugleich einen Frommen ihrer Art, ja einen Gelehrten aus ihm erziehen. Einer unter ihnen, der im Vergleich mit seinen drei Gefährten den Gelehrten darstellte und sich auf diesen Vorzug etwas zu gute that, hatte die Kunst des Schreibens erlernt, und als er die außerordentliche Begierde bemerkte, mit welcher Duvals Auge, so oft Gelegenheit dazu war, den Zügen seiner

Digitized by Google

Feder folgte, beschloß er ihn zum Teilnehmer seiner Kunst zu machen. Mit seiner vor Alter und täglicher Anstrengung beim Landbau zitternden Hand zeichnete er dem jungen Menschen die Züge der Buchstaben vor, welche dieser treulich und darum ebenso schlecht nachbildete, als sie ihm dargeboten wurden. Aber der Eifer des Schülers war größer und mächtiger, als der Fleiß seines alten Lehrers; dieser hatte selten Zeit zu lehren, jener aber ohne Aufhören Lust zu lernen. Duval erfand sich deshalb ein Mittel, auch ohne fremde Hilfe sich im Schreiben zu üben, indem er aus dem Fenster seiner Zelle eine Scheibe heraushob, sie auf ein beschriebenes Blatt legte und dann auf dem Glase so lange die Züge der Buchstaben mit der leicht wieder abwaschbaren Tinte nachmachte, bis er am Ende die Fertigkeit erlangte, eine ungefähr ebenso altmodisch steife Handschrift zu schreiben, als sein Lehrer hatte, da seine Glieder noch nicht vom Zittern befallen waren. Was die religiösen Übungen der Klausner betrifft, so fand sich auch hierbei der künftige Eremit regelmäßig ein, wenn ihn nicht gerade die Hut des Viehes in zu weiter Ferne beschäftigt hielt.

Duvals gelehrte Bildung in der Einsiedelei war nicht allein auf die Kunst des Schreibens beschränkt; er fand auch noch andere Quellen, seine täglich wachsende Wißbegier zu befriedigen. Die guten Väter besaßen etliche Bücher; der Umschlag eines von diesen gewährte unserm jungen Forscher einen reichen Fund; es war darauf eine Anweisung zur Rechenkunst d. h. zu den vier Spezies (Grundrechnungsarten) enthalten. Das Vergnügen, welches etwa ein Armer empfindet, wenn er unerwartet unter dem Boden seines Gärtchens einen nach seinem Bedünken unermeßlich reichen Schatz entdeckt, kann nicht größer sein, als das von Duval war, da er den Schlüssel einer Kunst fand, welche seinem hierin richtigen Gefühle gleich einer äußersten Pforte erschien, die zu einem wahrhaft unermeßbaren Reiche der Erkenntnisse führte. Summen unter seinen Augen entstehen und vergehen zu sehen, indem man durch Addition sie vereint oder noch mehr durch Multiplikation sie vervielfacht, durch Subtraktion und noch mehr durch Division sie verkleinert — welchen Genuß mochte dieses seinem rastlos strebenden Geiste gewähren! Unser junger Einsiedler hatte während seines Hirtenstandes ein besonderes Vergnügen an der Stille der Wälder und abgelegenen Weideplätze gefunden. Hier bei St. Anna konnte er dieses Vergnügens im hohen Maße genießen, denn kaum glich ein anderer Wald an hehrer Einsamkeit und Stille jenem von Vitrimont mit seinen kleinen Thälern und Felsenklüften. An seinem Lieblingsplatze, einer Art von Grotte, die von einem vormaligen Steinbruche zurückgeblieben, war der eifrige Rechner öfters selbst in den Stunden der Sommernächte mit der Lösung jener Aufgaben beschäftigt, die er im Geist sich stellte, oder mit dem Gewebe der Gedanken, die ihm aus dem zwar beschränkten, dafür aber desto fruchtbareren Boden seiner täglichen Erfahrungen hervorkeimten.

Mächtiger denn alles, was er um sich sah, zog ihn die Betrachtung der Sterne des nächtlichen Himmels an. Das öftere Lesen im Kalender

Digitized by Google

hatte ihm schon bei dem Schafhirten in Elezantaine ein unbeschreibliches Vergnügen gewährt, weil darin der Lauf des Mondes in einer ihm unbegreiflichen, prophetischen Weise für ein ganzes Jahr vorausgesagt war. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er auch etwas von jenen himmlischen Zeichen eines Widders, eines Stieres, eines Löwen und Krebses, in welche zu gewissen Zeiten die Sonne und der Mond einträten. Bruder Palämon hatte gesagt, daß diese Zeichen, von denen der Kalender spricht, unter den Sternen des Himmels zu finden seien; wie aber, oder wo, das wußte er nicht. Auch die Einsiedler in St. Anna konnten darüber keinen Bescheid geben; unsrem Duval aber ließ es keine Ruhe, er mußte forschen und wissen, wo sich der Steinbock oder Widder, mitten unter den Sternen des Himmels, verborgen hielten. Auf einer der höchsten Eichen am Saume des Waldes flocht er sich aus Weidenruten und Epheu ein Throngestell, das einem Storchneste glich; der Thron selber, auf dem er dort oben saß, war der Rest eines alten Bienenkorbes. Hier brachte er bei heitren Nächten manche Stunde zu, während deren er mit angestrengter Aufmerksamkeit alle Himmelsgegenden durchforschte, um etwa unter den Sternen die Gestalt eines der himmlischen Tiere zu entdecken. Doch erging es ihm hierbei wie jenem Taubstummen, dem man das Wort Baum an die Tafel schrieb und in der Gebärdensprache oder im Bild die Bedeutung des Wortes zeigte, und welcher nun vergeblich seinen Witz anstrengte, um die Ähnlichkeit der Schriftzeichen an der Tafel mit der Gestalt eines Baumes zu entdecken.

Wie sich in der Welt der leiblichen Dinge zur rechten Zeit für den Hunger seine Speise, für jedes erwachte Bedürfnis seine Befriedigung findet, so ist es auch im Reiche des Geistigen. Es war gerade der große Jahresmarkt (die Dult oder Messe) von St. Georgentag in Lüneville, da sendeten die Einsiedler ihren jungen Gehilfen hinein in die Stadt, um einige Aufträge zu besorgen. Indem dieser neugierig die zum Verkauf ausgebotenen Herrlichkeiten betrachtet, entdeckt er zu seiner unbeschreiblichen Freude unter den Bildern, die an einer Mauer aufgehängt waren, eine Himmelskarte, dann die Abbildung einer künstlichen Erdkugel und vier Karten, welche die verschiedenen Weltteile darstellten. Der Dienstlohn, den er beim Schäfer in Elezantaine sich erworben, war noch fast ganz ungeschmälert in seinem Besitz, und diesen Schatz, der sich auf 5 bis 6 Franken belaufen mochte, trug er immer bei sich in der Tasche. Jetzt war der Augenblick gekommen, um von diesem bisher ungenützten Kapital die rechte Anwendung zu machen; mit Freuden gab er alles um den Besitz der für ihn unschätzbaren Karten hin.

In wenig Tagen hatte sich der durch seinen Fund glückselige Duval so weit in das Verständnis der Himmelskarte gefunden, daß ihm die wechselseitige Stellung der meisten Sternbilder bekannt war; auch war es ihm deutlich geworden, daß nicht jene Bilder, welche die Hand des Menschen auf ihre Karten zeichnet, am Himmel geschrieben stehen, sondern daß zu jedem Bild eine Gruppe von Sternen gehöre, welche mit der Gestalt eines Stieres oder eines Widders nur wenig zu schaffen hat. Wäre nur

Digitized by Google

jemand da gewesen, der ihm eine einzige dieser Sterngruppen bei ihrem Namen genannt und erläutert hätte, dann wäre es ihm ein Leichtes gewesen, nach der wechselseitigen Stellung, die seine Karte angab, auch die andern Bilder aufzufinden; so aber mußte er selber auf ein Mittel sinnen, das ihn aus der Verlegenheit ziehen könnte, und sein Nachdenken führte ihn bald auf das rechte.

Er hatte vernommen, daß der Polarstern, welcher den Nordpol am Himmel wie an der Erde bezeichnet, immer an derselben Stelle des Himmels stehe. Könnte er, so schloß er weiter, nur diesen auffinden, dann hätte er zu jeder Zeit der Nacht, im Sommer wie im Winter, einen fest bleibenden Punkt, von welchem aus ihm alle Sternbilder in ihrer wechselseitigen Stellung erkennbar werden müßten. Aber wer sollte ihm sagen, wo man am Himmel den Nordpol zu suchen habe? Auch bei dieser Ungewißheit kam ihm eine Kenntnis zu statten, die ihm durch Hörensagen geworden. Er hatte nämlich vernommen, daß es eine stählerne Nadel gebe, die das eine ihrer Enden immer gegen Norden wende und hierdurch zum sichern Auffinden dieser Weltgegend dienen könne. Dem jetzt lebhaft und laut gewordenen Verlangen, eine solche wunderbare Nadel zu sehen und ihrer sich zu bedienen, kam einer der alten Einsiedler entgegen; dieser besaß selber einen Sonnenkompaß und ließ sich bereitwillig finden, ihn dem wißbegierigen Duval zu leihen. Die Richtung, nach welcher sich das Auge wenden müsse, um den Polarstern zu sehen, war diesem jetzt bekannt; aber wie tief oder wie hoch der Stern am nördlichen Himmel stehe, das wußte er nicht. Doch auch diese wichtige Entdeckung wurde nach mehreren vergeblichen Anstrengungen und mißlungenen Versuchen gemacht. Zuerst sollte ein Baumast, der gerade gegen einen im Norden stehenden Stern der dritten Größe seine Richtung hatte, das Mittel gewähren, den Polarstern aufzufinden. Mittels eines Bohrers wurde der Ast zu einem ziemlich weiten Sehrohr umgeschaffen; war dann der Stern, auf den dieses hinzielte, der rechte, dann mußte er sich immer bei dem Hindurchblicken durch das Rohr finden lassen. Aber ach! das Rohr war kaum gebohrt, da hatte sich der erzielte Stern schon weit aus seinem Gesichtsfeld entfernt, und nicht minder unglücklich waren die andren Versuche dieser Art, bis zuletzt bei einem derselben der Bohrer abbrach. Doch die Wißbegier unsres jungen Forschers ließ sich durch kein solches Fehlschlagen ihrer Erwartungen aus der Bahn bringen; ein Holunderstab, der durch das Herausbohren seines Markes in ein Sehrohr umgewandelt war, wurde jetzt an dem höchsten Aste der großen Eiche, die zur Sternwarte diente, so befestigt, daß er sich nach Belieben höher oder niedriger, zur Rechten oder zur Linken richten ließ. Diese Vorrichtung führte endlich zum Ziele; der Polarstern war aufgefunden und hiermit zugleich der Schlüssel zur allmählichen Ausdeutung der Sterngruppen, zur Erkenntnis aller Sternbilder.

Wenn der rechte, lebendige Antrieb zum Erkennen in der menschlichen Natur erwacht ist, dann läßt er sich nicht an der Erforschung dessen, was sichtbar und äußerlich vor Augen liegt, genügen. Läßt doch

Digitized by Google

selbst der Lachs, wenn der Wandertrieb in ihm erwacht, nicht ab von seinem Zuge, bis er jetzt stromaufwärts die Nähe des Quelles, dann stromabwärts das weite Meer gefunden, darinnen der Fluß endet. So will auch der Geist des Menschen mitten in dem sinnlichen Äußeren den Anfang und das Ende der Erscheinungen wissen. Was sind, so fragte sich Duval, diese Sterne, und wie weit mag es, von meiner Eiche aus, bis zu ihnen hinan sein? Vergeblicher noch denn sein Auge, als er vor dem Besitz der Sternkarte die Zeichen des Tierkreises am Himmel finden wollte, mühete sich seine lebhafte Phantasie und der kräftige Verstand ab, einen Maßstab im Irdischen zu finden für das, was überirdisch ist; nach allen Seiten hin zog sich das gesuchte Ende, je näher er ihm zu kommen schien, desto mehr in die Tiefen der Unendlichkeit zurück.

Wie groß die Erde sei, das müsse sich, so urteilte unser angehender Gelehrter, leichter ergründen lassen, wenn man nur die Abbildung der Erdkugel, die jetzt als Eigentum vor ihm lag, recht verstehen könnte. Seine Karten begleiteten ihn überall hin; mitten im einsamen Walde breitete er sie vor sich am Boden aus, während die Kühe neben ihm auf die Weide gingen. Was die vielen Linien bedeuten möchten, welche der Länge wie der Quere nach über die Abbildung der Erdkugel und der Weltteile gezogen waren, darüber sann er tagelang mit großer Anstrengung nach. Endlich brachte ihn der breitere Gürtel, der um die Mitte der Erdkugel gezogen und in 360 kleine, schwarze und weiße Felder geteilt war, auf den Gedanken, daß hierdurch Räume und Entfernungen angezeigt werden sollten. Ein Licht ging ihm auf, das auf einmal alles klar machte; das Rätsel war gelöst: die kleinen Felder bedeuten Meilen (einen andren Maßstab für irdische Räume kannte er noch nicht), und hiernach beträgt der Umfang der Erde nicht mehr und nicht weniger als 360 französische Meilen oder Wegstunden. — Er konnte kaum die Zeit des Mittagsessens erwarten, um seine herrliche Entdeckung den Einsiedlern mitzuteilen. Der Gelehrte unter ihnen schüttelte den Kopf, wußte aber nichts darauf zu sagen; einer aber unter den drei übrigen war in seinen jüngern Jahren zu St. Nikolas de Barry in Kalabrien gewesen. Dieser bemerkte, daß er auf jener Reise wohl weiter als 360 Wegstunden gekommen sei, aber das Land und das Wasser gingen viel weiter, ein Weg von 360 Meilen reiche noch lange nicht um den Umfang der Erde herum.

Da stand nun der arme Duval mit seiner Entdeckung beschämt und ratlos da; entweder mußten die schönen Karten, für deren Besitz er sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, nichts taugen, oder der Schlüssel zu ihrem Verständnis lag so verborgen, daß er die Hoffnung aufgeben mußte ihn zu finden. Aber auch diesmal kam, wie dies im Leiblichen und Geistigen immer zur rechten Zeit geschieht, dem erwachten Antriebe seine Befriedigung und Sättigung entgegen. Unser junger Einsiedler pflegte an jedem Sonntag seine Messe zu Luneville in der Karmeliterkirche zu hören und bei dieser Gelegenheit mancherlei Aufträge der Brüder in der Stadt zu besorgen. Auch am andren Tage nach dem niederschlagenden

Digitized by Google

Ereignis, das ihn auf dem Wege seiner Forschungen betroffen hatte, war er zum Besuch des Gottesdienstes in der Stadt gewesen und wollte nach Beendigung desselben noch ein wenig in dem Klostergarten sich ergehen, da sah er Herrn Remy, den Gärtner, in einem Buche lesend, am Ende einer Allee sitzen. Seine immer rege Wißbegier trieb ihn an zu fragen, was der Herr lese, und zu seiner freudigen Überraschung erfuhr er, daß das Buch eine Anleitung zum Erlernen der Erd- und Länderkunde enthalte. Es war die zu jener Zeit sehr beliebte kleine Geographie von Delaunai. Dem armen Duval brannte sein Herz vor Begierde, dieses Buch zu lesen, er wagte die flehentliche Bitte, daß Herr Remy ihm dasselbe leihen möge, und sein Wunsch wurde ihm gewährt. Mit dem Vorsatze, sich dasselbe abzuschreiben, nahm er es dankbar in Empfang, konnte aber der Begierde nicht widerstehen, seinen Inhalt sogleich zu erfahren; schon auf dem Heimwege hatte er so viel aus demselben gelernt, daß er jetzt wußte, daß die kleinen, schwarzen und weißen Felder der Mittellinie seiner abgebildeten Erdkugel Grade bedeuteten, deren jeder 25 französische oder 15 deutsche geographische Meilen groß sei. Zugleich erfuhr er, was die andren Linien bedeuteten, welche von Nord nach Süd die breite Mittellinie oder den Äquator durchschneiden. Er hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als zur besseren Verständigung des Erlernten sich selber eine Erdkugel zu verfertigen. Haselnußstäbe, zirkelrund gebogen, die einen um die Einteilung der Erde nach der Länge, die andren um jene nach der Breite zu versinnlichen, wurden in horizontaler und senkrechter Richtung zusammengefügt, dann mit dem Messer die Einteilung dort in 360, hier in 90 Grade eingeschnitten. Erst jetzt war dem jungen, wißbegierigen Eremiten das Verständnis seiner Welt- und Länderkarten eröffnet. Wenn er diese, unter dem Dach des Waldes auf dem Boden ausgebreitet vor sich liegen und dann mittelst seines geliehenen Kompasses nach den Weltgegenden gerichtet und aneinander geordnet hatte, da konnte sein forschender Geist von dem Punkte aus, darauf Lüneville lag, bald in diese, bald in jene Länder, so wie von einem Weltteil zum andren wandern, und in kurzem wußte er jede Frage nach der Lage des einen oder andern Landes sogleich und mit Sicherheit zu beantworten. Hiermit noch nicht zufrieden, forschte er auch, nach Anleitung des Buches von Delaunai, dem Laufe der Flüsse und dem Umrisse der Meeresküsten nach, bemerkte an beiden die Lage der merkwürdigsten Städte und prägte sich vor allem die der Hauptstädte ein. Es gelang ihm dieses alles so gut, daß er nach einiger Zeit mit der verkleinerten Welt auf seinen Karten und allen ihren einzelnen Städte- wie Ländernamen ebenso vertraut und bekannt war, als mit den einzelnen Partieen und alten Baumstämmen im Wald bei St. Anna. Übrigens kamen ihm auch bei dieser Gelegenheit mancherlei Gedanken, welche zu immer neuen Fragen und Forschungen reizten. Die weite Ausdehnung des Gewässers, im Vergleich mit der viel geringeren des bewohnbaren Landes, setzte ihn in Erstaunen; welche Arten der lebendigen Wesen, so fragte er sich, mögen in den Tiefen der Meere sich bewegen, und für welchen Zweck sind dieselben erschaffen,

Digitized by Google

da doch der Herr der Erde, der Mensch, sie nicht einmal alle zu sehen und zu kennen, geschweige zu benutzen vermag!

Der Antrieb zum Erkennen und Wissen hatte sich bei Duval bis zu einer leidenschaftlichen Höhe gesteigert. Vor allem war es zwar jetzt die Länderkunde, die ihn beim Wachen am Tage und sogar bei Nacht im Traume beschäftigte; doch hatte sich der Kreis seines Erkennens nebenher auch nach andren Seiten erweitert. In jedem Hause, dahin die Aufträge seiner alten Dienstherren ihn führten, fragte er nach, ob man da wohl Bücher habe; und wenn dies so war, ob man ihm nicht eines, dann das andere davon zum Lesen leihen wolle. Auf diese Weise waren ihm schon die Übersetzungen von Plutarchs Leben berühmter Männer, so wie die Geschichte des Quintus Curtius in die Hände gekommen und seine Unterhaltung in der abgelegenen Grotte des alten Steinbruches geworden. Aber alle diese neuen Erwerbungen des Wissens waren nur Funken geworden, die den inneren Brand seines Verlangens noch immer mehr zu wissen, entzündet hatten. Die ganze Erde in ihren Ländern, nicht nur wie diese jetzt sind, sondern wie sie auch vormals waren, als noch andre Völker sie bewohnten, hätte er kennen lernen mögen; vor jedem alten Gemäuer, vor jedem Denkmal vergangener Zeiten stand er mit ehrfurchtsvollem Nachsinnen still; er beschaute jeden Stein, jeden Schriftzug, hätte gern ihre Sprache verstanden, um zu erfahren, wer hier gewohnt, was hier sich zugetragen habe. Die Bücher, so dachte er in seiner unschuldigen Überschätzung der menschlichen Wissenschaft, lehren und sagen alles; wie aber sollte er, nach der Verwendung seines ganzen, kleinen Besitztums auf den Ankauf der Karten, zu solchen Büchern kommen? Die Verkäufer der alten und neuen Bücher in der Stadt, deren Läden er oft besuchte, mochten auf ein bloßes Herleihen ihrer Schätze sich nicht einlassen; was man von ihnen haben wollte, das mußte mit Geld bezahlt sein; Geld aber, woher dies nehmen?

Ein Drang von geistiger Art, wie der in Duval war, bricht sich durch alle äußeren, leiblichen Hemmungen seine Bahn und weiß in diesem Kampfe Kräfte zu entwickeln, welche dem in äußerem Überfluß erwachsenen Menschen fremd sind. Felle von gewissen Tieren der Wildnis, so wie das Fleisch von andren, werden in der Stadt, das hatte er erfahren, bald mehr, bald minder teuer verkauft. Den Besitzern von St. Anna stand in dem zu ihrem Grundbesitz gehörigen Stück Waldes ebenso das Recht, dort ihr Vieh zu weiden, als auch eine gewisse Berechtigung zur Jagd und zum Fange der vierfüßigen wie geflügelten Bewohner desselben zu. Die Besitzer des vormaligen Waldhauses Alba mochten die letztere Berechtigung in ihrer ganzen Ausdehnung und Strenge geübt haben; seitdem aber jenes Obdach der Jagdfreunde durch Bruder Michaels Ankauf ganz andren Bewohnern eingeräumt, der Wald mit seinen Tieren ein Eigentum frommer, friedliebender Einsiedler geworden war, hatten sich die ungestörte Ruhe dieses Dickichtes vornehmlich solche vierfüßige Tyrannen des Waldes zu nutze gemacht, welche von den Jägern als schädliche Tiere verfolgt werden. Marder und Iltisse, Füchse und wilde

Digitized by Google

Katzen verübten von hier aus ungestört ihre Mordthaten; denn die guten, alten Brüder in der Einsiedelei hatten weder Flinten noch andere Gewehre, bedienten sich weder der Fallen noch des Giftes, um, was ihre Pflicht gewesen wäre, an den Mördern und Räubern in ihrem Herrschaftsgebiete Recht und Gerechtigkeit zu üben. Duval, wenn er die Nachtigall, deren Gesang ihn entzückte, unter den Klauen der Wildkatze verbluten sah, oder die Jungen der Singdrossel und des Rotkehlchens durch einen nächtlichen Überfall des blutdürstigen Marders hinweggeraubt und vertilgt fand, dachte anders. Der Klagelaut, den die alten morgens an dem leeren Neste erhuben, rührte ihn tief. Diese sprachen nur wehmütiges Sehnen aus nach dem, das sie geliebt hatten und besessen; in ihm regte sich ein wehmütiges Sehnen nach etwas, das er liebte und nicht besaß. Es konnte nach beiden Seiten geholfen werden. Die Klage der unschuldig Beraubten forderte zur Ahndung und Rache auf, die Mörder mußten ihre Schuld mit Blut und Gut bezahlen, und wem konnte das letztere anders anheimfallen als dem, welcher mit mächtiger Hand des Richter- und Herrscherrechts pflegte? Man fand bei den Schuldigen kein andres Mobiliarvermögen als ihr Fell, und dieses eignete Duval sich zu.

Die alten Väter in St. Anna, so neutral und friedliebend sie sich auch zu den tierischen Bewohnern des nachbarlichen Waldes verhielten, mochten doch zuweilen eine Regung des Unmutes gegen die unbescheidnen vierfüßigen Nachbarn empfunden haben, wenn sie am Morgen bemerkten, daß bei Nacht der Fuchs ihre Gänse geraubt, der Marder oder Iltis ihre Hühner gemordet habe; sie ließen deshalb gern geschehen, daß ihr junger Gehilfe neben seinem Hirtenamt auch das Geschäft des Jägers übte und bald mit den Trophäen eines Fuchspelzes, bald mit denen eines Marderfelles nach Hause kam. Wie der seltsame Bursch das anfing, daß er ohne Flinte, Blei und Pulver, nur mit Bogen und Bolzen bewaffnet und durch allerhand witzig genug erfundene Fallen den listigen Fuchs und den scheuen Marder in seine Gewalt brachte, das hörten sie ihn oft mit Verwunderung berichten, doch ging es dabei auch nicht immer ohne Schrecken ab. So eines Tages, da er aus vielen Kopfwunden blutend und ganz vom Blute bedeckt, mit einer toten wilden Katze, die als Trophäe an seinem Stocke hing, in das gemeinsame Zimmer hereintrat. Er hatte dieses mörderische Tier mit kühnem Klettern und Springen verfolgt, bis dasselbe, von seinem Stabe am Kopfe getroffen, doch nicht getötet, in die Höhlung eines Baumes sich rettete. Der Stab des jungen Jägers setzte ihr in diesem Schlupfwinkel nach und ängstigte sie mit seinen Stößen so sehr, daß sie zuletzt wütend heraus und auf seinen Kopf sprang, den sie mit Zähnen und Klauen zerfleischte, bis sie der rüstige Bursch an ihren Hinterfüßen herabriß und ihr den Kopf am Baumstamm zerschmetterte. Den erschrockenen Vätern rief er ruhig zu: „Fürchten Sie nicht, ehrwürdige Väter, daß mir ein Leides geschehen sei. Sehen Sie hier den Mörder unserer Singvögel. Ich habe ihn besiegt, und das Waschen mit ein wenig Wasser und Wein wird bald meine Wunden heilen."

Digitized by Google

Dem rechtmäßigen Vollzieher der Todesstrafe an den ihres Mordgewerbes überwiesenen Verbrechern fiel rechtmäßigerweise nicht nur ihr Mobiliarvermögen, sondern auch ihr übriges Besitztum und Einkommen anheim, da die natürlichen Erben gleich ihren Vätern geächtet und landesflüchtig waren. Die Revenüen der Füchse und Marder bestanden, innerhalb des Waldes und benachbarten Feldes, vornehmlich in dem Fleische der Hasen und Waldhühner, so wie im Herbste hin und wieder aus Schnepfen. Auch von diesen eignete sich Duval zum besten seines Handelsgeschäftes mit den Kürschnern, Hutmachern und Köchen so viele zu, als in seine Schlingen gehen wollten; und in dem Wahne, daß all das Wildbret, welches im Walddistrikt des vormaligen Jagdhauses Alba sich zeige, jetzt ein Eigentum der Einsiedelei St. Anna sei, hätte er vielleicht selbst Hirsche und Rehe, deren Erlegung nur den herzoglichen Jägern zustand, überlistet, wenn diese in jener Gegend häufiger und ebenso leicht durch Nachgrabungen, Räucherungen, Fallen und Fangeisen wären zu erhaschen gewesen, als Fuchs und Marder oder als die Feindin der harmlos spielenden Fische, die unersättliche Otter.

Der Verkauf des Erbeuteten war für unsern jungen Jäger in ganz unerwarteter Weise ergiebig gewesen, er hatte demselben in wenig Monaten 30 bis 40 Thaler eingetragen. Diese, nach seinem Bedünken ungemein große Summe in der Tasche, lief derselbe, mit Erlaubnis der Einsiedler, nach der sechs Stunden weit abgelegenen Stadt der Gelehrsamkeit und Künste, nach Nancy. Denn dort gab es viel mehr und schätzbarere Bücher zu kaufen, als in der, weniger der Gunst der Musen als jener des Fürstenhofes nachstrebenden Residenzstadt Lüneville. Für ihn hatte jedes Buch, das ihn etwas Neues lehren konnte, einen unschätzbaren Wert: was aber im gewöhnlichen Handelsverkehr sein Wert sei, das wußte er nicht. Darum pflegte er, ein Anfänger im Umgang mit der Welt, den Bücherverkäufern sein Geld auf ihren Zahltisch hinzulegen, indem er dieselben flehentlich bat, seiner Armut nicht mehr abzunehmen, als nach christlicher billiger Schätzung die von ihm ausgewählten Bücher wert seien. Leider fand sich nur einer unter diesen Handelsleuten, welcher der bösen Lockung des zur Verfügung hingelegten Geldes redlich widerstand und von dem unbegrenzten Vertrauen des unerfahrenen Jünglings keinen schlechten Gebrauch machte. Dieser eine war Herr Truain, ein Buchhändler, der, aus der Bretagne gebürtig, in Nancy sich ansässig gemacht hatte. Er behandelte den treuherzigen Jüngling als teilnehmenden Freund, ließ ihm alle Bücher, die er begehrte, um den möglichst billigen Preis ab und gab ihm, als der Rest des baren, mit der Jagd verdienten Geldes nicht mehr ausreichte, auf sein ehrliches Gesicht hin Kredit für mehrere Bücher, die er zu haben wünschte. Herr Truain ahnte in diesem Augenblicke es n[illegible]uerische Bursche, der [illegible]stand, nach wenigen [illegible] un[illegible] [illegible]rech zu

Digitized by Google

Unter den Schätzen, welche Duval für diesmal erhandelt hatte, befanden sich namentlich eine Übersetzung des Plinius, eine andre von Theophrasts Charakteren, von des Livius Geschichte, ferner die Geschichte der Inkas, des Barthelemy las Casas Schilderung der von den Spaniern in Amerika verübten Grausamkeiten, Lafontaines Fabeln und mehrere Landkarten. Die eben genannten und noch mehrere nicht benannte Bücher bildeten eine für unseren Einsiedler in doppeltem Sinne teure Last. Er hatte mit Freuden den ganzen Gewinn seiner Jagden für diesen Bücherhaufen dahin gegeben und bei Herrn Truain noch einiges auf Kredit genommen; mit Freuden lud er seine Bürde auf die rüstigen Schultern und schleppte sie, von Zeit zu Zeit ausruhend, noch an demselben Tage nach seiner entfernten Einsiedelei.

Die Zelle, welche man Duval zu seiner Schlaf- und Wohnstätte angewiesen hatte, war fast zu klein dazu, um mit dem Bewohner zugleich auch das Eigentum desselben aufzunehmen. Sie wurde jetzt zu einer Welt im kleinen, denn an ihrer Decke prangte das Abbild des Himmels, die Sternkarte; die Wände waren mit den Karten der verschiedenen Weltteile und Länder verziert.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß unter den vier alten Bewohnern der Einsiedelei einer war, der sich in mancher Hinsicht von den andern dreien, zumal von dem sanften Bruder Paul unterschied. Jener eine Bruder, Anton genannt, war aus Bar gebürtig, dessen Bewohner im allgemeinen in dem Rufe stehen, daß sie leicht aufregbar und streitsüchtig sind. Obgleich er an Jahren der älteste und in allen frommen Übungen der eifrigste war, hatte er dennoch seine zur Heftigkeit geneigte Naturart nicht ganz besiegen können; er war hart und streng in der Behandlung des eignen Leibes, dabei aber auch hart und streng in seinem Urteil über die Handlungen anderer, so daß, wenn er sprach, Bruder Paul am liebsten schwieg. Jener etwas stürmische Bruder, welcher als Ältester der kleinen Gesellschaft über diese eine Art von Regiment führte, bemerkte zu seinem großen Verdruß, daß Duval, seitdem das Lesen der Bücher und die Beschäftigung mit den Landkarten ihn so mächtig anzog, im Besuche der gemeinsamen Gebetsübungen minder eifrig geworden sei, und daß er mit Dingen umgehe, welche, wie es dem Bruder Klausner schien, für einen Frommen weder nötig noch heilsam seien. Er selber machte sich Vorwürfe darüber, daß er dem jungen Menschen den Sonnenkompaß geliehen und dadurch vielleicht etwas beigetragen habe zu seinen Verirrungen; doch hoffte er, daß dafür auch seine Ermahnungen einen besseren Eingang bei demselben finden sollten. Da er jedoch sah, daß Duval von Tag zu Tag immer eifriger dem Antrieb zum Wissen sich hingab, wollte e[illegible]en Treiben desselben noch besser auf den Grund kommen [illegible] sich deshalb Gelegenheit, als der junge Tausendkünstler [illegible] war, in seine verschlossene Zelle einzudringen. Wie [illegible]e Bruder Anton, als er da lauter solche erblickt [illegible] bei einem Andächtigen gesehen hatte, und [illegible] als verdächtig vorkommen mußten! Was

Digitized by Google

Dem rechtmäßigen Vollzieher der Todesstrafe an den ihres Mordgewerbes überwiesenen Verbrechern fiel rechtmäßigerweise nicht nur ihr Mobiliarvermögen, sondern auch ihr übriges Besitztum und Einkommen anheim, da die natürlichen Erben gleich ihren Vätern geächtet und landesflüchtig waren. Die Revenüen der Füchse und Marder bestanden, innerhalb des Waldes und benachbarten Feldes, vornehmlich in dem Fleische der Hasen und Waldhühner, so wie im Herbste hin und wieder aus Schnepfen. Auch von diesen eignete sich Duval zum besten seines Handelsgeschäftes mit den Kürschnern, Hutmachern und Köchen so viele zu, als in seine Schlingen gehen wollten; und in dem Wahne, daß all das Wildbret, welches im Walddistrikt des vormaligen Jagdhauses Alba sich zeige, jetzt ein Eigentum der Einsiedelei St. Anna sei, hätte er vielleicht selbst Hirsche und Rehe, deren Erlegung nur den herzoglichen Jägern zustand, überlistet, wenn diese in jener Gegend häufiger und ebenso leicht durch Nachgrabungen, Räucherungen, Fallen und Fangeisen wären zu erhaschen gewesen, als Fuchs und Marder oder als die Feindin der harmlos spielenden Fische, die unersättliche Otter.

Der Verkauf des Erbeuteten war für unsern jungen Jäger in ganz unerwarteter Weise ergiebig gewesen, er hatte demselben in wenig Monaten 30 bis 40 Thaler eingetragen. Diese, nach seinem Bedünken ungemein große Summe in der Tasche, lief derselbe, mit Erlaubnis der Einsiedler, nach der sechs Stunden weit abgelegenen Stadt der Gelehrsamkeit und Künste, nach Nancy. Denn dort gab es viel mehr und schätzbarere Bücher zu kaufen, als in der, weniger der Gunst der Musen als jener des Fürstenhofes nachstrebenden Residenzstadt Lüneville. Für ihn hatte jedes Buch, das ihn etwas Neues lehren konnte, einen unschätzbaren Wert: was aber im gewöhnlichen Handelsverkehr sein Wert sei, das wußte er nicht. Darum pflegte er, ein Anfänger im Umgang mit der Welt, den Bücherverkäufern sein Geld auf ihren Zahltisch hinzulegen, indem er dieselben flehentlich bat, seiner Armut nicht mehr abzunehmen, als nach christlicher billiger Schätzung die von ihm ausgewählten Bücher wert seien. Leider fand sich nur einer unter diesen Handelsleuten, welcher der bösen Lockung des zur Verfügung hingelegten Geldes redlich widerstand und von dem unbegrenzten Vertrauen des unerfahrenen Jünglings keinen schlechten Gebrauch machte. Dieser eine war Herr Truain, ein Buchhändler, der, aus der Bretagne gebürtig, in Nancy sich ansässig gemacht hatte. Er behandelte den treuherzigen Jüngling als teilnehmenden Freund, ließ ihm alle Bücher, die er begehrte, um den möglichst billigen Preis ab und gab ihm, als der Rest des baren, mit der Jagd verdienten Geldes nicht mehr ausreichte, auf sein ehrliches Gesicht hin Kredit für mehrere Bücher, die er zu haben wünschte. Herr Truain ahnte in diesem Augenblicke es nicht, daß der bäuerische Bursche, der da vor ihm stand, nach wenigen Jahren Vorstand der königlichen Bibliothek in Lothringen und dann im stande sein werde, ihm dadurch, daß er ihn zum Hauptlieferanten für dieselbe wählte, sein wohlwollendes Benehmen reichlich zu belohnen.

Digitized by Google

Unter den Schätzen, welche Duval für diesmal erhandelt hatte, befanden sich namentlich eine Übersetzung des Plinius, eine andre von Theophrasts Charakteren, von des Livius Geschichte, ferner die Geschichte der Inkas, des Barthelemy las Casas Schilderung der von den Spaniern in Amerika verübten Grausamkeiten, Lafontaines Fabeln und mehrere Landkarten. Die eben genannten und noch mehrere nicht benannte Bücher bildeten eine für unseren Einsiedler in doppeltem Sinne teure Last. Er hatte mit Freuden den ganzen Gewinn seiner Jagden für diesen Bücherhaufen dahin gegeben und bei Herrn Truain noch einiges auf Kredit genommen; mit Freuden lud er seine Bürde auf die rüstigen Schultern und schleppte sie, von Zeit zu Zeit ausruhend, noch an demselben Tage nach seiner entfernten Einsiedelei.

Die Zelle, welche man Duval zu seiner Schlaf- und Wohnstätte angewiesen hatte, war fast zu klein dazu, um mit dem Bewohner zugleich auch das Eigentum desselben aufzunehmen. Sie wurde jetzt zu einer Welt im kleinen, denn an ihrer Decke prangte das Abbild des Himmels, die Sternkarte; die Wände waren mit den Karten der verschiedenen Weltteile und Länder verziert.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß unter den vier alten Bewohnern der Einsiedelei einer war, der sich in mancher Hinsicht von den andern dreien, zumal von dem sanften Bruder Paul unterschied. Jener eine Bruder, Anton genannt, war aus Bar gebürtig, dessen Bewohner im allgemeinen in dem Rufe stehen, daß sie leicht aufregbar und streitsüchtig sind. Obgleich er an Jahren der älteste und in allen frommen Übungen der eifrigste war, hatte er dennoch seine zur Heftigkeit geneigte Naturart nicht ganz besiegen können; er war hart und streng in der Behandlung des eignen Leibes, dabei aber auch hart und streng in seinem Urteil über die Handlungen anderer, so daß, wenn er sprach, Bruder Paul am liebsten schwieg. Jener etwas stürmische Bruder, welcher als Ältester der kleinen Gesellschaft über diese eine Art von Regiment führte, bemerkte zu seinem großen Verdruß, daß Duval, seitdem das Lesen der Bücher und die Beschäftigung mit den Landkarten ihn so mächtig anzog, im Besuche der gemeinsamen Gebetsübungen minder eifrig geworden sei, und daß er mit Dingen umgehe, welche, wie es dem Bruder Klausner schien, für einen Frommen weder nötig noch heilsam seien. Er selber machte sich Vorwürfe darüber, daß er dem jungen Menschen den Sonnenkompaß geliehen und dadurch vielleicht etwas beigetragen habe zu seinen Verirrungen; doch hoffte er, daß dafür auch seine Ermahnungen einen besseren Eingang bei demselben finden sollten. Da er jedoch sah, daß Duval von Tag zu Tag immer eifriger dem Antrieb zum Wissen sich hingab, wollte er dem eigentlichen Treiben desselben noch besser auf den Grund kommen und verschaffte sich deshalb Gelegenheit, als der junge Tausendkünstler gerade abwesend war, in seine verschlossene Zelle einzudringen. Wie erstaunte der gute Bruder Anton, als er da lauter solche Dinge erblickte, die er noch nie bei einem Andächtigen gesehen hatte, und welche ihm deshalb nicht anders als verdächtig vorkommen mußten! Was

Digitized by Google

sollte die aus Pappe gemachte Himmelskugel mit ihren weißen und schwarzen Kreisen, die sich Duval zur Versinnlichung des Ptolemäischen Systems mühsam zusammengesetzt hatte; was bedeutete die aus kreisrund gebogenen Haselnußstecken gefertigte Erdkugel; was die seltsamen (geometrischen) Figuren und vielen Zahlen, die der wißbegierige Duval aus einem entlehnten Buche von mathematischem Inhalte sich abgezeichnet und abgeschrieben hatte? Mehr jedoch denn alle diese Dinge setzte ein Wort den Bruder Anton in Schauder und Schrecken, das er in der Aufschrift auf einer großen mit astronomischen Figuren und Rechnungen angefüllten Karte des Tycho de Brahe las. Die Aufschrift hieß: „Calendarium naturale magicum. „Magicum?“ brummte voll Entsetzen der alte Klausner. „Hier an gottgeweihter Stätte will er Magie, das heißt Zauberei und Hexerei treiben? Das kann nicht länger nachgesehen werden.“

Gleich in seiner ersten Aufwallung machte sich der alte Mann auf den Weg nach Lüneville, zum Hause des Beichtvaters, einem von Gemüt wie an Kenntnissen vorzüglichen Manne. Er machte diesem eine so seltsame Beschreibung von Duvals Thun und Treiben, so wie von dem, was er in seiner Zelle gesehen hatte, daß der Mann neugierig wurde, die Sache selber zu sehen. Duval, der indes nach Hause gekommen war, ließ den wackern Pater alles betrachten und durchforschen, was in seiner Zelle war, beantwortete unbefangen alle Fragen, die er an ihn that, und das Ende dieser Prüfung war, daß der Pater den Bruder Anton über seine Unwissenheit und seinen grundlosen Argwohn lächelnd zurechtwies, den Duval aber wegen seiner Wißbegier und seines Fleißes belobte, indem er ihn zugleich aufmunterte auf diesem Wege fortzufahren, weil ihm solche Kenntnisse einst noch sehr zum Nutzen gereichen könnten.

Für einige Zeit schien jetzt der Friede hergestellt, doch konnte der Bruder Anton das nicht verschmerzen, daß er wegen dieses jungen Menschen vom Beichtvater belacht und zurechtgewiesen worden sei. In jeder Miene des unbefangenen Jünglings glaubte er einen Nachhall jener tadelnden Zurechtweisung zu lesen, und so faßte er einen wahrhaften Widerwillen gegen denselben. In dieser unglücklichen Stimmung entfuhr ihm einst die Drohung, daß er dem Duval seine Karten zerreißen, seine Bücher hinwegnehmen wolle, eine Drohung, bei welcher der blinde Eiferer zu wirklichen Thätlichkeiten Miene machte. Diese Schätze, deren Erwerb ihrem Besitzer so viele Mühe und Sorgen gemacht hatten, sich nehmen und zerstören zu lassen, welches jugendlich warme Blut hätte einen solchen Gedanken ohne heftige Aufwallung ertragen können! Zum ersten- und so viel bekannt, auch zum letztenmale in seinem Leben geriet Duval in einen so gewaltigen Zorn, daß er seiner nicht mehr mächtig war. Als Verteidigungswaffe gegen die Gewaltthätigkeiten einer unwissenden Barbarei an seinen lieben Büchern, ergriff er die Feuerschaufel und stellte sich mit einer solchen entschlossenen, wilden Miene dem Bruder Anton, diesem Nachahmer des Zerstörers der Bibliothek von Alexandrien entgegen, daß derselbe mit lauter Stimme um Hilfe rief. Die drei andren Brüder, welche nahe dabei auf dem Felde arbeiteten, kamen herbei, der junge

Digitized by Google

Mensch, noch immer für seine Bücher alles fürchtend, treibt sie durch das bloße Drohen mit der Feuerschaufel aus ihrer eignen Wohnung hinaus, deren Thür er verschließt, indem er die Bewegungen des Feindes durchs Fenster beobachtet.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in diesem Augenblicke der Prior der Eremiten nach St. Anna zum Besuche kam. Er sah und hörte den Tumult, vernahm die Klagen über den jungen Empörer gegen das Ansehen des Alters; dieser aber, zum Fenster heraus, erzählte in seiner Weise den Hergang der Sache. Der Prior hörte ihn mit einer Gelassenheit und Ruhe an, die auch dem Jünglinge seine Fassung zurückgab, so daß derselbe den ersten Verweis, den der Prior ihm gab, ebenso schweigend hinnahm, als Bruder Anton jenen, der ihm zugeteilt wurde. Dennoch erklärte Duval, gleich einem Kommandanten, der im Begriff steht, seine Festung den Belagerern zu übergeben, daß er, noch vor Widereröffnung der Thüre um Zusicherung folgender Punkte bitten müsse: 1) um vollkommene Vergebung des Vorgefallenen; 2) um Gestattung von täglich zwei freien Stunden für seine wissenschaftlichen Arbeiten; eine Vergünstigung, auf welche er übrigens von selber in der Zeit der Aussaat, der Ernte und der Weinlese Verzicht leiste. Dagegen versprach er seinerseits der Gemeinschaft der Eremiten noch zehn Jahre lang, ohne allen Gehalt, nur gegen Kost und Kleidung mit allen Kräften und mit gewissenhafter Treue zu dienen. Dieser Vertrag wurde eingegangen, die Thüre den Belagerern aufgethan, und diese ließen sich sogar willig finden, am darauf folgenden Tage den schriftlich aufgesetzten Vergleich, der eine mit Buchstaben, die andern durch Kreuze statt der Namen zu unterzeichnen.

Der Friede unter den Bewohnern von St. Anna war jetzt aufs vollkommenste wieder hergestellt, und mit dem Frieden zugleich erblüheten die gewöhnlichen Früchte desselben, Wissenschaften und Künste, bei Duval. Die in Nancy und sonst hin und wieder erkauften Bücher hatte er alle nicht nur gelesen, sondern, so weit sie dies möglich machten, für seine geistige Bildung ausgebeutet; er sann nur auf Mittel, noch mehr solchen Nahrungsstoff in seine Hände zu bekommen. Die jagdbaren Raubmörder des Waldes waren teils vertilgt, teils ausgewandert; einen andern Weg, um sich das Nötige zu verschaffen, suchte er vergebens; da that sich ungesucht von selber einer für ihn auf. An einem Herbsttage, als er, durch den Wald gehend, in gedankenlosem Spiele das abgefallene Laub mit den Füßen vor sich herstieß, bemerkte er etwas Glänzendes. Es war ein fein gearbeitetes, goldnes Petschaft, dessen Wappenschild von ganz besonderer Schönheit war. Duval, welcher wußte, daß solche Wappen nicht selten auf Thaten und Schicksale der Familien sich beziehen, welche dieselben führen, und welcher sich nach Menestriers Anleitung selbst mit den Grundzügen der Heraldik vertraut gemacht hatte, betrachtete mit reger Aufmerksamkeit die einzelnen Teile des dargestellten Schildes, ohne ihren Sinn zu erraten. Am nächsten Sonntag ließ er in Lüneville von den Kanzeln seinen Fund bekannt machen, und nach wenigen Tagen meldete

Digitized by Google

sich bei ihm ein Engländer, ein Mann, der an äußern Glücksgütern wie an Gaben des Herzens und Geistes in gleichem Maße reich war, als rechtmäßiger Inhaber des Petschafts an. Herr Forster, so hieß der Engländer, lebte schon seit mehreren Jahren in Lüneville und widmete alle seine Zeit und Kräfte den wissenschaftlichen Forschungen sowie wohlthätigen Zwecken. Duval war bereit, den Fund zurückzugeben, doch machte er dabei die Bedingung: daß zuvor noch der Herr des Petschaftes ihm die Bedeutung seines Wappenschildes, bis in die einzelnen Teile hin, beschreiben möchte. Wie dieser junge Mensch im armselig bäuerischen Kittel ein Interesse an adligen Wappen haben könne, begriff Herr Forster nicht; er hielt die Bitte für eine Äußerung des plumpen Vorwitzes. Indes fügte er sich in die Bedingung, die der ehrliche Finder machte, und war nicht wenig erstaunt, als er aus den Fragen und Bemerkungen des jungen Einsiedlers erkannte, daß dieser in der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften, ja selbst in der Wappenkunde gründlicher unterrichtet und besser bewandert sei, als die meisten in den Gelehrtenschulen gebildeten Leute seines Alters. Die Wißbegierde des Jünglings hatte in der That etwas Rührendes; sie kam aus einem so lauteren, innigen Drange, sie nahm mit so dankbarer Liebe das auf, was ihr dargeboten wurde, daß der menschenfreundliche Engländer gleich bei diesem ersten Zusammentreffen eine herzliche Zuneigung zu Duval faßte. Er belohnte den Fund desselben durch ein sehr reiches Geldgeschenk und lud seinen jungen Freund ein, ihn an jedem Sonn- und Feiertage in Lüneville zu besuchen. Bei diesen Besuchen lernte Duval mit seiner leichten Fassungskraft in einer Stunde mehr, denn mancher Studierende bei einem wochen-, ja monatlangen Besuche der Schulen; denn Herr Forster hatte die Welt gesehen, er war, wie dies seine Zeitgenossen und seine Arbeiten bezeugten, nicht nur ein Liebhaber und Förderer, sondern ein Selbstkenner der Geschichte und Altertumskunde. Überdies ließ es der wohlthätige Engländer bei den geistigen Gaben, womit er seinen lehrbegierigen Schüler bereicherte, nicht allein bewenden, sondern beschenkte denselben bei jedem Besuche auch noch mit Geld.

So hatte sich für Duval auf einmal wieder eine reiche Quelle von Einkünften aufgethan, von denen er niemals auch nur einen Heller zu seinen sinnlichen Vergnügungen oder zu Kleidern, sondern alles nur zur Befriedigung seiner Wißbegierde anwendete. Während er niemals in andrer Tracht als in dem Einsiedlerkittel einherging, niemals, selbst auf seinen starken Tagmärschen zu den Bücherverkäufern in Nancy und wieder zurück, etwas anderes genoß, als das von Hause mitgenommene Brot oder die Nahrungsmittel des armen Volkes, war die Zahl der Bücher seiner kleinen Bibliothek auf 400 angewachsen, und diese enthielt, seitdem Herr Forster die Auswahl leitete, Werke von bedeutendem inneren Gehalt und Wert. Im Wald und Feld wie in der kleinen Zelle war, bei Tag und zum Teil auch bei Nacht, unser junger Einsiedler mit dem eifrigen Lesen seiner Bücher, mit der Betrachtung seiner Landkarten und Abbildungen beschäftigt. Wie dankbar wußte er es jetzt zu schätzen, daß ihm

Digitized by Google

noch immer, als Hauptgeschäft die Hütung der kleinen Herde der Einsiedelei anvertraut war! Gerade dies Geschäft war für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen das günstigste; in der Stille des Waldes oder in der Grotte des verfallenen Steinbruches gab es nichts, das ihn zerstreuen und von seinem Gegenstande abziehen konnte; er lernte hier in einer Weise sich sammeln, welche ihm für sein ganzes übriges Leben einen Vorzug vor tausend andren sogenannten Gelehrten gab. Denn Duval las schon damals nicht, wie so oft diese andren, mit nur halber und geteilter Aufmerksamkeit, weil ihr innrer Sinn dabei in den verschiedensten Richtungen von den Zerstreuungen, Sorgen und Genüssen des Weltlebens in Anspruch genommen wird; sondern seine ganze Seele, all sein Denken und Dichten war bei dem, was sein tieferes Eindringen in das Reich des Erkennens zu fördern schien.

Aber mitten in dem stillen Genusse seines jetzigen Glückes regte sich in unsrem jungen Einsamen ein Verlangen, das ihn hinaus zu dem Verkehr mit Menschen, hinaus in die Welt zog. Der innre, geistige Antrieb, der ihn bis hierher geführt hatte, war noch nicht zu seinem Ziel und Ruhepunkt gekommen; durch die Nahrung, die er in den Büchern fand, waren ihm nur die Schwingen gewachsen und stärker geworden, er wollte und sollte immer weiter und weiter. Damals, als ihn jener innre Trieb von dem Schafhirten in Elezantaine hinwegführte, war sich's der wandernde Hirtenknabe noch nicht bewußt, weshalb er eigentlich fort und wohin er ziehen wolle; jetzt aber wußte er deutlicher, was das Ziel seiner Neigungen und sein wahrer Beruf sei; er wollte sich ganz der Wissenschaft, dem Gelehrtenstande widmen.

Wie fern, wie unerreichbar müßte dem Sinne des armen Burschen ein solches Ziel erschienen sein, wenn er hierbei nur auf die Aussage seines Verstandes, nicht vielmehr auf das feste Gottvertrauen seines Herzens geachtet hätte! Die Rettung vom Tode des Verhungerns und Erfrierens, welche er gerade zur rechten Zeit und Stunde im Schafstalle des armen Pächters erfahren, die glückliche Genesung aus schwerer Krankheit durch seltsame und dennoch höchst heilsame Pflege, der kindische und dennoch glückliche Einfall, der ihn nach Lothringen geführt, die gute Hand seines Gottes, die ihn auch hier, im Fremdlingslande, auf allen seinen Wegen gesegnet und wunderbar geleitet hatte, ließen es ihn erkennen, daß über seinem innren wie über seinem äußren Leben eine Vorsehung walte, welche jedes Werk, das sie begonnen, aufs herrlichste hinauszuführen weiß. Diese Vorsehung hatte ihn in der Teurung und Hungersnot ernährt, seinem Leibe auf der mühseligen Wanderschaft Obdach und Herberge beschert, warum sollte sie nicht auch Mittel finden, den Hunger und das sehnliche Bedürfnis seines Geistes zu befriedigen, das sie ja selber in diesen gelegt und groß genährt hatte!

Freilich erging es dem Duval bei diesen Gedanken wie einem Wanderer, der auf einem schmalen Baumstamme oder Brückenstege über einen tiefen Abgrund hinübergeht; er darf nicht neben sich hinabschauen in die Tiefe, wenn ihn nicht der Schwindel ergreifen soll. Für einen zehnjäh-

Digitized by Google

selbst der Lachs, wenn der Wandertrieb in ihm erwacht, nicht ab von seinem Zuge, bis er jetzt stromaufwärts die Nähe des Quelles, dann stromabwärts das weite Meer gefunden, darinnen der Fluß endet. So will auch der Geist des Menschen mitten in dem sinnlichen Äußeren den Anfang und das Ende der Erscheinungen wissen. Was sind, so fragte sich Duval, diese Sterne, und wie weit mag es, von meiner Eiche aus, bis zu ihnen hinan sein? Vergeblicher noch denn sein Auge, als er vor dem Besitz der Sternkarte die Zeichen des Tierkreises am Himmel finden wollte, mühete sich seine lebhafte Phantasie und der kräftige Verstand ab, einen Maßstab im Irdischen zu finden für das, was überirdisch ist; nach allen Seiten hin zog sich das gesuchte Ende, je näher er ihm zu kommen schien, desto mehr in die Tiefen der Unendlichkeit zurück.

Wie groß die Erde sei, das müsse sich, so urteilte unser angehender Gelehrter, leichter ergründen lassen, wenn man nur die Abbildung der Erdkugel, die jetzt als Eigentum vor ihm lag, recht verstehen könnte. Seine Karten begleiteten ihn überall hin; mitten im einsamen Walde breitete er sie vor sich am Boden aus, während die Kühe neben ihm auf die Weide gingen. Was die vielen Linien bedeuten möchten, welche der Länge wie der Quere nach über die Abbildung der Erdkugel und der Weltteile gezogen waren, darüber sann er tagelang mit großer Anstrengung nach. Endlich brachte ihn der breitere Gürtel, der um die Mitte der Erdkugel gezogen und in 360 kleine, schwarze und weiße Felder geteilt war, auf den Gedanken, daß hierdurch Räume und Entfernungen angezeigt werden sollten. Ein Licht ging ihm auf, das auf einmal alles klar machte; das Rätsel war gelöst: die kleinen Felder bedeuten Meilen (einen andren Maßstab für irdische Räume kannte er noch nicht), und hiernach beträgt der Umfang der Erde nicht mehr und nicht weniger als 360 französische Meilen oder Wegstunden. — Er konnte kaum die Zeit des Mittagsessens erwarten, um seine herrliche Entdeckung den Einsiedlern mitzuteilen. Der Gelehrte unter ihnen schüttelte den Kopf, wußte aber nichts darauf zu sagen; einer aber unter den drei übrigen war in seinen jüngern Jahren zu St. Nikolas de Barry in Kalabrien gewesen. Dieser bemerkte, daß er auf jener Reise wohl weiter als 360 Wegstunden gekommen sei, aber das Land und das Wasser gingen viel weiter, ein Weg von 360 Meilen reiche noch lange nicht um den Umfang der Erde herum.

Da stand nun der arme Duval mit seiner Entdeckung beschämt und ratlos da; entweder mußten die schönen Karten, für deren Besitz er sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, nichts taugen, oder der Schlüssel zu ihrem Verständnis lag so verborgen, daß er die Hoffnung aufgeben mußte ihn zu finden. Aber auch diesmal kam, wie dies im Leiblichen und Geistigen immer zur rechten Zeit geschieht, dem erwachten Antriebe seine Befriedigung und Sättigung entgegen. Unser junger Einsiedler pflegte an jedem Sonntag seine Messe zu Luneville in der Karmeliterkirche zu hören und bei dieser Gelegenheit mancherlei Aufträge der Brüder in der Stadt zu besorgen. Auch am andren Tage nach dem niederschlagenden

Digitized by Google

Ereignis, das ihn auf dem Wege seiner Forschungen betroffen hatte, war er zum Besuch des Gottesdienstes in der Stadt gewesen und wollte nach Beendigung desselben noch ein wenig in dem Klostergarten sich ergehen, da sah er Herrn Remy, den Gärtner, in einem Buche lesend, am Ende einer Allee sitzen. Seine immer rege Wißbegier trieb ihn an zu fragen, was der Herr lese, und zu seiner freudigen Überraschung erfuhr er, daß das Buch eine Anleitung zum Erlernen der Erd- und Länderkunde enthalte. Es war die zu jener Zeit sehr beliebte kleine Geographie von Delaunai. Dem armen Duval brannte sein Herz vor Begierde, dieses Buch zu lesen, er wagte die flehentliche Bitte, daß Herr Remy ihm dasselbe leihen möge, und sein Wunsch wurde ihm gewährt. Mit dem Vorsatze, sich dasselbe abzuschreiben, nahm er es dankbar in Empfang, konnte aber der Begierde nicht widerstehen, seinen Inhalt sogleich zu erfahren; schon auf dem Heimwege hatte er so viel aus demselben gelernt, daß er jetzt wußte, daß die kleinen, schwarzen und weißen Felder der Mittellinie seiner abgebildeten Erdkugel Grade bedeuteten, deren jeder 25 französische oder 15 deutsche geographische Meilen groß sei. Zugleich erfuhr er, was die andren Linien bedeuteten, welche von Nord nach Süd die breite Mittellinie oder den Äquator durchschneiden. Er hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als zur besseren Verständigung des Erlernten sich selber eine Erdkugel zu verfertigen. Haselnußstäbe, zirkelrund gebogen, die einen um die Einteilung der Erde nach der Länge, die andren um jene nach der Breite zu versinnlichen, wurden in horizontaler und senkrechter Richtung zusammengefügt, dann mit dem Messer die Einteilung dort in 360, hier in 90 Grade eingeschnitten. Erst jetzt war dem jungen, wißbegierigen Eremiten das Verständnis seiner Welt- und Länderkarten eröffnet. Wenn er diese, unter dem Dach des Waldes auf dem Boden ausgebreitet vor sich liegen und dann mittelst seines geliehenen Kompasses nach den Weltgegenden gerichtet und aneinander geordnet hatte, da konnte sein forschender Geist von dem Punkte aus, darauf Lüneville lag, bald in diese, bald in jene Länder, so wie von einem Weltteil zum andren wandern, und in kurzem wußte er jede Frage nach der Lage des einen oder andern Landes sogleich und mit Sicherheit zu beantworten. Hiermit noch nicht zufrieden, forschte er auch, nach Anleitung des Buches von Delaunai, dem Laufe der Flüsse und dem Umrisse der Meeresküsten nach, bemerkte an beiden die Lage der merkwürdigsten Städte und prägte sich vor allem die der Hauptstädte ein. Es gelang ihm dieses alles so gut, daß er nach einiger Zeit mit der verkleinerten Welt auf seinen Karten und allen ihren einzelnen Städte- wie Ländernamen ebenso vertraut und bekannt war, als mit den einzelnen Partieen und alten Baumstämmen im Wald bei St. Anna. Übrigens kamen ihm auch bei dieser Gelegenheit mancherlei Gedanken, welche zu immer neuen Fragen und Forschungen reizten. Die weite Ausdehnung des Gewässers, im Vergleich mit der viel geringeren des bewohnbaren Landes, setzte ihn in Erstaunen; welche Arten der lebendigen Wesen, so fragte er sich, mögen in den Tiefen der Meere sich bewegen, und für welchen Zweck sind dieselben erschaffen,

Digitized by Google

da doch der Herr der Erde, der Mensch, sie nicht einmal alle zu sehen und zu kennen, geschweige zu benutzen vermag!

Der Antrieb zum Erkennen und Wissen hatte sich bei Duval bis zu einer leidenschaftlichen Höhe gesteigert. Vor allem war es zwar jetzt die Länderkunde, die ihn beim Wachen am Tage und sogar bei Nacht im Traume beschäftigte; doch hatte sich der Kreis seines Erkennens nebenher auch nach andren Seiten erweitert. In jedem Hause, dahin die Aufträge seiner alten Dienstherren ihn führten, fragte er nach, ob man da wohl Bücher habe; und wenn dies so war, ob man ihm nicht eines, dann das andere davon zum Lesen leihen wolle. Auf diese Weise waren ihm schon die Übersetzungen von Plutarchs Leben berühmter Männer, so wie die Geschichte des Quintus Curtius in die Hände gekommen und seine Unterhaltung in der abgelegenen Grotte des alten Steinbruches geworden. Aber alle diese neuen Erwerbungen des Wissens waren nur Funken geworden, die den inneren Brand seines Verlangens noch immer mehr zu wissen, entzündet hatten. Die ganze Erde in ihren Ländern, nicht nur wie diese jetzt sind, sondern wie sie auch vormals waren, als noch andre Völker sie bewohnten, hätte er kennen lernen mögen; vor jedem alten Gemäuer, vor jedem Denkmal vergangener Zeiten stand er mit ehrfurchtsvollem Nachsinnen still; er beschaute jeden Stein, jeden Schriftzug, hätte gern ihre Sprache verstanden, um zu erfahren, wer hier gewohnt, was hier sich zugetragen habe. Die Bücher, so dachte er in seiner unschuldigen Überschätzung der menschlichen Wissenschaft, lehren und sagen alles; wie aber sollte er, nach der Verwendung seines ganzen, kleinen Besitztums auf den Ankauf der Karten, zu solchen Büchern kommen? Die Verkäufer der alten und neuen Bücher in der Stadt, deren Läden er oft besuchte, mochten auf ein bloßes Herleihen ihrer Schätze sich nicht einlassen; was man von ihnen haben wollte, das mußte mit Geld bezahlt sein; Geld aber, woher dies nehmen?

Ein Drang von geistiger Art, wie der in Duval war, bricht sich durch alle äußeren, leiblichen Hemmungen seine Bahn und weiß in diesem Kampfe Kräfte zu entwickeln, welche dem in äußerem Überfluß erwachsenen Menschen fremd sind. Felle von gewissen Tieren der Wildnis, so wie das Fleisch von andren, werden in der Stadt, das hatte er erfahren, bald mehr, bald minder teuer verkauft. Den Besitzern von St. Anna stand in dem zu ihrem Grundbesitz gehörigen Stück Waldes ebenso das Recht, dort ihr Vieh zu weiden, als auch eine gewisse Berechtigung zur Jagd und zum Fange der vierfüßigen wie geflügelten Bewohner desselben zu. Die Besitzer des vormaligen Waldhauses Alba mochten die letztere Berechtigung in ihrer ganzen Ausdehnung und Strenge geübt haben; seitdem aber jenes Obdach der Jagdfreunde durch Bruder Michaels Ankauf ganz andren Bewohnern eingeräumt, der Wald mit seinen Tieren ein Eigentum frommer, friedliebender Einsiedler geworden war, hatten sich die ungestörte Ruhe dieses Dickichtes vornehmlich solche vierfüßige Tyrannen des Waldes zu nutze gemacht, welche von den Jägern als schädliche Tiere verfolgt werden. Marder und Iltisse, Füchse und wilde

Digitized by Google

Katzen verübten von hier aus ungestört ihre Mordthaten; denn die guten, alten Brüder in der Einsiedelei hatten weder Flinten noch andere Gewehre, bedienten sich weder der Fallen noch des Giftes, um, was ihre Pflicht gewesen wäre, an den Mördern und Räubern in ihrem Herrschaftsgebiete Recht und Gerechtigkeit zu üben. Duval, wenn er die Nachtigall, deren Gesang ihn entzückte, unter den Klauen der Wildkatze verbluten sah, oder die Jungen der Singdrossel und des Rotkehlchens durch einen nächtlichen Überfall des blutdürftigen Marders hinweggeraubt und vertilgt fand, dachte anders. Der Klagelaut, den die alten morgens an dem leeren Neste erhuben, rührte ihn tief. Diese sprachen nur wehmütiges Sehnen aus nach dem, das sie geliebt hatten und besessen; in ihm regte sich ein wehmütiges Sehnen nach etwas, das er liebte und nicht besaß. Es konnte nach beiden Seiten geholfen werden. Die Klage der unschuldig Beraubten forderte zur Ahndung und Rache auf, die Mörder mußten ihre Schuld mit Blut und Gut bezahlen, und wem konnte das letztere anders anheimfallen als dem, welcher mit mächtiger Hand des Richter- und Herrscherrechts pflegte? Man fand bei den Schuldigen kein andres Mobiliarvermögen als ihr Fell, und dieses eignete Duval sich zu.

Die alten Väter in St. Anna, so neutral und friedliebend sie sich auch zu den tierischen Bewohnern des nachbarlichen Waldes verhielten, mochten doch zuweilen eine Regung des Unmutes gegen die unbescheidnen vierfüßigen Nachbarn empfunden haben, wenn sie am Morgen bemerkten, daß bei Nacht der Fuchs ihre Gänse geraubt, der Marder oder Iltis ihre Hühner gemordet habe; sie ließen deshalb gern geschehen, daß ihr junger Gehilfe neben seinem Hirtenamt auch das Geschäft des Jägers übte und bald mit den Trophäen eines Fuchspelzes, bald mit denen eines Marderfelles nach Hause kam. Wie der seltsame Bursch das anfing, daß er ohne Flinte, Blei und Pulver, nur mit Bogen und Bolzen bewaffnet und durch allerhand witzig genug erfundene Fallen den listigen Fuchs und den scheuen Marder in seine Gewalt brachte, das hörten sie ihn oft mit Verwunderung berichten, doch ging es dabei auch nicht immer ohne Schrecken ab. So eines Tages, da er aus vielen Kopfwunden blutend und ganz vom Blute bedeckt, mit einer toten wilden Katze, die als Trophäe an seinem Stocke hing, in das gemeinsame Zimmer hereintrat. Er hatte dieses mörderische Tier mit kühnem Klettern und Springen verfolgt, bis dasselbe, von seinem Stabe am Kopfe getroffen, doch nicht getötet, in die Höhlung eines Baumes sich rettete. Der Stab des jungen Jägers setzte ihr in diesem Schlupfwinkel nach und ängstigte sie mit seinen Stößen so sehr, daß sie zuletzt wütend heraus und auf seinen Kopf sprang, den sie mit Zähnen und Klauen zerfleischte, bis sie der rüstige Bursch an ihren Hinterfüßen herabriß und ihr den Kopf am Baumstamm zerschmetterte. Den erschrockenen Vätern rief er ruhig zu: „Fürchten Sie nicht, ehrwürdige Väter, daß mir ein Leides geschehen sei. Sehen Sie hier den Mörder unserer Singvögel. Ich habe ihn besiegt, und das Waschen mit ein wenig Wasser und Wein wird bald meine Wunden heilen."

Digitized by Google

Dem rechtmäßigen Vollzieher der Todesstrafe an den ihres Mordgewerbes überwiesenen Verbrechern fiel rechtmäßigerweise nicht nur ihr Mobiliarvermögen, sondern auch ihr übriges Besitztum und Einkommen anheim, da die natürlichen Erben gleich ihren Vätern geächtet und landesflüchtig waren. Die Revenüen der Füchse und Marder bestanden, innerhalb des Waldes und benachbarten Feldes, vornehmlich in dem Fleische der Hasen und Waldhühner, so wie im Herbste hin und wieder aus Schnepfen. Auch von diesen eignete sich Duval zum besten seines Handelsgeschäftes mit den Kürschnern, Hutmachern und Köchen so viele zu, als in seine Schlingen gehen wollten; und in dem Wahne, daß all das Wildbret, welches im Walddistrikt des vormaligen Jagdhauses Alba sich zeige, jetzt ein Eigentum der Einsiedelei St. Anna sei, hätte er vielleicht selbst Hirsche und Rehe, deren Erlegung nur den herzoglichen Jägern zustand, überlistet, wenn diese in jener Gegend häufiger und ebenso leicht durch Nachgrabungen, Räucherungen, Fallen und Fangeisen wären zu erhaschen gewesen, als Fuchs und Marder oder als die Feindin der harmlos spielenden Fische, die unersättliche Otter.

Der Verkauf des Erbeuteten war für unsern jungen Jäger in ganz unerwarteter Weise ergiebig gewesen, er hatte demselben in wenig Monaten 30 bis 40 Thaler eingetragen. Diese, nach seinem Bedünken ungemein große Summe in der Tasche, lief derselbe, mit Erlaubnis der Einsiedler, nach der sechs Stunden weit abgelegenen Stadt der Gelehrsamkeit und Künste, nach Nancy. Denn dort gab es viel mehr und schätzbarere Bücher zu kaufen, als in der, weniger der Gunst der Musen als jener des Fürstenhofes nachstrebenden Residenzstadt Lüneville. Für ihn hatte jedes Buch, das ihn etwas Neues lehren konnte, einen unschätzbaren Wert: was aber im gewöhnlichen Handelsverkehr sein Wert sei, das wußte er nicht. Darum pflegte er, ein Anfänger im Umgang mit der Welt, den Bücherverkäufern sein Geld auf ihren Zahltisch hinzulegen, indem er dieselben flehentlich bat, seiner Armut nicht mehr abzunehmen, als nach christlicher billiger Schätzung die von ihm ausgewählten Bücher wert seien. Leider fand sich nur einer unter diesen Handelsleuten, welcher der bösen Lockung des zur Verfügung hingelegten Geldes redlich widerstand und von dem unbegrenzten Vertrauen des unerfahrenen Jünglings keinen schlechten Gebrauch machte. Dieser eine war Herr Truain, ein Buchhändler, der, aus der Bretagne gebürtig, in Nancy sich ansässig gemacht hatte. Er behandelte den treuherzigen Jüngling als teilnehmenden Freund, ließ ihm alle Bücher, die er begehrte, um den möglichst billigen Preis ab und gab ihm, als der Rest des baren, mit der Jagd verdienten Geldes nicht mehr ausreichte, auf sein ehrliches Gesicht hin Kredit für mehrere Bücher, die er zu haben wünschte. Herr Truain ahnte in diesem Augenblicke es nicht, daß der bäuerische Bursche, der da vor ihm stand, nach wenigen Jahren Vorstand der königlichen Bibliothek in Lothringen und dann im stande sein werde, ihm dadurch, daß er ihn zum Hauptlieferanten für dieselbe wählte, sein wohlwollendes Benehmen reichlich zu belohnen.

Digitized by Google

Unter den Schätzen, welche Duval für diesmal erhandelt hatte, befanden sich namentlich eine Übersetzung des Plinius, eine andre von Theophrasts Charakteren, von des Livius Geschichte, ferner die Geschichte der Inkas, des Barthelemy las Casas Schilderung der von den Spaniern in Amerika verübten Grausamkeiten, Lafontaines Fabeln und mehrere Landkarten. Die eben genannten und noch mehrere nicht benannte Bücher bildeten eine für unseren Einsiedler in doppeltem Sinne teure Last. Er hatte mit Freuden den ganzen Gewinn seiner Jagden für diesen Bücherhaufen dahin gegeben und bei Herrn Truain noch einiges auf Kredit genommen; mit Freuden lud er seine Bürde auf die rüstigen Schultern und schleppte sie, von Zeit zu Zeit ausruhend, noch an demselben Tage nach seiner entfernten Einsiedelei.

Die Zelle, welche man Duval zu seiner Schlaf- und Wohnstätte angewiesen hatte, war fast zu klein dazu, um mit dem Bewohner zugleich auch das Eigentum desselben aufzunehmen. Sie wurde jetzt zu einer Welt im kleinen, denn an ihrer Decke prangte das Abbild des Himmels, die Sternkarte; die Wände waren mit den Karten der verschiedenen Weltteile und Länder verziert.

Wir haben bereits oben angedeutet, daß unter den vier alten Bewohnern der Einsiedelei einer war, der sich in mancher Hinsicht von den andern dreien, zumal von dem sanften Bruder Paul unterschied. Jener eine Bruder, Anton genannt, war aus Bar gebürtig, dessen Bewohner im allgemeinen in dem Rufe stehen, daß sie leicht aufregbar und streitsüchtig sind. Obgleich er an Jahren der älteste und in allen frommen Übungen der eifrigste war, hatte er dennoch seine zur Heftigkeit geneigte Naturart nicht ganz besiegen können; er war hart und streng in der Behandlung des eignen Leibes, dabei aber auch hart und streng in seinem Urteil über die Handlungen anderer, so daß, wenn er sprach, Bruder Paul am liebsten schwieg. Jener etwas stürmische Bruder, welcher als Ältester der kleinen Gesellschaft über diese eine Art von Regiment führte, bemerkte zu seinem großen Verdruß, daß Duval, seitdem das Lesen der Bücher und die Beschäftigung mit den Landkarten ihn so mächtig anzog, im Besuche der gemeinsamen Gebetsübungen minder eifrig geworden sei, und daß er mit Dingen umgehe, welche, wie es dem Bruder Klausner schien, für einen Frommen weder nötig noch heilsam seien. Er selber machte sich Vorwürfe darüber, daß er dem jungen Menschen den Sonnenkompaß geliehen und dadurch vielleicht etwas beigetragen habe zu seinen Verirrungen; doch hoffte er, daß dafür auch seine Ermahnungen einen besseren Eingang bei demselben finden sollten. Da er jedoch sah, daß Duval von Tag zu Tag immer eifriger dem Antrieb zum Wissen sich hingab, wollte er dem eigentlichen Treiben desselben noch besser auf den Grund kommen und verschaffte sich deshalb Gelegenheit, als der junge Tausendkünstler gerade abwesend war, in seine verschlossene Zelle einzudringen. Wie erstaunte der gute Bruder Anton, als er da lauter solche Dinge erblickte, die er noch nie bei einem Andächtigen gesehen hatte, und welche ihm deshalb nicht anders als verdächtig vorkommen mußten! Was

Digitized by Google

sollte die aus Pappe gemachte Himmelskugel mit ihren weißen und schwarzen Kreisen, die sich Duval zur Versinnlichung des Ptolemäischen Systems mühsam zusammengesetzt hatte; was bedeutete die aus kreisrund gebogenen Haselnußstecken gefertigte Erdkugel; was die seltsamen (geometrischen) Figuren und vielen Zahlen, die der wißbegierige Duval aus einem entlehnten Buche von mathematischem Inhalte sich abgezeichnet und abgeschrieben hatte? Mehr jedoch denn alle diese Dinge setzte ein Wort den Bruder Anton in Schauder und Schrecken, das er in der Aufschrift auf einer großen mit astronomischen Figuren und Rechnungen angefüllten Karte des Tycho de Brahe las. Die Aufschrift hieß: „Calendarium naturale magicum. „Magicum?“ brummte voll Entsetzen der alte Klausner. „Hier an gottgeweihter Stätte will er Magie, das heißt Zauberei und Hexerei treiben? Das kann nicht länger nachgesehen werden.“

Gleich in seiner ersten Aufwallung machte sich der alte Mann auf den Weg nach Lüneville, zum Hause des Beichtvaters, einem von Gemüt wie an Kenntnissen vorzüglichen Manne. Er machte diesem eine so seltsame Beschreibung von Duvals Thun und Treiben, so wie von dem, was er in seiner Zelle gesehen hatte, daß der Mann neugierig wurde, die Sache selber zu sehen. Duval, der indes nach Hause gekommen war, ließ den wackern Pater alles betrachten und durchforschen, was in seiner Zelle war, beantwortete unbefangen alle Fragen, die er an ihn that, und das Ende dieser Prüfung war, daß der Pater den Bruder Anton über seine Unwissenheit und seinen grundlosen Argwohn lächelnd zurechtwies, den Duval aber wegen seiner Wißbegier und seines Fleißes belobte, indem er ihn zugleich aufmunterte auf diesem Wege fortzufahren, weil ihm solche Kenntnisse einst noch sehr zum Nutzen gereichen könnten.

Für einige Zeit schien jetzt der Friede hergestellt, doch konnte der Bruder Anton das nicht verschmerzen, daß er wegen dieses jungen Menschen vom Beichtvater belacht und zurechtgewiesen worden sei. In jeder Miene des unbefangenen Jünglings glaubte er einen Nachhall jener tadelnden Zurechtweisung zu lesen, und so faßte er einen wahrhaften Widerwillen gegen denselben. In dieser unglücklichen Stimmung entfuhr ihm einst die Drohung, daß er dem Duval seine Karten zerreißen, seine Bücher hinwegnehmen wolle, eine Drohung, bei welcher der blinde Eiferer zu wirklichen Thätlichkeiten Miene machte. Diese Schätze, deren Erwerb ihrem Besitzer so viele Mühe und Sorgen gemacht hatten, sich nehmen und zerstören zu lassen, welches jugendlich warme Blut hätte einen solchen Gedanken ohne heftige Aufwallung ertragen können! Zum ersten- und so viel bekannt, auch zum letztenmale in seinem Leben geriet Duval in einen so gewaltigen Zorn, daß er seiner nicht mehr mächtig war. Als Verteidigungswaffe gegen die Gewaltthätigkeiten einer unwissenden Barbarei an seinen lieben Büchern, ergriff er die Feuerschaufel und stellte sich mit einer solchen entschlossenen, wilden Miene dem Bruder Anton, diesem Nachahmer des Zerstörers der Bibliothek von Alexandrien entgegen, daß derselbe mit lauter Stimme um Hilfe rief. Die drei andren Brüder, welche nahe dabei auf dem Felde arbeiteten, kamen herbei, der junge

Digitized by Google

Mensch, noch immer für seine Bücher alles fürchtend, treibt sie durch das bloße Drohen mit der Feuerschaufel aus ihrer eignen Wohnung hinaus, deren Thür er verschließt, indem er die Bewegungen des Feindes durchs Fenster beobachtet.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß gerade in diesem Augenblicke der Prior der Eremiten nach St. Anna zum Besuche kam. Er sah und hörte den Tumult, vernahm die Klagen über den jungen Empörer gegen das Ansehen des Alters; dieser aber, zum Fenster heraus, erzählte in seiner Weise den Hergang der Sache. Der Prior hörte ihn mit einer Gelassenheit und Ruhe an, die auch dem Jünglinge seine Fassung zurückgab, so daß derselbe den ersten Verweis, den der Prior ihm gab, ebenso schweigend hinnahm, als Bruder Anton jenen, der ihm zugeteilt wurde. Dennoch erklärte Duval, gleich einem Kommandanten, der im Begriff steht, seine Festung den Belagerern zu übergeben, daß er, noch vor Wiedereröffnung der Thüre um Zusicherung folgender Punkte bitten müsse: 1) um vollkommene Vergebung des Vorgefallenen; 2) um Gestattung von täglich zwei freien Stunden für seine wissenschaftlichen Arbeiten; eine Vergünstigung, auf welche er übrigens von selber in der Zeit der Aussaat, der Ernte und der Weinlese Verzicht leiste. Dagegen versprach er seinerseits der Gemeinschaft der Eremiten noch zehn Jahre lang, ohne allen Gehalt, nur gegen Kost und Kleidung mit allen Kräften und mit gewissenhafter Treue zu dienen. Dieser Vertrag wurde eingegangen, die Thüre den Belagerern aufgethan, und diese ließen sich sogar willig finden, am darauf folgenden Tage den schriftlich aufgesetzten Vergleich, der eine mit Buchstaben, die andern durch Kreuze statt der Namen zu unterzeichnen.

Der Friede unter den Bewohnern von St. Anna war jetzt aufs vollkommenste wieder hergestellt, und mit dem Frieden zugleich erblüheten die gewöhnlichen Früchte desselben, Wissenschaften und Künste, bei Duval. Die in Nancy und sonst hin und wieder erkauften Bücher hatte er alle nicht nur gelesen, sondern, so weit sie dies möglich machten, für seine geistige Bildung ausgebeutet; er sann nur auf Mittel, noch mehr solchen Nahrungsstoff in seine Hände zu bekommen. Die jagdbaren Raubmörder des Waldes waren teils vertilgt, teils ausgewandert; einen andern Weg, um sich das Nötige zu verschaffen, suchte er vergebens; da that sich ungesucht von selber einer für ihn auf. An einem Herbsttage, als er, durch den Wald gehend, in gedankenlosem Spiele das abgefallene Laub mit den Füßen vor sich herstieß, bemerkte er etwas Glänzendes. Es war ein fein gearbeitetes, goldnes Petschaft, dessen Wappenschild von ganz besonderer Schönheit war. Duval, welcher wußte, daß solche Wappen nicht selten auf Thaten und Schicksale der Familien sich beziehen, welche dieselben führen, und welcher sich nach Menestriers Anleitung selbst mit den Grundzügen der Heraldik vertraut gemacht hatte, betrachtete mit reger Aufmerksamkeit die einzelnen Teile des dargestellten Schildes, ohne ihren Sinn zu erraten. Am nächsten Sonntag ließ er in Lüneville von den Kanzeln seinen Fund bekannt machen, und nach wenigen Tagen meldete

Digitized by Google

sich bei ihm ein Engländer, ein Mann, der an äußern Glücksgütern wie an Gaben des Herzens und Geistes in gleichem Maße reich war, als rechtmäßiger Inhaber des Petschafts an. Herr Forster, so hieß der Engländer, lebte schon seit mehreren Jahren in Lüneville und widmete alle seine Zeit und Kräfte den wissenschaftlichen Forschungen sowie wohlthätigen Zwecken. Duval war bereit, den Fund zurückzugeben, doch machte er dabei die Bedingung: daß zuvor noch der Herr des Petschaftes ihm die Bedeutung seines Wappenschildes, bis in die einzelnen Teile hin, beschreiben möchte. Wie dieser junge Mensch im armselig bäuerischen Kittel ein Interesse an adligen Wappen haben könne, begriff Herr Forster nicht; er hielt die Bitte für eine Äußerung des plumpen Vorwitzes. Indes fügte er sich in die Bedingung, die der ehrliche Finder machte, und war nicht wenig erstaunt, als er aus den Fragen und Bemerkungen des jungen Einsieblers erkannte, daß dieser in der Geschichte und ihren Hilfswissenschaften, ja selbst in der Wappenkunde gründlicher unterrichtet und besser bewandert sei, als die meisten in den Gelehrtenschulen gebildeten Leute seines Alters. Die Wißbegierde des Jünglings hatte in der That etwas Rührendes; sie kam aus einem so lauteren, innigen Drange, sie nahm mit so dankbarer Liebe das auf, was ihr dargeboten wurde, daß der menschenfreundliche Engländer gleich bei diesem ersten Zusammentreffen eine herzliche Zuneigung zu Duval faßte. Er belohnte den Fund desselben durch ein sehr reiches Geldgeschenk und lud seinen jungen Freund ein, ihn an jedem Sonn- und Feiertage in Lüneville zu besuchen. Bei diesen Besuchen lernte Duval mit seiner leichten Fassungskraft in einer Stunde mehr, denn mancher Studierende bei einem wochen-, ja monatlangen Besuche der Schulen; denn Herr Forster hatte die Welt gesehen, er war, wie dies seine Zeitgenossen und seine Arbeiten bezeugten, nicht nur ein Liebhaber und Förderer, sondern ein Selbstkenner der Geschichte und Altertumskunde. Überdies ließ es der wohlthätige Engländer bei den geistigen Gaben, womit er seinen lehrbegierigen Schüler bereicherte, nicht allein bewenden, sondern beschenkte denselben bei jedem Besuche auch noch mit Geld.

So hatte sich für Duval auf einmal wieder eine reiche Quelle von Einkünften aufgethan, von denen er niemals auch nur einen Heller zu seinen sinnlichen Vergnügungen oder zu Kleidern, sondern alles nur zur Befriedigung seiner Wißbegierde anwendete. Während er niemals in andrer Tracht als in dem Einsiedlerkittel einherging, niemals, selbst auf seinen starken Tagmärschen zu den Bücherverkäufern in Nancy und wieder zurück, etwas anderes genoß, als das von Hause mitgenommene Brot oder die Nahrungsmittel des armen Volkes, war die Zahl der Bücher seiner kleinen Bibliothek auf 400 angewachsen, und diese enthielt, seitdem Herr Forster die Auswahl leitete, Werke von bedeutendem inneren Gehalt und Wert. Im Wald und Feld wie in der kleinen Zelle war, bei Tag und zum Teil auch bei Nacht, unser junger Einsiedler mit dem eifrigen Lesen seiner Bücher, mit der Betrachtung seiner Landkarten und Abbildungen beschäftigt. Wie dankbar wußte er es jetzt zu schätzen, daß ihm

Digitized by Google

noch immer, als Hauptgeschäft die Hütung der kleinen Herde der Einsiedelei anvertraut war! Gerade dies Geschäft war für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen das günstigste; in der Stille des Waldes oder in der Grotte des verfallenen Steinbruches gab es nichts, das ihn zerstreuen und von seinem Gegenstande abziehen konnte; er lernte hier in einer Weise sich sammeln, welche ihm für sein ganzes übriges Leben einen Vorzug vor tausend andren sogenannten Gelehrten gab. Denn Duval las schon damals nicht, wie so oft diese andren, mit nur halber und geteilter Aufmerksamkeit, weil ihr innrer Sinn dabei in den verschiedensten Richtungen von den Zerstreuungen, Sorgen und Genüssen des Weltlebens in Anspruch genommen wird; sondern seine ganze Seele, all sein Denken und Dichten war bei dem, was sein tieferes Eindringen in das Reich des Erkennens zu fördern schien.

Aber mitten in dem stillen Genusse seines jetzigen Glückes regte sich in unsrem jungen Einsamen ein Verlangen, das ihn hinaus zu dem Verkehr mit Menschen, hinaus in die Welt zog. Der innre, geistige Antrieb, der ihn bis hierher geführt hatte, war noch nicht zu seinem Ziel und Ruhepunkt gekommen; durch die Nahrung, die er in den Büchern fand, waren ihm nur die Schwingen gewachsen und stärker geworden, er wollte und sollte immer weiter und weiter. Damals, als ihn jener innre Trieb von dem Schafhirten in Elezantaine hinwegführte, war sich's der wandernde Hirtenknabe noch nicht bewußt, weshalb er eigentlich fort und wohin er ziehen wolle; jetzt aber wußte er deutlicher, was das Ziel seiner Neigungen und sein wahrer Beruf sei; er wollte sich ganz der Wissenschaft, dem Gelehrtenstande widmen.

Wie fern, wie unerreichbar müßte dem Sinne des armen Burschen ein solches Ziel erschienen sein, wenn er hierbei nur auf die Aussage seines Verstandes, nicht vielmehr auf das feste Gottvertrauen seines Herzens geachtet hätte! Die Rettung vom Tode des Verhungerns und Erfrierens, welche er gerade zur rechten Zeit und Stunde im Schafstalle des armen Pächters erfahren, die glückliche Genesung aus schwerer Krankheit durch seltsame und dennoch höchst heilsame Pflege, der kindische und dennoch glückliche Einfall, der ihn nach Lothringen geführt, die gute Hand seines Gottes, die ihn auch hier, im Fremdlingslande, auf allen seinen Wegen gesegnet und wunderbar geleitet hatte, ließen es ihn erkennen, daß über seinem innren wie über seinem äußren Leben eine Vorsehung walte, welche jedes Werk, das sie begonnen, aufs herrlichste hinauszuführen weiß. Diese Vorsehung hatte ihn in der Teurung und Hungersnot ernährt, seinem Leibe auf der mühseligen Wanderschaft Obdach und Herberge beschert, warum sollte sie nicht auch Mittel finden, den Hunger und das sehnliche Bedürfnis seines Geistes zu befriedigen, das sie ja selber in diesen gelegt und groß genährt hatte!

Freilich erging es dem Duval bei diesen Gedanken wie einem Wanderer, der auf einem schmalen Baumstamme oder Brückenstege über einen tiefen Abgrund hinübergeht; er darf nicht neben sich hinabschauen in die Tiefe, wenn ihn nicht der Schwindel ergreifen soll. Für einen zehnjäh-

Digitized by Google

rigen Dienst, bloß gegen Kost und Kleidung, hatte er sich bei seinen Einsiedlern verpflichtet; wenn diese Zeit um war, dann hatte er ebenso wenig Geld zum Studieren, als er jetzt besaß; sein redliches Herz konnte sich keine Möglichkeit denken, wie jener sogar schriftliche Vergleich aufgelöst werden möge. Dennoch war dieser Gedanke für ihn kein Gegenstand der Sorgen oder Bekümmernis. Wenn er mit seinem leichten Sinn auf die vielen Jahre hinblickte, die bis zum Ablauf des Vergleiches noch übrig waren, da dünkte es ihn, als wären es nur einzelne Tage; ihm fiel es nicht ein, daß auch er älter werde; der Übergang in eine Schule oder Bildungsanstalt, wo er endlich für den Beruf sich bilden könnte, zu welchem er sich bestimmt fühlte, erschien ihm als etwas, das sich ebenso von selber ergeben und so leicht von statten gehen werde, wie seine Wanderung von der Champagne nach Lothringen oder aus Elezantaine nach la Rochette. Sein lebhaftes Gemüt stellte ihm das, was noch fern und künftig war, so vor, als werde es schon morgen oder heute sich einstellen: die Hoffnung des Jünglings gleicht einem starken, guten Fernrohr, welches die weit abgelegenen Gegenstände so nahe an den Gesichtskreis heranzieht, daß es scheint, als könne man die Zielscheibe, welche kaum von der Kugel der Büchse erreicht wird, mit der Hand ergreifen.

In einer solchen glücklichen Stimmung, welche von keinem Morgen und seinen Sorgen, sondern nur von einem Heute und seiner Freude weiß, mochte er sich befinden, als er einmal an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1717 im Walde neben seinen am Boden ausgebreiteten Landkarten lag und in diesen mit angestrengter Aufmerksamkeit herumforschte. Plötzlich hörte er eine männliche Stimme, welche ihm „guten Tag" wünscht. Er blickt über sich und sieht einen Herrn, auf dessen Angesicht ein edles Selbstgefühl, gepaart mit Milde, sich ausspricht; dieser fragt ihn freundlich, was er hier auf den Karten so eifrig suche? — „Ich suche und betrachte", antwortete Duval, „den Weg von Frankreichs Küste nach Quebeck in Kanada." — „Nach Quebeck?" fragte der Herr weiter. „Und was habt Ihr gerade mit Quebeck zu thun?" — „Ich habe gelesen", sagte Duval, daß es dort ein französisches Seminar oder eine Hochschule giebt, darinnen sehr viele gute Sachen gelehrt, und wo auch manche Kinder armer Leute umsonst aufgenommen und unterrichtet werden; darum gedenke ich dorthin zu reisen und in Quebeck zu studieren." — „Ei!" sagte der Herr, „um etwas Gutes und Gründliches zu lernen, braucht man nicht so weit zu reisen, und Freistellen für junge Leute, welche besondre Neigung und Talente zum Studieren haben, giebt es in unsren hiesigen Seminarien und Hochschulen auch."

Während dieses Gesprächs hatten sich noch mehrere Herren bei Duval eingefunden, an deren Kleidern und äußerer Haltung sich ein ungewöhnlich hoher Stand verriet. Sie befragten den Oberhofmeister, Grafen von Vidampierre, (denn dieser war es, der mit dem jungen Eremiten sprach,) über den Gegenstand seiner Unterhaltung und über den merkwürdigen Burschen, mit welchem er da redete, und richteten dann selbst mehrere Fragen an Duval, welche dieser mit Verstand und edler Offenheit

Digitized by Google

beantwortete. Er ahnte nicht, von welcher Wichtigkeit, von welchen Folgen für sein ganzes Leben der Ausgang des Examens sei, welches er in diesem Augenblick bestand, und vielleicht war diese Unwissenheit zu seinem Vorteil; denn so sprachen sich sein gesunder Verstand, sein treffender Witz und guter Humor, seine für solchen Stand bewundernswerte Belesenheit in jener natürlichen Unbefangenheit aus, in welcher sie gerade am meisten gefielen. — Die hohe Versammlung, in deren Mitte das Examen stattfand, welches für diesmal mehr zu bedeuten hatte, als irgend ein Doktorexamen in Paris oder London, bestand zunächst aus dem Hofstaat der Prinzen von Lothringen. Diese beiden Prinzen, Leopold Klemens und Franz, samt ihren beiden Oberhofmeistern, dem Grafen von Vidampierre und Baron von Pfutschner stellten die Examinatoren vor, welche ihrem Kandidaten im Bauernkittel Fragen vorlegten und von ihm zu ihrem Vergnügen beantwortet erhielten, bei denen schwerlich irgend ein junger, in unsren Schulen gezogener und kunstgerechter Kandidat so zu Ehren gekommen wäre, als Duval, der Zögling der Natur, aus dessen ganzem Wesen es hervorleuchtete, daß er nichts aussprach, was er nicht in Wahrheit so fühlte und selber so dachte.

Baron von Pfutschner, der Erzieher der beiden Prinzen, fragte am Ende der Unterhaltung den Duval, ob er wohl Lust habe, in der gelehrten Schule zu Pont-a-Mousson seine Studien fortzusetzen. Duval fragte, ob man ihm dort, in der klösterlich eingerichteten Anstalt, wohl auch die Freiheit gestatten werde, hinauszugehen in die Wälder und Felder, denn er könne nicht beständig im Zimmer bleiben. Man gab ihm eine beruhigende Zusicherung, und beim Abschied versprach Baron von Pfutschner, ihn in kurzem wieder zu besuchen.

Die Prinzen erzählten bei ihrem Nachhausekommen ihrem Herrn Vater, dem mildthätigen, menschenfreundlichen Herzog Leopold, welche seltsame Beute sie heute auf ihrer Jagd an der Bekanntschaft eines jungen Viehhirten gemacht hätten, der durch seine Kenntnisse in der Länder- und Völkerkunde wie in der Geschichte sie alle in Erstaunen gesetzt habe. Es kostete nur wenig Worte, um den guten Herzog für die wohlthätige Absicht zu gewinnen, welche Baron von Pfutschner in Beziehung auf Duval aussprach; Seine Durchlaucht bewilligten, daß Duval auf ihre Kosten in die gelehrte Bildungsanstalt zu Pont-a-Mousson gebracht und dort, so lange es zu seiner Ausbildung nötig schiene, unterhalten werde. Auf herzogliche Kosten sollte er auch gekleidet und mit allem reichlich versorgt werden, was seiner Aufnahme in die Schule und der besten Benutzung des dortigen Unterrichts förderlich sein könne.

Duval war damals 22 Jahre alt. Jetzt, im Mai 1717, waren es fast 8 Jahre geworden, seitdem er als bettelarmer Knabe mit Holzschuhen und im Gewand aus Sackleinwand, nach Lothringen gekommen, vier ganze Jahre, seitdem er als Viehhirt in die Dienste der Einsiedler von St. Anna getreten war.

Mit den Gedanken des Abschiedes von dem ihm wert und teuer gewordenen St. Anna und seinen herzlich befreundeten Bewohnern beschäf-

Digitized by Google

tigt, fühlte er erst in ganzer Stärke, was er hier gehabt und empfangen habe. Er hatte den Brüdern mitgeteilt, welches seltsame Abenteuer ihm heute begegnet sei; sie wünschten ihm Glück dazu, gaben ihm jedoch auch zugleich in ihrer einfältigen, unverstellten Weise das Bedauern über die wahrscheinlich nahe Trennung zu erkennen: ein Bedauern, das ihnen die wahrhaft herzliche Liebe zu dem jungen Freunde eingab. Hierbei blieb Bruder Anton nicht hinter den andren zurück; die Liebe, mit welcher er dem Duval schweigend und mit einer Thräne im Auge die Hand drückte und ihm den einzigen wissenschaftlichen Schatz, den er besaß, den Sonnenkompaß, zum Geschenk aufdrang, war eine ungeheuchelte. Solchen heftigen Naturen, wie die des Bruders Anton war, hat der Schöpfer insgemein neben jenem abstoßenden Zuge, der nicht selten aus ihnen hervorbricht, auch den entgegengesetzten der kräftig waltenden, anziehenden Liebe in gleichem Maße eingepflanzt, so daß bei ihnen der Haß öfters, wenn der erwärmende Sonnenstrahl von oben in das Dunkel des Herzens hineinfällt, zur innigsten, feurigsten Liebe wird. Diese aufwallende Kraft gleicht in ihrer Wirkung dem Weine, welcher in guten Stunden die Seele zu edler That bestärken, wie in bösen sie hinabreißen kann zum Falle, zu jeder Zeit aber ihre Gefahren mit sich bringt.

Die Hörsäle oder Lehrzimmer, in denen wir andren den Unterricht der Schule empfangen, sind bald zu kalt, bald zu heiß; die Feuchtigkeit ihrer graulich weißen Wände scheint auf den öfteren leiblichen Ausbruch jener Beängstigung hindeuten zu wollen, den wir in der dumpfigen Luft dieser beengten Räume empfinden. Während wir die belehrenden Worte des Lehrers vernehmen möchten, zupft oder stößt uns hier der eine Nachbar auf der Schulbank, es hustet ein andrer, und ein dritter lispelt oder spricht uns durch die Feder auf einem Blättchen Papier etliche Worte zu: draußen ist Frühling oder liebliches Herbstwetter, und wir sitzen und schwitzen da zwischen den Mauern. Mit einer mehr denn gewöhnlich gespannten Teilnahme vernimmt man da, wie einst Plato, wie Aristoteles und Theophrast im Schatten der Hallen oder Bäume, in freier Luft ihre Hörer durch die Gewalt ihrer Rede begeisterten und belehrten. Man denkt vielleicht später mit Freuden an die wohlbenutzten Jahre der Schulzeit, man segnet mit dankbarer Liebe das Andenken der teuren Lehrer, aber an die schwarzen oder weißen Bänke, an die Öfen und Wände, Dielen und Decken der Schulstuben und Hörsäle gedenkt man nicht gern; ihr Duft war nicht wie ein Geruch der Wälder oder der grünenden Felder, die der Herr gesegnet hat.

Ganz anders war dieses bei Duval. Die hehre Stille der Nächte, nur selten unterbrochen von Lauten, mit denen der Uhu oder die Rohrdommel ihr Geschäft begleiten, das Schweigen des Waldes und der erfrischende Duft seines Schattens mußten für die Erinnerung einen andren Reiz haben, als unsre Anbaue um Öfen und Kamine. Die Stimme der Belehrung, welche wir andren durch das äußere Ohr vernehmen, war für ihn eine innerliche, desto unmittelbarer und tiefer zum Gemüt sprechende gewesen. Mit Thränen einer Wehmut, durch welche wir bei der Abfahrt

Digitized by Google

in das weite Meer von der vaterländischen Küste Abschied nehmen, betrachtete er noch einmal seinen storchnestähnlichen Sitz auf der hohen Eiche, dort, wo die vorüberwandelnden Gestirne der Nacht in seiner Brust die Ahnung einer Welt des Unendlichen und Ewigen weckten, die uns überall umfängt; mit ähnlichen Gefühlen nahm er von der Grotte bei dem verfallenen Steinbruch und von jedem Stamme der alten Eichen und Buchen Abschied, in deren Schatten er bei den unsichtbaren und dennoch vernehmlichen Lehrmeistern der alten wie neuen Zeit zur Schule gegangen war.

Baron von Pfutschner hatte sein Versprechen nicht vergessen; es vergingen nur wenige Tage nach der ersten Bekanntschaft mit Duval, da kam er nach damaliger Hoffitte im sechsspännigen Wagen fahrend nach St. Anna und nahm den jungen Einsiedler mit sich in die Residenz. Das Examen hatte dieser glücklich bestanden; heute vor dem Angesichte des Herzogs und den zahlreich, aus Neugier versammelteu Herren und Damen des Hofes kam es zur Promotion. Auch bei dieser benahm sich unser Duval ehrenhaft. Hier gab es ja keine solchen Gefahren und Schmerzen zu fürchten, wie bei den Kämpfen mit dem wilden Kater oder mit den heftig beißenden Füchsen und Mardern; er sprach und antwortete mit kindlicher Offenheit und gab durch seine Reden wie durch sein Benehmen wenigstens ebensoviel Stoff zur Bewunderung als zum Belachen. Man fand den Bauerburschen über alle Erwartung klug und in seiner Weise liebenswürdig. Einige Damen, die sich nach beendigter Promotion, welcher die Gnadenversicherungen des Herzogs die Krone aufgesetzt hatten, mit Duval in ein Gespräch eingelassen hatten, bewunderten seine schönen Zähne. „Es ist dies", sagte der treuherzige Bursche, „nur ein Vorzug, den ich mit allen Hunden gemein habe."

Duval, dessen Jugendgeschichte vor andren geeignet ist, uns den eingebornen Trieb des Menschengeistes in seiner ganzen Kraft und Wirksamkeit kennen zu lehren, war nun zu einem Ruhepunkt seines Lebenslaufes gelangt, jenseit dessen dieser zu einem minder augenfälligen, gewöhnlicheren wird. Ähnlich einem Flusse, der seinen Ursprung auf einem hohen Felsengebirge nimmt, und der am Anfang seines Laufes das Auge durch manchen malerisch schönen Wasserfall entzückt, der aber erst dann, wenn er in die Ebene herabkommt, wo sein Gang kaum bemerkbar still und ruhig geworden, seine Segnungen durch Felder und Fluren verbreitet, war der merkwürdige Mann seit seinem Eintritt in die Welt mehr durch seine Wirksamkeit auf andre als durch den Wechsel seiner eigenen Schicksale beachtenswert. Der mildthätige Herzog Leopold hatte ihn ganz besonders in seine Gunst genommen, hatte ihm schon während der zweijährigen Studierzeit zu Pont-a-Mousson einen Jahresgehalt ausgesetzt, dann ihm Gelegenheit zu einer Reise nach Paris und den Niederlanden gegeben. Und welches andre Amt hätte einem solchen Freund der Bücher, als Duval war, angemessener und lieber sein können als das eines Bibliothekars, welches bei seiner Rückkehr nach Luneville durch die Huld des Herzogs ihm anvertraut wurde! Zugleich ward er zum Lehrer der Geschichte und

Digitized by Google

Altertumskunde an der Hochschule zu Luneville ernannt. Diese Anstalt war zu jener Zeit von vielen Ausländern, namentlich von den Söhnen reicher englischer Familien besucht. Duvals Vorträge hatten durch ihre Lebendigkeit und Originalität etwas so Anziehendes, das ganze Wesen des Mannes weckte so viel Liebe und Vertrauen, daß er einen ganz besonderen bildenden Einfluß auf die studierende Jugend gewann. Unter den jungen Engländern, welche nicht nur an seinen öffentlichen Vorträgen wärmsten Anteil nahmen, sondern auch seines näheren Umgangs sich erfreuten, war einer, welchem Duval bei mehreren Gelegenheiten die bedeutende Wirksamkeit voraussagte, die er bald nachher in seinem Vaterlande erlangte. Dies war der nachmalige große Staatsmann, der englische Minister Lord Chatam.

Zur Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse bedurfte unser gewesener Einsiedler überaus wenig. Statt aller andren sogenannten Vergnügungen blieb ihm das liebste, daß er von Zeit zu Zeit die stillen, einsamen Waldungen und Fluren besuchte, die ihm teurer waren und schöner vorkamen, als alle Herrlichkeiten von Paris. Er konnte sich niemals entschließen, die eingezogene Stille und Unabhängigkeit des ledigen Standes aufzugeben; seine Pflegebefohlenen oder Kinder waren seine Schüler und die Armen; ein treuer Freund von gleicher Gesinnung und gleichen Schicksalen erheiterte ihm durch seinen Umgang die Stunden der Mußezeit. Dieser Freund war Herr Varinge, den der edle Herzog Leopold aus der Werkstatt eines Schlossers, wo man ihn mit dem Euklides in der Hand gefunden hatte, hervorzog und in den Stand setzte, sich zum Lehrer der Mathematik in Luneville auszubilden.

Einen Teil des nicht unbedeutenden Vermögens, welches durch die Freigebigkeit seines Fürsten und seiner reichen Zuhörer in Duvals Hände kam, wendete dieser zu Werken reiner Dankbarkeit für früher empfangene Wohlthaten an, deren lebendige Erinnerung ihn nie verließ. Namentlich wurde das geliebte St. Anna von ihm aufs beste bedacht. Statt des baufälligen, hölzernen Wohnhauses der Einsiedler ließ er für diese auf seine Kosten ein ansehnliches, steinernes Gebäude mit einer Kapelle aufführen und kaufte zugleich noch einen bedeutenden Strich Landes an, dessen Felder und Baumgärten durch ihren Ertrag der Brüderschaft einen reichlichen Unterhalt gewährten. Zu den neuen Anlagen, welche nach seinem Plane bei St. Anna begründet wurden, gehörte auch die einer Baumschule. In Beziehung auf diese verordnete er, daß die Einsiedler nicht bloß auf die Zucht der jungen Bäume für ihren eigenen Bedarf einen besondren Fleiß wenden, sondern auch ihrer Nachbarschaft damit nützlich werden sollten. Es ward ihnen aufgegeben, jedem Anwohner der Gegend, bis auf die Entfernung von 3 Stunden um St. Anna her, sobald es verlangt würde, junge Bäume aus ihrer Pflanzschule unentgeltlich abzugeben und dieselben, wenn man es wünschte, ebenso unentgeltlich an dem bestimmten Orte einzusetzen. Nicht einmal etwas zu essen sollten sie annehmen, es müßte denn die Entfernung des Ortes der Einpflanzung von St. Anna so groß sein, daß die Brüder nicht wieder zum Mittagsessen nach Hause kommen

Digitized by Google

könnten. Ein Kapital von 30000 Franken wurde in dieser Weise für St. Anna verwendet, welches lange nachher noch, namentlich für die Baumkultur der Landschaft, einen großen Gewinn brachte.

Zwei Meilen westwärts von Nancy, zu St. Joseph von Messin, lebte noch, in einer von dem oben erwähnten Bruder Michael erbauten Klause, der hochbetagte Eremit, der ihn vormals die Kunst des Schreibens gelehrt hatte. Seine Hütte war so baufällig, daß sie früher zusammenzubrechen drohete, als der vielleicht neunzigjährige Leib. Duval ließ aus Dankbarkeit für den Alten und seine Nachfolger ein Haus erbauen, welches durch sein anständiges Äußere und seine innere Bequemlichkeit in keinem so grellen Kontrast mit der herrlichen Umgegend stand, als die schmutzige Hütte. Auch sein Geburtsort Artenay und die etwa noch lebenden Verwandten empfingen reiche Gaben seiner Milde; statt des armseligen, seitdem in fremde Hände gekommenen Hauses seiner Eltern ließ er ein geräumiges Gebäude aufführen, welches durch seine steinernen Mauern und sein Ziegeldach bedeutend gegen die mit Schilf gedeckten Lehmhütten der armen Landschaft abstach. Dieses Gebäude schenkte er der Gemeinde, indem er es zu einem Schulhaus und zur Wohnung des Schulmeisters bestimmte. Ein kleines Dorf unweit Artenay ermangelte zur großen Beschwerde seiner dürftigen Bewohner eines Brunnens; Duval ließ der Gemeinde einen graben. Und wenn damals der arme Pächter bei dem Schafstall, der ihn im Winter 1709 in Pflege nahm, sowie der gute Pfarrer des Ortes noch gelebt hätten, dann würde sich die Dankbarkeit ihres gewesenen Pfleglings gewiß auch an ihnen bezeigt haben.

Duval hatte sich bei seiner ersten Wanderung in die Fremde einem instinktmäßigen Zuge hingegeben, der ihm, wie er meinte, in die der Sonne näheren Gegenden führen sollte, denen der Winterfrost kein so hartes Leid zufügen konnte, als seinem armen Vaterlande im Jahre 1709. In Osten und Süden, so hatte man ihm gesagt, möchten diese von der Natur begünstigteren Landstriche sich finden, und sein damaliger Zug von West nach Ost hatte die vorgefaßte Meinung bestätigt und überdies für sein ganzes Leben glückliche Folgen gehabt. Was ihn jedoch noch in seinem 42sten Jahre aus dem von ihm so dankbar geliebten Lothringen, anfangs in der Richtung gen Süden, dann aber nach Osten, zu einem eben so geliebten Wohnsitz, als ihm Luneville gewesen, hinwegführte, das war noch ein andrer Zug, als jener erste, welcher dem Naturtriebe eines hungernden Tieres ähnlich gewesen war. Der Schwiegervater des französischen Königes Ludwig XV., König Stanislaus von Polen, sollte für den verlorenen Thron entschädigt werden, da nötigte der Einfluß Frankreichs und der mit ihm verbündeten Mächte das Herrscherhaus von Lothringen zu einem Tausche, welcher in mancher Hinsicht für dieses kein unvorteilhafter war. Es sollte seinen bisherigen Fürstenthron, der freilich durch Frankreichs unruhige und gefährliche Nachbarschaft beständig bedroht war, verlassen und dafür die Herrschaft über das reiche, schöne Toskana empfangen. So wehe die Trennung dem Herzog von seinen geliebten Unterthanen und diesen von ihm that, mußte der erzwungene Tausch dennoch im Jahre 1737

Digitized by Google

eingegangen werden. Der väterliche Freund Herzog Leopold war gestorben, sein Erbe, der Herzog Franz, trat den Umzug nach Florenz an und Duval so wie sein Freund Varinge ließen durch keine fremden Anerbietungen sich halten; sie hielten treu an dem Hause des Fürsten, dem sie ihr ganzes Lebensglück verdankten, wanderten mit diesem aus nach Italien. Duval bekleidete bei Herzog Franz in Florenz dieselbe Stelle als Bibliothekar, welche er in Luneville versehen hatte. Als wenige Jahre nachher der Herzog mit der Erbin des österreichischen Hauses sich vermählte und nach Wien zog und bald nach dieser Zeit auch der Mathematiker Varinge, der vertrauteste Freund unseres Duval, starb, da hatte für diesen das schöne Florenz alle seine Reize verloren. Er folgte deshalb gerne dem Rufe des seitdem zur Kaiserwürde gelangten Franz I. nach Wien, wo er Begründer und erster Aufseher der kaiserlichen Münzsammlung wurde. Einsam und anspruchslos lebte und wirkte Duval auch hier am Kaiserhofe. Sein Forschen nach dem, das allein wahr und sicher ist, wurde immer inniger und tiefer begründet; dabei hatte er sich von allen Vorurteilen frei gemacht, welche dieses Forschen hemmen und beschränken können. Alle seine Kräfte, sein ganzes Vermögen gehörten dem Dienst des Nächsten. Er erlebte ein heiteres Alter von 81 Jahren, war bis zum letzten Augenblick seiner Geisteskräfte mächtig und trat die Wanderung in die Welt eines ewigen Jenseits eben so mutig und froh und mit noch besser begründeten Hoffnungen an, als einst in seinem Knabenalter die Wanderung aus der verarmten Champagne in das schöne, friedliche Lothringen.

G. H. v. Schubert.

211. John Franklin.

I.

Wir halten mit Recht jene Helden der Schlachten, welche des eignen Lebens nicht achtend, auf der blutigen Bahn des Sieges vorandrangen, dem Vaterlande Rettung und Frieden zu erkämpfen, unsrer hohen Bewunderung wert. Freilich giebt es neben diesen, im Liede der Völker besungenen Siegen auch noch andre, geistig höhere, welche durch Kämpfe errungen werden, von denen die Welt nur wenig weiß und erfährt: das sind die Siege eines göttlich gläubigen Erkennens über den Unverstand der verwilderten Menschennatur, die Siege der Zeugen für die Wahrheit des Christentums mitten in der lange lastenden Nacht des Heidentums. Aber auch jene Heldenseelen, welche, wie Franklin, wie Richardson und Back im Verein mit Parry, mit James Clarke Roß, Thomas Simpson und einer Zahl andrer, namentlich britischer Seemänner mit tapferem Mute durch die Eismassen und winterlichen Wüsten der Polarzone drangen, um für das Reich des Erkennens unsrer irdischen Sichtbarkeit ein neues Feld zu erobern, gebührt unsre hohe Anerkennung. Die Scholle Landes, welche er bewohnt und bebaut, ist für den Leib, die ganze Erde aber, mit all ihren Ländern, Meeren und Inseln, für den Geist des Menschen da; er soll, dies ist die Bestimmung seiner Natur, das Licht seines

Digitized by Google

Erkennens über Gebirge und Ebenen, über die Meere und all ihre Küsten strahlen lassen, damit alle Lande der Ehre seines Gottes voll werden. Am meisten aber verdienen die Heroen solcher Art dann unsre liebende Teilnahme, wenn das, was zum Bestehen der Mühen und Gefahren ihnen die Kraft gab, auf jenem Grunde eines gläubigen Mutes ruhet, der uns an Franklin, wie an Richardson und Hood, so unverkennbar deutlich in die Augen fällt.

Die Aufgabe, welche dem Kapitän Sir Franklin und seinen Reisegefährten von dem Ministerium der britischen Marine, noch mehr aber durch den eignen Drang des Forschens gegeben war, ist als eine der schwierigsten ihrer Art zu betrachten. Es sollten die Fragen beantwortet und entschieden werden: über die Möglichkeit einer Durchfahrt von dem atlantischen in das stille Meer durch jenen Teil des Eismeeres, der die nördlichste Küste von Amerika und ihre angrenzenden Inseln umsäumt. Um hierüber ins klare zu kommen, war es zunächst nötig, den Verlauf der Nordküste des westlichen Kontinents genauer kennen zu lernen, und hierzu sollte Franklins Landreise den Weg bahnen, die durch eine Wüste ihre Richtung nahm, welcher an Furchtbarkeit kaum eine andre Wüste der Erde zu vergleichen ist. Wir beschreiben die Beschaffenheit derselben in einigen wenigen Zügen.

Eine Wüste findet sich auf unsrer schönen Erde überall da, wo dem Boden zwei Elemente der Belebung abgehen, welche zunächst von oben kommen: der wärmende erhellende Strahl der Sonne und das nährende Wasser. Nicht eines allein genügt; beide müssen zusammen wirken, wenn sich die Einöde mit grünenden Auen und Wald bedecken, wenn sie für vollkommene Landtiere und Menschen bewohnbar werden soll. Denn dort im höchsten Norden oder tiefsten Süden lastet der feuchte Nebel das ganze Jahr hindurch auf dem schwarzen vulkanischen Boden, und dennoch säugt sein niederträufelndes Wasser kaum einen Grashalm groß; über den dürren, sandigen Ebenen Mittelafrikas brütet der glühende Strahl der Sonne, ohne einen Keim des Lebens hervorzulocken.

Die Ausdehnung des nördlichsten Küstensaumes des amerikanischen Festlandes längs dem Eismeere hin erreicht nahe die Hälfte der Ausdehnung des nördlichsten Küstensaumes der östlichen Halbkugel. Namentlich verläuft der westliche Teil der amerikanischen Nordküste fast durchgängig in eine niedere Ebene, welche so allmählich unter den Wasserspiegel sich hinabsenkt, daß das angrenzende Meer dort nur eine sehr geringe Tiefe hat. Der östliche Teil derselben vom Kupferminenflusse bis zu den nördlichsten Buchten des atlantischen Meeres ist zwar ein vorherrschend höher aufsteigendes, dabei aber fast ganz kahles Land, ähnlich jenen Felsengräten, welche in unsern Alpen über die Region des beständigen Frostes hinanragen, und von denen der Sturmwind den fallenden Schnee hinwegpeitscht. Dort sieht man weder Wald noch hohes Strauchwerk; tief am Boden krümmt sich die Zwergweide; nur an wenigen Stellen bedeckt sich, während des kurzen Sommers, das Erdreich mit einem graulichen Grün niederen Grases, vermischt mit jener Flechtenart, welche die Herden der Renntiere

Digitized by Google

von Süden her auf diese fernabgelegene, kühle Weide lockt. Im ganzen genießen die Länderstriche, welche auf der Westseite des nördlichsten Amerikas, gegen die Küste des stillen Meeres hin, in russischem Besitze sind, eines milderen Klimas, als die unter gleicher Breite auf der Ostseite gelegenen Ufergegenden des atlantischen Meeres; der Saum der Küste aber, der sich am Westende der Polarseite bis zu dem 72° N. Br. hinzieht, bleibt auch während des Sommers eine winterliche Einöde, deren meist sumpfigen Boden die flach auftreffende Sonne, wenn sie auf einzelne Tage durch den lang anhaltenden Nebel bricht, nur wenige Zoll tief aufzutauen vermag.

Es wehet über jene Erdstrecken fast ohne Aufhören ein schneidend kalter Ostwind; nur dann, wenn der Westwind diesen ablöst, wird die Luft weicher und zu den Niederschlägen des Schnees oder des Regens geneigt; auch scheinen sich dann vorzugsweise jene Traumgestalten des Luftkreises, die Bilder der Luftspiegelung zu erzeugen, welche die Wüste jener Polarländer mit der Wüste der heißen Zone gemein hat. So erzählt Thomas Simpson, ein achtungswerter Reisender in der nordamerikanischen Polarzone, daß er eines Tages, als er nach seiner Gewohnheit den Schlitten, auf welchen die Reisegerätschaften und Vorräte über den Schnee gezogen wurden, voranging, so oft er hinter sich blickte, seine Indianer, auf ihren Fersen sitzend, der Ruhe pflegen sah. Dennoch bemerkte er, daß, so rasch er auch vorwärts schritt, der träge Troß immer in gleicher Nähe bei ihm blieb. Als man Halt machte, erzählten auf sein Befragen die Leute, daß sie nirgends auch nur einen Augenblick gerastet hätten, sondern immer in Bewegung geblieben seien; ihn aber, den Voraneilenden, hätten sie so gesehen, als ob er auf dem Rücken liegend, auf unsichtbarem Ruhebett und von unsichtbaren Händen rasch dahin getragen würde.

So ist das Land der winterlichen Nebel und des beständigen Frostes beschaffen, durch dessen, nur an wenig Stellen von wandernden Eskimos besuchte Einöden, in der Nachbarschaft der Eisküste hin wir unsern Reisenden begleiten wollen. Zwar sind dort weder Tiger, noch Löwen, noch giftige Schlangen zu fürchten, und der ewige Frieden der Natur wird durch keine Mörderscharen gestört; aber jener Friede gleicht nur zu sehr dem Frieden und der ungestörten Ruhe eines Totenackers, auf dem kein Leichenstein uns meldet, wer die hier Begrabenen im Leben waren. Denn die Geschichte der Vergangenheit wirft auf diesen armen Teil der Erde keinen erhellenden Strahl; nirgends zeigt sich da ein altes Gemäuer oder ein mit Runen beschriebener Stein. Nur aus der Geschichte der neuesten Zeit brach von Osten wie von Westen her durch die Forschungen mutvoller Reisender aus den gebildeteren Völkern von Europa und Amerika ein Licht in diese uralte Dämmerung herein, um dessen helleres Aufstrahlen Franklin und seine Gefährten ein ganz besonderes Verdienst hatten. Ehe wir jedoch hiervon weiter reden, gedenken wir zuerst mit gebührender Anerkennung der Männer, welche vor jenen den mühseligen Weg dieser Forschungen betraten.

Digitized by Google

II.

Bereits unter der für die eingebornen Indianer sehr freundlich besorgten französischen Herrschaft in Kanada, waren einzelne kühne Handelsleute Hunderte von Meilen weit nach Norden und Westen in das Land der Indianer eingedrungen, denen sie leider zum großen Teil mit dem Gifte des Branntweins zugleich, statt nützlicherer Gerätschaften, nur Gegenstände einer kindisch eitlen Putzsucht gebracht hatten. Doch gleichzeitig mit ihnen hatten die Sendboten des Christenglaubens, namentlich die frommen Väter aus dem Orden des heiligen Sulpicius, sich mit mutiger Verachtung aller Gefahren und im täglichen Kampfe mit allen Entbehrungen, tief in das Innere des Landes gewagt und Berichte über die Naturbeschaffenheit sowie über die Bewohner desselben erstattet. So interessant aber auch in vielfacher Hinsicht die Berichte waren, blieben sie dennoch für die Erweiterung der genaueren geographischen Kenntnisse, namentlich der nördlichsten Gebiete von Amerika, ohne bedeutenden Wert. Da geschah es, daß der natürliche Zug des Menschen zu den Metallen eine Anregung von außen bekam, die mächtig genug war, ihn, wie früher bei der Entdeckung von Amerika der Durst nach Gold, zu einem neuen, kühnen Unternehmen zu bewegen. Gold war es zwar nicht, wohl aber ein andres wertvolles, nützliches Metall, das Kupfer, welches die Indianer der nördlichsten Bezirke alljährlich mit den tierischen Fellen und andren Tauschartikeln zugleich nach Churchill an der Hudsonsbai brachten, und wodurch sie die Aufmerksamkeit sowie die Gewinnsucht der dortigen Handelscompagnie in hohem Grade erregten. Nach der Aussage der Indianer sollte dieses Metall in reinem, gediegenem Zustande und in so großer Menge an einem Flusse fern im Norden gefunden werden, daß ganze Hügelmassen aus seinen aufgehäuften Klumpen bestünden. Bis dahin hatte die Hudsonscompagnie nur noch sehr wenige Versuche gemacht, durch tieferes Eindringen in die angrenzenden Indianerländer den Erwerb des Pelzwerkes, das die Eingebornen aus weiter Ferne her ihr zuführten, unmittelbar in ihre Hand zu bekommen; denn der Kostenaufwand für weit ausgebreitete Etablissements erschien bei der Menge und Wohlfeilheit der herbeikommenden Waren als unnötig. Anders aber stellte sich jetzt die Aussicht, als es galt, eine Quelle der Einkünfte zu eröffnen, welche nur durch die Hand der bergbauverständigen Europäer zugänglich gemacht werden konnte. Es wurde deshalb im Jahre 1769 ein rüstiger Offizier der Compagnie, Thomas Hearne, zu dem Unternehmen bestimmt, den nach der Aussage der Indianer in nicht gar zu großer Ferne gelegnen, ansehnlichen und selbst schiffbaren Fluß aufzusuchen, an dessen Ufern sich die Hügel gediegnen Kupfers und dabei eine Fülle von Nahrungsmitteln an Wildbret aller Art finden sollten, und der, wie sie sagten, seinen Lauf in eine Gegend des Nordens nehme, in welcher die Sonne in der Mitte des Sommers nicht untergehe.

Man reist in diesen Gegenden am leichtesten im Winter, weil dann, bei einer Kälte, die nicht selten der Temperatur des gefrierenden Queck-

Digitized by Google

silbers gleichkommt, ja noch unter diesen metallischen Gefrierpunkt herunter sinkt, die weit ausgedehnten Sümpfe stark gefroren sind und zugleich der Schnee jene Festigkeit hat, wobei er Menschen sowie große Lasten trägt. Daher trat auch Hearne seine Reise am 6. November an. In seiner Begleitung waren zwei Orkney-Insulaner und zwei Indianer aus der Dienerschaft der Compagnie. Da aber diese alle des Landes sowie der Richtung des Weges nach dem Kupferminenflusse unkundig waren, gab man die ganze kleine Expedition in den Schutz und die Leitung eines Häuptlings der nördlichen Indianer, mit Namen Tschaudschintschau, der mit einer abgetragenen Soldatenmontur zugleich den Titel eines Kapitäns von der Compagnie erhielt, und dafür mit noch 9 Indianern des nördlichen Bezirkes, davon einer zum Lieutenant krëirt wurde, das sichere Geleite der Reisenden bis zur Grenze der Athapulco-Indianer übernahm, wo im Frühling 1770 ein andrer, dort einheimischer Indianer-Kapitän die Weiterleitung überkommen sollte. Aber der Kapitän Tschaudschintschau erwies sich des in ihn gesetzten Vertrauens sehr unwürdig; er hatte überhaupt keine Freude an dem ihm übertragenen Geschäft, deshalb suchte er den lästigen Fremdling zuerst durch das Verweigern aller versprochenen Dienstleistungen, dann auch dadurch zum Rückzug zu bewegen, daß er ihm durch seine Leute einen Teil der Munition und des nötigsten Reisebedarfs entwenden ließ. Die Diebe waren mit ihrem Raube entflohen: ihr Häuptling, der sogenannte Kapitän, war mit etlichen Männern seines Volkes noch bei Hearne geblieben, hatte diesen mitten in das Dickicht einer großen Waldung geleitet, hier aber plötzlich verlassen. Die Gegend zwar, wo dieses geschah, war nur 30 Meilen von Prinz Wales Fort entfernt, die Reisegesellschaft aber, ohne einen landeskundigen Führer, würde sich schwerlich aus der von winterlichem Nebel bedeckten, beschneiten Waldregion herausgefunden haben, wenn nicht mitleidigere Indianer ihrer Not sich angenommen hätten. Schon am 12. Dezember kam Hearne unverrichteter Sache wieder in Churchill an.

Ein Indianer aus dem ferneren Norden befand sich gerade damals in Handelsgeschäften bei der Faktorei anwesend. Als dieser Hearnes Reisebericht vernahm, versicherte er denselben, daß er nicht mehr weit von dem Ziele seiner Reise, dem kupferreichen Flusse gewesen sei. Da erwachte in dem muntren Reisenden die Lust, sein Glück noch einmal durch eine neue Wanderung nach jener Richtung hin zu versuchen, und die Compagnie zeigte sich gern bereit, das Unternehmen, das nur einen sehr geringen Kostenaufwand erforderte, zu unterstützen. Diesmal trat Hearne ganz allein, ohne einen einzigen, europäischen Gesellschafter, seine Reise im Geleite der Indianer an; er verließ das Fort Churchill am 23. Februar 1770.

Die Expedition bewegte sich langsam am Sealflusse hinauf, denn es gab dort Überfluß an jagdbarem Wildbret, und die Indianer sind so leidenschaftliche Freunde der Jagd, daß sie nur schwer sich entschließen können einen Ort zu verlassen, der ihnen eine besondere Befriedigung ihrer Lust verspricht. Aber auch unser Reisender gewann allmählich dem Leben, wie dem unterhaltenden Geschäft dieser Jäger einen Geschmack ab, der ihn

Digitized by Google

die Langsamkeit des Vorrückens sowie alle Mühseligkeiten vergessen ließ. Die Indianer des höheren Nordens, mit Ausnahme jener einzelnen, welche in Handelsgeschäften die Faktoreien besuchten, waren damals in gar keine Berührung mit den Europäern gekommen; der Anblick eines weißen Mannes in seiner Tracht und ganzen Art war ihnen noch etwas ganz Neues. In einigen Gegenden, wohin Hearne später auf seinen Reisen kam, sah er sich von Scharen der harmlos Neugierigen umgeben, die auf all seinen Schritten ihn begleiteten, selbst dann, wenn er seine Toilette machte, ihn beobachteten, das (blonde) Haar, das ihm am Kamm hängen blieb, sich ausbaten und unter sich als eine Naturmerkwürdigkeit verteilten. Den übrigen Leuten ihres Stammes berichteten diese Glücklichen, daß sie einen aus fernen Landen gesehen hätten, der zwar in allen Stücken einem Menschen ähnlich gewesen sei, aber statt des Haares den Schwanz eines Tieres (dafür hielten sie den Zopf) an seinem Haupte getragen und die (blauen) Augen eines Seevogels gehabt habe.

Endlich, am 23. Mai, ließen sich die Indianer bewegen, die Reise nordwärts in das wildbretärmere Land anzutreten. Der hochliegende, dabei allmählich weich werdende Schnee, der das Fortkommen sehr erschwerte; die jetzt häufig fallenden Regengüsse, denen Hearne bei Tag wie bei Nacht ausgesetzt blieb, weil der sonst so dienstwillige Indianer-Kapitän ihm nicht erlaubte, auch nur den mit dem seltsamen Haarzopf versehenen Kopf unter sein armseliges, kleines Indianerzelt zu stecken; die Unmöglichkeit Feuer anzuzünden oder brennend zu erhalten, wodurch es notwendig wurde, das Fleisch der erbeuteten Fische und des Wildbrets meist roh zu genießen; alle diese und noch andre Mühseligkeiten hätten den kräftigen Reisenden nicht von seinem Unternehmen abschrecken können. Sogar die Erklärung seiner Indianergefährten, als dieselben sich wieder in einem für die Jagd überaus reichen Gebiete befanden, daß sie hier für dieses Jahr Halt machen und erst im nächsten weiter ziehen wollten, würde den selber von der Jagdlust beherrschten Mann nicht entmutigt haben, wäre ihm nicht durch einen Windstoß sein Hadleyscher Quadrant zu Boden geworfen und zerbrochen worden: das einzige Werkzeug, dessen er sich zu seinen allerdings nicht sehr genauen Messungen der Sonnenhöhen bedient hatte. Da er wußte, welchen Wert gerade solche geographische Bestimmungen für eine Reise, wie die seinige war, haben müßten, hielt er es für unumgänglich notwendig, noch einmal unverrichteter Sache nach Churchill zurückzukehren, um sich da mit einem neuen Instrument zu versorgen. Es war aber daselbst kein andres zu haben, als ein alter Quadrant, der seit 30 Jahren im Compagniegebäude hing und welcher noch viel unzureichender zur genauen Erfüllung seines Zweckes war, als das, im Vergleich mit unsern jetzigen Apparaten freilich auch nicht sehr vollkommene, verunglückte Werkzeug. Acht Monate lang hatte Hearne auf seiner Reise (oder eigentlich großen Jagdpartie) verweilt, als er am 25. November in Churchill ankam. Hier traf er wieder andere Indianer an, deren Absicht es war, geradeswegs nach dem Kupferminenfluß zu gehen, weil sie, wie sich später ergab, einen Streifzug in das Gebiet der Eskimos vorhatten. In

Digitized by Google

ihrer Gesellschaft verließ er nach kurzem Ausruhen unter seinen Landsleuten Churchill schon wieder am 27. Dezember, mußte sich's freilich auch diesmal gefallen lassen, daß seine Begleiter viel Zeit aufwendeten und manchen Umweg machten, um ihre Jagdlust zu stillen, kam aber doch endlich am 13. Juli 1771 zu dem ersehnten Ziele seiner Reise, zum Kupferminenflusse. Die Stelle, bei welcher Hearne an diesen Fluß kam, liegt noch ungefähr 9 geographische Meilen von der Mündung desselben in das Eismeer ab. Es war gegen die Erwartung unseres Reisenden, welcher hierin zu viel auf die Aussage der Indianer vertraut hatte, als er, statt eines angeblich für Schiffe befahrbaren Stromes, einen Fluß vor sich sah, der kaum für die kleinsten Fahrzeuge der Indianer hinreichendes Wasser hat. Auch in Beziehung auf die aus reinem Kupfer aufgetürmten Hügel sah er seine Hoffnung getäuscht; doch fand er am Ufer des Flusses ein Stück gediegenes Kupfer, das an Gewicht 4 Pfund betrug, und sein Bericht enthält vieles, das zu einer genauen bergmännischen Untersuchung jener Gegend aufmuntern kann. Vergeblich bemühte sich der wohlmeinende Mann, seine Indianer von dem raubmörderischen Überfall abzuhalten, den sie am Kupferminenfluß gegen die harmlosen Eskimos sich erlaubten, an einer Stelle, die noch jetzt auf unsern Karten von jener blutigen Scene ihren Namen führt. Außer diesem bedauernswürdigen Vorfall hatten ihm übrigens seine Begleiter keinen Anlaß zur Klage oder zum Unmut gegeben; er kam unter ihrem Geleite wohlbehalten nach Churchill zurück. Obgleich Hearnes Angaben über die geographische Lage der von ihm besuchten Gegenden schon wegen der Unvollkommenheit seiner Instrumente bedeutende Unrichtigkeiten enthalten, bleibt diesem Reisenden dennoch der Ruhm, der erste Europäer gewesen zu sein, welcher von Amerikas Festlande aus das große nordische Polarmeer vor sich sah. Auch hatten seine Erfahrungen es gezeigt, daß das Vordringen in die sumpfigen, teils mit mächtigen Waldungen bedeckten, teils völlig kahlen Gegenden des nördlichsten Amerikas weder so außerordentlich schwer, noch auch mit solchem Aufwand verbunden sei, als man bis dahin gemeint.

Ein solcher glücklicher Vorgang regte sogleich auch andere zu ähnlichen Unternehmungen auf. Sieben Jahre später, im Jahre 1778, drang Pond mit einer genaueren Erforschung des Landes bis zum Athabaska-See (58° N. Br.) am Sklavenflusse vor. Seine Berichte gaben den ersten Anstoß zum Begründen einer Niederlassung der Compagnie an jener für das Erbeuten des Pelzwerkes höchst ergiebigen, an Fischen und Wildbret überaus reichen Stelle. Dieses Unternehmen kam im Jahre 1781 durch Anlage des Fort Chipewyan zu stande, welches von nun an der Ausgangspunkt wurde für alle weiter nach Norden gehenden Landreisen.

Von hier trat auch Alexander Mackenzie am 3. Juni 1789 seine für Länderkunde so wichtige Reise an, welche zur Kenntnis jenes Flusses führte, der noch jetzt von dem Entdecker seinen Namen trägt und der seitdem, gleich einem gebahnten Wege, öfters zum Eingang in das Eismeer benutzt worden ist. Mackenzie fuhr zuerst auf dem Sklavenflusse

Digitized by Google

hinab nach dem Sklavensee. Berichte der Indianer von einem großen Strome, der aus dem zuletzt genannten See seinen Abfluß nehmen sollte, hatten in ihm die Hoffnung erregt, einen Verbindungsweg aus dem nordwestlichen Amerika nach dem stillen Meere zu entdecken; denn nach diesem Meere, so hoffte er, sollte der Strom seinen Ausfluß nehmen. Als der Reisende am 9. Juni den Sklavensee (63° N. Br.) erreicht hatte, fand er denselben noch zum Teil mit Eis bedeckt. Wo der Abfluß desselben seine Lage habe, war damals noch unbekannt; es mußte mit Mühe erforscht werden, und erst am 29. Juni gelangte man zu diesem gesuchten Punkte. Ein wasserreicher, großer Strom nahm von hier aus seinen Lauf zunächst nach Westen, und Mackenzie nahm keinen Anstand sich auf demselben einzuschiffen, obgleich die Anwohner der Ufer, nach jener Gabe märchenhafter Übertreibung, an welcher die Amerikaner vor andern reich zu sein scheinen, ihm von gefahrdrohenden Strudeln und Wasserfällen sowie von riesenhaften Ungeheuern erzählten, die ihm im Verlauf seiner Fahrt den unvermeidlichen Tod bringen würden. Er fand von all diesen Gefahren und Abenteuern keine Spur; der Strom, ohne sich von Bergen herabzustürzen, geht ruhig seinen Weg; kein Ungeheuer sperrt gegen das Fahrzeug und seine Mannschaft den häusergroßen Rachen auf, nur Fische von wohlschmeckendem Fleisch finden sich im Wasser. Schon am 10. Juli entdeckte man verlassene Lagerstätten der Eskimos, dieser Bewohner der eisigen Seeküste; am 12. erblickte Mackenzie zu seiner großen Befriedigung das Meer, in welches der Mackenziefluß seinen Ausgang nimmt, freilich nicht, wie er anfangs erwartet hatte, das stille Meer, sondern das nordische Eismeer, von welchem jetzt abermals eine Strecke seiner Küstengegenden erforscht und für den Erkenntniskreis der Länderkunde in Besitz genommen wurde. Nach kurzem Verweilen in der Nähe der Strommündung nahm der Reisende seinen Rückweg wiederum im Flusse aufwärts und kam, nach einer glücklichen Fahrt, schon am 12. September wieder nach Fort Chipewyan zurück. Vergleichen wir den Weg, welchen Hearne, allerdings als halbwilder Jäger und Indianerschützling, in einer dreimal längeren Zeit zurückgelegt hatte, mit dem mehrfach weiteren, den Mackenzie machte, und zugleich den Ertrag der wissenschaftlichen Ausbeute, den beide Reisen brachten, dann neigt sich freilich die Wagschale sehr bedeutend zu Gunsten von Mackenzies Reise. Und dennoch dürfen wir nicht vergessen, daß Hearne es war, der mit überaus geringen Mitteln und bewundernswürdigem Mute eine Bahn brach durch die vielfachen, wenn auch zum Teil nur in der Sage bestehenden oder durch sie übertriebenen Gefahren, welche bis zu seiner Zeit jeden Europäer von einem Vordringen durch die Sümpfe und Waldungen Nordamerikas nach dem Polarmeer abgeschreckt hatten. Weiter jedoch noch als diese beiden Vorgänger, dabei unter unvergleichbar größeren Mühseligkeiten und Gefahren drang der heldenmütige Mann in die unbekannten Regionen des amerikanischen Hochnordens vor, mit dessen Reise- und Rettungsgeschichte wir uns zunächst beschäftigen wollen.

Digitized by Google

III.

Obgleich Mackenzies Erwartung, daß der ansehnliche, schiffbare Strom, welcher den Abfluß aus dem großen Sklavensee bildet, seinen Lauf nach dem stillen Meere nehme, sich als grundlos erwiesen hatte, indem seine anfangs westliche Richtung sich beim weiteren Verlauf in die vorherrschend nördliche umsetzt; obgleich daher die Hoffnung, daß sich der Hudsonscompagnie am Athabaskasee ein Mittelpunkt des Verkehres zwischen dem atlantischen und dem stillen Meer darbieten werde, nicht in Erfüllung gegangen war, und Mackenzie auch auf einer späteren Landreise, auf welcher er die Küsten des stillen Meeres unter dem 52° N. Br. erreichte, keinen schicklichen Verbindungsweg dieser Art auffinden konnte: war dennoch der Gedanke an eine Möglichkeit solcher Verbindung nicht aufgegeben. Mehrere Seefahrer an den östlichen Küsten des nördlichen Amerikas hatten diesen Zweck vor Augen; der Wunsch, eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meer durch das Eismeer, nach dem großen westlichen Ozean zu finden, durch welche der Verkehr mit dem östlichen Asien im höchsten Grade erleichtert werden könnte, war allmählich zu einem Anliegen aller Schiffahrt treibenden Nationen von Europa und Nordamerika geworden. England hatte unter ihnen allen den nächsten Beruf, sowie die reichsten Mittel auf dem Wege nach jenem wichtigen Ziele voranzugehen. Die Natur selbst schien den ersten durchgreifenderen Versuchen zum Eindringen in die Nähe des Poles kräftig entgegen zu kommen. Schon im Jahre 1815 war, aus unbekannten Ursachen, vielleicht infolge vulkanischer Ausbrüche und Erderschütterungen im höchsten Norden, ein Teil jener Eisfelder der Polarzone, welche namentlich das grönländische Meer für die Schiffahrt verschlossen, gebrochen und von seiner ursprünglichen Stätte losgerissen worden. Man sah im Sommer 1816, demselben, der dem westlichen Europa durch naßkalte Witterung und Mißwachs so nachteilig geworden ist, schwimmende Eisinseln von ungeheurem Umfange in Gegenden des Meeres sich herumtreiben, dahin sonst niemals solches Eis kommt, und noch im Jahre 1817 dauerte dieses Herumtreiben der Eisblöcke in einigen unter sehr gemäßigten Himmelsstrichen gelegenen Meeren fort. Aber zu derselben Zeit hatten die Walfischfänger und andere Seefahrer das Meer zwischen Spitzbergen und dem östlichen Grönland so frei von Eis gefunden, daß sie in Regionen vordrangen, wohin noch nie ein Schiff gekommen war. Unter solchen Umständen ließ sich von einem erneuten Unternehmen zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt viel erwarten, und man säumte in England nicht den Versuch zu machen. John Roß (nicht zu verwechseln mit dem berühmten Erforscher der Süd-Polarzone Sir James Clarke Roß) befuhr im Sommer 1818 ohne große Schwierigkeit die Meeresgegend der Baffinsbai. Der kühne Kapitän Parry war im Sommer 1819 bis zu der furchtbar winterlichen Melvilles-Insel (75° N. Br.) und bis über jene Grenze der Länge (110° W. L. von Greenwich) vorgedrungen, welche den englischen Schiffern unter Verheißung einer Prämie von 5000 Pfd. St. als Zielpunkt vorgezeichnet

Digitized by Google

war. Er hatte dort, wo die Sonne 84 Tage lang nicht sichtbar wird und die Kälte bis nahe an 40° unter dem Nullpunkt des Réaumurschen Thermometers kommt, mit seinen beiden Schiffen überwintert, und war im November 1820 mit seiner Mannschaft gesund und wohlbehalten nach England zurückgekehrt.

Hierin hat allerdings eine Fahrt zur See, auch in die ärmsten, eisig kältesten Gegenden der Polarzone vor einer Landreise in dieselben einen ungemeinen Vorzug. Das Schiff ist ein schwimmendes Haus, das nicht nur einen Vorrat von Lebensmitteln auf mehrere Jahre mit sich führen kann, sondern auch durch seinen Bau, wie durch seine innere Einrichtung zum bequemen Wohnort auch in den Wintermonaten unter den höchsten Graden der nördlichen oder südlichen Breite geeignet ist; die Mannschaft in Parrys Schiffen, deren Räumen durch die Luftheizung nach allen Richtungen hin eine mäßige Wärme mitgeteilt war, hatte alltäglich ihre gute, ausreichende Kost, vergnügte sich während des Winters an den Vorstellungen eines Privattheaters und an allerhand geselligen Unterhaltungen der Heimat; sie schlief sanft in ihren Betten, verlebte die Zeit des Tages, welche statt von der Sonne vom Licht der Lampen erhellt war, in Frieden und Munterkeit. Wie ganz anders dagegen erging es dem trefflichen Franklin und seinen heldenmütigen Reisenden auf ihrem Landwege nach den Nordküsten von Amerika!

Der Reiseplan, der dieser Expedition vorgezeichnet war, ging darauf hinaus, daß Franklin von der Mündung des Kupferminenflusses aus eine Fahrt ostwärts an der Küste hin, bis zu ihrer nordöstlichen Umbeugung versuchen und hierbei diese noch unbekannte Grenze des amerikanischen Festlandes gegen das Polarmeer geographisch genau bestimmen sollte. Man hegte in England die Hoffnung, daß bei dieser Gelegenheit die zu Lande Reisenden mit Parrys Schiffen sich begegnen, und so die Forschungen der einen Partie jene der andren ergänzen könnten

Nach einer ziemlich beschwerlichen Überfahrt landete Franklin am 30. August 1819 bei der York-Faktorei in der Hudsonsbai und setzte bald nachher die Reise nach der Cumberlands-Station fort. Von seinen vier Begleitern sollten nach seiner Anordnung Dr. Richardson, der Arzt, und der Seekadett Hood hier bis zum Frühling zurückbleiben, während er selber in Gesellschaft des Seekadetten Back und eines wackren Dieners, des Matrosen Hepburn, noch im Winter bis zu dem vorhin erwähnten Fort Chipewyan reiste. Erst am 26. März 1820 hatte er dieses Ziel erreicht, und im Juli trafen auch Richardson und Hood bei ihm ein. Auf drei Booten, welche außer der schon genannten Reisegesellschaft mit 16 kanadischen Fährleuten (sogenannten Voyageurs), zwei Dolmetschern vom großen Sklavensee und einer Chipewyan-Indianerin besetzt waren, begann die Expedition zuerst ihre Wasserfahrt nach dem Sklavensee und trat von dort den mühsamen Weg bald zu Lande, bald über Seeen und kleine Flüsse an, wobei die Boote mühsam fortgeschleppt werden mußten. Ein wackrer Indianerhäuptling Akaitscho mit seinen Leuten versorgte, so gut und so lange es möglich, die Reisenden mit Nahrung, bestehend in dem Fleische

Digitized by Google

des erlegten Wildbrets und in Fischen. Hoch im Norden, in der Nähe eines kleinen Sees, dem man den Namen des Wintersees gab, in einer Entfernung von nahe 20 geographischen Meilen vom Kupferminenfluß, wurde ein Gebäude für den Winteraufenthalt, das Fort Entreprise, errichtet. Hier brachte die Reisegesellschaft den Winter unter solchen Entbehrungen und in solchem Mangel an Lebensmitteln zu, daß dieselbe, ungeachtet der Zufuhr von einigen Vorräten aus den nächsten, und dennoch Hunderte von Meilen entfernten südlichen Faktoreien, kaum würde am Leben erhalten worden sein, wenn nicht die Indianer mit wahrhaft großmütiger Selbstverleugnung den größesten Teil des Ertrages ihrer Jagden und ihres Fischfangs ihnen überlassen hätten. Zu den bisherigen Begleitern waren noch vom Fort Chipewyan aus 2 Eskimos, die man Junius und Augustus benannt hatte, gekommen, welche der Expedition als Dolmetscher sehr wesentliche Dienste leisteten.

Schon im Mai kehrten die Wasservögel und die Renntiere wieder in die verödete Landschaft zurück; aber erst am 14. Juni 1821 konnte man an die Weiterreise denken. Die Boote wurden von Menschenhänden und Hunden gezogen, das Gepäck getragen, die mitgenommenen Lebensmittel machten nur ungefähr 80 Pfund. Doch kam zu diesen schmalen Provisionen bald ein Zuwachs, als man endlich am 30. Juni die Barken in den Kupferminenfluß einschiffen konnte, denn die Jäger schossen hier an einem Tage 8 Kühe aus den am Ufer weidenden Herden der Moschusstiere, und obgleich diese erbeuteten Tiere zunächst den Indianern gehörten, die sie erlegt hatten, teilten diese dennoch sehr reichlich den Fremden davon mit. Aber die Fahrt bis zur Mündung des Kupferminenflusses hatte sich, bei den gelegentlichen Forschungen nach den eigentlichen Lagerstätten des Kupfers, bis zum 21. Juli verzogen, und die Vorräte waren während der Zeit so zusammengeschmolzen, daß sie nur etwa für eine Reise von 15 Tagen ausgereicht hätten, wenn nicht hin und wieder wenigstens eine kleine Nebenhilfe dazu gekommen wäre. So fand man am 23. Juli einige wenige Muscheln (die einzigen an dieser armen Küste), schoß am 24. eine Renntierkuh, fing am 25. drei Lachsforellen. Dagegen zeigte sich am 28., daß 2 Lederbeutel mit Pemmikan verdorben und das getrocknete Ochsenfleisch kaum noch eßbar sei. Dieser Abgang wurde zwar dadurch einigermaßen ersetzt, daß ein Teil der Mannschaft, der eine Jagdpartie an der Küste gemacht hatte, am 1. August 2 Schmaltiere und einen braunen Bären mit sich brachte, aber die Aussicht auf Erwerben solcher Aushilfsmittel wurde immer trüber; der noch übrige Vorrat konnte kaum für 8 Tage hinreichen, der Polarwinter kündete sich durch seine starken Fröste an. Mit bewundernswürdiger Genauigkeit hatten Franklin und Back alle Biegungen, alle Buchten und Einfuhrten der Küste aufgenommen; sie waren bis zu dem 108° W. L. von Greenwich vorgedrungen, jetzt aber, da ein Boot für die Fahrt auf offnem Meere völlig, das andre fast unbrauchbar geworden war, mußte man mit Ernst an die Rückkehr denken. Der Punkt der Küste, wo man diese antrat, und welcher von Franklin und Back nur noch durch eine Fußreise erreicht

Digitized by Google

wurde, liegt an der Ostseite des Polarsundes, und diese Stelle erhielt hiervon den Namen „Kehrum" (Return again). Man durfte es unter den Verhältnissen, in denen sich die Expedition befand, und in der für jene Gegend weit vorgerückten Jahreszeit nicht wagen, den Seeweg längs der Küste hin einzuschlagen. Die einzige Barke, die noch in gutem Zustande war, hätte schwerlich den Kampf mit den Stürmen bestehen können, die sich täglich in größrer Heftigkeit einstellten; vor allem aber würde man jetzt, wo sich die ganze größere Tierwelt von der Küste nach Süden hinweggewendet, auf dem ganzen Seewege kein Mittel gefunden haben, der nahenden Hungersnot abzuhelfen. Freilich war dieses Los, wie die spätere Erfahrung zeigte, auch auf dem andren Wege, den man meist zu Lande einschlug, ein unvermeidliches, es wurde jedoch dieses nur infolge von Umständen, welche außer dem Kreise aller menschlichen Voraussicht lagen. Franklin ließ deshalb die Barken, was bei zweien derselben nur noch mit großer Mühe geschehen konnte, in den Polarsund, sowie von hier in einen von ihm bei der Herreise entdeckten Fluß (den Hoodfluß) einlaufen, um fürerst einen bequemen Ort zu finden, wo man aus dem Baumaterial der größeren Barken kleine, nur etwa für drei Mann hinreichende Boote fertigen und mit ihnen, bald zu Lande sie fortschleppend, bald über die kleinen Seeen und Flüsse den Weg nach Fort Entrepriſe antreten könnte. An dieser Station hoffte man nach einer mit den Indianern getroffenen Verabredung einen Vorrat von Lebensmitteln zu finden, der zum Unterhalt der Gesellschaft für den ganzen Winter hinreichen sollte.

IV.

Schon der Anfang dieser Landreise war nicht geeignet, um zu ihrer Fortsetzung guten Mut zu geben. Am 20. August, während die Fahrt noch an der Küste des Polarsundes hinging, sah man am Morgen die ganze Landschaft mit Schnee bedeckt, die stehenden Wasser waren zugefroren, selbst am Mittag blieb das Thermometer unter dem Gefrierpunkt. Die Jäger gingen aus nach Beute, sie kamen mit leerer Hand zurück; man teilte jedem Mann sein spärliches Mahl aus dem kleinen Rest der Proviſionen mit; nachdem dieses geschehen war, blieb nur noch ein halber Beutel mit Pemmikan übrig. Einige Gesträuche dieser Polarregion, welche eßbare Beeren tragen, waren voll reifer Früchte; diese, mit einem Thee aus den Blättern des Sumpfporstes (Ledum palustre), gaben hier noch immer einige Erquickung, und als sich auf einer kleinen Insel jenseit des östlichen Ufers von Bathursts Einfahrt noch jagdbares Hirschwildbret fand, von welchem zwei Stücke erlegt wurden, und, vom Fleisch dieser Tiere noch einmal gesättigt, die Mannschaft endlich aus dem furchtbaren Polarmeer in den Hoodsfluß hineinfuhr, da gab sich dieselbe, namentlich die kanadischen Voyageurs, mit ihrem leichteren französischen Blute einer Anregung der Freude hin, welche freilich in hartem Widerspruch mit jener Stimmung des tiefen Jammers stand, welche kurze Zeit nachher die herrschende in der kleinen Gesellschaft wurde.

Digitized by Google

Der Bau der neuen, kleinen Boote hatte bis zum ersten September gedauert; erst jetzt konnte man die Landreise, zunächst nach dem etliche zwanzig geographische Meilen entfernten Point Lake und von da nach dem nachbarlich angrenzenden Fort Entrepriſe antreten. Man war kaum 6 Stunden Weges in dieſer Richtung vorgerückt, da machte ein furchtbarer Schneeſturm der Wanderung ein Ende. Am 3. September wurde das letzte Stück Pemmikan mit ein wenig Arrowrootmehl unter die Mannſchaft verteilt. Der Orkan dauerte bis zum 7., die Reiſenden hatten weder einen Biſſen zu eſſen, noch konnten ſie ein Feuer, um ſich zu wärmen, anmachen; man lag in die Bettdecken eingehüllt, bei einer Kälte von — 5° R. unbeweglich am Boden. Bei dem erſten Verſuch zum Aufſtehen und Weitergehen wandelte den edlen Franklin, matt vom Faſten und von der Kälte, eine Ohnmacht an, aus welcher er nur durch den Genuß einer kleinen Portion von eingeſottner Fleiſchſuppe, wie man dergleichen in England und Frankreich zum Gebrauch für weite Reiſen in Blech- oder Porzellanbüchſen einmacht, wieder zu ſich kam. Der treffliche Mann machte ſich über den Alleingenuß dieſer erquickenden Speiſe ſolche Vorwürfe, daß er aus dem kleinen Vorrat derſelben am Abend an dem Feuer, das man vom Holz eines eben zerbrochenen Schlittens anmachte, mit Arrowrootmehl vermiſcht ein nahrhaftes Mahl für alle bereiten ließ, was nach einem dreitägigen harten Faſten den Ausgehungerten neue Kräfte gab.

Als in den nächſten zwei Tagen der Weg ſich über einen rauhen ſteinigen Grund hinzog, da zeigte es ſich, wie die Wiſſenſchaft zu ihrer Zeit eine große Hilfe in der Not gewähren könne. Nirgends war ein lebendes Tier, nirgends an einem Strauch eine zuſammengedorrte Beere oder eine eßbare Wurzel zu finden. Dr. Richardſon bemerkte aber an den Geſteinen des Bodens einen grauen, ſchorfartigen Überzug. Es war eine Art der Darmflechte (Gyrophora), die durch rundlichen Umriß und bogiggewundene Eintiefungen auf der Oberfläche von andern Flechten oder Schorfmooſen ſich unterſcheidet. Dieſes, dem Anſcheine nach armſelig dürre Gewächs enthält wie das isländiſche Moos, nahrhafte Beſtandteile, welche mit einem widerlich bittern Stoff verbunden ſind. Der Doktor entdeckte in jenen Gegenden vier Arten ſolcher Darmflechten, welche ſämtlich von der Geſellſchaft, um den Hungertod abzuwehren, als Nahrungsmittel benutzt wurden, obwohl man keine Mittel hatte, den bittern Stoff davon abzuſondern, welcher den Genuß nicht nur höchſt ekelhaft, ſondern auch nachteilig für etliche aus der Geſellſchaft machte, welche heftiges Leibweh danach empfanden. Am 8. September mußte man über einen Fluß hinüber ſetzen. Zu dieſem Zwecke ſchien ein Punkt in der Nähe eines Waſſerfalles am geeignetſten, weil daſelbſt viele große Steine und Felſenſtücke über das Waſſer hervorragten, über welche man, von einem zum andern, ziemlich trocknen Fußes hinüberſchreiten konnte. Aber alle die, welche Gepäck trugen, mußten dennoch ins Waſſer treten, ſo daß ſie vom Kopf bis zum Fuß, die andern aber auch wenigſtens teilweiſe ſtark durchnäßt wurden: ein Begegnis, das bei einer Kälte von — 7° R., wobei die

Digitized by Google

nassen Kleider bald von Eise starrten, den Reisenden ziemlich schwer fiel. Noch einmal war den Hungernden am 14. September eine Erquickung gewährt. Es zeigte sich eine Herde von Moschusochsen, und die Jäger erlegten eines der größesten Tiere. Nach einem sechstägigen Fasten (denn die Darmflechte diente mehr nur um den Hunger zu täuschen als um zu sättigen), ward freilich dieser Vorrat bald verzehrt, und vielleicht hatte die Überfülle, in der man das Fleisch zu sich nahm, nur noch dazu beigetragen, daß sich einige Tage nachher die Wanderer durch die winterliche Felsenwüste kraftloser und ermatteter fühlten als jemals. Bald mußte man bemerken, daß die Träger des Gepäckes die Fischernetze weggeworfen und die leichten Flöße, die zunächst zur Erleichterung des Fischfangs an den Landseeen bestimmt waren, verbrannt hatten; eine That der Verzweiflung, welche in den spätern Zeiten der höchsten Not oft bereut wurde.

Während am 14. September morgens die Offiziere an einem kleinen Feuer sich wärmten, brachte Perrault, einer der kanadischen Voyageurs, einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln, den er sich von seinem früheren, täglichen Anteil abgespart hatte, und teilte denselben unter die Offiziere aus, deren Augen sich vor Rührung über diese großmütige Selbstverleugnung des edlen Fährmannes mit Thränen füllten. An demselben Tage brachte der Versuch, in einem kleinen Boot über den reißenden Fluß zu setzen, den Kapitän sowie zwei seiner Gefährten, davon der eine starr und hoffnungslos aus dem Wasser gezogen wurde, in Lebensgefahr. Am 17. und 18. hatte man den Hunger durch den Genuß einiger Stücken von tierischen Fellen, die man über dem Feuer sengte, und mit einem Zusatz von Darmflechten gestillt; am 18. mußte man nach einer anstrengenden Wanderung über den von Klüften und Engthälern durchschnittenen Felsenboden ganz ohne Nahrung zu Bette gehen, weil sich nicht einmal eine Flechte auf dem nackten Grunde zeigte. In den darauf folgenden Tagen suchte man den Hunger durch klein geschnittenes Leder von alten Schuhen zu stillen, wozu hin und wieder etwas isländisches Moos und Darmflechte kam. Die Reisenden befanden sich jetzt in einem Zustande der geistigen wie leiblichen Abspannung, in welchem jene Handlungen einer sinnlichen Mutlosigkeit, durch welche sie ihr eignes Unglück bis zu einem hohen Grade vermehrten, begreiflich und verzeihlich erscheinen. Einer der Träger war auf dem bald auf- bald abwärts steigenden und sich senkenden Felsenboden gefallen und mit ihm zugleich eines der kleinen Boote, das bei dieser Gelegenheit in Stücke brach. Bald nachher warfen die Träger auch das letzte noch brauchbare Fahrzeug von sich, gaben vor, es sei ohne ihre Absicht ihnen entfallen und ganz zertrümmert, ließen sich auch durchaus nicht bewegen, die angeblichen Trümmer herbeizuholen. Mußte doch selbst Dr. Richardson seine Sammlung von Pflanzen und Mineralien, die er an der Polarküste gemacht hatte, zurücklassen, weil er zu matt war, sie zu tragen. Endlich am 24. September, nach achttägigem harten Mangel, wurden von den Jägern fünf Schmaltiere erlegt, und man beschloß, hier einen Rasttag zu machen, um die fast zum Erlöschen

Digitized by Google

herabgesunkenen Kräfte durch Speise und Ruhe wieder ein wenig zu stärken. Als man hierauf am 26. an einen Arm des Kupferminenflusses kam, da erkannte die Mannschaft zu spät ihr Unrecht, das sie durch das Zurücklassen der Boote begangen hatte. Back, der noch unter allen der rüstigste war, wurde hier mit etlichen Jägern auf dem längern Wege um den See herum voraus nach dem Fort Entrepriſe gesendet, in welchem man der Verabredung nach Leute und Lebensmittel zu finden hoffte, um dort Hilfe einzuholen. Zwei andere Jäger hatten die Vorausgesendeten ein Stück Weges begleitet, und von jenen zweien kehrte nur einer zurück, der andere, ein Eskimo, mit Namen Junius, blieb verloren, ohne daß man jemals etwas Weiteres von seinem Schicksal erfuhr.

Alle Versuche, auf einem Floß von Weiden über den Fluß zu setzen, waren mißlungen. Dr. Richardson, in aufopfernder Liebe für seine Gefährten, wollte, nachdem er sich ein Seil um den Leib gebunden, schwimmend über den Strom setzen; die große Kälte des Wassers benahm ihm die Kraft der Besinnung und der Bewegung, in ohnmächtigem Zustande wurde er an seinem Seil aus dem Fluß gezogen, in trockne Decken eingehüllt und an ein Feuer gebracht, das man aus Weidengesträuchen entzündet hatte. Diese schnelle Erwärmung hatte die Folge, daß der Doktor mehrere Monate lang an der linken Seite seines Körpers alles Gefühl verlor. Die Not ward jetzt immer größer. Back mit dem Eskimojäger Augustus kehrte unverrichteter Sache zurück; sie hatten es versucht, den See zu umgehen, bald aber sich zu schwach gefühlt, um diesen großen Umweg nach Fort Entrepriſe zurückzulegen. Ein Jäger brachte die Wirbelknochen eines von Raubtieren gefressenen Renntiers; das Rückenmark, das sich noch in den Wirbeln fand, war durch faulige Zersetzung so ätzend scharf geworden, daß es die Haut der Lippen angriff, dennoch wurde diese ekelhafte Speise als eine Delikatesse unter die Mannschaft geteilt und von ihr mit Begierde verschlungen. Ein Versuch, auf einem besser scheinenden, aus Bündeln von dürren Weidenruten gefertigten Flosse über den Strom zu setzen, war abermals mißlungen, man mußte sich entschließen, ein kleines Boot zu fertigen. Zu dieser Arbeit hatten nur noch die Eingebornen aus Kanada und aus den nördlichsten Gegenden die nötigen Kräfte; Franklin fühlte sich so matt, daß er zu einem Wege, den ein gesunder Mann in etwa einer Viertelstunde zurücklegt, drei Stunden brauchte und beim Gehen mehrmals hinstürzte; Hood konnte kaum noch aufrecht stehen; der sonst so muntre Back schlich an einem Stocke einher; der Doktor fühlte sich seit seinem Unfall halb gelähmt. Endlich, am 4. Oktober setzte die ganze Mannschaft über den Fluß. Hierbei konnte jedesmal nur einer im Boote sitzen, welches, sobald dem ersten die Fahrt gelungen war, am Seil gezogen wurde. Allerdings war dies ein Schritt zur Rettung vor dem Tode des Verhungerns und Erfrierens, aber noch immer ein sehr unzureichender. Ein Teil der Mannschaft, unter ihnen der treffliche Hood, erklärte sich unfähig, weiter zu gehen; der Doktor und Hepburn der Matrose, beide von dem Geiste einer höheren Liebe beseelt, welche stärker ist als die Furcht des Todes, blieben zur Pflege der Ver-

Digitized by Google

lassenen zurück. Back mit einem der Jäger hatte sich abermals voraus begeben, um die Hilfe von Fort Entreprise aus zu beschleunigen; in langsam schleichendem Gange folgte Franklin, begleitet von sieben Mann der amerikanischen Eingebornen. Die vorangehenden Freunde hatten sich zum Abschied von den zurückbleibenden durch gemeinsames Gebet gestärkt und hierdurch, wenn auch nicht Kräfte des Leibes, doch freudigen Mut gewonnen. Schon am ersten Tage der Wanderung erklärten zwei von den aus Kanada mitgenommenen Begleitern, unter ihnen ein Indianer aus dem Stamme der Irokesen, mit Namen Michel, daß sie nicht weiter gehen könnten und deshalb zu Dr. Richardson umkehren wollten. Zwei andere, von Schwindel und Anwandlungen der Ohnmacht ergriffen, folgten am andern Tage diesem Beispiel, aber von all diesen vieren kam nur der Irokese, und zwar in einem verhältnismäßig so kräftigen Zustande bei Richardsons Gesellschaft an, daß man wohl bemerken konnte, seine Aussage, er könne vor Ermattung nicht weiter, sei bloß eine Erdichtung gewesen. Keiner von den Unglücksgefährten ahnete die Greuelthaten, durch welche der Irokese sich bei solchen Kräften erhalten hatte, und als derselbe eines Tages einen Hasen und ein Rebhuhn, ein anderesmal ein Stück Fleisch, angeblich von einem Wolfe, den er tot im Walde gefunden habe, mit sich brachte, da fühlten Richardson und der arme kranke Hood sich kaum vermögend, ihre Dankbarkeit genugsam zu erkennen zu geben. Außer dem Voyageur Beranger war auch einige Tage nachher der edelmütig freigebige Kanadier Perrault verloren gegangen: derselbe der, wie wir vorhin erwähnten, einst einen Teil seiner Ration an Lebensmitteln sich vom Munde abgespart hatte, um die Offiziere damit zu erquicken. Weder von ihrem noch von dem Schicksal der anderen Verlorengegangenen konnte man etwas erfahren. Das Benehmen des Irokesen wurde indes immer seltsamer und zweideutiger. In seinen Mienen, wie in den Worten, die er halbverständlich vor sich hinmurmelte, verriet sich eine Wildheit, deren Grund man nicht begreifen konnte. Er ging immer mit einer Flinte, zwei Pistolen und einem Dolch bewaffnet einher; vergeblich forderte man ihn, als den Kräftigsten unter der Gesellschaft, zu kleinen Diensten auf; er ließ sich nicht bewegen, etwas Holz zur Feuerung zu holen oder eßbare Flechten zu sammeln; auf Bitten wie auf Befehle antwortete er in trotzigen, ja drohenden Worten. Hepburn allein, der treue, verständige Diener, ahnete in ihrem ganzen Umfange die Gefahr, die ihm und seinen Leidensgefährten durch Hunger oder durch Mord nahe stand. Sie aber alle drei trugen ihr Leben in ihrer Hand und genossen mitten in dem äußern Gefühl ihres Elendes den innern Frieden eines kindlich gläubigen Herzens. Eine edle Dame in England hatte den Reisenden auf ihre gefahrvollen Wege Bücher von kräftig erbauendem Inhalt, geschöpft aus der Quelle aller Offenbarungen selber, mitgegeben, aus diesen lasen die drei am Morgen und am Abend sich vor; Hood, der beständig zu Bett liegen mußte, weil das heftige Leibweh, welches der Genuß des noch einzigen übrigen Nahrungsmittels, der Flechten ihm erregte, ihn täglich mehr entkräftete, brachte fast die ganze Zeit des Wachens mit dem Lesen in

Digitized by Google

Bickersteths „Tröstungen der Schrift“ zu. Die Freunde alle hatten es in dieser Zeit lebendiger denn je erfahren, welche Kraft, welcher Trost auch in den Zeiten tiefsten Jammers und größten Elendes in dem kindlichen Glauben des Christen liege.

Der Irokese, wie schon erwähnt, ließ sich zu keiner Dienstleistung mehr bestimmen; Hepburn, der treue Diener, allein besorgte die Herbeischaffung des Feuerungsmaterials aus dem nahen Walde und suchte mit Dr. Richardson, wenn anders diesem seine Ermattung es erlaubte, das armselige Nahrungsmittel der Flechten auf. Auch bei Nacht vermied es der Irokese in der Nähe der drei Engländer (der einzigen noch Lebenden aus der Partie der Zurückgebliebenen) zu schlafen. Eines Tages aber, als Hood auf seinem Lager allein war, hörten die beiden anderen einen Schuß fallen; Hepburn sah es noch, wie der Irokese in diesem Augenblick in sehr Verdacht erregender Weise in Hoods Nähe war; Richardson lief hinzu, er fand den Freund in seinem Blute; der Schuß war von hinten in den Schädel gefahren und die Kugel nach vorn ausgedrungen, die Mündung des Gewehres mußte offenbar dem Gemordeten ganz nahe gewesen sein, denn seine Nachtmütze war vom Pulver versengt. Wer konnte die That anders verübt haben, als der Irokese, der zwar eine sonderbare Lüge von einem von selbst oder aus unbekannter Ursache losgegangenen Gewehr mit frecher Stirn erzählte, von nun an aber eine immer wildere drohende Stellung annahm und namentlich es aussprach, daß er gegen alle Weiße einen tödlichen Haß trage, weil dieselben mehrere seiner Verwandten getötet hätten! Richardson sah jetzt nicht mehr zunächst nur die Gefahr des eignen, er sah die des Lebens seines treuen Hepburn; er hielt sich zum kräftigen Widerstande bereit, und in einem Augenblicke, da der Irokese, wie aus allen Anzeichen hervorging, seinen Mordanschlag zunächst an dem verhältnismäßig noch immer rüstigeren Hepburn ausführen wollte, schoß er ihn nieder. Später erkannte man es nur zu deutlich, daß jener furchtbare Mensch wo nicht alle, doch die meisten der verloren gegangenen Gefährten gemordet und von ihrem Fleisch sich genährt habe; selbst jenes Fleisch, das er angeblich von einem toten Wolfe eines Tages den Offizieren gebracht hatte, war entweder von Berangers oder Perraults Leichnam entnommen gewesen.

Zunächst war es doch nur die Sorge um den Freund und Landsmann Hood gewesen, welche den liebevoll teilnehmenden Doktor, so wie den treuen Hepburn an dieser Stätte des Jammers zurückgehalten hatte. Hood, bei dessen Händen man, als der Schuß des Mörders ihn getötet hatte, noch sein Lieblingsbuch, die oben erwähnten „Tröstungen der Schrift“, aufgeschlagen fand, war jetzt dem Leid der Erde und aller Not entgangen; die beiden Überlebenden bedeckten, so gut sie es vermochten, seinen Leichnam mit Moos und Steinen, und traten dann, Richardson von Hepburn geführt und gestützt, den Weg nach dem Fort Entreprise an, den ein Gesunder in acht bis zehn Stunden zurückgelegt hätte, der aber für die beiden kraftlosen Männer, deren einzige Nahrung das Leder von den Schuhen des seligen Hood war, eine Strecke von sechs Tagereisen wurde.

Digitized by Google

An diesen bereits im vorigen Jahre zum Winteraufenthalt erwählten Ort war Franklin mit seinen ihm noch übrig gebliebenen fünf Gefährten bereits vor achtzehn Tagen gekommen. Er erwartete dort mit Sicherheit Leute, zu ihrem Empfang bereit, und Lebensmittel zu finden. Aber zu seinem Schrecken fand er in dem ganz leeren Gebäude nichts als einige Zeilen von Back, der zwei Tage früher als er hierher gekommen war, und welcher dem Kapitän meldete, daß er sich auf den Weg gemacht habe, um Indianer und ihre Hilfe aufzusuchen. Die Gebeine der im vorigen Jahre verzehrten Tiere wurden aus der Asche und vom Dunghaufen aufgelesen, zerstampft und gekocht; mit den eßbaren Flechten zusammen dienten solche ekelhafte Gerichte zur notdürftigsten Hinfristung des Lebens. Es kamen jetzt zu den sechs an Hunger langsam dahinsterbenden Männern noch zwei dem Verhungern nahe; man erkannte in diesen bleichen Skeletten und an der dumpf wie aus Gräbern lautenden Stimme kaum noch die vormals so wohl bekannten Gefährten und Freunde. Sie hatten jetzt wenigstens den Trost, einer in Gesellschaft des andern zu sterben, und obgleich den zu Skeletten abgemagerten Körpern selbst das Liegen auf dem harten Lager heftige Schmerzen machte, das bloße Umwenden des Körpers aber, noch mehr das Aufstehen den meisten überaus schwer, ja fast unmöglich war, obgleich die Kälte zu etlichen 20° unter dem Gefrierpunkt des Réaumurschen Thermometers anwuchs: genossen dennoch alle noch eines mehrstündigen Schlafes, darin sie all ihre Not vergaßen und von den Erquickungen des Heimatlandes träumten. Endlich, da die Not am höchsten gestiegen, der gemeinsame Hungertod am nächsten war, zehn Tage nach Richardsons und Hepburns Ankunft im Fort, am 7. November, kam die längst ersehnte Hilfe. Drei Indianer, mit Lebensmitteln von Back abgesendet, kamen zu den Sterbenden, welche sie fütterten und pflegten gleich kleinen Kindern, dann allmählich von einer Indianerniederlassung zur andern, bis zum Fort Chipewyan geleiteten, von wo sie erst am 5. Juni, neu gekräftigt die Weiterreise zur Küste und von da zur Heimat antraten. Englische Seeleute hatten bei dieser Gelegenheit gezeigt, nicht bloß wie groß und wie stark ihr tapfrer Mut sei, sondern worin die sicherste Quelle, die festeste Grundlage eines solchen Mutes liege. Der wackere Hepburn erhielt zum Lohne seiner Treue eine gute Anstellung bei der königlichen Schiffswerfte, Franklin aber, Richardson und Back, nicht entmutigt durch ihre ausgestandenen Leiden, ließen bald nachher sich bereit finden, den Faden ihrer Entdeckungsreisen von neuem aufzunehmen, davon wir hier nur noch einige wenige Thatsachen erwähnen wollen.

V.

Der Auslauf zu dem neuen Unternehmen geschah im Jahre 1825, und während, gemäß den Weisungen, welche die Admiralität der kleinen Expedition mitgab, Franklin die noch ganz unbekannte Küstengegend von der Mündung des Mackenziestusses an bis zum Eiskap der Behringsstraße seemännisch durchforschen sollte, hatte ein andres Schiff, der „Blossom"

Digitized by Google

unter Kapitän Beecheys Leitung die Aufgabe empfangen, um die Südspitze von Amerika, dann an der Westseite dieses Kontinents, gegen Norden zu steuern, durch die Behringsstraße und am Eiskap vorüber, so weit als möglich in östlicher Richtung an der Nordküste von Amerika vorzudringen, so daß vielleicht ein Zusammentreffen mit Franklins von Westen her segelnden Fahrzeugen möglich würde. Während auf diese Weise von zwei Seiten her jener Saum des nördlichsten Amerikas, der zwischen dem Mackenziestrom und dem Eiskap sich ausdehnt, erforscht werden sollte, war Richardson beauftragt, Küsten und Land zwischen dem Kupferminen- und dem Mackenziefluß zu untersuchen.

Die Reisegesellschaft, an deren Spitze die drei Leidensgefährten Franklin, Richardson und Back standen, hatte zu dem See- und Landweg von England bis zum Fort Chipewyan nur gegen 6 Monate (vom 17. Februar bis 15. Juli 1825) gebraucht, was im Vergleich mit der Dauer der früheren Reisen dieser Art als eine sehr kurze Zeit erschien. Die Jahreszeit war der Weiterreise günstig, man säumte nicht sie zu benutzen; in der ersten Woche des August befand sich die Expedition bereits auf dem großen Bärensee. Während Richardson den letzten Rest des Sommers dazu benutzte, um an dem Ufer dieses Sees jene Stelle aufzusuchen, welche dem Kupferminenfluß am nächsten und zum Ausgangs- wie zum Endpunkt seines Unternehmens im nächsten Jahr als die günstigste erschien; während Back den Auftrag hatte, ein andres, für den nächsten Winter wohlgelegenes Obdach zu errichten und dasselbe durch die ihm beigegebenen Jäger mit den nötigen Lebensmitteln, sowie mit Feuerungsmaterial zu versehen: unternahm Franklin auf dem größesten Boote eine Probefahrt auf dem Mackenziefluß hinabwärts nach dem Eismeere, um sich mit dem Felde seines künftigen Unternehmens vorläufig bekannt zu machen. Noch vor Ende des August ward ihm die Genugthuung zu teil, aus der mächtig breiten Mündung des Stromes und zwischen den vielen dort gelegenen kleinen Inseln hinaus, in das offene Meer zu kommen, was an dieser Stelle noch keinem Seefahrer, selbst dem trefflichen Mackenzie nicht, gelungen war.

Als Franklin aus der Heimat abreiste, da lag sein geliebtes Weib im Sterben. Sie selber, die Sterbende, bat ihn, mit heldenmütiger Selbstverleugnung, daß er, wenn anders die Ruhe ihres Gemütes ihm teuer sei, ihretwegen auch nicht eine Stunde über den festgesetzten Termin verziehen, sondern gehen möge, wann und wohin Pflicht und Ehre es ihm geböten. Er riß sich von dem Sterbebette der teuren Kranken los, und bald kam die Botschaft ihm nach, daß sie am darauf folgenden Tage verschieden sei. Mit eigner Hand hatte sie eine seidene Flagge mit dem Wappen der Union gestickt; beim Abschied gab sie ihm diese mit und sprach zugleich den Wunsch aus, daß dieses letzte Erinnerungszeichen an sie erst dann aus seiner Hülle hervorgenommen und entfaltet werden solle, wenn der geliebte Gemahl das Ziel seines Unternehmens, das freie Polarmeer erreicht habe. Dieser Augenblick war jetzt gekommen. Von einem Hügel der Garry-Insel, die schon am Saum des Meeres liegt.

Digitized by Google

hatte man eine unbegrenzt weite Aussicht über das hier eisfreie Polarmeer; weiter aber noch als jene Ferne, welche dem leiblichen Auge sich aufthat, war die, in welche der Geist bei den Erinnerungen, die das Entfalten der Flagge weckte, seinen sehnenden Flug nahm.

Stürme und nahende Winterfröste verhinderten für dieses Jahr das weitere Vordringen nach Westen; nach einer glücklichen, schnell von statten gehenden Rückfahrt lief das Fahrzeug wieder in den großen Bärensee ein und kam schon am 5. September bei der indes möglichst bequem eingerichteten und mit Vorräten versorgten Winterwohnung an, welcher die Begleiter den Namen Fort Franklin gegeben hatten, die er selber jedoch als Fort Reliance (d. i. Vertrauen) benannte. Die Jagd der Renntiere so wie des andren Wildbrets nahm zwar mit dem Beginn des Herbstes bedeutend ab, weil ihre Herden sich jetzt nach Süden zogen; dagegen war der Fischfang noch während des Herbstes so ergiebig, daß man an jedem Tage 300 bis 800 Stück sogenannter Heringslachse (Salmo Eperlanus), dazwischen auch große Lachsforellen und Karpfen aus dem Netze zog. Namentlich ist der kleine zarte Heringslachs in jenen nordischen Seeen so häufig, daß man ihn im getrockneten und geräucherten Zustande gleich dem Brote zu einem alltäglichen Nahrungsmittel benutzen kann. Die Kälte erreichte am 1. Januar — 36° R. (— 45° der hundertteiligen Skala), war aber nicht lange anhaltend; der kürzeste Tag war hier 2 Stunden 38 Min. lang. Am 6. Mai kündeten die ersten aus Süden zurückkehrenden Züge von Schwänen die Annäherung des Frühlings an, am 7. kamen die Schneegänse, am 8. die Enten, am 9. die Möven, am 11. fiel der erste Regen, und am 17. stellten sich schon mehrere Arten von Singvögeln ein, am 31. sah man den nordamerikanischen Ziegenmelker (Caprimulgus vociferus, eine Nachtschwalbenart).

Noch war der See zum großen Teil mit dickem Eise bedeckt; dieses brach jedoch, als im Juni die Wärme so stark zunahm, daß am 23. das Thermometer im Schatten bis über 18° R. stieg. Mit dem letzten stromabwärts gehenden Treibeis zugleich traten Franklin und Back die Fahrt nach dem Eismeer an. Sie kamen am 7. Juli zur Mündung des Mackenziestromes, wo sie auf einer Insel ein großes Lager von Eskimos antrafen. Dieses sonst harmlose Volk, gereizt durch den Anblick der vielen, in ihren Augen unschätzbaren Kostbarkeiten, die sie in den Fahrzeugen gesehen hatten, unternahm einen Plünderungsangriff auf die Fremden, gab jedoch, nachdem der Eskimodolmetscher Augustus, der sich bei Franklins Gesellschaft befand, seine Landsleute über die friedlichen Absichten dieser Weißen belehrt und ihr Unrecht ihnen verwiesen hatte, freiwillig die gestohlenen Gegenstände zurück. Übrigens sind die Eskimos dieser Gegend wegen der blutigen Streitigkeiten, in die sie öfters mit dem Stamme der hundsrippigen Indianer verwickelt werden, kriegerischer und waffengeübter als ihre anderen Landsleute. Franklin bemerkte zugleich, daß, je weiter er nach Westen kam, die Gesichtsbildung der hier wohnenden Eskimos immer mehr der mongolischen sich näherte. Zuweilen glaubte er sich mitten unter Chinesen oder Tataren versetzt, die nur durch gedrungneren, kürzeren

Digitized by Google

Körperbau und durch andre Bekleidung von ihren, unter günstigeren Himmelsstrichen wohnenden Landsleuten sich unterschieden.

Franklin setzte die Seereise nach Westen bis zum 149° W. L. von Greenwich fort. Er hatte von der Mündung des Mackenziestromes bis zu diesem Punkte eine Strecke der öden Meeresküste des nördlichsten Amerikas genau erforscht und seemännisch aufgenommen, deren Ausdehnung in gerader Linie 374 englische Meilen beträgt; jetzt aber machten die täglich dichter werdenden Nebel und die steigende Kälte die Weiterfahrt schwierig, und zugleich fehlten nur noch wenige Tage bis zum 20. August, welcher dem Kapitän in der von ihm empfangenen Instruktion aus wohlmeinender Vorsorge als längster Termin für seine diesmalige Seefahrt gesetzt war. Eine felsige Landspitze zog sich, man konnte nicht wissen wie weit, gegen Norden hinaus ins Meer, man mußte sich entschließen am 18. August die Rückfahrt anzutreten. Freilich war dieses Abbrechen des Unternehmens, gerade an einem Punkte, wo damals das Meer vom Eise frei war und der Weiterfahrt nichts Wesentliches im Wege stand, um so mehr zu bedauern, da wenige Tage nachher, am 22. August, eine Barke des Blossom aus der Behringsstraße her bis zum Point Barrow vorgedrungen war, eine Stelle, die nur 34 geographische Meilen von Return Reef ablag, so daß Barrows Boote sie bei ununterbrochener Fortsetzung ihres Laufes gerade noch zur rechten Zeit zu erreichen vermocht hätten. Indes war doch jetzt, bis auf die geringe Strecke von 34 g. M. der ganze Verlauf der nordamerikanischen Küste zwischen der Mündung des Mackenzie und der Behringsstraße mit Genauigkeit erforscht worden, während zu gleicher Zeit auch Dr. Richardson seine Aufgabe, die Untersuchung der Küstengegend zwischen der Mündung des Mackenzie- und des Kupferminenflusses, glücklich gelöst hatte. Zu beiden wichtigen Schritten in der Aufklärung des Dunkels, das bis dahin über diesem Teil der Länderkunde geherrscht hatte, kam später noch ein dritter: die Reise, welche der treue Begleiter der beiden diesmaligen Hauptführer der Expedition, Lieutenant Back im Jahre 1833 auf dem großen Fischfluß hinab nach einem westlicheren Teil der Nordküste, der Insel Boothia gegenüber gemacht hatte. Daß dieses Boothia nicht, wie Parry es meinte, mit dem Festland als Halbinsel verbunden, sondern auch an seiner Südseite vom Meere umflossen, mithin Insel sei, dies ging schon aus Backs damaligen Beobachtungen in augenscheinlicher Weise hervor, und auf diese Entdeckung, in Verbindung mit dem, was einige andere nachherige Untersuchungen geleistet haben, gründete sich vornehmlich die Hoffnung, daß noch eine leichter zu erreichende nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer sich werde auffinden lassen, als die um den höchsten Norden der amerikanischen Inselwelt, namentlich an Melvilles Eiland vorüber.[1]

Noch einmal, in seinem weit vorgerückten Alter hat der treffliche John Franklin die Bahn der Forschungen durch die Region des Eises

1) Die Nordwest-Passage ist bekanntlich am 26. Oktober 1850 vom Kapitän Mac Clure aufgefunden. Sie führt durch die Prince-of-Wales-Straße, windet sich

Digitized by Google

und beständigen Winters im Norden der westlichen Halbkugel betreten. Mit zwei wohlausgerüsteten, auf zwei Jahre verproviantierten Schiffen verließ er am 19. Mai 1845 die Küsten seines Vaterlandes. Mehr als dreißig Jahre sind seitdem verflossen. Franklin ist nicht zurückgekehrt. Sowohl von England als von Amerika aus wurden wetteifernde Expeditionen zur Aufsuchung der Verlornen unternommen, und diese haben nach unendlichen Mühen die Gewißheit ihres Todes ermittelt. Einzelne kleine Gerätschaften aus dem Besitze Franklins und mehrerer Schiffsoffiziere, welche man in den Händen eines wandernden Eskimostammes fand, waren die einzigen Reliquien, die von ihnen geblieben.

Nach G. H. v. Schubert.

---

durch das ganze eisumstarrte Gewirr der arktischen Inselländer (an Melvilles Eiland vorüber) und hat eben mehr eine wissenschaftliche, als praktische Bedeutung. — Mac Clure starb am 20. Oktober 1873 in London; John Franklin aber erlag, wie man jetzt sicher weiß, schon am 11. Juni 1847.

Digitized by Google

Poesie.

Lieder. Rätsel. Fabeln. Sprüche. Märchen. Balladen.

1. Rätsel.

Rate, was ich habe vernommen:
Es sind achtzehn fremde Gesellen ins Land gekommen,
Zumalen schön und säuberlich;
Doch keiner einem andern glich.
All' ohne Fehler und Gebrechen;
Nur konnte keiner ein Wort sprechen,
Und damit man sie sollte verstehn,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich gehn.
Das waren hochgelehrte Leut'.
Der erst' erstaunt, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mäuslein pfift,
Der vierte wie ein Fuhrmann rief,
Der fünft' gar wie ein Uhu thut;
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei,
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Wunderhorn.

2. Drei Paare und Einer.

1. Du hast zwei Ohren und einen Mund;
Willst du's beklagen?
Gar vieles sollst du hören und —
Wenig darauf sagen.

2. Du hast zwei Augen und einen Mund;
Mach' dir's zu eigen!
Gar manches mußt du sehen und —
Manches verschweigen.

3. Du hast zwei Hände und einen Mund;
Lern' es ermessen!
Zwei sind da zur Arbeit und —
Einer zum Essen.

F. Rückert.

3. Gesang des Vogels über dem Walde.

1. Im goldnen Strahl,
Über Berg und Thal
Laff' ich lustig mein Lied erklingen,
Schwebe hin und her
In dem blauen Meer,
Mir zu kühlen die luftigen Schwingen.

2. Wo die Wolke saust,
Wo der Waldstrom braust,
Kann ich auf, kann ich niederschweben.
So mit einemmal
Aus der Höh ins Thal —
O das ist mir ein herrliches Leben!

L. F. Deinhardstein.

Digitized by Google

4. Morgenlied.

Die Nacht ist nun vergangen,
Der Morgen steht so herrlich da,
Und alle Blumen prangen
Und alle Bäume fern und nah.
Die frommen Nachtigallen,
Sie singen laut im Freudenklang;
Die Lerchen, höchst vor allen,
Zum Himmel bringen sie Gesang;
Der Kuckuck auf den Zweigen
Und auch der Zeisig klein,
Sie wollen sich dankbar zeigen,
Will keiner der letzte sein.

M. Arndt.

5. Die Sternlein.

1. Und die Sonne, sie machte den weiten Ritt
Um die Welt;
Und die Sternlein sprachen: „Wir reisen mit
Um die Welt!"
Und die Sonne, sie schalt sie: „Ihr bleibet zu Haus,
Denn ich brenn' euch die goldenen Äuglein aus,
Bei dem feurigen Ritt um die Welt."

2. Und die Sterlein gingen zum lieben Mond
In der Nacht;
Und sie sprachen: „Du, der auf den Wolken thront
In der Nacht;
Laß uns wandeln mit dir, denn dein milder Schein,
Er brennt uns nimmer die Äugelein!"
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht.

3. Nun willkommen, Sternlein und guter Mond,
In der Nacht!
Ihr versteht, was still in den Herzen wohnt
In der Nacht.
Kommt und zündet die himmlischen Lichter an,
Daß ich lustig mitschwärmen und spielen kann
In den freundlichen Spielen der Nacht.

M. Arndt.

6. Winters Flucht.

Dem Winter wird der Tag zu lang,
Ihn schreckt der Vögel Lustgesang;
Er horcht und hört's mit Gram und Neid,
Und was er sieht, das thut ihm leid;
Er flieht der Sonne milden Schein,
Sein eigner Schatten macht ihm Pein.
Er wandelt über grüne Saat
Und Gras und Keime früh und spat:
„Wo ist mein silberweißes Kleid?
Mein Hut, mit Demantstaub bestreut?"
Er schämt sich wie ein Bettelmann
Und läuft, was er nur laufen kann,
Und hinterdrein scherzt jung und alt
In Luft und Wasser, Feld und Wald;
Der Kiebitz schreit, die Biene summt,
Der Kuckuck ruft, der Käfer brummt!
Doch weil's noch fehlt an Spott und Hohn,
So quakt der Frosch vor Ostern schon.

Hoffmann v. Fallersleben.

Digitized by Google

7. Frühlingsglocken.

1. Schneeglöckchen thut läuten:
Kling-Kling-Kling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerschönsten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,
Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt ihr Vögel aus dem Süd
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all',
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

2. Maiglöckchen thut läuten:
Bim-Bam-Bam!
Was hat das zu bedeuten?
Frühling ist Bräutigam!
Macht Hochzeit mit der Erde heut
In großer Pracht und Herrlichkeit.
Wohlauf denn Nelk' und Tulipan'
Und schwenkt die bunte Hochzeitfahn'!
Du Ros' und Lilie schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling'
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musizieren!

3. Blauglöckchen thut läuten:
Bim-Bim-Bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach das ist gar zu schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß:
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell.
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd'.
Ist auch der Frühling ferne,
Sie hatten ihn alle so gerne.

R. Reinick.

8. Regenlied.

1. Regen, Regen druf',
Wi sitt hier warm in Huf'!
De Vageln sitt in Bom to kurn,
De Köh de stat an Wal to schurn:
Regen, Regen druf',
Wi sitt hier warm in Huf'!

2. Regen, Regen rusch,
Wa rükt dat ut den Busch!
De Blöm de hangt so slapri dal,
De Böm de röhrt de Blaed ni mal,
Regen, Regen rusch,
Wa rükt dat ut den Busch!

3. Regen, Regen suf'
Von baben op uns Hus
Vont Dack hendal in striken Strom
Un lisen ut den Eschenbom:
Regen, Regen suf'
Von baben op uns Hus.

4. Regen, regen rull,
Bet alle Gröben vull!
Denn lat de Wulken aewergan
Und lat de Sünne wedderkam':
Regen, Regen rull,
Bet alle Gröben vull!

K. Groth.

9. Eichhörnchen.

Heisa! wer tanzt mit mir?
Lustig und munter!
Kopfüber, kopfunter,
Mit Manier!
Immerfort
Von Ort zu Ort,
Jetzo hier,
Jetzo dort! Hopp!
Ohne Ruh, ohne Rast
Vom Zweig auf den Ast.

Digitized by Google

Vom Ast auf den Wipfel, hoch in die Luft,
Im Blätterſäuſel und Blütenduft,
Immerzu
Ohne Raſt und Ruh!
Heut iſt Kirmes und heut iſt Ball!
Spielet Droſſel, Nachtigall,
Stieglitz, Amſel, Fink und Specht,
Pfeift und geigt und macht es recht!
Ich bin ein Mann,
Der tanzen kann.

Hänschen Eichhorn heiß' ich,
Was ich gelernt hab', weiß ich.
Kommt der Jäger zum Wald hinein,
Will mir kein Vogel ſingen;
Hänschen läßt das Tanzen ſein,
Tanzen, Hüpfen und Springen!
Hänschen hüpft hinein zum Haus,
Hänschen ſchaut zum Haus heraus,
Hänschen lacht den Jäger aus.

Hoffmann v. Fallersleben.

10. Lettiſche Rätſel.

I.

Ergründe mir dies Fündchen,
Wie klug du biſt, laß ſchaun!
Von Knochen iſt ein Zaun,
Draus bellt ein rotes Hündchen.

II.

Ein eiſernes Pferdchen — begreife! —
Mit einem flächſernen Schweife,
Bald hüpfet es auf in die Lüfte,
Bald ſchlüpft es durch Höhlen und Grüfte.

III.

Ein Fäßchen iſt ſo weiß und klein,
Zwiefache Feuchte ſchließt es ein;
Doch wenn man es nicht gar zerbricht,
So giebt es ſeine Labe nicht.

IV.

Von Heu wohl raget ein Haufen,
Zehn zarte Schäflein dran raufen

V.

Oben eine Seele,
Unten eine Seele,
Leder in der Mitten:
So wird in Eile hingeſchritten.

G. Fr. Daumer.

11. Das ditmarſiſche Lügenmärchen.

1. Ick wil juw ſingen, ick wil nich legen:
Ick ſach dre braden Höner flegen,
Se flogen gar ſehr und ſchnelle,
De Bücke hadden ſe na dem Hemmel
Den Ruggen na der Helle.

2. Ein Ambolt und ein Mölenſtein
De ſchwemmeden beide aver den Rhein,
Se ſchwemmden alſo liſe;
Ik frat ein Pogg ein gloiend Schart
To Pfingſten up dem Iſe.

3. Ik wolden veer Kerls einen Haſen fangen,
Se quemen up Krücken und Stölten gangen:
De eine de kond nicht hören,
De ander was blind, de drübde ſtum,
De verde konde nich en Voet rören.

1. Ich will euch erzählen und will auch nicht lügen:
Ich ſah zwei gebratene Ochſen fliegen,
Sie flogen gar ferne, —
Sie hatten den Rücken zur Hölle gekehrt,
Die Füße wohl gegen die Sterne.

2. Ein Amboß und ein Mühlenſtein
Die ſchwammen bei Köln wohl über den Rhein,
Sie ſchwammen gar leiſe, —
Ein Froſch verſchlang ſie alle beid'
Zu Pfingſten wohl auf dem Eiſe.

3. Es wollten vier einen Haſen fangen,
Sie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen,
Der erſte konnte nicht ſehen,
Der zweite war ſtumm, der dritte war taub,
Der vierte konnte nicht gehen.

Digitized by Google

4. Nu wil ick juw ſingen, wo it geſchach:
De Blinde allererſt den Haſen ſach
All aver dat Velt herdraven,
De Stumme ſprack den Lamen to,
De kreg en bi den Kragen.

5. Jt ſegelden etliche up ein Lant,
Er Segel hadden ſe in den Wint geſpant,
Se ſegelden bi groten Hupen,
Se ſegelden up einen hogen Berch,
Dar moſſen ſe alle vorſupen.

6. De Krevet bede den Haſen entlopen,
De Wahrheit kumt bi groten Hupen
Und blift doch nicht vorſchwegen:
Jt lach ein Koehuet up den Däken,
Se was dar henup geſtegen.

7. Hirmit will ick min Leit beſchleten,
Went ſchoen allen Lüden bede vordreten,
Und will uphören to legen:
Jn min Landart ſint ſo groet de Flegen,
Als hir to Lande de Zegen.

Uhlands Volkslieder.

4. Nun denke ſich einer, wie dieſes geſchah:
Dieweil der Blinde den Haſen ſah
Auf grüner Wieſen graſen,
Da rief's der Stumme dem Tauben zu,
Und der Lahme erhaſchte den Haſen.

5. Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
Es hatte die Segel gen Wind geſpannt.
Und ſegelt' im vollen Laufen —
Da ſtieß es an einen hohen Berg,
Da thät das Schiff erſaufen.

6. Jn Straßburg ſtand ein hoher Turm,
Der trotzete Regen, Wind und Sturm
Und ſtand feſt über die Maßen,
Den hat der Kuhhirt mit ſeinem Horn
Eines Morgens umgeblaſen.

7. So will ich hiermit mein Liedlein beſchließen,
Und ſollt's auch die werte Geſellſchaft verdrießen,
Will trinken und nicht mehr lügen:
Bei mir zu Land ſind die Mücken ſo groß,
Als hier die größten Ziegen.

Fritz Arndt (Bruder v. M. Arndt).

12. Die wandelnde Glocke.

1. Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche ſich bequemen,
Und Sonntags fand es ſtets ein Wie,
Den Weg ins Feld zu nehmen.

2. Die Mutter ſprach: „Die Glocke tönt,
Und ſo iſt dir's befohlen;
Und haſt du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen."

3. Das Kind, es denkt: „Die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle."
Schon hat's den Weg ins Feld gelenkt,
Als lief' es aus der Schule.

4. Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

5. Sie wackelt ſchnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es läuft, es kommt, als wie im Traum:
Die Glocke wird es decken.

6. Doch nimmt es richtig ſeinen Huſch,
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Buſch
Zur Kirche, zur Kapelle.

7. Und jeden Sonn- und Feiertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den erſten Glockenſchlag.
Nicht in Perſon ſich laden.

W. v. Goethe (1813).

Digitized by Google

13. Wasserneck.

1. Im flüsternden Schilfe, im grünen Versteck
Da singet zur Harfe der Wasserneck,
Es tanzen rings um ihn die Wellen;
Es neigen sich lauschend die Bäume all',
Es schweiget im Haine die Nachtigall,
Nur schwirrend noch kreisen Libellen.

2. Es tönte vom Turme die Glocke herab,
Da eilten zur Kirche die Knaben im Trab;
Sie müssen vorüber am Weiher.
Da hören sie singen den Wassermann,
Zur Kirche gehn — wer denkt noch daran!
Sie tanzen, er singet zur Leier.

3. Und als sie tanzten, hub einer an:
„Wie singst du so schön nur, lieb Wassermann,
Und selig wirst du doch nimmer."
Da weinte und schluchzte der arme Neck
Und tauchte vor jähem Todesschreck
In die Fluten mit leisem Gewimmer.

4. Da schwiegen die Kinder und weinten auch,
Da weinte das Schilfrohr, da weinte der Strauch,
Die Nachtigall klagte beklommen.
Da schluchzte das Knäblein: „Lieb' Neckchen mein,
Ich hab' ja gescherzt nur; du singest so fein
Und wirst in den Himmel schon kommen."

5. Da tauchte herauf er, doch sang er nicht,
Es perlte die Thräne ihm übers Gesicht,
Fern hallte der Glocken Gebimmel:
„O betet ihr Kinder, o betet für mich,
Was hilft mir sonst all mein Singen, wenn ich
Mir nicht kann ersingen den Himmel!"

L. Dreves.

14. Kinder am Ufer.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke* 1
Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?
O! das ist schön! hätt' ich nur einen Stecken!
Schmalzweiße Kelch' mit dunkelroten Flecken,
Und jede Glocke ist frisiert so fein,
Wie unser wächsern Engelchen im Schrein. 5
Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab
Und wat' ein wenig in die Furt hinab?
Pah! Frösch' und Hechte können mich nicht schrecken —
Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann 10
Dort in den langen Kräutern hocken kann?
Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —
Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —
Komm, lass' uns lieber heim, die Sonne sticht!

A. v. Droste Hülshoff.

15. Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen.

Denk an! Das Büblein ist einmal 1
Spazieren gangen im Wiesenthal;
Da ward es müd' gar sehr
Und sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme 5
Und mich mitnähme!"

*) Gemeint ist der Bitter- oder Sumpfklee (Menyanthes trifoliata).

Digitized by Google

Da ist das Bächlein geflossen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!"
Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt,
Das hat das Büblein gespürt gar bald;
Es hat's gefroren gar sehr,
Es sagt: „Ich kann nicht mehr;
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

Da ist das Schifflein geschwommen kommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!"
Aber siehst du? Das Schifflein war schmal.
Das Büblein denkt: Da fall' ich einmal.
Da fürcht't es sich gar sehr
Und sagt: „Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

Da ist die Schnecke gekrochen gekommen
Und hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt
Und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!"
Aber denk! Die Schnecke war kein Gaul,
Sie war im Kriechen gar zu faul.
Dem Büblein ging's langsam zu sehr,
Es sagt: „Ich mag nicht mehr!
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

Da ist der Reiter geritten gekommen,
Der hat's Büblein mitgenommen;
Das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt
Und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!"
Aber gieb acht! Das ging wie der Wind,
Es ging dem Büblein gar zu geschwind;
Es hopst drauf hin und her
Und schreit: „Ich kann nicht mehr!
Wenn nur was käme
Und mich mitnähme!"

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen
Und hat das Büblein mitgenommen:
Er hat's gehängt an einen Ast gar hoch:
Dort hängt das Büblein und zappelt noch.

„Ist denn das Büblein gestorben?"
Nein! es zappelt ja noch!
Morgen gehn wir 'naus und thun's 'runter.

F. Rückert (1813).

16. Unterm Baum.

1. Unterm Baum im Sonnenstrahle
Liegt ein rotes, träges Kind,
Schläft so lange, bis zum Mahle
Früchte abgefallen sind.

2. Einer hängt der schweren Äste
Fast herab auf sein Gesicht,
Beut ihm still der Früchte beste,
Doch sie pflücken mag es nicht.

3. Flink vom fernen Bergesgipfel
Eilt der Mittagswind daher,
Schüttelt leise, und vom Wipfel
Fällt es gelb, wie Gold, und schwer.

4. Daß das Bübchen, nun die Spende
Aus dem Grase winkt, erwacht,
Setzt auf eine seiner Hände
Sich die kleinste Mücke sacht.

Fr. Hebbel.

Digitized by Google

17. Der Knabe im Erdbeerschlag.

1. Ein Bube läuft, er geht zum Wald
Am Sonntag Nachmittag,
Kommt ins Gebüsch und findet bald
Erdbeeren Schlag an Schlag;
Er pflückt und ißt sich bald zu Tod'
Und denkt: „Das ist mein Abendbrot."

2. Und wie er ißt, da rauscht's im Laub;
Es kommt ein schöner Knab'.
Er hat ein Kleid wie Silberstaub,
Trägt einen goldnen Stab;
Wie Alpenschnee im Sonnenlicht
Erglänzt des Knaben Angesicht.

3. Drauf spricht er meinen Buben an:
„Was issest du?" Der spricht:
„Ei nichts!" und blickt ihn seitwärts an
Und lupft sein Käppchen nicht.
Drauf sagt der Knab': „Ei, ißt du nichts,
Du grober Bursch, so nützt's auch nichts!"

4. Verschwunden ist mein Knab', es stehn
Die nächsten Büsch' in Duft;
Draus fliegt ein Englein wunderschön
Auf in die blaue Luft.
Der Bube steht und schaut ihm nach
Und läuft davon und fühlet Schmach.

5. Seitdem will auch kein Segen mehr
Im Erdbeeressen sein;
Dergleichen sah ich nimmermehr,
Sie mögen nicht gedeihn;
Iß Hände voll, so viel du willst,
Und sieh, ob du den Hunger stillst!

6. Was geb' ich dir für Lehren drein?
Was meinst du wohl? Man muß
Vor fremden Leuten freundlich sein
Mit Wort und Red' und Gruß
Und's Mützchen ziehn zur rechten Zeit,
Sonst hat man Schimpf und kommt nicht weit.

Nach Hebel.

18. Die Kinder im Walde.

1. Es blieben einst drei Kinder stehn,
Die grad' zur Schule sollten gehn;
Sie dachten dies, sie dachten das:
Das Lernen sei ein schlechter Spaß.

2. Und sprachen dann mit leichtem Sinn:
„Ei, laßt uns doch zum Walde hin!
Das Spielen ist der Tierlein Brauch;
Laßt spielen uns mit ihnen auch!"

3. Sie luden denn im Walde ein
Zum Spiel die Tiere groß und klein;
Doch sprachen die: „Es thut uns leid,
Wir haben jetzo keine Zeit."

4. Der Käfer brummte: „Das wär' schön,
Wollt' ich mit euch so müßig gehn!
Ich muß aus Gras ein Brücklein baun;
Dem alten ist nicht mehr zu traun."

5. Am Ameishaufen schlichen sie
Ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie,
Und liefen vor dem Bienlein schier,
Als wär' es gar ein giftig Tier.

6. Das Mäuslein sprach zu ihnen fein:
„Ich sammle für den Winter ein", —
„Und ich", das weiße Täubchen sprach,
„Zum Neste dürre Reiser trag'."

7. Das Häschen winkte freundlich bloß:
„Ich könnte um die Welt nicht los;
Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein,
Das muß im Fluß gewaschen sein."

8. Und auch das Erdbeerblütchen sprach:
„Ich nütze diesen schönen Tag,
Zu reifen meine süße Frucht,
Die dann der arme Bettler sucht."

Digitized by Google

9. Da kam ein junger Hahn daher,
Sie riefen: „Liebster Monsieur! er,
Er hat doch wahrlich nichts zu thun
Und kann ein bischen bei uns ruhn!“

10. „Pardon! ich hab' von Adel Gäst'
Und arrangiere heut' ein Fest!“
So spricht der Hahn voll Gravität,
Verneigt sich steif und kalt — und geht.

11. Darauf dachten sie in ihrem Sinn:
„Du, Bächlein, plätscherst doch so hin,
Komm, spiel' mit uns, sei mit uns froh!“
Das Bächlein sprach erstaunt: „Wie so?

12. Ei seht die faulen Kinder, seht!
Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht.
Sie meinen, ich hätt' nichts zu thun,
Und kann doch Tag und Nacht nicht ruhn.

13. Menschen, Tiere, Gärten, Wälder,
Wiesen, Thal und Berg und Felder —
Alle muß das Bächlein tränken
Und die Töpfe auch noch schwenken,

14. Kinder wiegen, Mühlen treiben,
Bretter schneiden, Erz zerreiben,
Wolle spinnen, Schiffe tragen,
Feuer löschen, Hämmer schlagen.

15. Ich kann euch alles sagen nicht,
Weil mir dazu die Zeit gebricht.“
So sprach's und sprang von Ort zu Ort,
Und husch! war gleich das Bächlein fort.

16. Da war ihr Mut dem Sinken nah,
Als einer einen Finken sah,
Der auf dem Aste saß in Ruh
Und pfiff sein Lied und fraß dazu.

17. Sie riefen: „Ach, Herr Biedermann,
Der all die schönen Lieder kann,
Du hast gewiß recht viele Zeit
Und bist mit uns zum Spiel bereit!“

18. „Potz tausend! Hab' ich recht gehört?
Ihr Kinder scheint mir recht bethört:
Ich hab' gejagt den langen Tag
Den Mücken, sie zu fangen, nach.

19. Nun wollen auch die Jungen mein
Im Schlafe eingesungen sein;
Drum pfeif' ich mit der Brüder Chor
Den Kleinen meine Lieder vor.

20. Ich sing' dem Wald zur hohen Lust,
Ein müder Mann, aus froher Brust.
Dem Herren giebt mein Mund den Preis
Und lobt die Arbeit und den Schweiß.

21. Doch sprecht, was habt ihr denn gemacht,
Die also schlecht von mir gedacht?
Kehrt um, ihr Müßiggänger ihr,
Und stört die Leut' nicht länger hier!“

22. Von allen Tieren so belehrt,
Sind drauf die Kinder froh gekehrt
Und wußten, daß dem Fleiß allein
Des Spieles Lust ein Preis kann sein.

G. Görres.

19. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald,
In gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von unten bis oben
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;
Die Nadeln, die haben gestochen,
Das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
Haben schöne Blätter an,
Und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
Dürft' ich wünschen, wie ich wollt',
Wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.“

Digitized by Google

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
Und früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es goldene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
Goldene Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald,
Mit großem Sack und großem Bart,
Der sieht die goldnen Blätter bald;
Er steckt sie ein, geht eilends fort
Und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blätter dauern mich,
Ich muß vor den andern mich schämen,
Sie tragen so schönes Laub an sich;
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und früh ist's wieder aufgewacht;
Da hatt' es glasene Blätter fein,
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;
Kein Baum im Walde glitzert so."

7. Da kam ein großer Wirbelwind
Mit einem argen Wetter,
Der fährt durch alle Bäume geschwind
Und kommt an die glasenen Blätter;
Da lagen die Blätter von Glase
Zerbrochen in dem Grase.

8. Das Bäumlein spricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
Die andern Bäume dauern
Mit ihrem grünen Laub;
Wenn ich mir noch was wünschen soll,
Wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

9. Da schlief das Bäumlein wieder ein,
Und wieder früh ist's aufgewacht;
Da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
Und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
Daß ich mich nicht zu schämen brauch'."

10. Da kommt mit vollem Euter
Die alte Geiß gesprungen;
Sie sucht sich Gras und Kräuter
Für ihre Jungen;
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer;
Es sprach nun zu sich selber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
Weder grüner, noch roter, noch gelber!
Hätt' ich nur meine Nadeln,
Ich wollte sie nicht tadeln."

12. Und traurig schlief das Bäumlein ein,
Und traurig ist es aufgewacht;
Da besieht es sich im Sonnenschein
Und lacht und lacht!
Alle Bäume lachen's aus,
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
Und warum denn seine Kameraden?
Es hat bekommen in einer Nacht
Wieder alle seine Nadeln,
Daß jedermann es sehen kann;
Geh' 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.
Warum denn nicht?
Weil's sticht.

F. Rückert (1813).

20. Vom Bäumlein, das spazieren ging.

Das Bäumlein stand im Wald,
In gutem Aufenthalt.
Da standen Busch und Strauch
Und andere Bäumlein auch;
Die standen dicht und enge,
Es war ein recht's Gedränge;

Digitized by Google

Das Bäumlein muß' sich bücken
Und sich zusammendrücken.
Da hat das Bäumlein gedacht
Und mit sich ausgemacht:
Hier mag ich nicht mehr stehn;
Ich will wo anders gehn
Und mir ein Örtlein suchen,
Wo weder Birk' noch Buchen,
Wo weder Tann' noch Eichen
Und gar nichts desgleichen;
Da will ich allein mich pflanzen
Und tanzen.

Das Bäumlein, das geht nun fort
Und kommt an einen Ort,
In ein Wiesenland,
Wo nie ein Bäumlein stand;
Da hat sich's hingepflanzt
Und hat getanzt.

Dem Bäumlein hat's vor allen
An dem Örtlein gefallen.
Ein gar schöner Bronnen
Kam zum Bäumlein geronnen;
War's dem Bäumlein zu heiß,
Kühlt's Brünnlein seinen Schweiß.
Schönes Sonnenlicht
War ihm auch zugericht't;
War's dem Bäumlein zu kalt,
Wärmt' die Sonn' es bald.
Auch ein guter Wind
War ihm hold gesinnt;
Der half mit seinem Blasen
Ihm tanzen auf dem Rasen.

Das Bäumlein tanzt' und sprang
Den ganzen Sommer lang,
Bis es vor lauter Tanz
Hat verloren den Kranz.
Der Kranz mit den Blättlein allen
Ist ihm vom Kopf gefallen;
Die Blättlein lagen umher,
Das Bäumlein hat keines mehr.
Die einen lagen im Bronnen,
Die andern in der Sonnen,
Die andern Blättlein geschwind
Flogen umher im Wind.
Wie's Herbst nun war und kalt,
Da fror's das Bäumlein bald;

Es rief zum Brunnen nieder:
„Gieb meine Blättlein mir wieder,
Damit ich doch ein Kleid
Habe zur Winterszeit!"
Das Brünnlein sprach: „Ich kann eben
Die Blättlein dir nicht geben;
Ich habe sie alle getrunken,
Sie sind in mich versunken."

Da kehrte von dem Bronnen
Das Bäumlein sich zur Sonnen:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Es friert mich an die Glieder!"
Die Sonne sprach: „Nun eben
Kann ich sie dir nicht geben;
Die Blättlein sind längst verbrannt
In meiner heißen Hand."
Da sprach das Bäumlein geschwind
Zum Wind:
„Gieb mir die Blättlein wieder,
Sonst fall' ich tot danieder!"
Der Wind sprach: „Ich eben
Kann dir die Blättlein nicht geben:
Ich hab' sie über die Hügel
Geweht mit meinem Flügel."
Da sprach das Bäumlein ganz still:
„Nun weiß ich, was ich will;
Da haußen ist mir's zu kalt,
Ich geh' in meinen Wald,
Da will ich unter die Hecken
Und Bäume mich verstecken."

Da macht sich's Bäumlein auf
Und kommt im vollen Lauf
Zum Wald zurückgelaufen
Und will sich stell'n in den Haufen.
's fragt gleich beim ersten Baum:
„Hast du keinen Raum?"
Der sagt: „Ich habe keinen!"
Da fragt das Bäumlein noch einen,
Der hat wieder keinen;
Da fragt das Bäumlein noch einen;
Er fragt von Baum zu Baum,
Aber kein einz'ger hat Raum.
Sie standen schon im Sommer
Eng in ihrer Kammer;
Jetzt im kalten Winter
Stehn sie noch enger dahinter.

Digitized by Google

Dem Bäumchen kann nichts frommen,
Es kann nicht unterkommen.
Da geht es traurig weiter
Und friert, denn es hat keine Kleider;
Da kommt mittlerweile
Ein Mann mit einem Beile,
Der reibt die Hände sehr,
Thut auch, als ob's ihn frör'.
Da denkt das Bäumlein wacker:
Das ist ein Holzhacker,
Der kann den besten Trost
Mir geben für meinen Frost.
Das Bäumlein spricht schnell
Zum Holzhacker: „Gesell,
Dich friert's so sehr wie mich,
Und mich so sehr wie dich.
Vielleicht kannst du mir
Helfen, und ich dir.
Komm, hau mich um
Und trag mich in deine Stub'n,
Schür' ein Feuer an
Und leg mich dran,
So wärmst du mich,
Und ich dich."
Das deucht den Holzhacker nicht schlecht;
Er nimmt sein Beil zurecht,
Haut's Bäumlein in die Wurzel,
Um fällt's mit Gepurzel.
Nun hackt er's klein und kraus
Und trägt das Holz nach Haus
Und legt von Zeit zu Zeit
In den Ofen ein Scheit.
Das größte Scheit von allen
Ist uns fürs Haus gefallen.
Das soll die Magd uns holen,
So legen wir's auf die Kohlen;
Das soll die ganze Wochen
Uns unsre Suppen kochen. —
Oder willst du lieber Brei?
Das ist mir einerlei.

F. Rückert (1813).

21. Die rebellische Musik.

Des Sonntags abends in der Schenke,
Da könnt ihr eure Freude sehn,
Da pflegt es über Tisch und Bänke
Recht heisa lustig herzugehn.
Die Liesel und Gretel im schönsten Glanz
Mit Töffel und Michel gehen zum Tanz;
Der Jäger vom Hof und dem Schulzen sein Knecht,
Das Bärbel und Annerl, die sind uns schon recht;
Und wenn sie nun alle beisammen dort sind,
Da sauft es und fliegt es wie wirbelnder Wind,
Ä bissel steirisch, ä bissel bayrisch, juchheisa, hopp, hopp,
Ä bissel polnisch, ä bissel schottisch mit Walzer und Galopp.
Und oben, wie vom Orgel-Chor,
Die Musikanten gucken hervor,
Kratzen und blasen ohn' Unterlaß
Fiedel, Klarinette, Fagott und Baß.
Der Bierkrug auch von Mund zu Munde
Macht unter Jubel seine Runde,
Der Tabaksqualm den Saal erfüllt,
In dichte Wolken die Tänzer hüllt.
Hat nun in mitternächt'gen Stunden
Jedwedes seinen Schatz gefunden,
Der Spaß ist dann für diesmal aus,
Und lustig ziehen sie nach Haus.
Die Geigen werden aufgehängt,
Die Klarinetten ins Futteral gezwängt,
Der Brummbaß in die Ecke gestellt,
Die Spielleut' tragen nach Haus das Geld.
Und als nun einmal am Kirchweihfest
Die Bauern wieder recht lustig gewest,
Die Musikanten heim gegangen,
Die Instrumente an den Nagel gehangen,
Da klettert auf geschickte Weise
Violinchen von der Wand ganz leise,
Und pizzicato, mit gedämpftem Ton
Ruft sie: „Gevatter, schlaft Ihr schon?"
Der Brummbaß, in die Ecke gelehnt,
Wacht auf und gähnt,

Digitized by Google

Brummt in den Bart verdrießlich und spricht:
„Was soll das hier, so ohne Licht? 40
So laß mich schlafen auf den Dielen,
Ich habe nicht Lust mehr aufzuspielen."
Violinchen aber läßt ihm keine Ruh,
Sie ruft die andern Schwestern dazu,
Zupft an der Nase das Klarinettchen, 45
Weckt mit dem Horne das Fagöttchen
Und sagt: „Ihr Kinder, ohne Zweifel
Sind wir doch rechte dumme Teufel,
Wir quälen uns die halbe Nacht,
Und uns wird kein Vergnügen gemacht. 50
Schwiegen wir einmal still aus Verdruß,
Es regte sich weder Hand noch Fuß;
Stets kommen die Bauern zu uns zu Gast,
Sie haben die Lust und wir die Last;
Da dächt' ich, wir machten uns auch einmal 55
Ein Tanzvergnügen da unten im Saal!
Was meint ihr?" Da waren sie gleich zur Hand,
Klarinettchen, Fagöttchen stiegen von der Wand,
Und auch der ungefüge Baß,
Er mußte mit, es verdroß ihn baß, 60
So tanzten sie ohne Kien und Licht,
Man sah die Hand vor den Augen nicht,
Da ging es lustig drunter und drüber,
Die Kreuz, die Quer, herüber, hinüber,
Klarinettchen, Fagöttchen und Linchen zumal 65
Sie sprangen und sangen und tobten im Saal,
Der Brummbaß tanzte breit und schwer
Dazwischen wie ein polnischer Bär.
Und wie sich Violinchen im Kreise dreht,
Sie weiß nicht mehr, wo der Kopf ihr steht, 70
Es schwirrt, es flirrt ihr um den Sinn,
Sie schwankt, sie wankt — da fällt sie hin.
Fagöttchen, Klarinettchen stolpern auch,
Und Brummbaß mit seinem dicken Bauch
Auf die andern wie ein Mehlsack fällt, 75
Daß keine ein Knöchlein ganz behält.
Arm Violinchen hatte den Hals gebrochen,
Lag vierzehn Monat und sieben Wochen;
Klarinettchen ging die Nase in Stücken,
Man mußte nach Gräf' und Dieffenbach schicken; 80
Fagöttchen war das Mundstück zerschlagen;
Der Brummbaß klagte über Brust und Magen:
Sie kamen sämtlich ins Lazarett,
Lagen an schweren Wunden zu Bett,
Der Spielmann aber, den das verdrossen, 85
Hat doppelt fest sie angeschlossen.

F. Förster.

22. Schneewittchen.

Zwergenwirtschaft im Walde. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge.

(kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Nacken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und stutzen, einer nach dem andern).

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen? 1

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trunken? 5

Zwerg 6.

Wer hat mein Löfflein eingetunken?

Zwerg 7

(schaut in die Nebenkammer.)

Wer drückt in meinem Bett das Däßchen?

Digitized by Google

Zwergenältester.
Wer rückt an meinem Schlafgestellchen?
Zwerg 2.
Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?
Zwerg 3.
O weh! liegt einer in meinem Bettchen!
Zwerg 4.
Ein Mägdelein!
Zwerg 5, 6, 7.
Laß schaun, laß sehn!
Zwerg 7.
Ei Gott, wie ist das Kind so schön!
Zwergenältester.
O weckt sie nicht! o schreckt sie nicht!
Geschlossen ist der Äuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Über des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.
Zwerg 2.
Wer mag sie sein? Wo kam sie her?
Der Wald wächst in die Kreuz und Quer.
Zwerg 3.
Wie fand das liebe Tausendschön
Den Weg durch Dorn und Moor und See'n?
Zwerg 4.
Ist alles so gar lieb und fein,
So rosenrot, schneeweiß und rein!
Zwergenältester.
Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
Das helle Glöcklein nehmt in acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!
Zwerg 4.
Schau, schau! Die Wimper regte sich.
Zwerg 5.
Das Mündlein rot bewegte sich.
Zwerg 6.
Das blonde Köpfchen reckt sich auf,
Zwei blaue Äuglein schlägt sie auf!
Zwerg 7.
Sie schaut sich um ein stummes Weilchen!
Zwergenältester.
Schweigt nur! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein beiseit!
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.
(Die Zwerge treten bis auf den Ältesten an beiden Seiten zurück.)
Schneewittchen
(erscheint scheu an der Thür.)
Zwergenältester.
Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du sollst uns fein willkommen sein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen!
Doch sprich, wie heißt du denn?
Schneewittchen.
Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater ist König über dies Land.
Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo ließest du die Pagen dein,
Wo ließest du die Wagen und Rosse?
Wie kamst du von des Königs Schlosse?
Schneewittchen.
Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein schläft in Grabes Schoß!
Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich töten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen,
Doch ich bat ihn so lange, so lang' auf den Knie'n —
Da schoß er den Eber — und ließ mich fliehn.
Zwergenältester.
Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?
Schneewittchen.
Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sahn mit den braunen Augen mich an;

Digitized by Google

Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Äugelein,
Laß springen dein Herzlein wohlgemut;
Sollst bleiben hier in unsrer Hut,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.

Kannst die Wirtschaft uns versehen,
Wenn wir tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerschein
Fegst du das Kämmerlein,
Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hüt'st du das Stübchen,
Deckest das Tischchen, kochest das Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenältester.

Besserst das Röcklein,
Heftest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie morgens durchs Fensterlein
Draußen im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenältester.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind ja tapfre Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem roten Kämmchen,
Ammer mit dem goldnen Latz
Und der Star, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen
Die süßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn sie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Äuglein;
Wenn sie dann mählich näher schlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenältester.

Vöglein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar luft'ge Kameraden;
Darfst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmlische Schein!
Wenn sie morgens ins Fensterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und abends, wandert die Sonne von dannen,

Digitized by Google

Der Mond steigt über die schwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit sich alle die tausend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,
Wie ich die Wirtschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten.

Zwergenältester.

Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmettern und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein;
Nur vor den Menschen hüte dich fein!

(Zu den andern:)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schoß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge
(gehen singend ab).

„Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da schlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Füchsin, sind sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!"

Schneewittchen
(allein).

Morgens im Dämmerschein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stühlchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein,
Alle die Tierelein
Flattern durchs Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen!

Th. Storm.

23. Des Hahn Gockels Leichenbegängnis.

1. Wer erschlug den Hahn Gockel?
„Ich", spricht der Sperber,
„Ich bin der Verderber,
Ich erschlug den Hahn Gockel."

2. Wer hat's gesehn?
„Ich", spricht das Mäuslein,
„Aus meinem Häuslein
Hab' ich's gesehn."

3. Wer trank das Blut?
„Ich", spricht das Mücklein,
„Mit kleinen Schlücklein
Trank ich sein Blut."

4. Wer gräbt sein Grab?
„Ich", spricht Rotkehllein,
„Mit meinen Zehlein
Grab ich sein Grab."

5. Wer trägt die Bahr'?
„Ich", spricht der Rabe,
„Ich trag im Trabe
Die Totenbahr'."

6. Wer ist der Priester?
„Ich", spricht die Dohle,
„Bin schwarz wie die Kohle,
Ich bin der Priester."

7. Wer singt den Psalm?
„Ich", spricht die Nachtigall,
„Ich sing' mit süßem Schall,
Ich sing' ihm den Psalm."

8. Wer läut't die Glocke hell?
„Ich", spricht das Böcklein,
„Ich läut' ihm 's Glöcklein,
Fahr wohl, Hahn Gockel!"

9. Alle die Vögel in der Luft
Befiel ein Klagen und Seufzen,
Als sie hörten das Glöcklein läuten
Zu Hahn Gockels Gruft. F. Rückert.

Digitized by Google

24. Kleiner Haushalt.

Einen Haushalt klein und fein
Hab' ich angestellt;
Der soll mein Freund sein,
Dem er wohlgefällt.
Der Specht, der Holz mit dem Schnabel haut,
Hat das Haus mir aufgebaut;
Daß das Haus beworfen sei,
Trug die Schwalbe Mörtel bei,
Und als Dach hat sich zuletzt
Oben drauf ein Schwamm gesetzt.
Drinnen die Kammern
Und die Gemächer,
Schränke und Fächer
Flimmern und flammern;
Alles hat mir unbezahlt
Der Schmetterling mit Duft bemalt.
O wie rüstig in dem Haus
Geht die Wirtschaft ein und aus!
Wasserjüngferchen, das flinke,
Holt mir Wasser, daß ich trinke;
Biene muß mir Essen holen,
Frage nicht, wo sie's gestohlen,
Schüsseln sind die Eichelnäpfchen,
Und die Krüge Tannenzäpfchen,
Messer, Gabel —
Rosendorn und Vogelschnabel.
Storch im Haus ist Kinderwärter,
Maulwurf Gärtner,
Und Beschließerin im Häuslein
Ist das Mäuslein.
Aber die Grille
Singt in der Stille;
Sie ist das Heimchen, ist immer daheim
Und weiß nichts, als den einen Reim.
Doch im ganzen Haus das Beste
Schläft noch feste.
In dem Winkel, in dem Bettchen,
Zwischen zweien Rosenblättchen,
Schläft das Schätzchen Tausendschönchen,
Ihr zu Fuß ein Kaiserkrönchen.
Hüter ist Vergißmeinnicht,
Der vom Bette wanket nicht;
Glühwurm mit dem Kerzenschimmer
Hellt das Zimmer.
Die Wachtel wacht
Die ganze Nacht,
Und wenn der Tag beginnt,
Ruft sie: „Kind, Kind!
Wach auf geschwind!"
Wenn die Liebe wachet auf,
Geht das Leben raschen Lauf.
In seidenen Gewändern,
Gewebt aus Sommerfaden,
In flatternden Bändern,
Von Sorgen unbeladen,
Lustig aus dem engen Haus
Auf die Flur hinaus!
Schönen Wagen
Hab' ich bestellt,
Uns zu tragen
Durch die Welt!
Vier Heupferdchen sollen ihn
Als vier Apfelschimmel ziehn;
Sie sind wohl ein gut Gespann,
Das mit Rossen sich messen kann;
Sie haben Flügel,
Sie leiden nicht Zügel;
Sie kennen alle Blumen der Au
Und alle Tränken von Tau genau.
Es geht nicht im Schritt;
Kind, kannst du mit?
Es geht im Trott;
Nur zu, mit Gott!
Laß du sie uns tragen
Nach ihrem Behagen;
Und wenn sie uns werfen vom Wagen herab,
So finden wir unter Blumen ein Grab.

F. Rückert.

25. In Bulemanns Haus.

1. Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelenallein
Durch die Gassen im Mondenscheine.

Digitized by Google

2. Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
Im Flur ist die Tafel gedecket,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da setzt sich das Kind mit den Mäusen zum Schmaus,
Die Tellerlein werden gelecket.

3. Und leer sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
Verraschеln in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
Sie schüttelt ihr Kleidchen, sie schnürt sich die Schuh,
Dann tritt sie einher mit Stolze.

4. Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Gestell,
Da schaut sie hinein mit Lachen;
Gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das ist ihr einziger Spielgesell;
Nun woll'n sie sich lustig machen.

5. Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt sich das Spiegelkindlein,
Da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen sich beide gar anmutreich,
Da lächeln die rosigen Mündlein.

6. Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
Es rauschen die seidenen Röcklein,
Die Händchen werfen sich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Löcklein.

7. Der Mond scheint voller und voller herein,
Auf dem Estrich gaukeln die Flimmer;
Im Takte schweben die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald stehn sie in bläulichem Schimmer.

8. Nun sinken die Glieder, nun halten sie an
Und atmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen sich schüchtern und beugen sich dann,
Und knie'n vor einander und rühren sich an
Mit dem zarten, unschuldigen Munde.

9. Doch müde werden die beiden allein
Von all' der heimlichen Wonne;
Sehnsüchtig flüstert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenschein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!"

10. Sie klettert hinunter ein Treppplein schief
Und schleicht hinab in den Garten.
Die Sonne schlief und die Grille schlief:
„Hier will ich sitzen im Grase tief,
Und der Sonne will ich warten."

11. Doch als nun morgens um Busch und Gestein
Verhuschet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Äugelein klein;
Sie tanzte zu lange bei Mondenschein,
Nun schläft sie bei Sonnengefunkel.

12. Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
Auf grünem, blitzendem Rasen;
Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Hasen.

Th. Storm.

26. Des kleinen Volkes Überfahrt.

1. „Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!"
„„Tipp, tipp."" „Wer mag das sein?"
Der alte Fährmann geht hinaus.
„„Tipp, tipp."" „Wer mag das sein?"
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond —
Die Sache deucht ihn ungewohnt!

Digitized by Google

Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein
Und haben Weib und Kindelein,
Fahr' über uns, die Müh ist klein,
Und jedes zahlt sein Hellerlein;
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!

2. Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag
Und schießt und trommelt fort und fort;
Die Glocken läuten Tag für Tag." —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„Ich will euch fahren; kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah!
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

3. Der Schiffer ruft dem Knechte sein,
Er kommt . . . . die kleinen Wesen schrein:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt' er wohl behutsam sein.
Tück, tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immer mehr:
„Fahr' ab, der Kahn will sinken!
Fort, eh wir all' ertrinken!"

4. Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und, als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Au!" schrie die ganze kleine Schar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun tappelt's hinaus
Mit Katz' und Maus,
Mit Kind und Kegel, mit Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Flederwisch!
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus sind alle! —

5. Noch holt er wieder neue Schar:
Die lärmt hinaus; er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück."
Er führt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelsrand:
Doch dunkelt es nicht.
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein
Wie von Johanniswürmelein . . . .
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf, und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen!

6. O, welche Wunder er nun sah!
Der ganze Strand war all bedeckt;
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt.
Und trugen Kindlein wunderhold
Und Edelstein' und rotes Gold.
Hei, denket der Knecht,
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan . . . .
Da merket ihn ein kleiner Mann
Und fängt ein Zeterschreien an!
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

7. Drauf flog es her wie Erbsen klein:
Es mochten kleine Steinchen sein.
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!" —

Digitized by Google

Sie wenden geschwind
Herum, wie der Wind,
Und stoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es noch vom Strand:
„Das Flieh'n war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nie zurücke!" —

A. Kopisch.

27. Das Riesenspielzeug.

1. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

3. Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haßlach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

4. Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

5. „Ein artig Spielzeug!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus!"
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was sich da alles regt,
Zu Haufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

6. Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn!"

7. Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei."

8. Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
Da klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

9. Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? Das ist kein Spielzeug nicht;
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin,
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

10. Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot:

Digitized by Google

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

11. Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vor Zeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun zerfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

A. v. Chamisso (1831).

28. Der getreue Eckart.

1. „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen, da kommt schon der nächtliche Graus;
Sie sind's, die unholdigen Schwestern.
Sie streifen heran und finden uns hier,
Sie trinken das mühsam geholte, das Bier,
Und lassen nur leer uns die Krüge."

2. So sprechen die Kinder und drücken sich schnell;
Da zeigt sich vor ihnen ein alter Gesell:
„Nur stille, Kind! Kinderlein, stille!
Die Holden sie kommen von durstiger Jagd,
Und laßt ihr sie trinken, wie's jeder behagt,
Dann sind sie euch hold die Unholden."

3. Gesagt, so geschehn! und da naht sich der Graus
Und siehet so grau und so schattenhaft aus,
Doch schlürft es und schlampft es aufs beste.
Das Bier ist verschwunden, die Krüge sind leer;
Nun saust es und braust es, das wütige Heer,
Ins weite Gethal und Gebirge.

4. Die Kinderlein ängstlich gen Hause so schnell,
Gesellt sich zu ihnen der fromme Gesell:
„Ihr Püppchen, nur seid mir nicht traurig!" —
„„Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis aufs Blut."" —
„Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur schweiget und horchet wie Mäuslein.

5. Und der es euch anrät und der es befiehlt,
Er ist es, der gern mit dem Kindelein spielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt;
Nur hat die Bestätigung jedem gefehlt.
Die habt ihr nun köstlich in Händen."

6. Sie kommen nach Hause, sie setzen den Krug
Ein jedes den Eltern bescheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch siehe! man kostet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde schon dreimal und vier,
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

7. Das Wunder, es dauert zum morgenden Tag:
Doch fraget, wer immer zu fragen vermag:
Wie ist's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein, sie lächeln, im stillen ergötzt,
Sie stammeln und stottern und schwatzen zuletzt,
Und gleich sind vertrocknet die Krüge.

8. Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
So horchet und folget ihm pünktlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern ist schädlich, verschweigen ist gut;
Dann füllt sich das Bier in den Krügen.

W. v. Goethe (1813).

Digitized by Google

29. Der Sandmann.

Zwei feine Stiefel hab' ich an
Mit wunderweichen Söhlchen dran;
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet;
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Äugelein,
Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht.

Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Äugelein;
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorüber gehn.
Nun frisch und rasch mit Sack und Stab,
Nun wieder jetzt die Trepp' hinab!
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut zu vielen gehn: —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum!

H. Kletke.

30. Die Siebenschläfer.

1. Et woren drei Sivveschlöfer,
De schleefe sivve Johr.
2. We de sivve Johr heröm senn,
Dan waach den enen op
3. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Et bröllt enen Ohs."
4. Onn als de dat gesaat hatt,
Streck he sich widder hin
5. Onn schleef met dä zwei andre
Obe neues sivve Johr.
6. We de sivve Johr heröm senn,
Do waach den andern op
7. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Et wor en Koh."
8. Onn als he dat gesaat hatt,
Streck he sich widder hin
9. Onn schleef met dä zwei andre
All widder sivve Johr.
10. We de sivve Johr heröm senn,
Do waach den dretten op
11. Onn rihv sich ens de Ogen
Onn sähd: „Wat Ohs, wat Koh?
12. Loht enen eckersch schlofe,
Mer kütt jo nett derzo."
13. Dat woren de Sivveschlöfer!
Ich glöv, se schlofe noch.

K. Simrock.

31. Familienfest.

(Litauisch.)

1. Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.
2. Er legte wohl an, er drückte los,
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.
3. Die Brüder luden zu Schlitten den Fang,
Sie schleiften ihn heim und jubelten lang!
4. Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.
5. Die Mutter briet und schmort' ihn gleich,
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.
6. Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen die fröhlichen Gäste zuhauf.
7. Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und thaten sich gütlich beim weidlichen Fest.
8. Sie schmausten den Sperling in guter Ruh
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu. A. v. Chamisso (1827).

Digitized by Google

32. Der weiße Hirsch.

1. Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.
2. Sie legten sich unter den Tannenbaum;
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste.

3. „Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch,
Da rauschte der Hirsch heraus, husch husch!"

Der zweite.

4. „Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
Da brannt' ich ihn auf das Fell, piff paff!"

Der dritte.

5. „Und als ich den Hirsch an der Erde sah,
Da stieß ich lustig ins Horn, trara!"
6. So lagen sie da und sprachen, die drei;
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.
7. Und eh' die drei Jäger ihn recht gesehn,
So war er davon über Tiefen und Höhn.
Husch husch! piff paff! trara! L. Uhland (1811).

33. Romanze von den Hennen.

1. Der Hahn führt seine Hennen
Im Sonnenschein spazieren;
Er läßt sie um nicht rennen,
Er weiß sie zu regieren,
Sie dürfen sich nicht trennen.

2. Der Hahn führt seine Hennen
Am Gartenzaun spazieren;
Er weiß sie all' zu nennen,
Und alle scheinen ihren
Rufnamen wohl zu kennen.

3. Der Hahn führt seine Hennen
Am Stadelthor spazieren;
Kein Körnlein von der Tennen
Läßt er sich da verlieren,
Von Spreu weiß er's zu trennen.

4. Der Hahn führt seine Hennen;
Der Fuchs geht spionieren;
Er scheint den Schlich zu kennen
Und lauscht versteckt, um ihren
Heerhaufen anzurennen.

5. Der Fuchs lauscht auf die Hennen;
Der Jäger geht revieren;
Den Fuchs scheint er zu kennen,
Und ohne Zeitverlieren
Läßt er die Büchse brennen.

6. Der Fuchs fing keine Hennen,
Doch konnten sie nicht ihren
Geschicken drum entrennen;
Der Schuß hat ihrer vieren
Entstrickt des Lebens Sennen.

7. Der Jäger rupft die Hennen,
Mit Federn sich zu zieren,
Sagt denen, die's nicht kennen,
Die Federn sei'n von Tieren,
Die sie Birkhühner nennen.

8. Wenn mit dem Schmuck der Hennen,
Mit artigen Manieren
Er sich vor Jungfer Ännen
Wird morgen präsentieren,
Wird sie die Federn kennen:
Denn sie sind von den ihren,
Und nicht von fremden Hennen.

F. Rückert.

Digitized by Google

34. Das Irrglöcklein.

(Ortssage von Seßlach.)

1. Der Tag erlischt, es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen.

2. Sie schreckt das Rauschen jedes Blattes,
Sie schreckt des eignen Fußes Tritt;
Es leuchtet aus der Luft kein mattes,
Kein bleiches Sternlein ihrem Schritt;
Sie irrt mit jedem neuen Schritte
Nur tiefer in des Waldes Mitte.

3. Da drehet sich vor ihren Blicken
Im leichten Tanz am schwarzen Moor,
Sie mit Verderben zu bestricken,
Der Waldesgeister reger Chor;
Sie lassen düstre Flammen glühen,
Um täuschend sie hinabzuziehen.

4. Sie scheinen Lichter niedrer Hütten,
Sie scheinen fern und sind ihr nah;
Sie treibt sich an mit schnellern Schritten,
Sie fliegt hinzu, schon ist sie da;
Schon ist sie da, und freudig sehen
Die Argen sie am Abgrund stehen.

5. Schon will sie in die Tiefe gleiten,
Da ruft sie's an aus tiefem Wald;
Ihr ist, als wenn ein fernes Läuten
Ihr rückwärts in die Ohren schallt;
Sie wendet sich halb froh, halb bange
Und horcht dem wunderbaren Klange.

6. Und vor dem Klang in Luft zerflogen
Sind alle Flämmlein fort im Nu;
Sie wandelt mächtig angezogen
Dem wunderbaren Klange zu;
Er führt sie weit auf Weg und Stegen
Und endlich aus des Wald's Gehegen.

7. Und dämmern siehet sie die Häuser
Des Weilers aus der Ferne schon;
Da klingt es leis' und immer leiser,
Und gar verklungen ist der Ton;
Schnell mit andächtiger Gebärde
Senkt betend sie das Knie zur Erde.

8. Sie weinet frommen Dankes Thränen,
Ihr Haupt verhüllend ins Gewand,
Den Rettern, die mit leisen Tönen
Sie riefen von des Todes Rand;
Dann will sie freudig aufwärts schauen
Und sieht den Tag im Osten grauen.

9. Und sieht mit rotbestrahlten Zinnen
Auf fernem Berg ihr nahes Schloß;
Sie rafft sich auf und eilt von hinnen
In ihres bangen Vaters Schoß.
Mit Staunen aus der Tochter Munde
Hört er die wundervolle Kunde.

10. Dann baut er auf derselben Stelle,
Allwo sein Kind sich wiederfand,
Ein kleines Türmlein und Kapelle
Mit Schieferdach und Mörtelwand;
Und in des Turmes höchstem Stocke
Hängt hellen Klanges eine Glocke.

11. Und bei des Abends ersten Sternen
Schlägt hoch im Turm das Glöcklein an,
Durchhallt des Waldes weite Fernen
Und ruft den irren Wandersmann;
Er folgt getrost mit sichern Schritten
Dem Rufe zu des Weilers Hütten.

12. Das Glöcklein hängt in der Kapelle
Dreihundert Jahr' und drüber schon,
Und immer klingt es klar und helle,
Und immer heller wird sein Ton;
Es heißt zu seiner Stiftung Kunde
Irrglöcklein bis auf diese Stunde.

F. Rückert.

Digitized by Google

35. Das kranke Kind.

1. Die Gegend lag so helle,
Die Sonne schien so warm,
Es sonnt sich auf der Schwelle
Ein Kindlein, krank und arm.

2. Geputzt zum Sonntag heute
Ziehn sie das Thal entlang;
Das Kind grüßt alle Leute,
Doch niemand sagt ihm Dank.

3. Viel Kinder jauchzen ferne,
So schön ist's auf der Welt!
Ging' auch spazieren gerne,
Doch müde stürzt's im Feld.

4. „Ach Vater, liebe Mutter,
Helft mir in meiner Not!" —
Du armes Kind! die ruhen
Ja unterm Grase tot.

5. Und so im Gras alleine
Das kranke Kindlein blieb,
Frug keiner, was es weine,
Hat jeder seins nur lieb.

6. Die Abendglocken klangen
Schon durch die stille Welt,
Die Engel Gottes sangen
Und gingen übers Feld.

7. Und als die Nacht gekommen
Und alles das Kind verließ:
Sie haben's mitgenommen,
Nun spielt's im Paradies.

J. v. Eichendorff.

36. Des fremden Kindes heiliger Christ.

1. Es läuft ein fremdes Kind
Am Abend vor Weihnachten
Durch eine Stadt geschwind,
Die Lichter zu betrachten,
Die angezündet sind.

2. Es steht vor jedem Haus
Und sieht die hellen Räume,
Die drinnen schaun heraus,
Die lampenvollen Bäume;
Weh wird's ihm überaus.

3. Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
Ein Bäumchen und ein Licht
Und hat dran seine Freude,
Nur bloß ich armes nicht.

4. An der Geschwister Hand,
Als ich daheim gesessen,
Hat es mir auch gebrannt;
Doch hier bin ich vergessen,
In diesem fremden Land.

5. Läßt mich denn niemand ein
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreihn
Ist denn für mich kein Eckchen,
Und wär' es noch so klein?

6. Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben;
Ich will ja nur am Schein
Der fremden Weihnachtsgaben
Mich laben ganz allein."

7. Es klopft an Thür und Thor,
An Fenster und an Laden!
Doch niemand tritt hervor,
Das Kindlein einzuladen;
Sie haben drin kein Ohr.

8. Ein jeder Vater lenkt
Den Sinn auf seine Kinder!
Die Mutter sie beschenkt,
Denkt sonst nichts mehr, nichts minder:
Ans Kindlein niemand denkt.

9. „O lieber heil'ger Christ,
Nicht Mutter und nicht Vater
Hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berater,
Weil man mich hier vergißt."

10. Das Kindlein reibt die Hand,
Sie ist von Frost erstarret;
Es kriecht in sein Gewand
Und in dem Gäßlein harret,
Den Blick hinaus gewandt.

Digitized by Google

11. Da kommt mit einem Licht
Durchs Gäßlein hergewallet,
Im weißen Kleide schlicht,
Ein ander Kind; — wie schallet
Es lieblich, da es spricht:

12. „„Ich bin der heil'ge Christ;
War auch ein Kind vordessen,
Wie du ein Kindlein bist;
Ich will dich nicht vergessen,
Wenn alles dich vergißt.

13. Ich bin mit meinem Wort
Bei allen gleichermaßen;
Ich biete meinen Hort
So gut hier auf der Straßen,
Wie in den Zimmern dort.

14. Ich will dir deinen Baum,
Fremd Kind, hier lassen schimmern
Auf diesem offnen Raum,
So schön, daß die in Zimmern
So schön sein sollen kaum.““

15. Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
Und droben leuchtend stand
Ein Baum voll Sterngewimmel,
Vielästig ausgespannt.

16. So fern und doch so nah,
Wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
Dem fremden, still zu Herzen,
Da's seinen Christbaum sah!

17. Es ward ihm wie ein Traum;
Da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
Zum Kindlein, das sie zogen
Hinauf zum lichten Raum.

18. Das fremde Kindlein ist
Zur Heimat jetzt gekehret,
Bei seinem heil'gen Christ,
Und was hier wird beschéret,
Es dorten leicht vergißt.

F. Rückert.

37. Lied eines Armen.

1. Ich bin so gar ein armer Mann
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Mutes sein.

2. In meiner lieben Eltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Teil,
Seit sie begraben sind.

3. Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

4. Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm
Und wünsche jedem guten Tag,
So herzlich und so warm.

5. O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer:
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

6. Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

7. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

8. Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal;
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich ans Mahl.

L. Uhland (1805).

Digitized by Google

38. Morgenlied.

1. Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güldnen Schein;
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

2. Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall,
Auf frischbetauten Zweigen
Singt schon die Nachtigall.

3. Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über Land' und Meere
Die Hand des Segens hält.

4. Er hat die Nacht vertrieben;
Ihr Kindlein fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Hoffmann v. Fallersleben.

39. Pförtners Morgenlied.

1. Verschwunden ist die finstre Nacht;
Die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
Die Sonne kommt mit Prangen
Am Himmel aufgegangen,
Sie scheint in Königs Prunkgemach,
Sie scheinet durch des Bettlers Dach,
Und was in Nacht verborgen war,
Das macht sie kund und offenbar.

2. Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
Der über diesem Haus gewacht,
Mit seinen heil'gen Scharen
Uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
Und öffnet sie dem Licht nicht mehr;
Drum freue sich, wer neu belebt
Den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

Fr. v. Schiller (Macbeth. 1801).

40. Frühlingsahnung.

1. Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken, grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. „Heraus, heraus, du Menschensohn!"
So ruft der kecke Geselle,
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

3. Hörst du die Käfer summen nicht,
Hörst du das Glas nicht klirren,
Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken 'auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall ist heiser fast,
So lang' hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben.
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

W. Müller.

Digitized by Google

41. Einkehr.

1. Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

2. Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste,
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

4. Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen, grünen Matten;
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

L. Uhland (1811).

42. Frühlingsmahl.

1. Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

2. Und hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

3. Er selbst ist es gewesen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

4. Er hat gedeckt die Tische
In seinem weißen Saal
Und ruft, was lebet und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

5. Wie strömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

6. Hört ihr des Wirtes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und steht auf Erden,
Was unter den Wogen sich wiegt!

7. Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich,
Und sinke selig nieder
Aufs Knie, und denk an mich!"

W. Müller.

43. Die Sperlinge.

Altes Haus mit deinen Löchern,
Geiz'ger Bauer, nun Ade!
Sonne scheint, von allen Dächern
Tröpfelt lustig schon der Schnee.
Draußen auf dem Zaune munter
Wetzen unsre Schnäbel wir;
Durch die Hecken 'rauf und 'runter,
In dem Baume vor der Thür
Tummeln wir in hellen Haufen
Uns mit großem Kriegsgeschrei,
Um die Liebste uns zu raufen,
Denn der Winter ist vorbei!

J. v. Eichendorff.

44. Frühlingsstimmen.

Lerche.

Ich bin die erste alle Jahr,
Der Himmel ist schon blau und klar,
Die Erde, die wird auch schon grün,
Die Bäume fangen an zu blühn,
O Lust nach Winterleid und Qual
In lauer Luft im Sonnenstrahl
So wohlgemut sich schwingen,

Digitized by Google

Den Frühling einzusingen —
Tirili, Tirili!
Der Frühling ist schon hie!

Spatz.

Ich bin wohl ein gemeiner Wicht,
Das Singen gar versteh' ich nicht,
In schönen Kleidern geh' ich nicht —
Es sieht mich auch kein Mensch nicht an,
Nur böse Buben dann und wann,
Die werfen mich mit Steinen,
Und dennoch will mir's scheinen,
Als sei so schön die ganze Welt,
So blau die Luft, so grün das Feld —
Piep! Piep!
Ich habe die Welt so lieb!

Finke.

Komm zu mir, lieber Sonnenschein,
In meinen grünen Baum herein;
Ich lasse gern die ganze Welt,
Weil mir's hier gar zu wohl gefällt —
Den lieben langen Tag nichts thun,
Als so im Sonnenscheine ruhn,
Das Haus gebaut, gedeckt den Tisch,
Dabei gesungen hell und frisch —
Zink, Zink, Zink!
Ich bin der lust'ge Fink!

J. Rodenberg.

45. Schwalbenlied.

1. Aus fernem Land,
Vom Meeresstrand,
Auf hohen, luftigen Wegen
Fliegst, Schwalbe, du
Ohne Rast und Ruh
Der lieben Heimat entgegen.

2. O sprich, woher
Über Land und Meer
Hast du die Kunde vernommen,
Daß im Heimatland
Der Winter schwand,
Und der Frühling, der Frühling gekommen?

3. Dein Liedchen spricht:
Weiß selber nicht,
Woher mir gekommen die Mahnung:
Doch fort und fort
Von Ort zu Ort
Lockt mich die Frühlingsahnung.

4. So ohne Rast,
In freudiger Hast,
Auf hohen, luftigen Wegen
Flieg' ich unverwandt
Dem Heimatland,
Dem lenzgeschmückten, entgegen.

J. Sturm.

46. Der Kirschbaum.

1. Zum Frühling sprach der liebe Gott:
„Geh, deck' dem Würmlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blätter trug,
Viel tausend Blätter grün und frisch.

2. Und's Würmlein — aus dem Ei erwacht's
Nach langem Schlaf im Winterhaus.
Es streckt sich, sperrt sein Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

3. Und drauf so nagt's mit stillem Zahn
Am zarten Blättlein hier und dort
Und spricht: „Wie ist's Gemüs so gut,
Man kommt schier nimmer wieder fort."

4. Nun aber sprach der liebe Gott:
„Deck' jetzt dem Bienlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Blüten trug,
Viel tausend Blüten weiß und frisch.

5. Und bei der Sonne Morgenlicht
Schaut's Bienlein, und es fliegt heran
Und denkt: „Das wird mein Kaffee sein;
Sie haben kostbar Porzellan;

6. Wie sauber sehn die Kelchlein aus!"
So steckt's sein Züngelchen hinein

Digitized by Google

Und trinkt und sagt: „Wie schmeckt's so süß,
Der Zucker muß doch wohlfeil sein!"

7. Zum Sommer sprach der liebe Gott:
„Deck' auch dem Spätzlein seinen Tisch!"
Darauf der Kirschbaum Früchte trug,
Viel tausend Kirschen rot und frisch.

8. Und's Spätzlein sagt: „Ist's so gemeint?
Da nimmt man Platz und fragt nicht lang',
Das giebt mir Kraft in Mark und Bein
Und stärkt die Kehle zum Gesang."

9. Zum Spätling sprach der liebe Gott:
„Räum' ab, sie haben alle jetzt!"
Drauf kommt die kühle Bergesluft,
Und schon hat's kleinen Reif gesetzt.

10. Die Blätter werden gelb und rot
Und fallen bei des Windes Wehn,
Und was vom Boden aufwärts kommt,
Muß auch zum Boden abwärts gehn.

11. Zum Winter sprach Gott zum Beschluß:
„Deck' wacker zu, was übrig ist!"
Da streut er Schnee im Überfluß.

Nach P. Hebel.

47. Herrgottskinder.

Von oben sieht der Herr darein, 1
Ihr dürft indes der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelssegen.
Und wenn dann in Blüte die Saaten stehn, 5
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß sich die Halme zusammenbeugen
Und frisch aus der Blüte das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß alles reife in ihrer Wonne. 10
Da stünd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch seinen Teil daran!
Den will er vergaben nach seiner Gnaden.
Da ruft er die jüngsten Kinder sein; 15
Die nährt er selbst aus seiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Getier in Luft und Land;
Das flattert herbei und kreucht und springt,
Ist fröhlich all' zu Gottes Ehr', 20
Und all' genügsam, was er bringt.
Des freut sich der Herrgott mächtig sehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und spricht in Liebe überaus:
All', was da lebet, soll sich freun, 25
Seid alle von den Kindern mein;
Und will euch doch nicht drum vergessen,
Daß ihr nichts könnt als springen und fressen.
Hat jedes seinen eignen Ton!
Ihr sollt euch tummeln frisch im Grünen; 30
Doch mündig ist der Mensch, mein Sohn:
Drum mag er selbst sein Brot verdienen!

Th. Storm.

48. Noahs Boten.

1. Als Vater Noah noch in seiner Arche hauste
Und um ihn her der Schwall der Sündflut rings erbrauste,

2. Nahm er auf seine Hand den Raben: „Auf und fliege,
Und schau umher, ob nicht ein Land im Trocknen liege!"

Digitized by Google

3. Der schwang sich in die Luft, und fern, als wie ein Hügel,
Taucht' Ararat empor; dahin trug ihn sein Flügel.

4. Und auf dem schroffen Grat lag modernd eine Leiche;
Hui! wühlt sein Schnabel ihr begierig in der Weiche.

5. Und nimmer kehrt' er heim zum Haus, das ihn gerettet;
Undankbar blieb er dort, vom blut'gen Trieb gekettet.

6. Und Noah sprach nochmal zur Taube: „Auf und bringe
Mir Kunde, ob uns nicht die Landung bald gelinge!"

7. Die Taube rauscht empor, und fröhlich kehrt sie wieder,
Und aus dem Schnabel fällt ein grünes Ölblatt nieder.

Fr. Güll.

49. St. Felix von Nola.

(Um 250.)

1. „Flieh Felix!" sprach der Geist des Herrn. „Entweiche Nolas Gassen!
Es stellen deiner Seele nach, die meinen Namen hassen."

2. Er macht sich auf und wandert fort tief in die öden Berge;
Dort eine alte Gräberstatt wählt er sich zur Herberge.

3. Umsonst! der Feinde Späherblick folgt ihm bis zu den Toten;
Zur Jagd des edlen Wildes wird ein reis'ger Troß entboten.

4. Mit Waffen ist das Thal umstellt; bis in die tiefste Grotte
Das liebe Leben flüchtend, ruft der Christ zu seinem Gotte:

5. „Herr, gerne möcht' ich länger noch in deinem Dienste wallen.
Hilf mir! laß mich nicht in die Hand der grimmen Heiden fallen!"

6. Und wie er so gebetet hat, erdröhnt ein Donner draußen,
Ein Sturz und Fall, daß alles bebt. Er hört's mit frommem Grausen.

7. Zusammenbrach, vom Alter morsch, Portal und Säulenhalle!
Vor des Gemaches Thüre häuft Getrümmer sich zum Walle.

8. Die Thüre ward zum schmalen Spalt — wird den der Feind gewahren?
Getrost! Gott hat der Mittel mehr, der Heil'gen Blut zu sparen.

9. Schau! eine Spinne kreucht hervor. Ihr Häuslein ward zertrümmert!
Ein and'res am erwählten Ort beginnt sie unbekümmert.

10. Sie zieht die Fäden auf und ab, läuft hurtig in die Runde;
Sie hat das große Werk vollbracht in einer kurzen Stunde.

11. Da schwebt das Rad! mit seidnem Flor deckt es den Spalt der Mauer,
Und mitten drin die Eignerin sitzt ruhig auf der Lauer.

12. Und wie sie lauscht, da sind sie schon, durchforschen alle Örter:
Ein Spinngewebe scheidet nur das Opfer und die Mörder.

13. Ihr wilder Führer eilt voraus mit wütiger Gebärde.
Verwundert steht er wieder still und senkt das Schwert zur Erde:

14. „Seht diesen unberührten Staub! kein Fuß hat ihn beschritten!
Seht dieses Netz! wer käm' hindurch und müßt' es nicht zerrütten?

Digitized by Google

15. Hier ist er nicht! in eitlem Thun ward Zeit und Müh verschwendet!
Die Rosse her!" — Sie ziehn dahin verdrossen und verblendet.

16. Dem Herrn ist es ein Leichtes wohl, gar viel mit wenig helfen.
Ein Spinnlein wirkt in seiner Hand mehr als die Kraft von zwölfen.

17. Ein' feste Burg ist unser Gott! und wen er will beschirmen,
Dem wird ein dünnes Spinngeweb' zu Mauer, Wall und Türmen.

F. Bäßler.

50. Jesus und das Moos.

1. In tiefster Schlucht, im Waldesschoß
Entsproß das grüne, zarte Moos,
Ein Teppich sammetweich.
Den Blicken zeigt es sich nur klein,
Doch schließt sein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

2. Zu Rosenglut und Waldesgrün
Schaut's niedre Moos und seufzt:
„Solch Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauschen über mir,
Und nicht ein Auge sieht mich hier;
Denn alle lockt das Licht."

3. Und sieh, da kommt im Abendschein
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angesicht.
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt' er's weiche Moos mit Lust
Zu seinen Füßen dicht.

4. Er kam erst durch die Wüste her,
Da brannten Sand und Sonne sehr,
Nun kühlt das sanfte Moos.
Da spricht der Heiland: „Vaters Hand
Hat solche Lieb' auf dich gewandt
In Zartheit ernst und groß!

5. Welch Auge mag so blöde sein,
Erkennt nicht in der Kleinheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, so unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los trag mit Geduld!"

6. Dies Wort bracht' Jesus kaum hervor,
Da sprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein, wundermild:
Moosröslein wurd' es bald genannt;
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut süßes Bild.

7. Des Heilands Erdenleid versüßt
Hat es, die Füß' ihm sanft geküßt,
Des wurd' ihm solcher Lohn. —
O Herz, bleib immer treu und weich,
Bist du bedrückt, dem Moose gleich:
Dann knospt die Rose schon!

H. v. Chezy.

51. Der Mäuseturm.

(970.)

1. Am Mäuseturm um Mitternacht
Des Bischofs Hatto Geist erwacht,
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

2. Der Hungrigen hast du, Hatto, gelacht,
Die Scheuer Gottes zur Hölle gemacht;
Drum wird jedes Körnlein im Speicher dein
Verkehrt in ein nagendes Mäuselein.

3. Du flohst auf den Rhein, in den Inselturm,
Doch hinter dir rauschte der Mäusesturm;

Digitized by Google

Du schlossest den Turm mit eherner Thür,
Sie nagten den Stein und drangen herfür.

4. Sie fraßen die Speise, die Lagerstatt,
Sie fraßen den Tisch dir und wurden nicht satt;
Sie fraßen dich selber zu aller Graus
Und nagten den Namen dein überall aus!

5. Fern rudern die Schiffer um Mitternacht,
Wenn schwirrend dein irrender Geist erwacht,
Er flieht um die Zinnen im Höllenschein
Und glühende Mäuslein hinter ihm drein.

A. Kopisch.

52. Das Pferd als Kläger.

1. In jenen Zeiten, die wir preisen,
Davon noch gern die Sage spricht,
Da hielt mit König Karl, dem Weisen,
Als Schöffe mancher Held Gericht.

2. Ein Glöcklein hing im Waldesschatten,
Man hört' im Schlosse, wenn es klang;
Da kamen, die zu klagen hatten,
Und zogen an der Glocke Strang.

3. „Wohl auf! das Glöckchen hör' ich schallen;
Laßt schauen, wer Gerichts begehrt!"
Sie traten aus des Schlosses Hallen,
Da zog den Strick ein lahmes Pferd.

4. „Das ist ein wunderlicher Kläger!
Wer will dem stummen Rede leihn?
Der Armen und der Waisen Pfleger,
Du, Eckhart, sollst sein Anwalt sein."

5. „„Der besten Redner bin ich keiner,
Eckhart ist allem Hader feind.
Hier Eurer Ritter ist es einer,
Den dieses Tieres Klage meint.

6. Es hat ihn feurig einst getragen
Von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg;
Man sah es stolz die Scholle schlagen,
Wenn er's im Waffenschmuck bestieg.

7. Die Ehre dankt er hohem Streben,
Er dankt den Ruhm dem tapfern Arm;
Dem Rosse schuldet er das Leben:
Es trug ihn aus der Feinde Schwarm.

8. Da gab er ihm viel Schmeichelnamen
Und Leckerbissen mannigfalt;
Doch Jahre gingen, Jahre kamen,
Das edle Roß ward schwach und alt.

9. Nun lahmt sein Fuß zu raschem Laufe,
Blind schwankt es an der Grube Rand;
Da gönnt er ihm vor seiner Raufe,
Vor seiner Krippe keinen Stand.

10. Es irrt, aus seinem Stall verwiesen,
Umher und sucht ein Hälmchen Stroh,
Und niemand ist auf Feld und Wiesen
Des ungebetnen Gastes froh.

11. Gescheucht, geworfen und geschlagen,
Lief es hierher und fand den Strang;
Der Hunger trieb's, ihn zu benagen,
Bis diese Glocke sich erschwang.

12. Das Erz, es fühlte mit dem Armen,
Der Glocke war der Undank leid,
Zum Himmel rief sie um Erbarmen,
Zum König um Gerechtigkeit.

13. Ihr weisen Richter mögt erkennen,
Was diesem edlen Tier gebührt;
Den Ritter will ich nicht benennen,
Ich warn' ihn nur, daß er's vollführt.""

Digitized by Google

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

14. Da rief der letzte wie der erste,
Da rief der schuld'ge Ritter auch:
„Bis an den Bauch in goldne Gerste,
In goldnes Korn bis an den Bauch!"

K. Simrock.

53. Das Amen der Steine.

(Beda Venerabilis, 672—735 n. Chr.)

Vom Alter blind, fuhr Beda dennoch fort
Zu predigen die neue, frohe Botschaft.
Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorfe wallte
An seines Führers Hand der fromme Greis
Und predigte das Wort mit Jünglingsfeuer.

Einst leitet' ihn sein Knabe in ein Thal,
Das übersä't war mit gewalt'gen Steinen.
Leichtsinnig mehr als boshaft sprach der Knabe:
„Ehrwürd'ger Vater, viele Menschen sind
Versammelt hier und warten auf die Predigt."

Der blinde Greis erhob sich alsobald,
Wählt' einen Text, erklärt' ihn, wandt' ihn an,
Ermahnte, warnte, strafte, tröstete
So herzlich, daß die Thränen mildiglich
Ihm niederflossen in den grauen Bart.

Als er beschließend drauf das Vaterunser,
Wie sich's geziemt, gebetet und gesprochen:
„Dein ist das Reich und dein die Kraft und dein
Die Herrlichkeit bis in die Ewigkeiten —"
Da riefen rings im Thal viel tausend Stimmen:
„Amen, ehrwürd'ger Vater, Amen, Amen!"

Der Knab' erschrak; reumütig kniet' er nieder
Und beichtete dem Heiligen die Sünde.
„Sohn", sprach der Greis, „hast du denn nicht gelesen:
Wenn Menschen schweigen, werden Steine schrei'n?
Nicht spotte künftig, Sohn, mit Gottes Wort!
Lebendig ist es, kräftig, schneidet scharf,
Wie kein zweischneidig Schwert. Und sollte gleich
Das Menschenherz sich ihm zum Trotz versteinen,
So wird im Stein ein Menschenherz sich regen!

Th. Kosegarten (1816).

54. Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?"
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmut da gesessen.
Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!

Digitized by Google

So frageſt du? O wenn du hungrig biſt,
So ſei am nächſten Sonntag doch mein Gaſt
Und halt an meinem armen Tiſche Raſt!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;
Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tiſche wohl fürlieb."

Er wandelt heim und ſpricht ſein herzlich Wort
An jedem Tag die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßt's ihn nimmer ruhn:
„Frau", hebt er an, „nimm aus dein beſtes Huhn,
Bereit' es kräftig; fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen ſchönen Strauß;
Denn wiſſe, daß du einen hohen Gaſt
Auf morgen mittag zu bewirten haſt.
Putz' unſre Kinderlein, mach' alles rein!
Der werte Gaſt will wohl empfangen ſein."

Da ſprangen alle Kinderlein heran:
„O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?"
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, ſage mir,
Gar einen Herren ludeſt du zu dir?"
Der aber lächelt, ſagt es nicht,
Und Freude glänzt in ſeinem Angeſicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall;
Zum lieben Gotteshauſe ziehn ſie all',
Und immer ſeufzt der Vater innerlich:
„O liebſter Jeſu, komm, beſuche mich!
Du haſt gehungert; ach, ſo möcht' ich gern
Dich einmal ſpeiſen, meinen guten Herrn!"

Wie die Gemeinde drauf nach Hauſe geht,
Die Mutter bald am Herde wieder ſteht.
Das Huhn iſt weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tiſch, bereitet alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenſchlag:
Wo doch der Gaſt ſo lange bleiben mag!

Es ſchlägt auf eins; da wird's ihr endlich bang:
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gaſt ſo lang?
Die Suppe ſiedet ein, die Kinder ſtehn
So hungrig da, und noch iſt nichts zu ſehn.
Wie heißet denn der Herr? Ich glaube faſt,
Daß du vergeblich ihn geladen haſt."

Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getroſt, er kommt nun bald herein."
Drauf wendet er zum Himmel das Geſicht

Digitized by Google

Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast
Und segne uns, was du beschéret hast!
Da klopft es an die Thüre. Seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß!
„Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Not
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt;
Vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird."
Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich! Du kommst noch nicht zu spät."
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.
Und „Mutter, sieh doch! seht! ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein;
Ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum lädt,
Er einem nicht am Haus vorüber geht!
O Kinder, seht! in diesem Ärmsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

A. Knapp.

55. Der Stieglitz.

Wenn ich so auf mein Leben schau', 1
Erwägend, wie's doch sei gekommen,
Daß Waldesgrün und Himmelsblau
Und Morgenrot und Abendtau
Mir mehr als Rang und Mammon frommen, 5
Der Wachtelschlag die Brust erregt,
Der Blumen Schmelz mich süß bewegt,
Kurz alles, was sich sonnt im Licht,
So eng befreundet zu mir spricht:
Da zeigt sich auch ein Vogelherd, 10
Vor andern meinem Herzen wert,
Zu dem ich oft, der Hut entronnen,
Mit Morgengraun den Lauf begonnen;
Da stellt sich mir ein Hüttchen dar,
Das ganz am End' des Dörfchens war, 15
Geschmückt an seinen armen Mauern
Mit Tannenreis und Vogelbauern:
Rotkehlchen fliegt, es schnarrt der Star,
Der Rabe heißt mich schön willkommen,
Dem man der Zunge Band genommen. 20
Dort wohnt, ein alter Vogelfänger,
Ein Diogen in Wort und That,
Der tief im Wald die muntern Sänger
Zu reichbesetzter Tafel bat!
Doch heut verzehrten sie die Beeren, 25
Und ließen morgen sich verzehren.
Der Greis mit rauhem Rock und Bart
War etwas gröblich-finstrer Art
Und just kein Freund von Knabenfragen;
Ja, wenn vor noch geglücktem Fang 30
Ich oft schon jubelte und sprang,
Erfaßt' er unsanft mich beim Kragen.
Doch schnitzt' er Käfige daheim,
Dann sprach er wohl bei guter Stunde,
Den schwarzen Pfeifenstumpf im Munde, 35
Manch Weidsprüchlein, manch alten Reim

Digitized by Google

Und thät mir Kriegs- und Mordgeschichten
Mit unverdroßner Müh berichten.
Einst, da's zum Glück noch Mutterheller
In den oft leeren Taschen gab,
Kauft' ich dem alten Vogelsteller
Fast bettelnd einen Stieglitz ab.
„Da nimm ihn", sprach er, „'s ist nicht teuer,
Ich kriegte wohl noch ein'ge Dreier;
Sieh ihn nur an! o welche Pracht!
Ja, die hat Gott im Spaß gemacht."
„Was heißt das?" frug ich, und der Alte
Versetzte schmunzelnd: „Setz dich her!
So unser einer lebt im Walde
Und hört von Jägern manche Mär!
So will ich dir's denn wieder sagen,
Wie sich das Ding hat zugetragen.
Als Gott der Herr die Vöglein schuf,
Ich denk' am fünften Schöpfungstag,
Da standen sie so Stuf' an Stuf',
Wie man sie jetzt noch sehen mag,
Der Dompfaff, Rotschwanz, Meis' und Fink,
G'nug, Adler bis zum Zitscherling,
Doch all' noch erdfahl, tot und stumm,
Um seinen Arbeitsstuhl herum,
Wie wohl ein Gipsmann sie zum Kauf
Jetzt stellt in seiner Werkstatt auf.
Da nahm der Schöpfer Scherb' und Topf
Und mengte bunte Farben ein,
Bemalte dem den Hals und Kopf
Und jenem Brust und Flügelein;
Die Tauben malt' er weiß und blau,
Setzt' Augen in den Schweif dem Pfau;
Den Gimpel und den Goldfasan
Strich er fein rot und goldgelb an;
Bald waren all' die Töpfe leer,
Und nichts gab's für den Stieglitz mehr.
Drauf blies der Herr den Vögelein
Alsbald lebend'gen Odem ein,
Und sieh! mit fein und grobem Sang
Purrt' alles auf zum Bergeshang,
Wie wohl, wenn deine Hand es scheucht,
Das Spatzenvolk vom Futter fleucht.
Der Stieglitz nur blieb still zurück,
Erhob zum Herrn gar trüb den Blick,
Reckt' auf das Hälslein und die Zehn,
In jede leere Scherb' zu sehn,
Und sprach: „Ja, die sind grün und blau,
Ich armes Tier ganz aschengrau;
Soviel als not zu meiner Zier,
Wär' wohl noch in den Töpfen hier!
Schau, Herr! hier ist noch Rot im Topf" —
Gleich gab ihm Gott ein'n Klecks auf'n Kopf.
„Hier giebt's noch etwas Weiß vom Schwan" —
Gleich strich's ihm Gott am Flügel an.
„Auch was Zitrongelb ist noch hier" —
„„Du Bettler, nun so nimm es dir!"
„Da giebt's auch Ruß noch, schwarz, wie Nacht,
Womit du Raben hast gemacht."
„„Du närr'scher Kerl!"" spricht Gott und lacht,
„„Nun, wenn du mußt von allem han,
So kleb' ich dir auch das noch an!""
So, Kleiner, hat der liebe Gott —
's ist wirklich wahr, kein Weidmannsspott —
Mit Farb' den Stieglitz aufgefrischt,
An ihm die Pinsel ausgewischt.
Drum denk' ich jeden Morgen dran;
Bin ich gleich nur ein armer Mann,
Bin zu gering selbst für den Spittel,
Sink' ich nur schlecht und recht ins Grab:"
Hier zog er fromm sein Käpplein ab —
„So zieht mir Gott dort für den Kittel —
Er hat's dem Stieglitz ja gethan —
Wohl auch das Kleid der Ehren an."

F. Kind.

Digitized by Google

56. Der Zeisig und die Nachtigall.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach! welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!"
Der Vater macht ihm diese Freude;
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier", spricht er, „sind sie alle beide;
Nun, welcher mag der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?"
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin.
„Der", spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder.
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges singen kann."

F. Gellert.

57. Der Bauer und sein Kind.

1. Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."

2. Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
Mit bunten Blüten reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht."

J. Sturm.

58. Die Frösche.

Ein großer Teich war zugefroren,
Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quaken noch springen,
Versprachen sich aber im halben Traum,
Fänden sie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten sie singen.
Der Tauwind kam, das Eis zerschmolz,
Nun ruderten sie und landeten stolz
Und saßen am Ufer weit und breit —
Und quakten wie vor alter Zeit.

W. v. Goethe.

59. Die Zaunrebe und der Klee.

1. Zum Klee die Zaunrebe sprach:
„Nachbar, komm mir doch nach!
Stiegen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum hast du nicht mit mir wollen?"

2. Lächelnd erwidert der Klee:
„Darfst auf die stattliche Höh
Eben so trotzig nicht pochen;
Ich stehe, du bist gekrochen."

M. Arndt.

Digitized by Google

60. Ellengröße.

Die Pappel spricht zum Bäumchen:
„Was machst du dich so breit
Mit den geringen Pfläumchen?“
Es sagt: „Ich bin erfreut,
Daß ich nicht bloß ein Holz,
Nicht eine leere Stange!“
„Was!“ ruft die Pappel stolz,
„Ich bin zwar eine Stange,
Doch eine lange, lange!“

E. Fröhlich.

61. Hang und Zwang.

In Nacht und Schacht beisammen lag
Der Demant und der Kieselstein;
Und auf des Bergmanns Hammerschlag
Gab auch der Kiesel Funkenschein.
Da sprach er zu dem Diamant:
„Auch mir ward Farbenglanz und Tag,
Ich bin dir gleich, nicht nur verwandt.“
Der aber sagt: „Nur in der Not
Wird dir ein Fünklein blasses Rot;
Stets brennt des Edelsteines Pracht
Im Sonnenlicht und in der Nacht.“

E. Fröhlich.

62. Niedres Los.

Zu der niedern Trauerweide,
Grünend an dem klaren Bach,
Sprach die Pappel: „Wachs' mir nach
Zu der Höhe stolzer Freude!“
Und die Weide sprach dawider:
„Pappel, neige dich hernieder
Zu des Baches frischen Wellen,
Wo mir solche Freuden quellen,
Die du droben nicht genossen;
Schau, wie hier die Blumen sprossen
Und die Sterne sich erhellen!“

E. Fröhlich.

63. Wiederfinden.

„O du lieblicher Geselle“,
Sprachen Blumen zu der Welle,
„Eile doch nicht von der Stelle.“
Aber jene sagt dawider:
„Ich muß in die Lande nieder
Weithin auf des Stromes Pfaden,
Mich im Meere jung zu baden;
Aber dann will ich vom Blauen
Wieder auf euch niedertauen.“

E. Fröhlich.

64. Fuchs und Pferd.

Einst wurden Fuchs und Pferd
In einen Käfig eingesperrt.
Das Pferd fing weidlich an zu treten
Vor Ungeduld und traf
Den armen Rein'ke Fuchs, der nichts an Füßen hat.
Da sprach der endlich ganz empört:
„Das nun hätt' ich mir wohl verbeten,
Tret' er mich nicht, Herr Pferd!
Ich will ihn auch nicht treten.“

M. Claudius.

65. Fuchs und Bär.

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her
Früh in der Morgenstunde
Und trug ein Huhn im Munde,
Und es begegnet' ihm ein Bär.
„Ach! guten Morgen, gnäd'ger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihr' Gnaden promenieren ziemlich früh;
Wo geht die Reise hin?“
„Was heißest du mich gnädig, Vieh?
Wer sagt dir, daß ich's bin?“
„Sah Dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
Und Dero Zahn ist lang und scharf.“

M. Claudius.

Digitized by Google

66. Die Schwalbe.

Lothar, ein Edelmann von achtzig Jahren,
Beschaut sein neugebautes Schloß mit Lust
Und spricht zur Schwalbe, die sich am Portale
Mit Emsigkeit ein Nest bereitet: „Thörin!
Dein steter Feind, der Winter ist nicht fern;
Dann zeuchst du übers Meer. Warum noch bauen?“ —
„Du scheinst mir klüger nicht“, versetzte sie,
„Als ich. Das Alter ist des Menschen Winter,
Dein Haupthaar dünn und schneeweiß; dennoch baust du!“ —
Der Frühling kam zurück, mit ihm die Schwalbe
Von weiten Reisen zum gewohnten Neste.
Im Grabe schlief Lothar. Sein Enkel spielte,
Ein lebensfroher Knab', am Thor des Schlosses.
„Warum dich abmüh'n, liebes Schwälbchen“, rief er,
„Das Nest für deine Jungen auszubessern?
Sei klug, wie ich, geneuß der Frühlingswonne!
Im Sommer ist's noch lange Zeit zur Arbeit.“ —
„Erwach' aus deiner Täuschung!“ sprach die Schwalbe.
„Ich darf so wenig mein Geschäft verschieben,
Als du das Lernen. Frühling ist für mich,
Was Jugend für den Menschen: nur die Zeit
Der Vorbereitung. O, wer ungenützt
Sie fliehen läßt, wird später es bereun
Und niemals freudig, nie zufrieden sein.“

Fr. Haug.

67. Warnung.

1. Es tripplet und schnüüflet im Cheller die Muus
Um d'Falle und hätti de Speck so gern druus,
Und schlüüft si denn ine und frißt en — o weh!
So isch sie verlorn und gümplet nie meh!
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfüft!

2. De Fischer setzt Aengel mit Würmlene dra,
Das Fischle umschwänzlet's und lechzet dernah,
Es schnappet und schnappet, und hat's es — o weh!
So isch es denn gfangen und schwänzlet nie meh!
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfüft!

3. Der Vogler steckt Rüetli mit Beerene dra,
Das Finkli umflattert's und möcht si gern ha.
Und chunnt es denn nächer, und frißt's es — o weh!
So isch es au gfange und singt es nie meh!
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfüft!

4. Du hüpfist durs Läbe so munter und froh,
Es lockt dir, es pfüft dir, bald hier und bald do;

Digitized by Google

Laß locke, laß pfüfe, wenn's scho niemert wehrt,
Und denk', was di's Fischli und's Vögeli lehrt:
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfüft!

M. Usteri.

68. Der Wegweiser.

1. Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
Zuem volle Faß? Im Morgenrot
Mit Pflueg und Charst durs Weizefeld,
Bis Stern und Stern am Himmel stoht.

2. Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
Me luegt nit um und blibt nit stoh;
Druf goht der Weg durs Schüre-Tenn
Der Chuchi zue, do hemmers io!

3. Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Er goht de rote Chrüzere no,
Und wer nit uffe Chrüzer luegt,
Der wird zuem Gulden schwerli cho.

4. Wo isch der Weg zur Sunntig-Freud?
Gang ohni Gfohr im Werchtig no
Dur d' Werkstatt und durs Ackerfeld!
Der Sunntig wird scho selber cho.

5. Am Samstig isch er nümme wit.
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denk wohl e Pfündli Fleisch ins Gemües,
's cha si, ne Schöpli Wi derzue.

6. Weisch, wo der Weg in d' Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte drinn!

7. Im letste Wirtshus hangt e Sack,
Und wenn de furt gohsch, henk en a!

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß geht,
Zum vollen Faß? Im Morgenrot
Mit Pflug und Karst durchs Weizenfeld,
Bis Stern bei Stern am Himmel steht.

2. Man schafft, weil's Tag ist, ohne Ruh,
Schaut sich nicht um, bleibt nimmer stehn;
Drauf geht's durch Scheun' und Tenne fort,
Dem Brotschrank in der Küche zu.

3. Weißt du den Weg zum Gulden? Sieh,
Er geht dem roten Kreuzer nach,
Und wer nicht um den Kreuzer sorgt,
Der bringt es auch zum Gulden nie.

4. Wo geht's zur frohen Sonntagszeit?
Folg' immerdar dem Werkeltag
Hier durch die Werkstatt, dort durchs Feld,
Dann ist der Sonntag auch nicht weit.

5. Am Samstag ist er vollends nah.
Was deckt er wohl im Körbchen zu?
Denk', im Gemüs' ein Pfündchen Fleisch.
Wohl auch ein Schöppchen Wein ist da.

6. Wo geht der Weg zur Armut hin?
Schau nach den Wirtshausschildern nur.
Geh nicht vorbei, der Wein ist gut
Und nagelneu die Karten drin.

7. Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack,
Und gehst du fort, häng dir ihn um!

Digitized by Google

„Du alte Lump, wie stoht der nit
Der Bettelsack so zierlich a!“

8. Es isch e hölze Gschirrli drinn,

Gib Achtig druf, verlier mer's nit,
Und wenn de zue 'me Wasser chunnsch
Und trinke magsch, se schöpf dermit!

9. Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
Der Weg zuem guten Alter echt?
Grad fürsi goht's in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

10. Und wenn de amme Chrüzweg stohsch
Und nümme weisch, wo 's ane goht,
Halt still, und frog di Gwisse z'erst,
's cha dütsch, gottlob, und folg si'm Rot.

11. Wo mag der Weg zuem Chilchhof si?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!
Zuem stille Grab im chüele Grund
Führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

12. Doch wandle du in Gottisfurcht!
I rot der, was i rote cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
Und 's sin noch Sachen ehne dra.

P. Hebel.

„Du alter Lump, wie steht so gut,
So zierlich dir der Bettelsack!“

8. Und drin von Holz das Becherlein —
Nimm's wohl in acht, verlier' es nicht,
Und wenn du zu dem Wasser kommst
Und trinken magst, so schöpfe drein.

9. Wo geht's zum frohen Alter? Sprecht,
Wo ist der Weg zu Ehr' und Ruh?
Grad' vor dir hin in Mäßigkeit,
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

10. Und führt zum Kreuzweg dich die Spur,
Und weißt du nicht den rechten Pfad,
So frage beim Gewissen an,
Es kann ja deutsch — ihm folge nur.

11. Wo ist der Weg zum Leichenstein? —
Ach frage nicht! Geh, wo du willst;
Zur stillen Gruft im kühlen Grund
Führt jeder Weg, kannst sicher sein.

12. In Gottesfurcht nur wandle hier!
Das rat' ich dir, so viel ich kann.
Ein heimlich Pförtchen hat das Grab,
Und manches zeigt es jenseits dir.

69. Das Spinnlein.

1. Nei, lueget doch das Spinnli a,
Wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es macht's so subtil und so nett,
I wott nit, aß i's z'hasple hätt.

2. Wo het's di fini Riste g'no,
Bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, wohl mengi Frau,
Sie wär so gscheit und holti au!

1. Nein, seht mir doch das Spinnlein an,
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!
Gelt, Base, das verstehst du nicht?
Ich sag' es dreist dir ins Gesicht.
Es macht's so niedlich und so nett;
Möcht' nicht, daß ich's zu haspeln hätt'.

2. Wo nahm's den Flachs so zart und fein?
Bei wem mag er gehechelt sein?
Gar manche Frau, das glaube mir,
Ging' auch dahin, wenn man's erführ'.

Digitized by Google

Jez lueg mer, wie's si Fueßli setzt
Und d'Ermel streift und d'Finger netzt!

3. Es zieht e lange Faden us,
Es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
Es baut e Land-Stroß in der Luft,
Morn hangt sie scho voll Morgeduft;
Es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

4. Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab! —
Jez goht's rings um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
Wird's öbbe solle gwobe si?

5. Es isch verstuunt, es haltet still,
Es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a,
's muß näumis Rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressiert io nit,
I halt mi nummen uf dermit.

6. Es spinnt und webt und het kei Rast,
So gliichlig, me verluegt sie fast.
Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig jede Fade z'semme gleit.
Es mueß ein guti Augi ha,
Wer's zehlen und erchenne cha.

7. Jetzt putzt es sini Händli ab,
Es stoht und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Sommer-Hus
Und luegt de lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut si halber z'tod,
„Doch freut's ein au, wenn 's Hüsli stoht."

8. In freie Lüfte wogt und schwankt's,
Und an der liebe Sunne hangt's;
Sie schint em frei dur d'Beinli dur,
Und 's isch em wohl. In Feld und Flur
Sieht 's Mückli tanzi, iung und feiß;
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

9. O Tierli, wie hesch mi verzückt!
Wi bisch so chlei und doch so gschickt!

Jetzt sieh mir, wie's das Füßchen setzt,
Den Ärmel streift, die Finger netzt!

3. Jetzt zieht's den langen Faden aus,
Zieht eine Brück' an Nachbars Haus,
Baut eine Landstraß' in der Luft,
Die morgen hängt voll frischem Duft;
Baut einen Fußsteig nebendran,
Daß hier und da es wandeln kann.

4. Es spinnt und wandelt auf und ab,
Potz tausend, im Galopp und Trab!
Jetzt geht's ringsum, wo an, wo aus? —
Nun bildet sich ein Ringlein draus!
Jetzt schießt es zarte Fäden ein;
Soll's etwa gar gewoben sein?

5. Jetzt ist's erstaunt, jetzt hält es still
Und weiß nicht recht, wohin es will;
Es geht zurück, man sieht's ihm an,
Was Wicht'ges fehlt ihm noch daran.
Doch denkt's: Es hat damit nicht Eil',
Ich halte mich nur auf derweil.

6. Es spinnt und webt, ohn' Ruh und Rast,
So gleichweg; man verguckt sich fast.
Des Pfarrers Hans sagt obendrein,
Zehnfach soll jeder Faden sein;
Doch glaub' ich's nicht, denn sagt mir an,
Wes Aug' es sehn und zählen kann! —

7. Jetzt putzt es seine Händchen ab,
Steht still und reißt den Faden ab.
Jetzt sitzt's im neuen Sommerhaus,
Schaut auf die lange Straß' hinaus
Und spricht: „Man baut sich fast zu Tod;
Doch steht das Haus, ist all' die Not!"

8. Es wogt und schwankt in freier Luft
Am Sonnenstrahl, im weichen Duft,
Und jeder Strahl umspielt es frei —
Dem Spinnlein ist so wohl dabei.
Es sieht dem Tanz der Mücklein zu
Und denkt sich: Käm' doch eins herzu!

9. O Tierlein, hast mein Herz entzückt;
So klein und dennoch so geschickt!

Digitized by Google

Wer het di au die Sache glehrt?
Denk wohl, der, wonis alli nährt,
Mit milde Hände alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

10. Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar's Hüsli um.
Sie schreit und winslet weh und ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

11. Lueg, 's Spinnli merkt's enanderno,
Es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
Jez mueßi au ne Brotis ha!"
I sag's io, der wo alle git
Wenn's Zit isch, er vergißt ein nit.

P. Hebel.

Wer hat dich solche Kunst gelehrt?
Ich denk', Er, der uns alle nährt,
Der mild und gnädig alle liebt
Und, glaub's, auch dir dein Teilchen giebt. —

10. Sieh an die Fliege! Nein, wie dumm!
Sie rennt ihm fast das Häuschen um,
Nun fleht und schreit sie weh und ach!
Ja, Ketzerin, du treibst's danach!
Mit offnen Augen muß man sehn
Und nie in fremde Grenzen gehn.

11. Schau nur! das Spinnlein merkt's geschwind,
Es zuckt, es springt — hat's wie der Wind
Und denkt: „Ich hatte Müh und Not,
Nun schmeckt mir auch mein Abendbrot!"
Drum sag' ich ja: Zur rechten Frist
Sorgt Gott, der keinen je vergißt.

70. Der Frosch.

Ein alter, kahler Frosch bestieg sein Schilfkatheder,
Ihm schwoll der Bauch, ihm strotzte das Geäder;
Die Frösche horchten rings, er öffnete den Mund,
Den hohlen, breiten, und that männiglichen kund:

„Geneigte Brüder, leiht mir euer günstig Ohr!
Auf daß ihr lernt euch selbst nach Würden ehren,
Will ich euch jetzt der Ordnung nach belehren,
Wie die Natur vor andren uns erkor
Zu ihrem Lieblingsvolk. — Bemerket denn zuvor:

Aus Eiern, in der Flut wie Perlen hingegossen,
Sind wir, den Schwänen gleich, entsprossen;
Doch seltsam! ohne Glieder drehten
Wir uns, geschwänzt gleich himmlischen Kometen,
Im Wasser hin und her und auf und ab; es klang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Natur, wie gut bist du! Sie schuf euch nun zwei kleine,
Zwei Ärmchen an die Brust, man nennt sie Vorderbeine.
So schwammt ihr, reizenden Sirenen völlig gleich,
Halb Frosch und halb geschwänzt im Teich.
Noch war der Mund geschlossen; es erklang
Im Röhricht noch kein Froschgesang!

Soll denn mein Lieblingsvolk, dem ich die holden Gaben
Des Sangs bestimmte, nur zwei Vorderbeinchen haben?

Digitized by Google

So ſprach die Schöpferin Natur, und wunderbar!
Sie ſchuf zum erſten auch ein zweites Beinchenpaar!
Vierbeinig und geſchwänzt — ſo ſchwammt ihr, wie im Nil
Das Göttertier, das große Krokodil.
Noch wart ihr ſtumm wie jenes; es erklang
Im Röhricht noch kein Froſchgeſang!

Vergnügt ſah die Natur euch jetzt im Waſſer ſchweben —
Nein, ſprach ſie, ſchlanker ſoll mein Völkchen ſich erheben.
Dies hindert nur der Schweif, der hinterher ſich krümmt.
Mein Volk iſt zum Geſang beſtimmt!

Sie ſprach's und es geſchah; ihr ſchwammt nun ohne Schweife,
Geglättet und gefeilt. — So kamet ihr zur Reife.
Allein noch war es ſtill im Teich, und es erklang
Im Röhricht noch kein Froſchgeſang!

Nachdem ſie mütterlich euch nun die Hinterteile
Gerundet und poliert, da legte ſie die Feile
Auch an das Vorderteil und ſchuf in euren Schlund
Zwei Blaſen wunderbar, daß euer Sängermund
Des Lenzes Wiederkehr, den Glanz der Abendröte,
Die Sommernacht im Schilf beſing' und austrompete.
So ward das große Werk vollendet. Es erklang
Melodiſch nun der Fröſche Chorgeſang!"

So ſprach der alte Froſch, und Brekekex! erklang
Im Röhricht Beifall ihm und lauter Froſchgeſang.

F. A. Krummacher.

71. Matten Haſ'.

1. Lütt Matten de Haſ'
De mak ſik en Spaß:
He weer bi't Studeern,
Dat Danzen to lehrn,
Un danz ganz alleen
Op de achterſten Been.

2. Keem Reinke de Voß
Und dach: Dat is en Koſt!
Und ſeggt: Lüttje Matten,
So flink oppe Padden?
Und danzſt hier alleen
Op de achterſten Been?

3. Kumm, lat uns toſam!
Ik kann as de Dam!
De Krei de ſpeelt Fidel;
Denn geit dat kandidel,
Denn geit dat mal ſchön
Op de achterſten Been.

4. Lütt Matten gev Pot.
De Voß bet em dot,
Un ſett ſik in Schatten,
Verſpiſ' de lütt Matten;
De Krei de kreeg een
Bun de achterſten Been.

K. Groth.

72. Die Farben.

1. Wi ma verthoalt hat auf der Welt
Di Farbn 's erſtimal
Da hätt' der Fuchs a grüni mögn,
Hat g'ſagt, ihm waar gar viel dra g'legn;

Digitized by Google

2. Denn Grün, dees thaat in Augnan wohl,
Waar aa die Hoffnungsfarb,
Er möcht' koan Menschen zwider sei,
Und Grün, dees waar halt so viel sei.

3. Wegn meiner! hat der Engl g'sagt,
Der d'Farbn hat verthoalt,
Bals d' brav bist, sollst dees Gwandl tragn;
Der Fuchs hat dankt, ja nit zum sag'n.

4. Jetz' war er grü wie Buche's Laab
Und hat so daasi tho,
Als waar halt er die guati Stund,
Als wann er nit siebni zähln kunnt.

5. Und stielt si a gar gschwind ins Holz
Und schleicht dahi in Gras,
A Hasl schaugt 'n freundli o,
Da hat er den erstn Schnapper tho.

6. Und nimmt's glei mit, als hätt' er grad
A wen'g a Muckn g'fangt,
Und frißt's und klaubt ihm gschwindi d'rauf
Am Feld a Hähndl aa no auf.

7. Dees grüni Gwandl hat ihm taugt,
Weil er nit sichti war,
Beim Tag da hat er Geschäftn g'macht
Und prächti gschlafa bei der Nacht.

8. 's is aber bald a Mettn worn,
Wie daß der Fuchs so böf',
Und daß mar ihm no hilft mit'n Gwand
Zun Stehln, dees waar ja do a Schand'.

9. Da hat's den Farbnengl g'reut
Und hat 'n g'rufa glei,
Un streicht 'n unbarmherzi o
Brinnrot und jagt 'n so davo.

10. Jetz' sicht mar 'n halt vo weitn scho,
Drum hockt er staad bei'n Tag,
Grad bei der Nacht da thuat's es no,
Daß er a wen'g 'was stehln ko.

11. — Waar's bei die Menschn aar a so!
Da is's vergeßn worn,
Da geht der Spitzbua Nacht und Tag
In alli Farbn, wie er mag.

F. v. Kobell.

73. Der Winter.

1. Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Teil
In d'Gärten aben und uf's Hus;
Es schneit doch au, es isch e Gruus,
Und's hangt no menge Wage voll
Am Himmel abe, merki wohl.

2. Und wo ne Ma vo witem lauft,
So het er vo der Bauwele gchauft;
Er treit sie uf der Achsle no
Und uffem Huet und lauf dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

1. Ist denn da droben Baumwoll' feil?
Sie schütten uns ein redlich Teil
Herab auf Garten und auf Haus!
Es schneit doch auch, es ist ein Graus,
Und doch hängt noch der Himmel voll
Von solcher Ware, seh' ich wohl.

2. Und wo ein Mann von weitem lauft,
Er von der Baumwoll' hat gekauft,
Er trägt sie auf der Achsel nach
Und auf dem Hut und rennt so jach;
Sagt, ist es denn gestohlnes Gut,
Daß er so läuft, so eilig thut?

Digitized by Google

3. Und Gärten ab und Gärten uf
Hen alli Scheie Chäpli uf,
Sie stöhn wi großi Herre do;
Sie meine, 's heigs sust niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach
Und's Herrehus und Chilche-Dach.

4. Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
Me sieht ke Stroß und Fueßweg meh.

Meng Somechörnli, chlei und zart,
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Und schnei's, so lang es schneie mag,
Es wartet uf si Ostertag.

5. Meng Summervögli schöner Art
Lit unterm Bode wohl verwahrt,
Es het kei Chummer und kei Chlag
Und wartet uf si Ostertag;
Und gang's au lang, er chunnt emol,
Und sieder schloft's, und 's isch em wohl.

6. Doch wenn im Frühlig 's Schwälmli singt
Und d'Sunnewärmi abe bringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab
Und streift si Totehembli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
Schliest's Leben use jung und frisch. —

7. Do fliegt e hungrig Spätzli her!

E Brösli Brot wär si Begehr.
Es luegt eim so erbärmli a;
's het sieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
Wenn's Chorn in alle Fure lit?

8. Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's mueß wohr sie, wie's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit und ernde nit,
Sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

P. Hebel.

3. Und Gärten ab und Gärten auf
Hat jeder Pfahl sein Käppchen auf,
Sie schaun wie große Herren drein,
Meinen, sie hätten's Glück allein,
Der Nußbaum hat doch auch sein' Sach'
Und Herrenhaus und Kirchendach.

4. Wohin man sieht: Schnee hin, Schnee her,
Man kennt nicht Straß' und Stege mehr,
Manch Samenkörnchen klein und zart
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Und schnei's, so lang es schneien mag,
Es harrt auf seinen Ostertag.

5. Manch Sommervöglein schöner Art
Liegt unterm Boden wohl verwahrt,
Es weiß von Kummer nichts und Klag',
Es harrt auf seinen Ostertag,
Und währt's auch lang — er kommt gewiß,
Indessen schläft es still und süß.

6. Doch wenn des Frühlings Schwälblein singt,
Die Sonne warm herunterdringt,
Der Blitz! da wacht's in jedem Grab
Und streift sein Totenhemdchen ab.
Und wo ein Löchlein nur sich zeigt,
Flugs draus das junge Leben steigt.

7. Da fliegt ein hungrig Spätzlein her!
Ein Krümchen Brot wär' sein Begehr.
Seht nur den armen Schelmen an,
Wie er so kläglich betteln kann.
Gelt Bürschen, das ist andre Zeit,
Wenn's Korn in alle Furchen streut?

8. Da hast, und laß den andern auch!
Komm wieder, wenn's dir leer im Bauch!
Es muß doch wahr sein, wie man spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
Sie haben weder Pflug noch Joch,
Und Gott im Himmel nährt sie doch."

Digitized by Google

74. Rätsel.

I.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?
Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum;
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.
Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher,
Der reißt die Brücke eilig nieder,
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr.

II.

Nur in Gebirgen und waldigen Höhen
Leb' ich einsam und freudenlos;
Unsichtbar dem Auge, wie Windeswehen,
Werd' ich vernehmbar dem Ohre bloß;
Jedoch nur gerufen, denn sonst bin ich
Stumm wie die Fische. Nun, kennst du mich?

III.

Pflegst du in Nummer eins der Ruh,
Spricht zwei und drei dir oftmals zu
Und wagt es, dich im Schlaf zu stören.
Es ist ein luft'ges Tänzerchor;
Auf, fasse Mut, es zu beschwören!
Es flieht vor Rauch aus leichtem Rohr,
Trägt's Waffen gleich vom Elefanten.
Dem Ganzen leiht man gern sein Ohr.
Es sind gar liebe, luft'ge Musikanten.

F. Kind.

IV.

Das erste zu halten ist oft schwer,
Das andere ist Sache des Glückes gar sehr,
Das Ganze ist ein schwarzer Zwerg
Und hebt ganz leicht doch einen Berg.

V.

Die erste Silbe lehrt ein fremd Gewicht dich kennen;
Was nur kein Unding ist, wird dir die zweite nennen.
Das Ganze lob ich mir, wenn es ist gut geraten,
Es sei vor oder nach, nur nicht anstatt des Braten.

VI.

Die erste ist in Körnern gar reich gesä't ins Land;
Daß jemals eines aufging, das ist mir nicht bekannt.
Die andre ist zu messen etwas beschäftigt sehr;
Wie sehr sie sich auch mühet, aus mißt sie's nimmermehr.
Dem Ganzen wird geschüttet sein Futter nur einmal;
Durch seinen engen Schlund doch geht's vielehundertmal.

VII.

Am Paar der ersten freut nach wackern Thaten
Wohl jeder sich, sie winken ihm zur Rast;
Das Paar der andern hat gar oft verraten
Den Lügner als ein ungebetner Gast.
Das Ganze ist die allerschönste Schleppe,
Dran Gold und Purpur streiten um den Sieg;
Man sieht sie kehren noch die hohe Treppe,
Nachdem die Königin schon niederstieg.

VIII.

Wer nennt mir das Kloster von festem Stein,
Drin wohnen viel schöne Jüngferlein;
Ein eiserner Paladin klopft ans Haus,
Gleich springen drei, vier oder mehr heraus;
Sie tanzen um ihn, sie glühen so rot,
Sie tanzen sich alle zusammen bald tot.

Mises.

Digitized by Google

IX.

In eine lichte Rotunde schaut
Hinauf mein staunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall; doch schwebt es stolz
In freier Weite, vermag sich zu halten
Selbst gegen des Windes wilde Gewalten.
Wer mißt seine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der schwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrscherin wohnt,
In strahlender Mitte die Herrscherin thront.
Nun meldet mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
Der sich spiegelt und bricht in den Meereswogen:
Eine Mördergrube meine Rotunde ist,
Den Pilgrim zu ihr die Herrscherin frißt.

X.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter Asche; — jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren.
Ich selber bin ein rätselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit langen Jahren.
Ich bringe Licht in düstre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menschen sind
Und lustige Gesänge schallen.
Dem Kranken bring' ich heilende Arz'nei,
O seht, er atmet wieder frei,
O seht, der kranke Mann gesundet!
Doch traut mir nicht, schon oft hab' ich verwundet,
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Basen beim Kaffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elefanten mach' ich Mücken,
Und aus den Mücken Elefanten.

P. Hebel.

75. Kettenreim.

Nu hört ihr lieben Leute,
Gestern ist nicht heute,
Heut ist nicht morgen,
Dat Künfti ist verborgen,
Verborgen is dat Künfti,
Denken is vernünfti,
Vernünfti is dat Denken,
En Ked hett er Lenken,
Er Lenken hett de Ked,
Er Haken hett de Red,
De Red hett er Haken,
De Win wasst an Staken,
An Staken wasst de Win,
Un de Kraft sitt derin,
Binn sitt de Kraft,
Un in Hart sitt de Macht,
Und in Hart sitt de Mot,
Un dat Letzt is de Dod;
Doch alle Enn' und Anfang is bi Gott.

K. Groth.

76. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.
2. Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold,
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!
3. Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,

Digitized by Google

Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste —
Und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder froh und fröhlich sein!

6. Woll'st endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du, unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder!
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

M. Claudius.

77. Sommerlied.

1. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben!

2. Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem frischen Kleide.
Narzissen und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an
Als Salomonis Seide.

3. Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täubchen fleugt aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder.
Die hochbelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt die Küchlein aus,
Der Storch baut und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein ätzt die Jungen.
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kommt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand
Und malen sich von Rand zu Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Weiden liegen hart dabei
Und klingen ganz von Lustgeschrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

6. Die unverdroßne Bienenschar
Fleugt hin und her, sucht hier und dar
Die edle Honigspeise;
Des süßen Weinstocks scharfer Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seine schwachen Reise.

7. Ich selber kann und mag nicht ruhn;
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

8. Ach, denk ich, bist du hier so schön,
Und läßest uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden;
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden?

9. O wär' ich da, o stünd' ich schon,
Du lieber Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen;
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen!

P. Gerhardt.

Digitized by Google

78. Das Singen.

1. Des Menschen Singemeister waren
Die Vögel schon im Paradies.
Der Waldgesang der luft'gen Scharen
Klang unserm Ahnherrn wundersüß.

2. Das muß dir, dacht' er, auch gelingen!
Versuchend traf er manchen Ton;
Und so vererbte sich das Singen
Vom Vater immer auf den Sohn.

3. Wir dürfen uns der Kunst nicht schämen,
Die uns ein freies Volk gelehrt,
Das weder Haß noch Neid noch Grämen
In seiner ew'gen Freude stört.

4. Nur solchen heitern Seelen glücket
Ein muntres Liedchen ohne Zwang;
Denn selbst nicht jeden Vogel schmücket
Der Liedergabe Himmelsklang.

5. Des Waldes Fürst, der Aar, beschenket
Trotz Sonnenflug uns nicht mit Sang;
Und alles Raubgeflügel denket
Stockstill auf nichts als guten Fang.

6. Auch Menschen, die nach Schätzen trachten,
Sind stumm und grämlich, wenn man singt;
Sie pflegen alles zu verachten,
Was nicht wie Gold und Silber klingt.

7. Doch wer zu seinen Lebensschätzen
Den Frohsinn und die Freude macht,
Den wird gewiß ein Lied ergötzen,
Hat er sein Tagewerk vollbracht.

E. Langbein.

79. Vom Wasser und vom Wein.

1. Ich weiß ein Liedlein, hübsch und fein,
Wohl von dem Wasser, wohl von dem Wein:
Der Wein kann's Wasser nicht leiden,
Sie wollen wohl alleweg streiten.

2. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man führt mich in alle die Länder hinein,
Man führt mich vor Wirtes Keller
Und trinkt mich für Muskateller."

3. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe in alle die Länder hinein,
Ich laufe dem Müller ums Hause
Und treibe das Rädlein mit Brause."

4. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man schenkt mich in Gläser und Becherlein
Und trinkt mich für süß und für sauer,
Der Herr gleich wie der Bauer."

5. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man trägt mich in die Schlacht hinein
Zu Königen und Fürsten,
Daß sie nicht mögen verdürsten."

6. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Bürgermeister und Rat insgemein
Den Hut vor mir abnehmen
Im Ratskeller zu Bremen."

7. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man gießt mich in die Flammen hinein,
Mit Spritz' und Eimer man rennet,
Daß Schloß und Haus nicht verbrennet."

8. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Ich spring' aus Marmorbrünnelein,
Wenn sie den Kaiser krönen
Zu Frankfurt auf dem Römer."

9. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Es gehn die Schiffe groß und klein
Sonn', Mond auf meiner Straßen,
Die Erd' thu' ich umfassen."

Digitized by Google

10. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man pflanzt mich in die Gärten hinein,
Da laß ich mich hacken und hauen
Von Burschen und schönen Jungfrauen.“

11. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe dir über die Wurzel hinein,
Wär' ich nicht an dich geronnen,
Du hättest nicht können kommen.“

12. Da sprach der Wein: „Und du hast recht,
Du bist der Meister, ich bin der Knecht;
Das Recht will ich dir lassen,
Geh du nur deiner Straßen.“

13. Das Wasser sprach: „Hätt'st du mich nicht erkannt,
Du wärest sogleich an der Sonne verbrannt;“ —
Sie wollten noch länger da streiten,
Da mischte der Gastwirt die beiden.

Wunderhorn.

80. Zimmerspruch.

Das neue Haus ist aufgericht't. 1
Gedeckt, gemauert ist es nicht,
Noch können Regen und Sonnenschein
Von oben und überall herein;
Drum rufen wir zum Meister der Welt, 5
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieses offne Haus.
Zuoberst woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn; 10
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Reinlichkeit,
In den Stall Gesundheit allermeist,
In dem Keller dem Wein einen guten Geist;
Die Fenster und Pforten woll' er weihn, 15
Daß nichts Unselig's komm' herein,
Und daß aus dieser neuen Thür
Bald fromme Kindlein springen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes ist im Haus. 20

L. Uhland (1812.)

81. Der Schütz.

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht;
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt.

F. v. Schiller (Tell 1804).

82. Müllers Wanderlied.

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser.

3. Das sehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille stehn
Und sich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine.

Digitized by Google

5. O Wandern, Wandern, meine Lust,
O Wandern!
Herr Meister und Frau Meisterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern!

W. Müller.

83. Der Müllerbursch.

1. I hoab da's schon' g'soagt
Und du hoast mo's ned glaubt,
Daß d' Mühljunga doanza,
Daß 's Möhl ummaschtaubt.

2. Daß 's Möhl ummaschtaubt,
Und da Grias ummafliagt,
Und 's is joa koan Mühljung',
Dear d' Loid ned bitriagt.

Fr. Tschischka.

84. Des Schmiedes Lied.

1. Fein Rößlein, ich
Beschlage dich.
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

2. Trag deinen Herrn
Stets treu dem Stern,
Der seiner Bahn
Hell glänzt voran!

3. Bergab, bergauf,
Mach' flinken Lauf,
Leicht wie die Luft
Durch Strom und Kluft!

4. Trag auf dem Ritt
Mit jedem Tritt
Den Reiter du
Dem Himmel zu!

5. Nun, Rößlein, ich
Beschlagen dich,
Sei frisch und fromm
Und wieder komm!

N. Lenau (Faust 1836).

85. Musketierlied.

1. Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
Steh' in dem Glied wie er,
Weiß nicht, wo's besser wär'!
Juhe ins Feld!

2. Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Hab ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch niemand 'raus;
Fehlt mir die Lagerstätt,
Boden, bist du mein Bett;
Mein ist die Welt!

4. Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Hab' ich kein Geld im Sack,
Morgen ist Löhnungstag;
Bis dahin jeder borgt,
Niemand fürs Zahlen sorgt.
Juhe ins Feld!

4. Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Hab' ich kein Geld im Sack,
Hab' ich doch Rauchtabak;
Fehlt mir der Tabak auch,
Nußblatt giebt guten Rauch:
Mein ist die Welt!

5. Steh' ich im Feld,
Mein ist die Welt!
Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte tot,
Tröst' mich der liebe Gott.
Juhe ins Feld!

P. Hebel.

Digitized by Google

86. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all herab;
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir;
Ich bin der Knab' vom Berge!

2. Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf;
Ich bin der Knab' vom Berge.

3. Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab' vom Berge!

5. Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
Und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

L. Uhland (1806).

87. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.

Digitized by Google

Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an
Und deuchte mir zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

W. Müller.

88. Das Horn von Buren.

1. Der kühne Junker von Buren steht an des Hünen Grab
Und stört aus langer Weile einen losen Stein herab.

2. „Was liegt da unter dem Steine?" — Der Knabe reckt die Hand;
Ein großes, altes Hifthorn mit rost'gem Ring er fand.

3. „Ob wohl das Horn noch klinget?" — Er setzt es an den Mund;
Da bebte vom Hall die Erde zehn Meilen in der Rund',

4. Und alle Bäume schlugen sich wie in einer Schlacht;
Der Knab' bläst immer weiter, der Riese bricht hervor,

5. Wie ein Gebirge ragend, mit Waffen angethan.
„Hör' auf zu blasen!" brüllt er den Knaben greulich an.

6. „Gieb her das Horn, sonst schlag' ich zu Staub dich kleinen Wicht!"
Der Knabe spricht: „Ei laß mich erst sehen was geschicht."

7. Der Riese mußte lachen; der Knabe blies und blies,
Bis sich von neuen Wundern nichts weiter merken ließ.

8. Da sprach der Riese: „Knäblein, ich bin der Riese Schreck,
Vor mir fiel manch ein Ritter vom Rößlein in den Dreck.

9. Doch weil du standgehalten, so nimm das Horn von mir,
Und bist du einst in Nöten, blas nur, so helf ich dir."

10. Da lief der Junker von Buren mit dem luft'gen Horn nach Haus;
Der Riese Schreck zog immer mit ihm in jeden Strauß.

11. Herr Buren war längst begraben; das Horn hing an der Wand;
Da nahm in Kriegesnöten ein Enkel es zuhand

12. Und blies damit von der Zinne: da kam Herr Schreck genannt,
Und er trieb die Feinde wieder hinweg von Burens Land.

A. Kopisch.

89. Siegfrieds Schwert.

1. Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
Ging von des Vaters Burg herab.

2. Wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
Wollt' wandern in alle Welt hinaus.

3. Begegnet ihm manch Ritter wert
Mit festem Schild und breitem Schwert.

4. Siegfried nur einen Stecken trug;
Das war ihm bitter und leid genug.

5. Und als er ging im finstern Wald,
Kam er zu einer Schmiede bald.

6. Da sah er Eisen und Stahl genug,
Ein lustig Feuer Flammen schlug.

7. „O Meister, liebster Meister mein!
Laß du mich deinen Gesellen sein!

8. Und lehr' du mich mit Fleiß und Acht
Wie man die guten Schwerter macht!"

Digitized by Google

9. Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt',
Er schlug den Amboß in den Grund.
10. Er schlug, daß weit der Wald erklang
Und alles Eisen in Stücke sprang.
11. Und von der letzten Eisenstang'
Macht er ein Schwert, so breit und lang.
12. „Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
Nun bin ich wie andere Ritter wert.
13. Nun schlag' ich wie ein andrer Held
Die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

L. Uhland.

90. Die Schule der Stutzer.

1. „In solchem Staat, ihr Herrn vom Rat,
Mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reihen oder Ländern;
Zu ernsten Dingen ziemt er nicht.
Drum halt' ich heute kein Gericht;
Auf, laßt uns fröhlich jagen!"
2. Das Hifthorn schallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute.
Dem Freudenschall erjauchzen all'
Die flinken Jägersleute.
Der Kaiser weist sie manchen Pfad,
Wo sich viel Wild's verborgen hat:
„Nur zu durch dick und dünne!"
3. Ihm folgen gern die schmucken Herrn;
Wie ließen sie sich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt sie aufs Korn
Und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort,
Sie müssen Wolle lassen.
4. Im schlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiser abgefangen.
Sie trafen nie, stets blieben sie
An einem Dornbusch hangen.
Der Kaiser lacht: „Ach wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute selbst gehetzt;
Ein andermal seid klüger!"

K. Simrock.

91. Klein Roland.

1. Frau Bertha saß in der Felsenkluft,
Sie klagt' ihr bittres Los;
Klein Roland spielt' in freier Luft,
Des Klage war nicht groß.
2. „O König Karl, mein Bruder hehr!
O daß ich floh von dir!
Um Liebe ließ ich Pracht und Ehr',
Nun zürnst du schrecklich mir.
3. O Milon, mein Gemahl so süß!
Die Flut verschlang mir dich.
Die ich um Liebe alles ließ,
Nun läßt die Liebe mich.
4. Klein Roland, du mein teures Kind,
Nun Ehr' und Liebe mir!
Klein Roland, komm herein geschwind,
Mein Trost kommt all von dir.
5. Klein Roland, geh zur Stadt hinab,
Zu bitten um Speis' und Trank,
Und wer dir giebt eine kleine Gab',
Dem wünsche Gottes Dank!"
6. Der König Karl zur Tafel saß
Im goldnen Rittersaal;
Die Diener liefen ohn' Unterlaß
Mit Schüssel und Pokal.
7. Von Flöten, Saitenspiel, Gesang
Ward jedes Herz erfreut;
Doch reichte nicht der helle Klang
Zu Berthas Einsamkeit.

Digitized by Google

8. Und draußen in des Hofes Kreis
Da saßen der Bettler viel;
Die labten sich an Trank und Speis'
Mehr als am Saitenspiel.

9. Der König schaut in ihr Gedräng'
Wohl durch die offne Thür,
Da drückt sich durch die dichte Meng'
Ein feiner Knab' herfür.

10. Des Knaben Kleid ist wunderbar,
Vierfarb zusammengestückt;
Doch weilt er nicht bei der Bettlerschar,
Herauf zum Saal er blickt.

11. Herein zum Saal klein Roland tritt,
Als wär's sein eigen Haus.
Er hebt eine Schüssel von Tisches Mitt'
Und trägt sie stumm hinaus.

12. Der König denkt: „Was muß ich sehn?
Das ist ein sondrer Brauch."
Doch weil er's ruhig läßt geschehn,
So lassen's die andern auch.

13. Es stund nur an eine kleine Weil',
Klein Roland kehrt in den Saal.
Er tritt zum König hin mit Eil'
Und faßt seinen Goldpokal.

14. „Heida! halt an, du kecker Wicht!"
Der König ruft es laut;
Klein Roland läßt den Becher nicht,
Zum König auf er schaut.

15. Der König erst gar finster sah,
Doch lachen mußt er bald:
„Du trittst in die goldne Halle da,
Wie in den grünen Wald;

16. Du nimmst die Schüssel von Königs Tisch,
Wie man Äpfel bricht vom Baum;
Du holst, wie aus dem Brunnen frisch,
Meines roten Weines Schaum."

17. „„Die Bäurin schöpft aus dem Brunnen frisch,
Die bricht die Äpfel vom Baum;
Meiner Mutter ziemet Wildbret und Fisch,
Ihr roten Weines Schaum.""

18. „Ist deine Mutter so edle Dam',
Wie du berühmst, mein Kind,
So hat sie wohl ein Schloß lustsam
Und stattlich Hofgesind?

19. Sag an! wer ist denn ihr Truchseß?
Sag an! wer ist ihr Schenk?"
„„Meine rechte Hand ist ihr Truchseß;
Meine linke, die ist ihr Schenk.""

20. „Sag an! wer sind die Wächter treu?"
„„Mein Augen blau allstund.""
„Sag an! wer ist ihr Sänger frei?"
„„Das ist mein roter Mund.""

21. „Die Dam' hat wackre Diener, traun!
Doch liebt sie sondre Livrei,
Wie Regenbogen anzuschaun,
Mit Farben mancherlei."

22. „„Ich hab' bezwungen der Knaben acht
Von jedem Viertel der Stadt,
Die haben mir als Zins gebracht
Vierfältig Tuch zur Wat.""

23. „Die Dame hat, nach meinem Sinn,
Den besten Diener der Welt.
Sie ist wohl Bettlerkönigin,
Die offne Tafel hält?

24. So edle Dame darf nicht fern
Von meinem Hofe sein.
Wohlauf, drei Damen, auf drei Herrn!
Führt sie zu mir herein!"

25. Klein Roland trägt den Becher flink
Hinaus zum Prunkgemach;
Drei Damen, auf des Königs Wink,
Drei Ritter folgen nach.

Digitized by Google

26. Es stund nur an eine kleine Weil',
Der König schaut in die Fern',
Da kehren schon zurück mit Eil'
Die Damen und die Herrn.

27. Der König ruft mit einemmal;
„Hilf, Himmel! seh' ich recht?
Ich hab verspottet im offnen Saal
Mein eigenes Geschlecht.

28. Hilf, Himmel! Schwester Bertha, bleich,
Im grauen Pilgergewand!
Hilf, Himmel! in meinem Prunksaal reich
Den Bettelstab in der Hand!"

29. Frau Bertha fällt zu Füßen ihm,
Das bleiche Frauenbild.
Da regt sich plötzlich der alte Grimm,
Er blickt sie an so wild.

30. Frau Bertha senkt die Augen schnell,
Kein Wort zu reden sich traut.
Klein Roland hebt die Augen hell,
Den Öhm begrüßt er laut.

31. Da spricht der König in mildem Ton:
„Steh' auf, du Schwester mein!
Um diesen deinen lieben Sohn
Soll dir verziehen sein."

32. Frau Bertha hebt sich freudevoll:
„Lieb Bruder mein, wohlan!
Klein Roland dir vergelten soll,
Was du mir Gut's gethan.

33. Soll werden seinem König gleich,
Ein hohes Heldenbild;
Soll führen die Farb' von manchem Reich
In seinem Banner und Schild.

34. Soll greifen in manches Königs Tisch
Mit seiner freien Hand;
Soll bringen zu Heil und Ehre frisch
Sein seufzend Mutterland."

L. Uhland (1808).

92. Roland Schildträger.

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten,
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten;
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch roten, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer;
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägt's im Schilde sein,
Tief im Ardennerwalde.

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Bayern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern.
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4. Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater! hört, ich bitte!
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,
Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euren Speer
Samt Eurem guten Schilde."

5. Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl war ihm des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

6. Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;

Digitized by Google

Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen und Gehegen.
Zur Mittagsstund' am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah, es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese, groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht' im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken!
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen;
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen.
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt ganz sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

10. Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries' mit Lachen;
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er,
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

11. Jung Roland rief: „Wohlauf zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken,
Hab' ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

12. Der Riese mit der Stange schlug
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz' er auf den Riesen schwang,
Doch von dem Wunderschilde sprang,
Auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände;
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende:
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Mut dahin,
Wie ihm der Schild entrissen;
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt' er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach,
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter:
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter!
Und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

16. Dann barg er's unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle;
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung' Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt' sich an des Vaters Seit',
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

Digitized by Google

18. Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde;
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt',
Wo Roland jüngst gestritten hätt';
Der Riese lag im Blute.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,
So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Riesen Schwert und Speer,
Auch nicht sein Schild und Harnisch mehr,
Nur Rumpf und blut'ge Glieder.

20. Milon besah den großen Rumpf:
„Was ist das für 'ne Leiche?
Man sieht noch am zerhaunen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das ist der Riese! frag' ich mehr?
Verschlafen hab' ich Sieg und Ehr',
Drum muß ich ewig trauern." —

21. Zu Aachen vor dem Schlosse stund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl gesund?
Sie weilen allzu lange.
Doch seh' ich recht, auf Königswort!
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Riesen Haupt am Speere."

22. Herr Haimon ritt in trübem Mut,
Und mit gesenktem Spieße
Legt' er das Haupt, besprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Riesen Rumpf am Boden."

23. Bald auch der Erzbischof Turpin
Den Riesenhandschuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog sie aus und lachte:
„Das ist ein schön Reliquienstück,
Ich bring' es aus dem Wald zurück,
Fand es schon zugehauen."

24. Der Herzog Naims von Bayerland
Kam mit des Riesen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen, stark und lange.
Wohl schwitz' ich von dem schweren Druck,
Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck,
Sollt' mir ja köstlich munden!"

25. Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben seinem Pferde,
Das trug des Riesen schwere Wehr,
Den Harnisch samt dem Schwerte:
„Wer suchen will im wilden Tann,
Manch Waffenstück noch finden kann;
Ist mir zu viel gewesen."

26. Der Graf Garin that ferne schon
Den Schild des Riesen schwingen.
„Der hat den Schild, des ist die Kron',
Der wird das Kleinod bringen!"
„Den Schild hab' ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt' ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen."

27. Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte,
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusamt dem festen Schilde.

28. Doch als sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht er von Vaters Schilde los
Den Zierrat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

29. Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König frohgemut:
„Heil Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,

Digitized by Google

Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!"

L. Uhland (1811).

93. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not:
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan;
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die andern kalter Graus:
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als wird ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

L. Uhland (1814).

94. Wickher.

Fern von des Rheines Heimatstrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht
Wickher, ein deutscher Lanzenknecht.
Durch Palästinas Berg' und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenstrahle;
Die Rüstung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und seinen Gaul genug.

Digitized by Google

Da dacht' er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen goldnen Wein;
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge säumte.
Er sprach: „Die Hitze drückt zu sehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer;"
Und legt sich in die hohe Heide,
Das Pferd erlabt sich auf der Weide.
Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da störet ihn ein furchtbar Brüllen,
Und sieh, es stürzt ein mächtig Tier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutsche war nicht faul,
Er liebte seinen treuen Gaul,
War gleich bereit mit Schild und Schwert
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum sieht das Tier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da sieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwischen den weiten Rachen gähnen;
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib ist stark, die Füße schnell,
Es springt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei", ruft der Knecht, „verfluchte Katze!"
Und rüstig spaltet er sogleich
Des Tieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letztenmal,
Und röchelnd stürzt es dann zu Thal.
Der Deutsche sieht's mit kaltem Blut,
Da scheint der Pelz ihm gar so gut,
Er trennt ihn sauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend kam indes heran,
Und weiter zog der deutsche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten,
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und staunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu.
Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Tiere König erschlagen,
Von dessen Mut und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und für:
„Eine gelbe Katze schien es mir.
Längst hätt' ich gern den Leu gesehn,
Nun ist's mir schier im Traum geschehn,
Daß ich gar einen hab' erschlagen!"
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Wolfgang Müller.

95. Graf Richard Ohnefurcht.

Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Gespenst begegnet' er;
Doch hat ihm nie was Grau'n gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten:
Er seh' in tiefer Nacht so licht,
Als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten,
Nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handschuh eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: „Geselle!
Du seist ein Guter oder Schlimmer,

Digitized by Google

Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen."

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all' die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?"
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!"

L. Uhland (1811).

93. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not:
Viel Steine gab's und wenig Brot,
Und mancher deutsche Reitersmann
Hat dort den Trunk sich abgethan;
Den Pferden war's so schwach im Magen,
Fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
Von hohem Wuchs und starker Hand,
Des Rößlein war so krank und schwach,
Er zog es nur am Zaume nach;
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
Und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
Hinter dem Heereszug zurück;
Da sprengten plötzlich in die Quer
Fünfzig türkische Reiter daher,
Die huben an auf ihn zu schießen,
Nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht' sich nit,
Ging seines Weges Schritt vor Schritt,
Ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
Und thät nur spöttlich um sich blicken,
Bis einer, dem die Zeit zu lang,
Auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut,
Er trifft des Türken Pferd so gut,
Er haut ihm ab mit einem Streich
Die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
Da faßt er erst sein Schwert mit Macht,
Er schwingt es auf des Reiters Kopf,
Haut durch bis auf den Sattelknopf,
Haut auch den Sattel noch in Stücken
Und tief noch in des Pferdes Rücken;
Zur Rechten sieht man wie zur Linken,
Einen halben Türken herunterſinken.
Da packt die andern kalter Graus:
Sie fliehen in alle Welt hinaus,
Und jedem ist's, als wird ihm mitten
Durch Kopf und Leib hindurchgeschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
Die auch zurückgeblieben war,
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
Was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
Der ließ den Schwaben vor sich kommen;
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche."

L. Uhland (1814).

94. Wickher.

Fern von des Rheines Heimatstrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht
Wickher, ein deutscher Lanzenknecht.
Durch Palästinas Berg' und Thale
Ward's manchem heiß im Sonnenstrahle;
Die Rüstung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und seinen Gaul genug.

Digitized by Google

Da dacht' er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen goldnen Wein;
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kam's, daß er hinter dem Zuge säumte.
Er sprach: „Die Hitze drückt zu sehr,
Zur Nachtzeit hol' ich ein das Heer;"
Und legt sich in die hohe Heide,
Das Pferd erlabt sich auf der Weide.
Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da störet ihn ein furchtbar Brüllen,
Und sieh, es stürzt ein mächtig Tier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutsche war nicht faul,
Er liebte seinen treuen Gaul,
War gleich bereit mit Schild und Schwert
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum sieht das Tier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da sieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwischen den weiten Rachen gähnen;
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib ist stark, die Füße schnell,
Es springt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei", ruft der Knecht, „verfluchte Katze!"
Und rüstig spaltet er sogleich
Des Tieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllt's zum letztenmal,
Und röchelnd stürzt es dann zu Thal.
Der Deutsche sieht's mit kaltem Blut,
Da scheint der Pelz ihm gar so gut,
Er trennt ihn sauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend kam indes heran,
Und weiter zog der deutsche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten,
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und staunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten: nun wäre die Gegend frei,
Er hab' erlegt den großen Leu.
Als er die Männer höret sagen,
Daß er der Tiere König erschlagen,
Von dessen Mut und wilder Stärke
Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet sich der Knecht fürbaß,
Der längst den harten Strauß vergaß,
Besieht die Haut sich für und für:
„Eine gelbe Katze schien es mir.
Längst hätt' ich gern den Leu gesehn,
Nun ist's mir schier im Traum geschehn,
Daß ich gar einen hab' erschlagen!"
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Wolfgang Müller.

95. Graf Richard Ohnefurcht.

Graf Richard von der Normandie
Erschrak in seinem Leben nie.
Er schweifte Nacht wie Tag umher,
Manchem Gespenst begegnet' er;
Doch hat ihm nie was Grau'n gemacht,
Bei Tage noch um Mitternacht.
Weil er so viel bei Nacht thät reiten,
So ging die Sage bei den Leuten:
Er seh' in tiefer Nacht so licht,
Als mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schweift' im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.
So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten,
Nachdenklich, ließ sie fürbaß reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbei hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handschuh eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.
Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: „Geselle!
Du seist ein Guter oder Schlimmer,

Digitized by Google

Leg dich aufs Ohr und rühr dich nimmer!“
Dann erst er sein Gebet beschloß,
Weiß nicht, ob's klein war oder groß.
Sprach dann, sich segnend: „Herr! mein Seel'
Zu deinen Händen ich empfehl'.“
Sein Schwert er faßt' und wollte gehen.
Da sah er das Gespenst aufstehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite strecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen
Und nicht mehr aus der Kirche lassen.
Richard besann sich kurze Weile,
Er schlug das Haupt ihm in zwei Teile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeschrien,
Doch mußt's den Grafen lassen ziehn.
Er fand sein Pferd am rechten Orte;
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handschuh erst gedenkt.
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
Hat sie vom Stuhle weggenommen;
Wohl mancher wär' nicht wieder kommen.

L. Uhland (1810).

96. Barbarossa.

1. Der alte Barbarossa,
Der Kaiser Friederich,
Im unterird'schen Schlosse
Hält er verzaubert sich.

2. Er ist niemals gestorben,
Er lebt darin noch jetzt;
Er hat im Schloß verborgen
Zum Schlaf sich hingesetzt.

3. Er hat hinabgenommen
Des Reiches Herrlichkeit
Und wird einst wiederkommen
Mit ihr zu seiner Zeit.

4. Der Stuhl ist elfenbeinern,
Darauf der Kaiser sitzt;
Der Tisch ist marmelsteinern,
Worauf sein Haupt er stützt.

5. Sein Bart ist nicht von Flachse,
Er ist von Feuersglut,
Ist durch den Tisch gewachsen,
Worauf sein Kinn ausruht.

6. Er nickt als wie im Traume,
Sein Aug' halb offen zwinkt,
Und je nach langem Raume
Er einem Knaben winkt.

7. Er spricht im Schlaf zum Knaben:
„Geh hin vors Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.

8. Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.“

F. Rückert (zwischen 1814 u. 1817).

97. Von des Kaisers Bart.

1. Am Schank zur goldnen Traube
Da saßen im Monat Mai,
Verbrüdert in grüner Laube,
Guter Gesellen drei.

2. Ein frischer Bursch war jeder,
Der eine am Gurt das Horn,
Der zweite am Hut die Feder,
Der dritte mit Koller und Sporn.

3. Es trug in funkelnden Kannen
Der Wirt den Wein auf den Tisch,
Lustige Reden sie spannen
Und sangen und tranken frisch.

4. Da war auch einer darunter,
Der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rotbart munter
Hub er zu reden an:

5. „Ich habe den Herrn gesehen
Am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt' er gehen
Wohl in den Dom zu Mainz:

6. Das war ein Bild, der Alte,
Fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte
Der lange, braune Bart.“

Digitized by Google

7. Ins Wort fiel ihm der zweite,
Der mit dem Federhut:
„Ei, Freund, bist du gescheite?
Dein Märlein ist nicht gut;

8. Ich habe den Kaiser gesehen
Auf seiner Burg im Harz,
Am Söller thät er stehen,
Sein Bart, sein Bart war schwarz!“

9. Da fuhr vom Sitz der dritte,
Der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte
Rief er mit hellem Zorn:

10. „So geht mir doch zur Höllen,
Ihr Lügner, Glück zur Reis'!
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
Sein Bart ist weiß, ist weiß!“

11. Das gab ein grimmes Zanken
Um weiß und schwarz und braun,
Es sprangen die Klingen, die blanken,
Und wurde scharf gehaun.

12. Verschüttet aus den Kannen
Floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen
Aus leichten Wunden drein.

13. Und als es kam zum Wandern,
Ging jeder im zornigen Mut,
Sah keiner nach dem andern,
Und waren sich jüngst so gut. —

14. Ihr Brüder, merkt das eine
Bei dieser schlimmen Fahrt:
„Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
Nicht um des Kaisers Bart!“

E. Geibel.

98. Der betrogene Teufel.

1. Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil';
Er sprach: Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Teil.

2. Die Araber aber sind Füchse von Haus;
Sie sprachen: Die untere Hälfte sei dein.
Der Teufel will allezeit oben hinaus:
Nein, sprach er, es soll die obere sein!

3. Da bauten sie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Teilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

4. Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!
Da bauten die Araber Weizen und Korn.

5. Und als es wieder zur Teilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenschnitt;
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm
Und heizte der Hölle Ofen damit.

F. Rückert.

99. Die Heinzelmännchen.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul — man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich;
Da kamen bei Nacht,
Eh man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten —
Und eh ein Faulpelz noch erwacht,
War all' sein Tagewerk — bereits gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich;
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war,

Digitized by Google

Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil'!
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visierten wie Falken
Und setzten die Balken —
Eh sich's der Zimmermann versah,
Klapp! stand das ganze Haus — schon fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und schoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor,
Da rückte schon das Brot, — das neue, vor.

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl' im Wind;
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf —
Wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf!

5. Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank.
Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten,
Und eh der Küfer noch erwacht —
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große Pein —
Der Staatsrock sollte fertig sein! —
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpten sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten
Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten,
Und eh mein Schneiderlein erwacht —
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders Weib
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die ganze Nacht.
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fährt nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht! husch, husch, husch, husch! — verschwinden all'!

Digitized by Google

8. O weh! nun sind sie alle fort,
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruhn,
Man muß nun alles selber thun!
Ein jeder muß sein
Selbst fleißig sein
Und kratzen und schaben
Und rennen und trabeu
Und schniegeln
Und biegeln
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

A. Kopisch.

100. Tomte i Garden.

Veit Rik führt Korn in den Hof hinein,
Da keucht klein Tomte hinterdrein.
Der Tomte i Garden ist klein wie ein Kind
Und trägt mit Müh einen Halm im Wind,
Er hat ein rot Käppchen und freundlich Gesicht
Und sagt: „Verschmäh doch mein Hälmchen nicht!" —
Veit Rik aber lenkt in die Scheuer und spricht:
„Was hilft mir ein Hälmchen, du krüpliger Wicht?
Geh hin, wo du willst. Das wär' mir genehm,
Das wär' eine Hilfe, wenn die Art käm'! —
Der Tomte i Garden blieb nicht stehn,
Man sah ihn zu Rikeburs Nachbar gehn.
Dem bracht' er die Ähre, der nahm sie gern,
Da bracht' ihm Tomte noch mehr von fern.
Der Tomte i Garden schleppt Nacht und Tag,
Bis voll des Nachbars Scheuer lag;
Er liest auch die Körnlein am Wege verstreut,
Womit er die Hühner des Hofes erfreut,
Holt Moos und verstopfet die Ritzen im Stein,
Läßt kein kalt' Lüftchen ins Haus hinein;
Die Hölzchen und Zweiglein liest er zuhauf
Und zündet damit das Feuer auf;
Er wäscht die Kindlein und kämmt ihr Haar,
Es glänzt wie die lichte Sonne so klar;
Er duldet kein Fleckchen, er scheuert die Bank,
Er putzt auch das Vieh, das wird so blank.
Sein Näpfchen Milch und ein Stück grau Tuch,
Das war ihm zum ganzen Leben genug;
Und alles geht wohl und alles gedeiht.
Veit Rik der sieht es am Ende mit Neid;
In Rikes Haus war's kalt, nicht warm;
Veit Rik hieß nun gar bald Veit Arm:
Er hat den Tomte i Garden verschmäht,
Durch den es gut im Hause steht.

A. Kopisch.

Digitized by Google

101. Das Schlaraffenland.

Das Königreich Schlaraffenland
Ist faulen Leuten wohl bekannt.
Der Eingang aber ist gar schwer,
Denn um die ganze Gegend her
Liegt ein Gebirg von Hirsebrei,
Breit wohl zwei Meilen oder drei.
Wer einziehn will, muß sich vermessen,
Durch dies Gebirg sich durchzuessen.
Hat er dazu Kraft und Geschick,
So ist er drin im Augenblick.
Die Dächer sind von Zuckerfladen,
Und Honigkuchen Thür und Laden,
Speckkuchen aber Diel' und Wände.
Um jedes Haus zieht sich behende
Rings ein geflochtner schöner Zaun
Von Leberwürsten, fett und braun.
Voll Wein sind alle Bäch' und Flüsse,
Und wenn es schloßt, schloßt's Pfeffernüsse.
Auf Tannen, Fichten, Birken, Eichen
Giebt's Mandeln, Brezeln und dergleichen,
Ein Schinkenschnitt ist jedes Blatt,
Und ausgepflastert jede Stadt
Mit Eierkuchen und mit Torten.
Von Marzipan sind Thor und Pforten.
Ein Schweizerkäs ist jeder Stein,
Und wenn es regnet, regnet's — Wein.
Die Dornenhecken tragen Trauben,
Zimt und Makronen alle Lauben.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehen
An Bächen Milchs. Die Winde wehen;
Die Semmeln fallen plumps hinein,
Und alles schmaust, so groß als klein.
Gekocht, gesalzt, gebraten gehen
Die Fisch' in Teichen und in Seeen.
Am Ufer stehn sie alle still,
Man fängt, so viel man immer will.
Auch fliegen um — ihr könnt es glauben —
Gebratne Hühner, Gäns' und Tauben;
Wer sie zu fangen ist zu faul,
Dem fliegen sie schnurr in das Maul,
Die Säu' alljährlich wohl geraten,
Sie gehn umher und sind gebraten:
Ein Messer steckt in ihrem Rücken.
Der erste nimmt die besten Stücken
Und steckt das Messer wieder ein,
Damit auch andre sich erfreun.
Die Menschen wachsen an den Ästen,
Wie Pflaumen, flugs mit Stiefeln, Westen
Und Kleidern von Damast und Drap,
Und fallen, wenn sie reif sind, ab.
Auch ist ein Jugendbad im Reiche,
Drin baden Arme sich und Reiche,
Und wer sich badet, wird verjüngt.
O, da giebt's Lust! Man tanzt, man singt;
Es schießen nach dem Ziel die Gäste,
Der weitste ab, gewinnt das Beste;
Im Lauf gewinnt der letzt' allein.
Wer träg ist, schläft beim Sonnenschein,
Dem giebt man für die Stund' ein'n Thaler.
Reich wird der schlechteste Bezahler;
Denn steht die Schuld ins andre Jahr,
Reicht man die Schuld ihm dreifach dar.
Hast du gespeiset einen Braten,
So zahlt man dir flugs vier Dukaten.
Vor einem nur mußt du dich wahren —
Vernunft allhier zu offenbaren.
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt',
Dem wär' kein Mensch im Lande hold.
Wer Lust an Zucht und Arbeit hat,
Dem untersagt man Land und Stadt,
Wer aber thut, was Weisheit tadelt,
Der wird in diesem Reich geadelt.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig, säuft und frißt,
Der wird hier flugs gemacht zum Fürsten.
Wer trefflich ficht mit Leberwürsten,
Der wird zum Ritter auserkoren
Und heißet Eu'r Hochwohlgeboren;
Wer seinen Tag verbringt mit Schlafen,

Digitized by Google

Den macht man hier alsbald zum Grafen.
Wer tölpisch ist und gar nichts kann,
Der wird des Kaisers Hofkaplan;
Wer aber schlechter ist, als alle,
Den rufet man mit großem Schalle
Zum Landesherrn und Kaiser aus;
Sein Wappen ist das Schellenhaus.

Nach H. Sachs.

102. Hochzeitlied.

1. Wir singen und sagen vom Grafen so gern,
Der hier in dem Schlosse gehauset,
Da wo ihr den Enkel des seligen Herrn,
Den heute vermählten, beschmauset.
Nun hatte sich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren gestritten durch mannigen Sieg;
Und als er zu Hause vom Rösselein stieg,
Da fand er sein Schlösselein oben;
Doch Diener und Habe zerstoben.

2. Da bist du nun, Gräflein, da bist du zu Haus,
Das Heimische findest du schlimmer!
Zum Fenster da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbstlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch schlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl besser gemacht.
Drum rasch bei der mondlichen Helle
Ins Bett, in das Stroh, ins Gestelle.

3. Und als er im willigen Schlummer so lag,
Bewegt es sich unter dem Bette.
Die Ratte die raschle, so lange sie mag!
Ja, wenn sie ein Bröselein hätte!
Doch siehe! da stehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein so zierlich mit Ampelenlicht,
Mit Rednergebärden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, schläft er nicht, möcht' er doch schlafen.

4. „Wir haben uns Feste hier oben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlassen;
Und weil wir dich in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu prassen.
Und wenn du vergönnest, und wenn dir nicht graut,
So schmausen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut."
Der Graf im Behagen des Traumes:
„Bedient euch immer des Raumes!"

5. Da kommen drei Reiter, sie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher, kleiner Gestalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlössern der Könige steht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäste getragen.

6. So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt sich im Saale sein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und lustigen Hopp
Erkieset sich jeder ein Schätzchen.
Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt;
Da pispert's und knistert's und flüstert's und schwirrt;

Digitized by Google

Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

7. Nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal
Von Bänken und Stühlen und Tischen,
Da will nun ein jeder am festlichen Mahl
Sich neben dem Liebchen erfrischen;
Sie tragen die Würste, die Schinken so klein
Und Braten und Fisch und Geflügel herein,
Es kreiset beständig der köstliche Wein;
Das toset und koset so lange,
Verschwindet zuletzt mit Gesange.

8. Und sollen wir singen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn was er so artig im kleinen gesehn,
Erfuhr er, genoß er im großen.
Trompeten und klingender, singender Schall
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen sich all,
Unzählige, selige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

W. v. Goethe (1802).

103. Die Finger.

1. Noch hatte mich mit Mohn bestreut
Morpheus, der Friedensbringer.
Da weckt' auf einmal mich ein Streit,
Ein lauter, meiner Finger;
Ein jeder wollte besser sein
Und nützlicher sich machen;
Ich that, als schlief' ich wieder ein,
Zu hören, was sie sprachen.

2. Der Daumen fing zu reden an:
„Könnt ihr es wohl vergessen?
Durch meine Hilfe schreibet man,
Nach mir pflegt man zu messen;
Der stärkste bin ich unter euch,
Drum setzt man mich aufs Auge;
Herrn Plutus dien' ich auch zugleich,
Da ich zum Zählen tauge."

3. „Still!" fiel der Zeigefinger ein,
„Sonst lehr' ich gleich dich schweigen.
Befehlen darf ich nur allein,
Da Festigkeit mir eigen;
Beweg' ich so mich hin und her,
Werd' ich euch Zweifel künden;
Was Menschen selbst nicht wissen mehr,
Das lehr' ich schnell sie finden."

4. Nun trat der Mittelfinger vor,
Sprach: „Nicht geprahlt, mein Lieber!
Verschon' er seines Nachbars Ohr,
Sonst setzt es Nasenstüber!
So manch Geheimnis wüßt' ich gleich,
Doch mag ich mich nicht plagen;
Ich bin der größte unter euch,
Mehr brauch' ich nicht zu sagen."

5. Goldfinger lachte vor sich hin
Und sprach: Ihr sollt euch schämen!
Daß ich aus euch der erste bin,
Das wird mir niemand nehmen;
Da seht ein bißchen nur auf mich,
Ich bin der Sohn der Weihe,
An meinem Leib prangt sichtbarlich
Das Unterpfand der Treue."

6. Nun fing der kleine Finger an
Mit seinem Schmuck zu prahlen:
„Seht her, die Edelsteine kann
Aus euch wohl keiner zahlen;
Wißt ihr, warum mit gläub'gem Sinn
Der Mensch mich also schmücket?
Weil ich ein Hexenmeister bin,
Der in die Zukunft blicket."

7. „Halt!" rief ich jäh, „was giebt es da?
Was soll der Zank bedeuten?
Ihr seid so wie die Menschen ja,
Die auch um nichts sich streiten.
Still! der Prozeß ist beigelegt,
Ich kenne eure Künste;
Der Hand allein, die euch bewegt,
Gebühren die Verdienste!"

Digitized by Google

8. Ihr Helden, die ihr im Verein
Fürs deutsche Land gekrieget,
O fraget nicht, ob der am Rhein,
Der an der Aub' gesieget;
Euch allen dankt das Vaterland,
Doch denket, Feindeszwinger:
Ihr siegtet nur durch Gottes Hand,
Ihr wart nur seine Finger.

Frz. Castelli.

104. Von den sieben Zechbrüdern.

1. Ich kenne sieben lust'ge Brüder,
Sie sind die durstigsten im Ort;
Die schwuren höchlich, niemals wieder
Zu nennen ein gewisses Wort
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

2. Es ist das gute Wörtlein Wasser,
Darin doch sonst kein Arges steckt.
Wie kommt's nun, daß die wilden Prasser
Dies schlichte Wort so mächtig schreckt?
Merkt auf! ich berichte
Die Wundergeschichte.

3. Einst hörten jene durst'gen Sieben
Von einem fremden Zechkumpan,
Es sei am Waldgebirge drüben
Ein neues Wirtshaus aufgethan,
Da fließen so reine,
So würzige Weine.

4. Um einer guten Predigt willen
Hätt' keiner sich vom Platz bewegt;
Doch gilt es, Gläser gut zu füllen,
Dann sind die Bursche gleich erregt.
„Auf, lasset uns wandern!"
Ruft einer dem andern.

5. Sie wandern rüstig mit dem Frühen;
Bald steigt die Sonne drückend heiß,
Die Zunge lechzt, die Lippen glühen,
Und von der Stirne rinnt der Schweiß;
Da rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

6. Wir trinken sie in vollen Zügen!
Doch als sie kaum den Durst gestillt,
Bezeigen sie ihr Mißvergnügen,
Daß hier nicht Wein, nur Wasser quillt;
„O fades Getränke!
O ärmliche Schenke!"

7. In seine vielverwobnen Gänge
Nimmt jetzt der Wald die Pilger auf,
Da stehn sie plötzlich im Gedränge,
Verworrnes Dickicht hemmt den Lauf;
Sie irren, sie suchen,
Sie zanken und fluchen.

8. Dieweil hat sich in finstre Wetter
Die schwüle Sonne tief verhüllt;
Schon rauscht der Regen durch die Blätter,
Es zuckt der Blitz, der Donner brüllt,
Dann kommt es geflossen,
Unendlich ergossen.

9. Bald wird der Forst zu tausend Inseln,
Zahllose Ströme brechen vor;
Hier hilft kein Toben, hilft kein Winseln,
Er muß hindurch der edle Chor.
O gründliche Taufe!
O köstliche Traufe!

10. Vor alters wurden Menschenkinder
Verwandelt oft in Quell und Fluß,
Auch unsre sieben arme Sünder
Bedroht ein gleicher Götterschluß.
Sie triefen, sie schwellen,
Als würden sie Quellen.

11. So, mehr geschwommen, als gegangen,
Gelangen sie zum Wald hinaus;
Doch keine Schenke sehn sie prangen,
Sie sind auf g'radem Weg nach Haus;
Schon rieselt so helle
Vom Felsen die Quelle.

12. Da ist's, als ob sie rauschend spreche:
„Willkommen, saubre Brüderschar!
Ihr habt geschmähet, thöricht Freche!

Digitized by Google

Mein Wasser, das euch labend war.
Nun seid ihr getränket,
Daß ihr daran denket."

13. So kam es, daß die sieben Brüder
Das Wasser fürchteten hinfort,
Und daß sie schwuren, niemals wieder
Zu nennen das verwünschte Wort,
In keinerlei Weise,
Nicht laut und nicht leise.

L. Uhland.

105. Türmer und Totengräber.

1. Der Türmer in seinem Stübchen
Der saß in finstrer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

2. Er bog sich hinaus zum Fenster
Und sah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Totengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

3. „Traun!" — meinte der Türmer droben,
„Der hat wohl ein schaurig Amt:
Zu wohnen unter Toten,
Im Leben zum Tode verdammt;

4. „Von Moder umhaucht zu schlafen,
Auf morschen Gräbern zu stehn,
Und unter Kreuzen zu wandeln
Und über Gräber zu gehn;

5. „Bei knisternden Brettern der Särge
Zu kochen das karge Mahl;
Bei jedem Schritte erinnert:
Hier ruhst auch du einmal!

6. „Hab' eben nichts zu verlieren,
Bin kein geschreckter Mann;
Doch müßt' ich da unten wohnen,
Wohl käm' ein Grausen mich an."

7. Der Totengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht ins Auge
Von Türmers Fensterlein.

8. „Traun!" — meint der Totengräber,
„Der hat wohl ein schaurig Amt:
Zu wohnen allein in den Lüften,
Zur Einsamkeit verdammt;

9. „Von Stürmen umbraust zu werden,
Von Raben umkrächzt zu sein,
Aus öder Stube zu starren
Ins öde Dunkel hinein;

10. „Und immer die Glocke zu rühren,
Wenn einer starb im Thal,
Bei jedem Schlage erinnert:
So läutet's auch dir einmal!

11. „Hab' eben nichts zu verlieren,
Bin kein geschreckter Mann;
Doch müßt' ich da droben wohnen,
Wohl käm' ein Grausen mich an!"

J. G. Seidl.

106. Der Alpenjäger.

1. Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Rand.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

2. Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Luftgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

3. Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höhn!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Digitized by Google

4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an —
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden",
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Herde?"

Fr. v. Schiller (1804).

107. Rätsel.

I.

1. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerältste Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born;
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

II.

Es steht ein groß, geräumig Haus 1
Auf unsichtbaren Säulen;
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan 5
Ist es mit Kunst gezimmert;
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein; 10
Doch noch kein' Auge schaute
Den Meister, der es baute.

III.

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See;
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

3. Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

IV.

1. Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.

Digitized by Google

2. Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in einem Grimme
Den Reiter und sein Roß.
3. Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen,
Der Harnisch — lockt sie an.
4. Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei,
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.
5. Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht;
Es stirbt im eignen Feuer,
Wie's tötet, ist es tot.

V.

Ich wohn' in einem steinernen Haus,
Da lieg' ich verborgen und schlafe;
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Atem bezwingen,
Ein Regentropfen schon saugt mich ein;
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen:
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

VI.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's gleichwie auf festen Füßen
Und trotzt dem wütenden Orkan.

Fr. v. Schiller.

VII.

Ich lieg' im Turm mit manchem Zimmer
Und werde drin zum braunen Mohr:
Und nie schau' ich des Tages Schimmer,
Sprengt nicht ein schneidend Schwert das Thor.
War dort mein Kerker klein und enge,
Doch wünsch' ich noch ein finstrer Haus:
Dort grab' ich unterird'sche Gänge
Und komm' als grüner Zwerg heraus;
Bald streckt der Zwerg sich in die Länge,
Am Ende wird ein Riese draus.

F. Kind.

108. Das Habermus.

Kinder, das Habermus ist fertig; so kommet denn und esset!
Betet: Aller Augen warten — nnd nehmt euch in acht hübsch,
Daß am rußigen Topf sich keins das Ärmelchen schwarz macht!
So! nun esset, und segn' es euch Gott, und wachst nnd gedeihet!
Seht, es hat die Haberkörnlein der Vater im Frühjahr
Zwischen die Furchen gesät mit fleißiger Hand und beegget.
Aber daß sie gewachsen und zeitig geworden, dafür kann
Euer Vater hier nicht; das thut der Vater im Himmel.
Denket nur, Kinder, es schläft ein Keimchen im mehligen Körnlein,
Kleingestaltet und zart; nicht regt, noch rührt sich das Keimchen,
Nein, fest schläft's und redet kein Wort, und ißt nicht und trinkt nicht,
Bis es die Furche bedeckt und der aufgelockerte Boden.
Aber sodann in der Furch' und in der befeuchteten Wärme
Wacht allmählich es auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,

Digitized by Google

Streckt die Gliederchen aus und sauget am saftigen Körnlein,
Wie an der Mutter das Kind; es fehlt nur, daß es noch weinte.
Größer wird es nunmehr und heimlich auch schöner und stärker,
Schlüpft aus den Windeln hervor und streckt ein Würzelchen abwärts,
Tiefer hinab in den Grund, sich Nahrung suchend und findend.
Ja, und der Vorwitz plagt's: neugierig möcht' es auch wissen,
Wie es nun weiter oben wohl sei. Gar heimlich und furchtsam
Guckt's aus dem Boden hervor. — Potz Stern! ich glaub', es gefällt ihm. —
Und der liebe Gott schickt einen Engel hernieder:
„Bring ihm ein Tröpfchen Tau und sag ihm freundlich Willkommen!"
Und es trinkt, es schmeckt ihm wohl, und es streckt sich behaglich;
Aber nun kämmt sich die Sonne, und ist sie gekämmt und gewaschen,
Tritt mit dem Strickzeug schnell sie hervor hoch hinter den Bergen,
Wandelt daher den Weg hoch auf der himmlischen Straße,
Strickt und schauet herab, wie eine freundliche Mutter
Nach den Kinderchen sieht. Sie lächelt freundlich dem Keimchen,
Und es thut ihm so wohl bis tief hinein in das Würzlein.
„Solch eine prächtige Frau, und doch so gütig und freundlich!"
Aber was sie wohl strickt? Gewölke aus himmlischen Düften.
Schon setzt's Tropfen, ein Sprützelchen kommt, jetzt regnet es völlig.
Keimlein trinket sich satt; drauf wehet ein Lüftchen und trocknet's;
Und es sagt: „Nicht kehr' ich zurück jetzt unter den Boden,
Nicht um alles! Da bleib' ich und schau', zu was ich noch gut bin."
Esset, ihr Kindlein, und segn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Schlimme Zeit nun kommt für das Keimlein. Wolken an Wolken
Stehen am Himmel bei Tag und bei Nacht, und die Sonne verbirgt sich.
Hoch auf den Bergen da schneit es, und weiter unten da hagelt's.
Hu — wie schaudert es es jetzt das Keimlein! wie bangt es und weint es!
Und der Boden ist zu und hat gar ärmliche Nahrung.
„Ist denn die Sonne gestorben", so spricht's „daß sie gar nicht zu sehn ist?
Oder fürchtet sie auch, sie erfrör'? Ach wär' ich geblieben,
Wo ich gewesen, bescheiden und klein im mehligen Körnlein,
In dem heimischen Grund und in der befeuchteten Wärme!"
Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr sprecht wohl auch noch dereinst so,
Wenn in die Welt ihr kommt, bei nie gesehenen Leuten
Schaffen müßt und euch rühren und Brot euch verdienen und Kleidung:
„Wäre daheim ich doch beim Mütterchen hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott, es währet nicht immer, und endlich wird's besser,
Wie auch das Keimlein erfahren. Nun hört! Am heiteren Maitag
Weht es so lau, und es steigt die Sonne so kräftig vom Berg auf,
Und sie schaut, wie's dem Keimlein ergeht, und giebt ihm ein Küßchen.
Ach wie ist's ihm so wohl, es weiß nicht zu bleiben vor Freude!
Allgemach pranget die Matte mit Gras und farbigen Blumen,
Allgemach duftet die Blüte der Kirschen, es grünet der Pflaumbaum,
Buschiger wird das Korn und buschiger Weizen und Gerste.
Und mein Häberlein spricht: „Jetzt bleib' ich allein nicht dahinten."

Digitized by Google

Nein, es spreitet die Blättchen — wer hat sie so zart ihm gewoben?
Jetzt auch schießet der Halm — wer treibt in Röhren an Röhren
Aus den Wurzeln das Wasser hinauf zur saftigen Spitze?
Endlich schlüpfet ein Ährlein heraus und schwankt in den Lüften —
Sage mir doch nur ein Mensch, wer hat an seidene Fäden
Dort ein Knöspchen gehängt und hier mit künstlichen Händen? —
Himmlische Engel! wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halme zu Halm und schaffen gewaltig.
Jetzt hängt Blüte bei Blüt' an der zierlichen, schwankenden Ähre,
Und mein Häberchen steht gleich einem Bräutlein im Kirchstuhl.
Jetzt sind zarte Körnchen darin und wachsen im stillen,
Und mein Haber beginnt zu merken, was es will werden.
Käferchen kommt nun und Fliege; sie kommen und machen Besuch ihm,
Schauen, wie es ihm geht, und singen ihm Eia Popeia!
Und auch der Glühwurm kommt, potztausend! mit dem Laternchen,
Nachts um neun auf Besuch, wenn Flieg' und Käferlein schlafen. —
Esset, ihr Kinder, gesegn' es euch Gott, und wachst und gedeihet!
Späterhin hat man geheut und Kirschen gesammelt nach Pfingsten,
Späterhin saftige Pflaumen gepflückt dort hinten im Garten,
Späterhin hat man Roggen gemäht und Weizen und Gerste;
Aber die Kinder der Armen sind barfuß zwischen den Stoppeln
Ähren lesen gegangen, und 's Mäuslein machte den Kehraus.
Drauf hat der Haber gegelbt; voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt ist's mir endlich verleidet;
Meine Zeit, ich merk' es, ist aus; was mach' ich allein hier
Zwischen den Stoppelrüben und zwischen dem Kraut der Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter hinaus mit Euphrosynchen und Lieschen,
Und schon fror's an den Fingern, so kalt war's morgens und abends.
Endlich haben wir heim ihn gebracht in die staubige Scheune
Und ihn gedroschen von früh um zwei bis zu Abend um viere.
Drauf hat des Müllers Esel ihn abgeholt in die Mühle
Und ihn wieder gebracht, in feine Körnlein zermahlen;
Und mit sahniger Milch von jungen fleckigen Kühen
Hat lieb Mütterchen ihn gekocht, — gelt, Kinder, es schmeckte? —
Wischet die Löffel nun ab, und bet' eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule! dort hängt das Ränzchen am Simse.
Falle mir keins, gebt Achtung und lernt hübsch, was man euch aufgiebt!
Wenn nach Hause ihr kommt, dann giebt es gebackene Pflaumen.

Th. Echtermeyer nach P. Hebel.

109. Die Jagd.

Die Luft hat schlafen sich gelegt,
Behaglich in das Moos gestreckt;
Kein Rispeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blassen Horizont hinunter,
Dort, wo das Tannicht überm Wall
Die dunkeln Kandelaber streckt.
Da horch! ein Ruf, ein ferner Schall:
„Hallo! Hoho!" so lang gezogen;
Man meint, die Klänge schlagen Wogen
Im Ginsterfeld; und wieder dort:

Digitized by Google

„Hallo! Hoho!“ — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo, — alles still!
Man hört der Fliege Angstgeschrill
Im Spinnennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang
Und dann, wie zieh'nder Kranichheere
Klingklang! von ihrer luft'gen Fähre,
Wie ferner Unkenruf: Kling! Klang!
Ein Läuten das Gewäld entlang.
Hui! schlüpft der Fuchs den Wall hinab, —
Er gleitet durch die Binsenspeere
Und zuckelt fürder seinen Trab.
Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
Nach stäuben die lebend'gen Glocken,
Radschlagend an des Dammes Hang;
Wie Aale schnellen sie vom Grund,
Und weiter, weiter Fuchs und Hund!
Der schwankende Wachholder flüstert,
Die Binse rauscht, die Heide knistert
Und stäubt Phalänen um die Meute.
Sie jappen, klaffen nach der Beute,
Schaumflocken sprühn aus Nas' und Mund;
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,
Zieht in dem Taue dunkeln Streif
Und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch,
Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,
Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läufen Kies und Staub;
Die Meute mit geschwollnen Kehlen
Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefern knacken,
Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
In weitem Kreise so zum Tann,
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenspiel der Bracken.
Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha! brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh Posto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Euter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.
So langsam schüttelnd den gefüllten Bauch
Fort grasen sie bis zu dem Heidekolke.
Ein Schuß! „Hallo!“ ein zweiter Schuß „Hoho!“
Die Herde stutzt, des Kolkes Spiegel kraust
Ihr Blasen, dann die Hälse streckend, so
Wie in des Dammes Mönch der Strudel saust,
Ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie pusten.
Die kranke Stärke schaukelt träg herbei,
Sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,
Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!
Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
Den halben Mond am Lederband,
Trabt aus der Lichtung rasch hervor
Bis mitten in das Heideland
Ein Weidmann ohne Tasch' und Büchse;
Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,

Digitized by Google

Dann setzt er an, und tausend Füchse
Sind nicht so kräftig totgeblasen,
Als heut es schmettert übern Rasen.
„Der Schelm ist tot, der Schelm ist tot!
Laßt uns den Schelm begraben!
Kriegen ihn die Hunde nicht,
Dann fressen ihn die Raben!
Hoho! Hallo!“
Da stürmt von allen Seiten es heran,
Die Bracken brechen aus Geniſt und Tann;
Durch das Gelände sieht in wüsten Reihen
Man johlend sie um den Hornisten schweifen.
Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,
Daß es verdunkelt der Fanfare Klang;
Doch lauter, lauter schallt die Gloria,
Brauſt durch den Ginster die Viktoria:
„Hängt den Schelm! Hängt den Schelm!
Hängt ihn an die Weide,
Mir den Balg und dir den Talg,
Dann lachen wir alle beide;
Hängt ihn, hängt ihn,
Den Schelm, den Schelm!“

A. v. Droste-Hülshof.

110. Das Hirtenfeuer.

Dunkel, Dunkel im Moor,
Über der Heide Nacht,
Nur das rieſelnde Rohr
Neben der Mühle wacht,
Und an des Rades Speichen
Schwellende Tropfen ſchleichen.

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Graſe duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt,
Und am ſandigen Hange
Rollt ſich feſter die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginſter
Und bildet lichte Scheiben?
Nun wirft es Funkenflinſter,
Die löſchend niederſtäuben;
Nun wieder alles dunkel —
Ich hör' des Stahles Picken,
Ein Kniſtern, ein Gefunkel —
Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken
Im Kreiſ' umher, ſie ſtrecken
Die Hände; Torfes Brocken
Seh' ich die Lohe lecken;
Da bricht ein ſtarker Knabe
Aus des Geſtrüppes Windel
Und ſchleifet nach im Trabe
Ein wüſt Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen —
Hei, wie die Buben johlen
Und mit den Fingern ſchnippen
Die Funken-Girandolen!
Wie ihre Zipfelmützen
Am Ohre luſtig flattern!
Und wie die Nadeln ſprützen,
Und wie die Äſte knattern!

Die Flamme ſinkt, ſie hocken
Aufs neu' umher im Kreiſe,
Und wieder fliegen Brocken,
Und wieder ſchwelt es leiſe;
Glührote Lichter ſtreichen
An Haarbuſch und Geſichte,
Und ſchier Dämonen gleichen
Die kleinen Heidewichte.

Der da, der Unbeſchuhte,
Was ſtreckt er in das Dunkel
Den Arm wie eine Rute?
Im Kreiſe welch Gemunkel?
Sie ſpähn wie junge Geier
Von ihrer Ginſterſchütte —
Ha, noch ein Hirtenfeuer,
Recht an des Dammes Mitte!

Man ſieht es eben ſteigen
Und ſeine Schimmer breiten,
Den wirren Funkenreigen
Übern Wachholder gleiten;

Digitized by Google

Die Buben flüstern leise,
Sie räuspern ihre Kehlen,
Und alte Heideweisen
Verzittern durch die Schmehlen.
„Helo, heloe!
„Heloe, loe!
„Komm du auf unsre Heide,
„Wo ich meine Schäflein weide,
„Komm, o komm in unser Bruch,
„Da giebt's der Blümelein genug,
„Helo, heloe!"

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,
Und leise durch den Ginster zieht's heran;
„Helo, heloe!
„Ich sitze auf dem Walle,
„Meine Schäflein schlafen alle,
„Komm, o komm in unsern Kamp,
„Da wächst das Gras wie Brahm so lang! —
„Helo, heloe!
„Heloe, loe!"

A. v. Droste-Hülshof.

111. Der Besuch.

1. Ein Edler auf Besuch kam zu dem Thor des andern,
Und zur Anmeldung ließ hinein das Blatt er wandern:
2. Ist Eintritt mir gewähret? Ich komme wie die Feder,
Die herführt jeder Wind und weiter führet jeder.
3. Und jener schrieb heraus: Zum Eintritt nicht gereicht
Wird die Erlaubnis dir, du machtest dich zu leicht.
4. Und jener schrieb hinein: Ich komme wie der Stein,
Wo der ins Wasser fällt, da bleibt er liegen fein.
5. Und jener schrieb hinaus: Erlaubnis nimmermehr
Wird dir zum Eintritt hier, du machtest dich zu schwer.
6. Und jener schrieb hinein: Ich komme wie ein Reiter,
Der, wo er sein Geschäft gethan hat, reitet weiter.
7. Und jener rief hinaus: „Das ist ein edles Wort,
Thürhüter, laß mir ein den edlen Gast sofort!" F. Rückert.

112. Der reichste Fürst.

1. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutsche Fürsten
Einst zu Worms im Kaisersaal.
2. „Herrlich", sprach der Fürst von Sachsen,
„Ist mein Land und seine Macht;
Silber hegen seine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht." —
3. „Seht mein Land in üpp'ger Fülle",
Sprach der Kurfürst von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!" —
4. „Große Städte, reiche Klöster",
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach."
5. Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge silberschwer;
6. Doch ein Kleinod hält's verborgen:
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß."
7. Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der Reichste,
Euer Land trägt Edelstein."

J. Kerner.

Digitized by Google

113. Bischof Kletus.

1. Der Kaiser sitzt auf goldnem Thron,
Im Purpurkleid mit goldner Kron'.
Auf seidenen Kissen funkelnd ruht
Des Golds und der Kleinodien Gut.

2. Es letzt sein Blick sich an dem Licht,
Das blitzend aus den Schätzen bricht;
Es tönt ihm süßer als Gesang
Der goldnen Stücke heller Klang.

3. „Ihr Diener alle um mich her:
Wann werden meine Kisten leer?"
„„Ausschöpfen läßt das Meer sich nicht,
Nicht wägen deines Golds Gewicht!""

4. „Ihr Diener nennt mit einemmal
Mir meiner Edelsteine Zahl!"
„„Wer zählt der Sterne zahllos Heer?
Der Edelsteine hast du mehr!""

5. „Wo blitzt etwa ein hell'rer Schein,
Als der aus meines Geschmeides Schrein?"
„„Die Sonne hat wohl funkelnd Licht,
Wie dein Geschmeide glänzt es nicht!""

6. So prahlt des Kaisers stolzes Wort;
Es schmeicheln so die Knechte fort.
Da schreitet aus der Söldner Chor
Mit finstrer Stirn Sankt Kletus vor.

7. Der Bischof tritt zum Kaiser hin:
„Mein Herr! nicht bringt dir das Gewinn!
Laß ab, laß ab von Trug und List!
Vernimm, was an der Wahrheit ist!

8. Wohl funkelt hell der Schätze Glut,
Doch weh, dran klebt manch schuldlos Blut!
Doch weh, dran klebet brennend heiß
Der armen Unterthanen Schweiß!

9. Doch weh! dran haften Seufzer bang,
Die schallen das ganze Land entlang,
Und Waif'- und Witwenthränen viel
Träufeln von deinem Augenspiel!

10. So rot und hell die Schätze sprühn,
So heiß soll dein Gewissen glühn!
Soll schelten in dein sündig Thun
Und nimmer mit seinem Schelten ruhn!"

11. Der Kaiser flammt vor Zornes-wut,
Er zuckt sein Schwert in wilder Glut:
„Ihr Knechte, was haut sogleich ihr nicht
Zu Stücken den kecken, frevlen Wicht!"

12. Der Knechte Schwerter blitzen hell,
Sie zucken nach dem Bischof schnell,
Der stehet furchtlos und ruhig doch:
„Herr Kaiser, vergönn' ein Wörtlein noch!

13. Reich' mir aus deiner Schätze Zahl
Ein Goldstück her nach eigner Wahl;
Reich' einen Edelstein mir dar
Und prüf', ob ich geredet wahr!"

14. Der Kaiser willigt das Begehr,
Reicht Edelstein und Goldstück her.
Der Bischof bricht entzwei den Stein —
Es quellen draus viel Thränen rein:

15. Zerbricht entzwei das Goldstück hell,
Draus träufeln viel Blutstropfen hell;
Den Kaiser ergreifet Angst und Graus,
Die Knechte stürzen zum Saal hinaus.

16. Es sitzt ein Bild auf güldnem Thron,
Im Purpurkleid, mit goldner Kron',
Die Schätze funkeln hell — und bleich
Starret herab die Kaiserleich'!

A. Stöber.

Digitized by Google

114. Die Rache.

1. Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
Der Knecht wär' selbst ein Ritter gern.

2. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein;

3. Hat angeleget die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.

4. Und als er sprengen will über die Brück',
Da stutzet das Roß und bäumt sich zurück.

5. Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

6. Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

L. Uhland (1810).

115. Frau Hitt.

1. Wo schroff die Straße schwindlig jäh
Hernieder leitet zum Inn,
Dort saß auf der mächtigen Bergeshöh
Am Weg eine Bettlerin.

2. Ein nacktes Kindlein lag ihr im Arm
Und schlummert' in süßer Ruh,
Die zärtliche Mutter hüllt' es warm
Und wiegt' es und seufzte dazu:

3. „Du freundlicher Knabe, du liebliches Kind,
Dich zieh' ich gewiß nicht groß,
Bist ja der Sonne, dem Schnee und dem Wind
Und allem Elend bloß.

4. Zur Speise hast du ein hartes Brot,
Das ein andrer nimmer mag,
Und wenn dir jemand ein Äpflein bot,
So war es dein bester Tag.

5. Und blickt doch, du Armer, dein Auge hold,
Wie des Junkers Auge so klar,
Und ist doch dein Haar so reines Gold,
Wie des reichsten Knaben Haar!"

6. So klagte sie bitter und weinte sehr,
Als Lärmen ans Ohr ihr schlug;
Mit Jauchzen trabte die Straße einher
Ein glänzender Reiterzug.

7. Voran auf falbem, schnaubendem Roß
Die herrlichste aller Frau'n,
Im Mantel, der strahlend vom Nacken ihr floß,
Wie ein schimmernder Stern zu schaun.

8. Die strahlende Herrin war Frau Hitt,
Die reichste im ganzen Land,
Doch auch die ärmste an Tugend und Sitt',
Die rings im Land man fand.

9. Ihr Goldroß hielt die Stolze an
Und hob sich mit leuchtendem Blick
Und spähte hinunter und spähte hinan
Und wandte sich dann zurück:

10. „Blickt rechts, blickt links hin in die Fern',
Blickt vor- und rückwärts herum!
So weit ihr überall schaut, ihr Herrn,
Ist all' mein Eigentum.

Digitized by Google

11. Viel tapfre Vasallen gehorchen mir,
Beim ersten Wink bereit;
Fürwahr, ich bin eine Fürstin hier,
Und fehlt nur das Purpurkleid!"

12. Die Bettlerin hört's und rafft sich auf
Und steht vor der Schimmernden schon
Und hält den weinenden Knaben hinauf
Und fleht in kläglichem Ton:

13. „O seht dies Kind, des Jammers Bild,
Erbarmet, erbarmet Euch sein!
Und hüllet das zitternde Würmlein mild
In ein Stückchen Linnen ein!"

14. „Weib, bist du rasend?" zürnt die Frau,
„Wo nähm' ich Linnen her?
Nur Seid' ist all', was an mir ich schau',
Von funkelndem Golde schwer." —

15. „Gott hüte, daß ich begehren sollt',
Was fremde mein Mund nur nennt!
O, so gebt mir, gebet, was Ihr wollt,
Und was Ihr entbehren könnt!"

16. Da ziehet Frau Hitt ein hämisch Gesicht
Und neigt sich zur Seite hin
Und bricht einen Stein aus der Felsenschicht
Und reicht ihn der Bettlerin.

17. Da ergreift die Verachtete wütender Schmerz,
Sie schreit, daß die Felswand dröhnt:
„O würdest du selber zu hartem Erz,
Die den Jammer der Armen höhnt!"

18. Sie schreit's, und der Tag verkehrt sich in Nacht,
Und heulende Stürme ziehn,
Und brüllender Donner rollt und kracht
Und zischende Blitze glühn.

19. Den stutzenden Falben spornt Frau Hitt —
„Ei, Wilder, was bist du so faul?"
Sie treibt ihn durch Hieb' und Stöße zum Ritt,
Doch fühllos steht der Gaul.

20. Und plötzlich fühlt sie sich selbst erschlafft
Und gebrochen den kecken Mut;
In jeglicher Sehne stirbt die Kraft,
In den Adern stockt das Blut.

21. Herunter will sie sich schwingen vom Roß,
Doch versagen ihr Fuß und Hand!
Entsetzt will sie rufen den Rittertroß,
Doch die Zunge ist fest gebannt!

22. Ihr Antlitz wird so finster und bleich,
Ihr herrisches Aug' erstarrt,
Ihr Leib, so glatt und zart und weich,
Wird grau und rauh und hart.

23. Und unter ihr strecken sich Felsen hervor
Und heben vom Boden sie auf
Und wachsen und steigen riesig empor
In die schaurige Nacht hinauf.

24. Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll
Und schaut, umzückt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.

Egon Ebert.

116. Der Burgbau.

1. „Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus!
Nicht braucht's zu sein des Landes Zier,
Es sei des Landes Graus!

2. Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht,

Digitized by Google

3. Dort tret' es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor!
Und keinen send' es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

4. Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück' und Thüre schmal.

5. Und Türme hoch und Mauern dicht
Und Scheun' und Keller weit.
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit!

6. Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan!
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

7. Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald! —
Sprich, willst du baun ein Haus so stolz,
So grausig von Gestalt?"

8. Mit Schweigen hört der Meister zu
Und spricht: „Ich führ's hinaus.
Ich bau' es fest, habt gute Ruh;
Doch sagt: Wie heißt das Haus?"

9. Da lacht der Rittter grimm und reckt
Die Hand aus übers Land:
„Mein Haus, das alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sei genannt!"

10. Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „Daß Gott erbarm'!"
Der Zorn ihm in das Auge kam
Und in den alten Arm;

11. Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt:
„Geleget ist der erste Stein!
Jetzt schadet, mordet, raubt!"

12. Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland.
Seit half ihm Gott aus aller Not
Durch seiner Männer Hand.

G. Schwab.

117. Junker Rechberger.

1. Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirch', verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

2. Und als es war um Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüber kommen.

3. Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handschuh hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

4. Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

5. Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder,
Es beben mir noch die Glieder."

6. Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

7. Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke schmeidige Pärlein!"

Digitized by Google

8. „Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu!
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

9. Rechberger sprengte von dannen stolz;
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hörten sie Pferdehufen.

10. Dem Junker hoch das Herze schlug.
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

11. Und hinten trabt noch einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffieret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

12. Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an, wer sind die Herrn vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe,
Wem gehört der ledige Rappe?"

13. „Dem treusten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt ihn nah und fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

14. Der Schwarze ritt den andern nach;
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

15. Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild,
Nimm's hin dir zum Gewinste,
Und brauch' es in Gottes Dienste!"

16. Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering,
Doch möcht ich in tiefer Reue
Dem Kloster dienen als Laie."

17. „„Du bist gewesen ein Rittersmann,
Ich seh es dir an den Sporen an,
So magst du der Pferde walten,
Die im Klosterstalle wir halten."

18. Am Tag, da selbiges Jahr sich schloß,
Da kaufte der Abt ein schwarz wild Roß.
Rechberger sollt' es zäumen;
Doch es thät sich stellen und bäumen.

19. Es schlug den Junker mitten aufs Herz,
Daß er sank in bitterem Todesschmerz;
Es ist im Walde verschwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

20. Um Mitternacht an Junkers Grab,
Da stieg ein schwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandschuh am Sattel hangen.

21. Rechberger stieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handschuh vom Sattelknauf,
Er schwang sich in Sattels Mitte,
Der Grabstein diente zum Tritte.

22. Dies Lied ist Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß sie geben auf ihre Handschuh acht.
Und daß sie fein bleiben lassen,
In der Nacht am Wege zu passen.

L. Uhland.

118. Das schwarze Roß.

1. Der Sturmwind heulte um die Wette
Mit Wölfen laut sein nächtlich Lied,
Da sprang von rauher Lagerstätte
Der Tschikosch,[1] den's zum Raube zieht.

1) Die Roßhirten der ungarischen Heiden.

Digitized by Google

2. Sein müdes Roß mit starken Armen
Reißt er zum schnellen Ritte auf,
Das treue Tier ward ohn' Erbarmen
Gespornet scharf zu neuem Lauf.

3. Von langen Diensten ist es hager,
Aus wunder Brust sein Atem stöhnt,
Doch schwingt der rauhe Pferdeplager
Die Peitsche, daß die Heide dröhnt.

4. Es floß aus schaumbedeckten Flanken
In Strömen hin das edle Blut,
Zusammen seine Kniee sanken —
Nun lodert erst des Räubers Wut.

5. Zu Tode martern Kannibalen
Des Stammes vielverhaßten Feind,
Der rauhe Tschikosch gleiche Qualen
Hier übte an dem treusten Freund.

6. Doch haben ihm die Wolkenrosse
Vom Himmel zürnend zugeschaut,
Sie nahen schnell im schwarzen Trosse
Vor Grimm und Mitleid donnernd laut.

7. Sie brechen los in tausend Wettern,
Das Firmament erglüht zumal,
Den Tschikosch samt dem Rosse schmettern
Sie nieder mit dem Feuerstrahl.

8. Zur Hölle muß der Räuber fahren,
Das Roß noch auf der Heide kreist;
Das Roß seit vielen hundert Jahren
Durchirrt die Nacht als Rachegeist.

9. Und läßt ein Tschikosch sich verleiten
Bei Nacht auf flücht'gem Raubeszug
Sein treues Roß zu scharf zu reiten,
Dann naht ein schwarzes Roß im Flug.

10. Sein Auge glüht von tausend Blitzen
Geheimnisvoller Zaubermacht,
Die zwingt den Reiter aufzusitzen
Zu einer letzten wilden Jagd.

11. Fort über Berge, über Thäler,
Bis früh zum Morgen geht die Flucht,
Dann stürzt es tot den argen Quäler
In eine tiefe Felsenschlucht.

12. Und keiner, den zum Ritt erkoren
Das Roß, hat Kunde je gebracht,
Ob es sich in den See verloren,
Ob in des Waldes dunkle Nacht.

A. v. Würtemberg.

119. Die traurige Krönung.

1. Es war ein König Milesint,
Von dem will ich euch sagen;
Der meuchelte sein Bruderskind,
Wollte selbst die Krone tragen.
Die Krönung ward mit Prangen
Auf Liffeyschloß begangen.
O Irland! Irland! wareſt du so blind?

2. Der König sitzt um Mitternacht
Im leeren Marmorsaale,
Sieht irr' in all die neue Pracht,
Wie trunken von dem Mahle;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Noch einmal bring die Krone!
Doch schau, wer hat die Pforten aufgemacht?"

3. Da kommt ein seltsam Totenspiel,
Ein Zug mit leisen Tritten,
Vermummte Gäste groß und viel,
Eine Krone schwankt inmitten;
Es drängt sich durch die Pforte
Mit Flüstern ohne Worte;
Dem Könige, dem wird so geisterschwül.

4. Und aus der schwarzen Menge blickt
Ein Kind mit frischer Wunde;
Es lächelt sterbensweh und nickt,
Es macht im Saal die Runde,
Es trippelt bis zum Throne,
Es reichet eine Krone
Dem Könige, des Herze tief erschrickt.

Digitized by Google

5. Darauf der Zug von dannen strich,
Von Morgenluft berauschet,
Die Kerzen flackern wunderlich,
Der Mond am Fenster lauschet;
Der Sohn mit Angst und Schweigen
Zum Vater thät sich neigen, —
Er neiget über eine Leiche sich.

E. Mörike.

120. Die Sonne bringt es an den Tag.

1. Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

2. Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand;
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

3. „„Wer nicht? was nicht?"" die Frau fragt gleich,
„„Was stierst du so an? Was wirst du bleich?"" —
Und er darauf: „Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

4. Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?""

5. „Nein, nimmermehr!" — „„Du sagst es mir noch."" —
„Ich sag' es nicht." — „„Du sagst es mir doch."" —
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

6. „Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, noch Ranzen, noch Schuh,
War hungrig und durstig und zornig dazu —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

7. Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
„Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!"
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

8. Und er: „„Vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!""
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an:
Er war ein alter schwacher Mann —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

9. So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

10. Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

11. Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheit:
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

12. Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,

Digitized by Google

Wie sie sich müht und sich erbost, —
Du, schau nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag."

13. So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn,
„„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt Euch nicht merken, was Ihr nun wißt!"" —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

14. Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

A. v. Chamisso (1827).

121. Der Glockenguß zu Breslau.

1. War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen
Viel Glocken gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

5. Im Magdalenenturme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

8. Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein,

9. Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das giebt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

10. Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!"

11. Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein!

12. Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin!

13. Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er thät;

14. Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie' umfassen
Und ihn um Gnade flehn!

15. Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Digitized by Google

17. Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann! —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er abzuräumen
Und sieht, und will's nicht sehn;
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

20. Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an;
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

21. Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch", spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet!
Möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein;

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

W. Müller.

122. Pipin der Kurze.

1. Pipin der Kurze war nicht groß,
Doch Karls des Großen Vater,
In aller Weise fehlerlos,
Ein treuer Volksberater,

2. Der beste Held im Frankenreich,
Der Kirche Wohlgefallen,
An Weisheit nur sich selber gleich,
An Tapferkeit vor allen,

3. War nicht geboren auf dem Thron,
Doch für den Thron geboren!
Zum Herrscher war des Hammers Sohn
Von Gottes Gnad' erkoren.

4. Papst Zacharias sprach dies Wort:
„Des Königs Würd' und Namen
Gebührt der Völker starkem Hort!"
Und alle Welt sprach: Amen!

5. Doch unser Held, der Kurze, schien
Zu klein manch kleinen Geistern,
Die maßen mit den Augen ihn
Und hatten viel zu meistern.

6. Des schwieg der Held, und ritterlich
Sinnt er den Hohn zu dämpfen,

Digitized by Google

Und lädt zum Spiele männiglich,
Wo wilde Tiere kämpfen.

7. Schon eilt das Volk herbei mit Drang,
Die stolzen Großen alle,
Sie nahen beim Trompetenklang
Mit lautem Waffenschalle.

8. Still sitzt Pipin, gedankenschwer;
Wie nahend Ungewitter
Wirft er nur Blitze um sich her —
Da rauscht herab das Gitter.

9. Ein grimmer Leu, ein wilder Stier,
Die stürzen in die Schranken,
Begegnen sich mit Kampfbegier,
Und keiner wollte wanken.

10. Jetzt aber packt des Leuen Zahn
Den Ur in dem Genicke
Und reißt ihn nieder auf dem Plan,
Blut, Feu'r und Wut im Blicke.

11. „Wer ist von euch", so fragt Pipin,
Und blitzte durch die Reihen —
„Wer ist von euch so stark und kühn,
Entreißt die Beut' dem Leuen?"

12. Da machen große Augen zwar
Ringsum die großen Leute;
Doch jeder bebt vor der Gefahr,
Und keiner will zum Streite.

13. Und wie noch alle schweigend stehn
Und an dem Kampf verzagen,
Sieht man Pipin zum Kampfplatz gehn,
Allein den Strauß zu wagen.

14. Er ruft den blut'gen Löwen an
Mit donnergleicher Stimme;
Der stürzt auf ihn mit Wut heran
Und brüllt vor wildem Grimme.

15. Und alles Volk sieht es mit Graus,
Pipin nur ohne Grausen.
Sein gutes Schwert zur Scheid' heraus,
Läßt's durch die Lüfte sausen,

16. Und schlägt dem Löwen in den Bart,
Daß tot er niederstürzet!
Das war ein Schlag nach Heldenart,
Mit Heldenkraft gewürzet!

17. Nun rafft der wilde Ur sich auf,
Den neuen Feind er wittert
Und rennt heran mit vollem Lauf,
Daß Schrank' und Boden zittert.

18. Doch unser Held steht mauerfest
Und wankt nicht von der Stelle,
Das Schwert er wieder sausen läßt
Und schwingt's mit Blitzes Schnelle.

19. Und trifft den Schnaubenden so gut,
Dicht an des Nackens Rande —
Da spritzt zum Himmel schwarzes Blut,
Das Haupt stürzt hin zum Sande.

20. Wie nun, ihr großen Recken ihr,
Was dünkt euch von dem Kleinen?
Mag nun der Held im Kampfrevier
Euch groß genug erscheinen?

21. Es stehn beschämt die Spötter wert,
Gesenkt die stolzen Blicke;
Pipin steckt ein sein gutes Schwert,
Dann tritt er schnell zurücke.

22. Des Volkes Jubel aber füllt
Ringsum die weiten Schranken,
Empor ihn hebend auf dem Schild
Zeigt ihm der Frank' dem Franken.

23. Als König grüßt ihn alle Welt,
Die Spötter müssen schweigen
Und ihm, der Leu und Ur gefällt,
Demütiglich sich neigen.

24. Und Barden singen allzumal
Vom Stier- und Löwensturze;
Pipin glänzt in der Fürsten Zahl;
Groß war Pipin der Kurze!

K. Baur.

Digitized by Google

123. Der sterbende Roland.

1. Roncesval, du Thal der Hirten,
Wo nur sanft die Flöte klang,
O, wie heut die Schwerter klirrten
Deinen grünen Plan entlang!

2. Von den Basken wild erschlagen
Liegen Karols Helden tot;
Unter Nachtigallenklagen
Sinkt die Sonne blutigrot.

3. Einer nur, der beste Recke,
Roland, atmet noch allein;
An bemoofter Felsenecke
Sitzt er dort im Abendschein.

4. Wie die halbgefällte Eiche
Tief getroffen bis ins Mark,
Neigt er's Haupt, das totenbleiche,
Und die Wunden bluten stark.

5. „Treues Schwert, das in den Fehden
Ritterlich den Sieg gewann,
Deine Blitze schreckten jeden,
Der auf Trug und Frevel sann!

6. Mit dem Übermut zu rechten,
Der die Schwachen unterdrückt,
Für die Unschuld treu zu fechten,
Hat mein Arm dich oft gezückt!

7. Doch die letzten Kräfte schwinden,
Scheiden muß ich, gutes Schwert!
Wird dich nun ein Ritter finden,
Ehrenhaft und deiner wert?

8. Sollt' ein Bube dich erwerben,
Der mit Frevel dich entehrt?
Sollte dich ein Feiger erben,
Daß dich bald der Rost verzehrt?

9. Ach mir bricht das Herz vor Leide,
Kann dich nicht verlassen sehn;
Treues Schwert, wir wollen beide
Mit einander untergehn!"

10. Dreimal, daß die Funken stieben,
Haut er auf den Felsen ein;
Doch sein Schwert ist ganz geblieben
Und zerspalten nur der Stein.

11. In sein Horn von Elfenbeine
Stößt er jetzt mit aller Macht,
Ob im Thal, ob wo im Haine
Noch ein Held, ein Bruder wacht.

12. Dreimal rief er in die Runde,
Bis das Hifthorn barst entzwei;
Sieh, da eilt zur guten Stunde
Dieterich, der Held, herbei.

13. „Eile, Bruder, denn ich sterbe!
Hier mein Schwert, und hier mein Roß!
Nimm sie hin, sei du mein Erbe,
Weil du warst mein Kampfgenoß!

14. Gott mit dir! Ich fahr' in Frieden
Zu den Brüdern, zu dem Herrn."
Roland sprach's, und hingeschieden
Ist des Rittertumes Stern.

A. Stöber.

124. Der Trompeter.

1. Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
Kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
Auch schönen Mädchen oft ein Ständchen gebracht;
Auch zuletzt, auch zuletzt in der grimmigsten Not,
Erscholl er ihm vom Munde, bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
Gedenk' ich seiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug von dem feurigsten Wein,
Soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

2. Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
Und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon krachte';

Digitized by Google

Doch schritten wir mit Lachen darüber unverwandt.
Ich trug das Horn und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis und es bog und es brach,
Ihn riß der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
Ich mußte selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand.
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
Und rief: „Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!"

3. Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
Den Schall, daß rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmut,
Als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
Als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein!
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
Und wurde eine bange, bange Stille danach.
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer:
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?

A. Kopisch.

125. Der Trompeter an der Katzbach.

1. Von Wunden ganz bedecket,
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket;
Der Brust entströmt das Blut.

2. Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

3. Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüber dringet
Ein wohlbekannter Klang.

4. Das hebt ihn von der Erde!
Er streckt sich starr und wild, —
Dort sitzt er auf dem Pferde.
Als wie ein steinern Bild.

5. Und die Trompete schmettert, —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Viktoria in das Land.

6. Viktoria — so klang es,
Viktoria — überall,
Viktoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

7. Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab, —
Das Herz ist ihm zersprungen,
Vom Roß stürzt er herab.

8. Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

J. Mosen.

126. Der Läufer von Glarus.

Einst fochten die von Uri sich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesscheiden an;
Da ward zuletzt der Spruch gethan:
„Zur Tag- und Nachtgleich' allerfrühst,
Wann kaum der Hahn den Morgen grüßt',
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer senden,
Und wo sich drauf begegnen beide,
Da sei fortan des Landes Scheide."
Und als der Morgen war gekommen
Und kaum die höchsten Alpen glommen,
In Uri wachte schon der Hahn

Digitized by Google

Und sang den Morgen lustig an.
Der Hunger hat ihn früh geweckt;
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht schon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide seinen Lauf.
Indes zu Glarus schläft noch fest
Der Hahn in seinem warmen Nest;
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum schlief er satt und unerschüttert,
Derweil im roten Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umstand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und schlummertrunken sich zu blähen,
Und hurtig sprang der Glarner auf
Und nahm zur Marke seinen Lauf.
Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felsenecke
Ins Land herein mit stolzen Tritten
Schon der von Uri hergeschritten.
Der Glarner hielt mit nichten an,
Er sprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und seinem Volk gewinnen möchte.
Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier ist die Scheide!" ruft er schon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stücklein ihm zurückerstatten,
So weit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der schwingt ihn auf die Schulter braun
Und klettert frisch den Steg hinauf;
Er atmet schwer, das Knie bricht ein,
Erblassend stürzt er aufs Gestein.
„Hier ist die Grenze!" ruft er schnelle —
Sein Grabstein ist zur selben Stelle.
Da ruhe nun von deinem Lauf
Und atme wieder fröhlich auf:
Du bist, so lang' dein Fuß dich trug,
Und bis zum letzten Atemzug
Fürs gute Recht voran gedrungen
Und hast ihm treulich Land errungen
Und weiter seine Mark gesetzt.
Glückselig, wer zu guterletzt
„Hier ist die Grenze!" rufen kann.
Am Steine, den dein Mut gewann,
Den Ruhstein du gefunden hast —
Du, braver Läufer, halte Rast!

A. Stöber.

127. Fehrbellin.

(28. Juni 1675.)

1. Herr Kurfürst Friedrich Wilhelm, der große Kriegesheld,
Seht, wie er auf dem Schimmel vor den Geschützen hält!
Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin,
Das war ein heißes Streiten am Tag bei Fehrbellin!

2. Wollt ihr, ihr trotz'gen Schweden, noch mehr vom deutschen Land?
Was tragt ihr in die Marken den wüt'gen Kriegesbrand?
Herr Ludwig von der Seine, der hat euch aufgehetzt,
Daß Deutschland von der Peene zum Elsaß werd' zersetzt.

3. Doch halt, Graf Gustav Wrangel, hier steh nun einmal still!
Dort kommt Herr Friedrich Wilhelm, der mit dir reden will.
Gesellschaft aller Arten bringt er im raschen Ritt
Samt Fahnen und Standarten zur Unterhaltung mit.

4. Nun seht ihn auf dem Schimmel: ein Kriegsgott ist es traun!
Den Boden dort zum Tanze, den will er sich beschaun.
Und unter seinen Treuen, da reitet hintenan
Zuletzt, doch nicht aus Scheuen, Stallmeister Froben an.

5. Und wie Herr Wrangel drüben den Schimmel nun erblickt,
Ruft er den Kanonieren: „Ihr Kinder, zielt geschickt!
Der auf dem Schimmel sitzet, der große Kurfürst ist's;
Nun donnert und nun blitzet! auf wen's geschieht, ihr wißt's."

Digitized by Google

6. Die donnern und die blitzen und zielen gar nichts Schlecht's,
Und um den Herren fallen die Seinen links und rechts.
Dem Derfflinger, dem Alten, fast wird es ihm zu warm;
Er ist kein Freund vom Halten mit dem Gewehr im Arm.

7. Und dicht und immer dichter schlägt in die Heeresreihn,
Dort in des Schimmels Nähe der Kugelregen ein —
„Um Gott, Herr Kurfürst weichet!" Der Kurfürst hört es nicht;
Es schaut sein Blick, der gleiche, dem Feind ins Angesicht.

8. Der Schimmel mocht' es ahnen, wem dieses Feuer gilt;
Er steigt und schäumt im Zügel, er hebt sich scheu und wild;
Die Herren alle bangen, doch sagt's ihm keiner an;
Wär' doch nicht rückwärts 'gangen, der fürstlich große Mann.

9. Und doch, der Tod ist nahe und mäht um ihn herum,
Und alles zagt und banget, und alles bleibet stumm.
Die Scheibe ist der Schimmel, das merket jeder nun;
Doch helfen mag der Himmel, von uns kann's keiner thun!

10. Da reitet zu dem Fürsten Emanuel Froben her:
„Herr Kurfürst, Euer Schimmel, er scheut sich vorm Gewehr;
Das Tier zeigt seine Launen, Ihr bringt's nicht ins Gefecht!
So nehmt nur meinen Braunen! ich reit's indes zurecht."

11. Der Herr schaut ihm hinüber: „Es ist mein Lieblingsroß!
Doch das verstehst du besser, so reit es mir zum Troß."
Sie wechseln still, dann sprenget rasch, ohne Gruß und Wort,
Die Zügel lang verhänget, der wackre Froben fort.

12. Und weit von seinem Herren hält er zu Rosse nun.
Für wenig Augenblicke scheint das Geschütz zu ruhn;
Der Kurfürst selber sinnet, warum es jetzt verstummt,
Und: „wacker war's geminnet" der alte Derffling brummt.

13. Da plötzlich donnert's wieder gewaltig übers Feld,
Doch nur nach Einem Punkte ward das Geschütz gestellt;
Hoch auf der Schimmel setzet! Herr Froben sinkt zum Sand,
Und Roß und Reiter netzet mit seinem Blut das Land.

14. Die Ritter alle schauen gar ernst und treu hinein.
O Froben dort am Boden, wie glänzt dein Ruhmesschein!
Der Kurfürst ruft nur leise: „Ha, war das so gemeint?"
Und dann nach Feldherrnweise: „Nun vorwärts in den Feind!"

J. Minding.

128. Alboin.

I. Die erste Heldenthat.

1. Es schlugen sich zwei Heere, von wilder Wut entbrannt,
Langobarden und Gepiden waren sie genannt;
Sie schlugen beide tapfer, sie hieben mächtig aus,
Und wollte keiner weichen dem andern in dem Strauß.

Digitized by Google

2. Da rief Odwins Geborner, der junge Herr Alpwin:
„Das heiß' ich schlecht geschlagen, wenn keine Feinde fliehn!
Komm, Turismod, du Kühner, Turisendes Sohn,
Laß sehn, wer unser beider verdienet Lanzenlohn!"

3. Da rannten sie zusammen mit rechtem Rittermut
Und stießen aufeinander ingrimmig und voll Wut.
Hei! wie da stob und dröhnte der schwere Lanzenstoß!
Hei! wie da schnob und stöhnte Turismodes Roß!

4. Turismodes Lanze, zersplittert war sie gar,
Das nahm Alpwin der junge mit rechtem Mute wahr
Und schwang sein Schwert so lustig und schlug so wackern Schlag,
Daß unter ihm so Reiter wie Roß zusammenbrach.

5. Als Turismod gefallen, Turisendes Sohn,
Erschraken die Gepiden, daß sie von dannen flohn,
Da blieb den Langobarden der Sieg und auch das Feld,
Die nun mit reicher Beute heimkehrten aus dem Feld.

6. Mit Jauchzen und mit Jubeln sah man die Kühnen ziehn,
Laut priesen ihre Lieder den jungen Helden Alpwin.
Da schlug dem jungen Helden das Herz noch eins so hoch,
Als er vom Volk besungen in seine Heimat zog.

7. Doch als es ging zum Mahle wohl in des Königs Zelt,
Da fühlte das Herze schlagen zumeist der junge Held,
Als die Langobarden sprachen zum König: „Herr Odwin,
Laß heute mit dir speisen deinen Sohn Alpwin!

8. Er hat so gut geschwungen sein ritterliches Schwert,
Daß wir den Sieg errungen; er ist der Ehre wert.
Und wie er dein Genosse war in Gefahr und Streit,
So soll er auch bei Tische dir sitzen nun zur Seit'."

9. Da sprach der alte König: „Es kann mit nichten sein.
Was unsre Väter hielten, das will ich nicht entweihn.
Das ist der Brauch des Landes, daß eines Königs Sohn
Nicht speist mit seinem Vater — es wäre großer Hohn —,

10. Bevor er nicht die Waffen nach Recht empfangen hat
Von einem fremden König an einer fremden Statt.
Er mag die Waffen holen, es sei nah oder weit,
Dann soll er immer sitzen mit Ehren mir zur Seit'."

II. Die Waffenfahrt.

1. „Nun will ich Waffen holen, es sei nah oder weit,
Auf daß ich sitzen dürfe dem Könige zur Seit'!"
So sprach mit hohem Mute der junge Held Alpwin,
Mit seinen jungen Mannen wollt' er vom Hause ziehn.

2. „Wohin willst du uns führen?" „Zu einem, der uns kennt,
Zu Turismodes Vater, König Turisend."

Digitized by Google

Da ritten sie von dannen weit über Berg und Thal,
Die auserwählten Degen, vierhundert an der Zahl.

3. Als sie zur Stelle waren vor Turisendes Haus,
Da kam der alte König staunend selbst heraus
Und fragt': „Weshalben kommt ihr? wes traget ihr Begehr?"
Da sprach Alpwin: „Um Waffen! um deren willen komm' ich her.

4. Ich will das Schwert empfangen von eines Königs Hand,
Auf daß ich kehr' mit Ehren in meines Vaters Land,
Ich will an fremder Stätte erwerben Ritterschlag,
Daß ich an Königs Seite nach Rechte sitzen mag."

5. Da nahm der alte König Alpwinen bei der Hand,
Lud ihn und seine Degen, die er beisammen fand,
Zu Tisch und setzt Alpwinen zu seiner rechten Seit',
Wo Turismod zu sitzen pflag, eh er fiel im Streit.

6. Dort saßen sie und aßen und tranken guten Wein,
Der König hieß den Gästen fleißig schenken ein;
Freundlich saß dort bei einander Gepid' und Langobard'
Und sprachen, was erfreuet Mann und Mannesart.

7. Doch als sie munter wurden in ganzer Jugendlust,
Da seufzte der alte König auf aus tiefer Brust —
Er dachte Turismodes und sprach mit Thränen fast:
„Lieb ist mir diese Stelle, doch nimmer lieb ihr Gast."

8. Turismodes Bruder, der kühne Kunimunt,
Hört's, und in Zornes Flammen sein ganzes Herze stund,
Er wies auf Alpwins Schuhe, weißriemig waren die:
„Ihr traget weiße Fesseln, gleicht jungem Scheckenvieh."

9. Da sprach Odwins Geborner, der junge Herr Alpwin:
„Geh auf das Feld und schaue, was die für Stränge ziehn,
So du dem Vieh vergleichest: den Feind zertreten sie;
Geh hin, dort liegt dein Bruder, ans Aufstehn denkt er nie."

10. Da fuhren die Gepiden ergrimmt nach Schwert und Speer,
Wie angeschoßne Eber so schnoben sie umher,
Da säumten auch die andern, die Langobarden, nicht
Und blickten mannhaft trutzig den Feinden ins Gesicht.

11. Schon blitzten die blanken Schwerter, schon zuckten sie beiderseit,
Da warf der alte König sich mitten in den Streit
Und fuhr mit ganzem Zorne auf seine Ritter los
Und schlug zurück die Schwerter, daß rings der Saal ertos.

12. „Zurück", ruft er, „ihr Mannen; Verwegne, haltet ein!
Der erste, der noch streitet, der soll getötet sein.
Das heißt mit Schimpfe siegen: in seinem eignen Haus
Den Feind zu überfallen bei einem Mittagsschmaus."

13. Sie saßen wieder nieder und tranken guten Wein,
Der König hieß den Gästen fleißig schenken ein,

Digitized by Google

Freundlich saß dort bei einander Gepid' und Langobard'
Und sprachen, was erfreuet Mann und Mannesart.

14. Doch als der Wein getrunken und völlig war das Mahl,
Da ließ der König holen aus seinem Waffensaal
Die Waffen Turismodes dem jungen Held Alpwin
Und gab sie unter Thränen dem jungen Held Alpwin.

15. Da schlug er ihn zum Ritter mit rechtem Ritterschlag
Und hieß ihn dannen ziehen und wünscht' ihm guten Tag.
Und gab auch seinen Mannen die königliche Hand;
Es reute ihrer keinen der Ritt in Feindes Land.

16. Da zogen sie von dannen weit über Berg und Thal,
Bis daß daheim sie stunden in Odwines Saal,
Da schritt Alpwin zu Tische im ritterlichen Kleid
Und satzte sich mit Stolze dem Vater an die Seit'.

17. Als hörten die Langobarden den ritterlichen Strauß.
Da brachen sie mit Schalle in lautem Jubel aus,
Da reicht' Odwin der König dem Sohne seine Hand:
„Willkommen, kühner Ritter, im Langobardenland!"

W. Osterwald.

129. Schwerting, der Sachsenherzog.

1. Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß beim Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

2. Der Dänenkönig Frotho genüber Schwerting saß,
Mit staunender Gebärde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

3. „Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund'?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand."

4. Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt;
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.

5. Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und mutig Herz.
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur lösen und tilgen niedre Schmach!"

6. Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Digitized by Google

7. Nicht lang', da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln wie Feuerswut empor;
Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: „'s ist die Stund' gekommen" sprach dumpf der ganze Kreis.

8. Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben dein ritterliches Mark!
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, stand,
Dein sei die Sachsenkrone! dein sei das Sachsenland!

9. Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rote Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

10. Da knieen betend nieder die wackern Rittersleut':
„Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf;
Der König sinkt zu Boden; er reißt ihn wütend auf:

11. „Schau hin, du stolzer Sieger! erzittre, feiges Herz!
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen alle, und nieder stürzt das Haus. E. Ebert.

130. König Johann von Böhmen bei Crecy.

(1346).

1. „Ihr lieben Herrn und Ritter, wie stehet Philipps Schlacht?
Bringt einen Strahl des Lichtes herein in meine Nacht!
Das lange Waffentosen verwirret nur mein Ohr;
Der Freund, mit dem ich ziehe, bringt er nicht siegend vor?"

2. So sprach der König Johann, der Greis in seinem Zelt,
An Waffen, Mut und Tugend ein wohlgethaner Held;
Und doch, sein Arm, er rastet; sein Schwert, er führt es nicht;
Denn Blindheit liegt seit Jahren auf seinem Angesicht.

3. Und wie er sitzet horchend und auf das Tosen lauscht,
Das Schlachtgetümmel näher und näher mählich rauscht,
Und endlich um ihn flüstert's: „Der Engelländer siegt,
Der tapfere König Philipp, dein treuer Freund, erliegt!"

4. Da sprang der blinde König von seinem Stuhl empor:
„O sähe so mein Auge, wie hört mein tückisch Ohr!
Wo ist mein Bruder Philipp, sagt mir, wo treff' ich ihn?"
Die Diener sprachen: „Säh't Ihr, so sähet Ihr ihn fliehn."

5. „Er flieht? und ich soll fliehen?" der König finster sprach;
„Wer leitet mich ins Treffen, wer hilft mir von der Schmach?
Wer wagt es, mich zu führen hinein in schönen Tod;
Wer wählet, statt zu fliehen, mit mir die letzte Not?"

6. Da nahm den blinden König ein Ritter bei der Hand,
Der sprach in deutscher Zunge: „Landskron bin ich genannt,

Digitized by Google

Zwei Falkenaugen hab' ich, die schauen wohl für vier:
Auch ich bin nicht zu fliehen, zu sterben bin ich hier."

7. Und freudig sprach der König: „Heil dir, dich kenn' ich gut,
Du hast mit mir bei Lauppen vergossen schon dein Blut!
Der Born ist schon gesprungen, gezapft ist schon das Faß:
Was übrig bleibt, zusammen verströmen heut uns laß!"

8. Und ihre beiden Rosse, die führt man ihnen vor,
Der Leitsmann ist ganz Auge, der König ist ganz Ohr:
Sie ketten an einander die Tiere bei dem Haupt:
So jagen sie, wie Einer, hin, wo es hallt und staubt.

9. „Dorthin!" ruft aus der Ritter, „dort stehn sie viel und hart!"
„Ja dorthin!" ruft der König, „dort schreit der Eduard,
Der Fürst der Engelländer, der meinen Freund vertrieb:
Ihn fällen oder fallen, es ist mir beides lieb!"

10. So jagen sie, wie Einer, hin, wo es staubt und hallt.
In wilden Schlachtenwirbel verrennen sie sich bald.
Es stürzet mancher Sieger von ihrem grimmen Schlag,
Zuletzt der gute Leitsmann, der blinde Herr erlag.

11. Und auf dem Siegesfelde, wo Leich' an Leiche war,
Gekettet aneinander da lag das edle Paar:
Des Ritters Falkenaugen geschlossen von der Not,
Des Königs Auge leuchtend, entsiegelt von dem Tod.

G. Schwab.

131. Johann von Böhmen.

1. Bei Crecy stellt sich heiß die Schlacht
Der Franken und der Britten;
Mit wildem Haß, mit starker Macht
Sind sie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann bestellte;
Doch führt der Greis sie selbst nicht mehr,
Er sitzet blind im Zelte.

2. Und wie nun rast der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgestampf,
Da springt er auf im Zorne:
„Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen;
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich's kühlen.

3. Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen.
Dann hin, es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dicksten Haufen!"

4. Und fertig stehn sie vor dem Zelt
Fest Mann an Mann geschlossen;
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei sturmschnellen Rossen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum ersten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

Digitized by Google

5. So stürzen sie zum Kampf hinan
Mit mächt'gen Schwertesstreichen
Und lassen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.
Dann sinken sie, des Todes Preis,
Die Tod gesäet haben:
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

6. „Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all' hienieden,
Durch schönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!"
Der Sieger Edward ritt heran,
Der Herr vom Brittenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn'
Des blinden Königs Leiche.

Wolfg. Müller.

132. Der blinde König.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

2. „Gieb, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt!"

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn;
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

5. „O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis;
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

6. Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!" —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht!" —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,

Digitized by Google

Zwei Falkenaugen hab' ich, die schauen wohl für vier;
Auch ich bin nicht zu fliehen, zu sterben bin ich hier."

7. Und freudig sprach der König: „Heil dir, dich kenn' ich gut,
Du hast mit mir bei Lauppen vergossen schon dein Blut!
Der Born ist schon gesprungen, gezapft ist schon das Faß;
Was übrig bleibt, zusammen verströmen heut uns laß!"

8. Und ihre beiden Rosse, die führt man ihnen vor,
Der Leitsmann ist ganz Auge, der König ist ganz Ohr;
Sie ketten an einander die Tiere bei dem Haupt;
So jagen sie, wie Einer, hin, wo es hallt und staubt.

9. „Dorthin!" ruft aus der Ritter, „dort stehn sie viel und hart!"
„Ja dorthin!" ruft der König, „dort schreit der Eduard,
Der Fürst der Engelländer, der meinen Freund vertrieb:
Ihn fällen oder fallen, es ist mir beides lieb!"

10. So jagen sie, wie Einer, hin, wo es staubt und hallt.
In wilden Schlachtenwirbel verrennen sie sich bald,
Es stürzet mancher Sieger von ihrem grimmen Schlag,
Zuletzt der gute Leitsmann, der blinde Herr erlag.

11. Und auf dem Siegesfelde, wo Leich' an Leiche war,
Gekettet aneinander da lag das edle Paar:
Des Ritters Falkenaugen geschlossen von der Not,
Des Königs Auge leuchtend, entsiegelt von dem Tod.

G. Schwab.

131. Johann von Böhmen.

1. Bei Crecy stellt sich heiß die Schlacht
Der Franken und der Britten;
Mit wildem Haß, mit starker Macht
Sind sie zu Feld geritten.
Dem Franken hilft der Böhmen Heer,
Das Herr Johann bestellte;
Doch führt der Greis sie selbst nicht mehr,
Er sitzet blind im Zelte.

2. Und wie nun rast der Lärm vom Kampf,
Die Trommel mit dem Horne,
Der Führer Ruf, das Roßgestampf,
Da springt er auf im Zorne:
„Ich kann, bin ich auch alt und blind,
Nicht thatenlos mich fühlen;
Das Feu'r, das durch die Adern rinnt,
Im Kampfe will ich's kühlen.

3. Ich will die Waffen, Schild und Schwert,
Ich will zwei treue Knappen!
Ihr kettet mir mein edles Pferd
Inmitten eurer Rappen.
Dann hin, es jauchzt die Schlacht empor!
Horch! Waffen, Rufen, Schnaufen!
Euch führt das Aug', mich führt das Ohr
Hin in die dichten Haufen!"

4. Und fertig stehn sie vor dem Zelt
Fest Mann an Mann geschlossen;
Dann klingt der Sporn, es dröhnt das Feld
Von drei sturmschnellen Rossen.
Die Knaben fliegen froh und wild
Zum ersten Heldenritte,
Der Greis, ein hehres blindes Bild,
Ragt hoch aus ihrer Mitte.

Digitized by Google

5. So stürzen sie zum Kampf hinan
Mit mächt'gen Schwertesstreichen
Und lassen ihre Heldenbahn
Bedeckt mit blut'gen Leichen.
Dann sinken sie, des Todes Preis,
Die Tod gesäet haben:
Wie Winter weiß der Königsgreis,
Wie Lenz die beiden Knaben.

6. „Fahr wohl, Blauhimmel, Erdenpracht,
Ihr Brüder all' hienieden,
Durch schönen Tod in freier Schlacht
Gehn wir zum ew'gen Frieden!"
Der Sieger Edward ritt heran,
Der Herr vom Brittenreiche,
Und deckte weinend mit der Fahn'
Des blinden Königs Leiche.

Wolfg. Müller.

132. Der blinde König.

1. Was steht der nord'schen Fechter Schar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft, in bittrem Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland widertönt:

2. „Gieb, Räuber, aus dem Felsverlies
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt;
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt!"

3. Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber groß und wild;
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:
„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie?"

4. Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus den Reihn;
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm."

5. „O Sohn! der Feind ist riesenstark,
Ihm hielt noch keiner stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis;
Und fällst du, so verschlinge
Die Flut mich armen Greis!"

6. Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht
Und alles schweigt umher,
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall
Und Kampfgeschrei und Toben
Und dumpfer Widerhall.

7. Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!" —
„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!"

8. Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen übers Meer?
Es rudert und es rauscht!" —
„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,

Digitized by Google

In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterchen Gunild."

9. „Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab, —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang,
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

L. Uhland (1814).

133. Der Schenk von Limburg.

1. Zu Limburg auf der Feste
Da wohnt' ein edler Graf,
Den keiner seiner Gäste
Jemals zu Hause traf.
Er trieb sich allerwegen
Gebirg und Wald entlang,
Kein Sturm nnd auch kein Regen
Verleidet' ihm den Gang.

2. Er trug ein Wams von Leder
Und einen Jägerhut
Mit mancher wilden Feder,
Das steht den Jägern gut;
Es hing ihm an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Buchs;
Gewaltig konnt' er schreiten
Und war von hohem Wuchs.

3. Wohl hatt' er Knecht' und Mannen
Und hatt' ein tüchtig Roß,
Ging doch zu Fuß von dannen
Und ließ daheim den Troß.
Es war sein ganz Geleite
Ein Jagdspieß stark und lang,
Damit er über breite
Waldströme kühn sich schwang.

4. Nun hielt auf Hohenstaufen
Der deutsche Kaiser Haus;
Der zog mit hellen Haufen
Einsmal zu jagen aus.
Er rannt' auf eine Hinde
So heiß und hastig vor,
Daß ihn sein Jagdgesinde
Im wilden Forst verlor.

5. Bei einer kühlen Quelle
Da macht' er endlich Halt;
Gezieret war die Stelle
Mit Blumen mannigfalt.
Hier dacht' er sich zu legen
Zu einem Mittagschlaf —
Da rauscht' es in den Hägen,
Und stand vor ihm der Graf.

6. Da hub er an zu schelten:
„Treff' ich den Nachbar hie?
Zu Hause weilt er selten,
Zu Hofe kommt er nie!
Man muß im Walde streifen,
Wenn man ihn fahen will;
Man muß ihn tapfer greifen,
Sonst hält er nirgend still."

7. Als drauf ohn' alle Fährde
Der Graf sich niederließ
Und neben in die Erde
Die Jägerstange stieß,
Da griff mit beiden Händen
Der Kaiser nach dem Schaft:
„Den Spieß muß ich mir pfänden;
Ich nehm' ihn mir zur Haft.

8. Der Spieß ist mir verfangen,
Des ich so lang' begehrt;
Du sollst dafür empfangen
Hier dies mein bestes Pferd.
Nicht schweifen im Gewälde
Darf mir ein solcher Mann,
Der mir zu Hof und Felde
Viel besser dienen kann."

9. „Herr Kaiser, wollt vergeben!
Ihr macht das Herz mir schwer.
Laßt mir mein freies Leben,
Und laßt mir meinen Speer!
Ein Pferd hab' ich schon eigen,
Für Eures sag' ich Dank;
Zu Rosse will ich steigen,
Bin ich 'mal alt und krank."

10. „Mit dir ist nicht zu streiten,
Du bist mir allzu stolz.

Digitized by Google

Doch führst du an der Seiten
Ein Trinkgefäß von Holz;
Nun macht die Jagd mich dürsten,
Drum thu' mir das Gesell,
Und gieb mir eins zu dürsten
Aus diesem Wasserquell."

11. Der Graf hat sich erhoben;
Er schwenkt den Becher klar,
Er füllt ihn an bis oben,
Hält ihn dem Kaiser dar.
Der schlürft mit vollen Zügen
Den kühlen Trunk hinein
Und zeigt ein solch Vergnügen,
Als wär's der beste Wein.

12. Dann faßt der schlaue Zecher
Den Grafen bei der Hand:
„Du schwenktest mir den Becher
Und füllteſt ihn zum Rand,
Du hieltest mir zum Munde
Das labende Getränk:
Du bist von dieser Stunde
Des deutschen Reiches Schenk."

L. Uhland (1816).

134. Graf Rudolf von Habsburg und der Gerber.

1. Kommt einst Herr Rudolf wohlgemut
Vor Basel hingeritten,
Am Steinenthor beim Gerber thut
Er um den Imbiß bitten.

2. „Seid mir gegrüßt, mein werter Gast,
Wollt Ihr Euch so bequemen;
Weib, bringe hurtig, was du hast —
Bitt' Euch vorlieb zu nehmen."

3. Gerüstet wird der blanke Tisch
Mit stillem Wohlbehagen,
Und Suppen, Braten, Tort' und Fisch
Und Wildbret aufgetragen.

4. Des Herbstes reiche Gabe ruht
In Gold- und Silberschalen,
Es sprüht der edlen Weine Glut
Aus blinkenden Pokalen.

5. In Purpurseiden und Damast
Stolziert des Hauses Ehre;
Es trügt der Glanz, als ob der Gast
Bei seinesgleichen wäre.

6. Bei ernstem Wort und feinem Scherz
Enteilt die Mittagsstunde,
Und offen wird des Grafen Herz
An heitrer Tafelrunde.

7. Drum launig er zum Wirt begann:
„Was mögt Ihr noch erwerben?
Könnt Ihr dereinst als reicher Mann
Auf weichem Polster sterben!"

8. „„Auf fauler Haut? das bleibe fern;
Ich fahre fort zu gerben
Und will, gefällt es Gott dem Herrn,
Als Gerber selig sterben.

9. Nie haben mich zur Stund' gereut
Der rauhen Arbeit Mühen;
Nur wo man keine Dornen scheut,
Da können Rosen blühen.""

10. Das Wort gefiel dem Grafen sehr,
Er rühmt' es aller Dinge,
Wie er zu Basel in die Lehr'
Beim frommen Gerber ginge.

R. Hagenbach.

135. Die Befreiung Wiens.

12. September 1683.

1. Ein Falke späht vom Felsennest
So weit, so weit ins Land,
Er späht nach Ost und späht nach West,
Hinab, hinauf den Strand.

2. Der Falke ist Graf Stahremberg
Hoch auf dem Stephansturm;
Doch Türken nur und Türken nur
Sieht nahen er zum Sturm.

Digitized by Google

3. Da rief er zorn- und kummervoll:
„Die Not, die klag' ich Gott,
Daß man mich so verlassen hat
Dem argen Türk zum Spott.

4. Nun pflanz' ich auf dem Stephansturm
Die heil'ge Kreuzesfahn';
Ihr Sinken klag' den Christen all',
Daß wir dem Falle nahn.

5. Und sinkt die Fahn' vom Stephansturm,
Dann stehe Gott uns bei,
Dann decke sie als Leichentuch
Den Stahremberger frei!"

6. Der Sultan rief dem Stahremberg:
„Bei Allah, hör' mein Wort,
Ich werf' die Fahn' vom Stephansturm
Und pflanz' den Halbmond dort.

7. Ich mache Wien zur Türkenstadt,
Sankt Stephan zur Moschee;
Ich reiß' die Maid aus Mutterarm
Und bring' dem Bruder Weh."

8. Der Sultan und der Stahremberg,
Die sprachen fürder nicht,
Denn mit dem ehrnen Feuermund
Das Feldgeschütz nun spricht.

9. Ach Stephan, heil'ger Gottesmann,
Sie warfen dich einst tot;
Wie bringen sie nun auch dein Haus
Durch manchen Wurf in Not!

10. Jetzt ist, o Wien, dein bester Schild
Des Stahrembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert,
Wie schwingt es es mit Lust!

11. Und neben ihm steht Kollonits,
Ein Bischof gotterfüllt,
Des milde Hand die Schmerzen all'
Der wunden Helden stillt.

12. Die Fahne auf dem Stephansturm
Wohl sechzig Tage stand,
Es hielt sie fest der Stahremberg
Mit seiner treuen Hand.

13. Die Fahne auf dem Stephansturm,
Die fängt zu wanken an;
Was hilft, ach Gott, ein Wundermann,
Wenn hundert Feinde nahn!

14. Die Fahne auf dem Stephansturm,
Die wankt, die sinkt, die bricht;
„Nun helf uns Gott!" ruft Stahremberg,
„Denn länger halt' ich's nicht."

15. Der Türke ruft in stolzer Lust:
„Allah, der Sieg ist dein!
Gefallen ist die Kaiserstadt!
Der Kaiserthron ist mein!"

16. Von Hörner- und Trompetenschall
Tönt plötzlich da ein Klang:
„Heil Kollonits! Heil Stahremberg!"
So ruft ein Schlachtgesang.

17. Es tönt so froh und tönt so hell,
Als ging's zu Tanz und Wein:
Das ist die deutsche Ritterschaft
Von Elbe, Main und Rhein.

18. Es tönt so stark und tönt so tief,
Als zög' der Sturm herbei:
Von Östreich ist's die Heldenkraft,
Von Bayern ist's der Leu.

19. Es tönt wie wilde Meeresflut,
Die hoch sich hebt am Strand:
Sobieski ist's, der Polenfürst,
Ein Held gar wohl bekannt.

20. Der Türke rauft im Grimm sein Haar,
Von Racheluft entbrannt,
Und mordet die Gefangnen all'
Mit kalter Mörderhand.

Digitized by Google

21. Nun eilt, ihr Helden, eilt herbei
Zum Kampf so hart und heiß!
Zu retten heut die Christenheit,
Das ist des Kampfes Preis!

22. Ein Feuer war das Christenheer,
Von heil'gem Mut entbrannt,
So brach es auf die Türken ein,
Ein Blitz, von Gott gesandt.

23. Der Lotharinger stritt voran,
Die Polen folgten nach,
Doch keiner zählt die Helden all'
Von jenem Ehrentag.

24. Die Türken standen mutig erst,
Dann wichen sie zurück,
Dann brach das Feuer durch sie durch,
Zu Rauch ward da ihr Glück.

25. Ein weites, weites Leichenfeld
Ward rings das Donauthal;
Dort sank in Staub der Türken Stolz,
Dort steht ihr Totenmal.

26. Bei Pauken- und Trompetenschall
Und Freudenfeuerschein,
So zieht geschmückt das Christenheer
Ins freie Wien nun ein.

27. Und noch steht auf dem Stephansturm
Das Kreuz der Christenheit
Zum Zeichen, wie vereinte Kraft
Die Kaiserstadt befreit.

Aus dem Festkalender.

136. Seydlitz.

1. Herr Seydlitz auf dem Falben
Sprengt an die Front heran,
Sein Aug' ist allenthalben,
Er mustert Roß und Mann;
Er reitet auf und nieder
Und blickt so lustig drein;
Da wissen's alle Glieder:
Heut wird ein Tanzen sein.

2. Noch weit sind die Franzosen,
Doch Seydlitz *will* zu Ball;
Die gelben Lederhosen
Sie sitzen drum so prall,
Schwarz glänzen Hut und Krempe
Im Sonnenschein zumal,
Und gar die blanke Plempe
Blitzt selbst im Sonnenstrahl.

3. Sie brechen auf von Halle,
Die Tänzer allbereit.
Bis Gotha hin zum Balle
Ist freilich etwas weit;
Doch Seydlitz, vorwärts trabend,
Spricht: „Kinder, wohlgemut!
Ich denk', ein luft'ger Abend
Macht alles wieder gut."

4. Die Nacht ist eingebrochen;
Zu Gotha auf dem Schloß —
Welch Tanzen da und Kochen
In Saal und Erdgeschoß!
Die Tafel trägt das Beste
An Wein und Wild und Fisch; —
Da, ungebet'ne Gäste
Führt Seydlitz an den Tisch.

5. Die Witz- und Wortspieljäger
Sind fort mit einem Satz;
Die Schwert- und Stulpenträger,
Sie nehmen hurtig Platz;
Herr Seydlitz bricht beim Zechen
Den Flaschen all' den Hals;
Man weiß, das Hälsebrechen
Verstand er allenfalls.

6. Getrunken und gegessen
Hat jeder, was ihm scheint;
Dann heißt es *aufgesessen*!
Und wieder *nach* — dem Feind!
Der möchte sich verschnaufen
Und hält bei Roßbach an,
Doch nur um fortzulaufen
Mit neuen Kräften dann.

7. Das waren Seydlitz' Späße.
Bei Zorndorf galt es Zorn;
Als ob's im Namen säße,
Nahm man sich da aufs Korn;
Das slavische Gelichter —
Herr Seydlitz hoffte traun,
Noch menschliche Gesichter
Aus ihnen zuzuhau'n.

Digitized by Google

8. Des Krieges Blutvergeuden —
Die Fürsten kriegten's satt;
Nur Seydlitz wenig Freuden
An ihrem Frieden hat;
Oft jagt er drum von Morgen
Bis in die Nacht hinein:
Es können dann die Sorgen
So schnell nicht hinterdrein.

9. Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod;
Könnt' er zu Rosse fahren,
Da hätt's noch keine Not;
Doch auf dem Lager balde
Hat ihn der Feind besiegt,
Der draußen auf der Halde
Wohl nimmer ihn gekriegt.

Th. Fontane.

137. Zieten.

1. Der große König wollte gern sehn,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

2. Der Vater Zieten, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar!"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, potz Element!
Kein Schneider oder verpfuschter Student."

3. Da macht er auf einen Bogen Papier
Einen großen Klecks in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all' in dem Kleckse sich schnitten,
Und jede endete auch in 'nem Klecks.
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

4. Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwerenot, Zieten, ist Er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?
Den Bart streicht sich Zieten: „Das ist bald erklärt,
Wenn Eu'r Majestät mir Gehör gewährt.

5. Der große Klecks in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren.
Dann rück' ich auf einem der Striche vor
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, aufs Ohr."

6. Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Zieten ist klüger, als ich es gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rücket an."

F. v. Sallet.

138. Des deutschen Knaben Tischgebet.

Das war einmal ein Jubeltag! 1
Bei Sedan fiel der große Schlag!
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
Der Kaiser und sein Heer gefangen!
Und blitzschnell flog die Siegespost 5
Am Draht nach Süd und Nord und Ost.
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen,
Von Flaggen wogten alle Straßen.
Viel tausendstimmig scholl Hurra,
Und waren noch Kanonen da, 10
So schoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls die „Wacht am Rhein"
Ward angestimmt von groß und klein.
Und einer von den kleinsten Jungen,
Der hat am lautsten mitgesungen: 15
Die bunte Mütze auf dem Ohr,

Digitized by Google

Die Höslein flott im Stiefelrohr,
Marschiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt sich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang;
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
Als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
War so mit Leib und Seel' dabei,
Als ob er selbst die Rheinwacht sei,
Hat drum den Glockenschlag vergessen
Und kam zu spät zum Mittagessen.
Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf,
Erscheint er endlich siegesmatt —
Die andern waren halb schon satt —
Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.
Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!"
Worauf mein Fritz vom Stuhl ersteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Giebt's wie der Geist ihm just gebeut,
Spricht: „Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

K. v. Gerok.

139. Die Eichensaat.

1. Wie waren die Mönche zu Dünwald so klug!
Sie suchten in den Briefen und fanden genug;
In alter Pergamente gebräunter Schrift
Lasen sie von mancher blökenden Trift.

2. Sie zeigten auch dem Junker zu Schlebusch eins
Im krausen Stile guten Klosterlateins:
Des Klosters seien, wie da geschrieben stand,
Wohl hundert Morgen von des Junkers Land.

3. Das begriff der schlichte, biedre Junker schwer:
Was er besessen von Urvätern her,
Worauf er geerntet so lang' und so viel,
Wie der Acker plötzlich dem Kloster verfiel.

4. Der Prior brachte den Handel vor Gericht;
Da wußten sich die Schöffen zu raten nicht.
Der Schultheiß dingte so manche Tagefahrt;
Der Verwicklung wurde kein Ende gewahrt.

5. Zuletzt der Junker übeln Mut gewann,
Als ihm die Mönche drohten mit Acht und Bann.
Man schürt' ihm von der Kanzel die Hölle so heiß;
Er dacht': ich will bezahlen das Lügengeschmeiß.

6. „Wohlan, ich biete die Hand zum Frieden dar,
Ihr sollt besitzen, was niemals euer war;
Doch weil ich ungezwungen euch Abstand that,
So sei mir bewilligt noch eine letzte Saat."

7. Da schmunzelten die Brüder und schlugen ein.
Den Vergleich verbrieften die Schöffen fein,
Ihn bestärkten beide mit heil'gem Schwur;
Jedweder zufrieden dann nach Hause fuhr.

Digitized by Google

8. Das währte von Weihnachten bis Hagelzeit;
Da pflegen die Gläub'gen noch jetzt weit und breit
Mit Kreuz und Fahne die Felder zu umgehn,
Den Himmel um Gedeihen der Saaten zu flehn.

9. Als sie nun kamen an das streitige Feld,
Das im Herbst der Junker zuletzt bestellt,
Wohl haben die Mönche neugierig hingeschaut,
Was doch auf ihrem Acker für Frucht sei gebaut?

10. „Zartgrüne Blättchen, buchtig ausgeschweift —
Was ist's, das der Ernte entgegenreift?
Es ist nicht Korn noch Weizen — o Schmach, in der That!
Wir sind betrogen! — es ist Eichelsaat!

11. Uns wird kein Zahn mehr schmerzen, wenn man sie mäht;
Ein Fuchs ist der Junker, das sehn wir jetzt zu spät.
Was hilft uns, zu verschreien den häßlichen Streich?
Zu deutlich redet der unsel'ge Vergleich." —

12. Aber lustig wuchsen die Eichen empor,
Bald knallte dort im Grünen des Junkers Rohr,
Noch sah er zur Lohe schälen manchen Schaft,
Er trank sich noch Stärkung aus braunem Eichelsaft.

13. Als aber weiter stürmte die Zeit im Saus,
Die Wipfel schauten über das Klosterhaus,
Da sahn sie grüne Gräber, wo längst in Ruh
Abt und Prior schliefen und die Mönche dazu.

14. Und höher hob sich der stolze Eichenforst;
Und als die graue Rinde verkrustend borst,
Da schüttelten die Kronen ihr herbstlich Laub
Auf des Klosters Mauern in Schutt und Staub.

K. Simrock.

140. Der Kaiser und der Abt.

(Nach dem Altenglischen.)

1. Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig.
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger als er.

2. Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte;
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte,
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst,
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

3. Das Pfäfflein das wußte sich besser zu hegen
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht,
Drei Männer umspannten den Schmeerbauch ihm nicht.

Digitized by Google

4. Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Einst ritt er mit reisigem Kriegesgeschwader
In brennender Hitze des Sommers vorbei;
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtei.

5. „Ha", dachte der Kaiser, „zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Knecht Gottes, wie geht's dir? Mich deucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

6. Doch deucht mich daneben, Euch plage viel Weile;
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich Euch Arbeit erteile?
Man rühmet, Ihr wäret der pfiffigste Mann;
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

7. So geb' ich denn Euren zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

8. Zum ersten: Wann hoch ich im fürstlichen Rate
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate,
Dann sollt Ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl wert bis zum Heller mag sein?

9. Zum zweiten sollt Ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist Euch nur Spiel.

10. Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Aufs Härchen mir meine Gedanken erraten.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

11. Und könnt Ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seid Ihr die längste Zeit Abt hier gewesen,
So lass' ich Euch führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

12. Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen;
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnotpeinlichem Halsgericht steht.

13. Er schickte nach ein, zwei, drei, vier Un'versitäten;
Er fragte bei ein, zwei, drei, vier Fakultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf;
Doch löste kein Doktor die Fragen ihm auf.

14. Schnell wuchsen bei herzlichem Zagen und Pochen
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Digitized by Google

15. Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Örter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

16. „Herr Abt", sprach Hans Bendix, „was mögt Ihr Euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin wie ein Schemen.
Maria und Joseph! wie hotzelt Ihr ein!
Mein Sixchen! es muß euch was angethan sein."

17. „Ach, guter Hans Bendix, so muß sich's wohl schicken.
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

18. Zum ersten: Wann hoch er im fürstlichen Rate
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl wert bis zum Heller mag sein?

19. Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen,
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

20. Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken erraten;
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

21. Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen,
So läßt er mich führen zu Esel durchs Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand."

22. „Nichts weiter?" erwidert Hans Bendix mit Lachen:
„Herr, gebt Euch zufrieden! das will ich schon machen,
Nur borgt mir Eu'r Käppchen, Eu'r Kreuzchen und Kleid,
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

23. Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

24. Da sprang wie ein Böcklein der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

25. Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rate,
Hoch prangt' er mit Zepter und Kron' im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich itzt wert bis zum Heller mag sein?" —

Digitized by Google

26. „Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum gäb' ich, so sehr Ihr auch pochet und prachert,
Für Euch keinen Deut mehr als zwanzig und neun;
Denn Einen müßt Ihr doch wohl minder wert sein." —

27. „Hm", sagte der Kaiser, „der Grund läßt sich hören
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

28. Nun aber sollst du mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen,
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?" —

29. „Herr, wenn mit der Sonn' Ihr früh sattelt und reitet
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zweimal zwölf Stunden ist alles gethan!"

30. „Ha", lachte der Kaiser, „vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

31. Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? das bringe heraus!
Nur bleib' mit dem Wenn und dem Aber zu Haus!"

32. „Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St. Gallen." —
„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen." —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget Eu'r Sinn:
Denn wißt, daß ich Bendix, sein Schäfer, nur bin!" —

33. „Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?"
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

34. Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe,
Und lerne fortan erst quid iuris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muß man auch sä'n." —

35. „Mit Gunsten, Herr Kaiser! das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein;
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein." —

36. „Ach guter Hans Bendix, das ist ja recht schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank." —

Digitized by Google

37. „Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nötig,
Doch seid Ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten zum ehrlichen Lohn
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon."

38. „Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz wie den Kopf auf der richtigsten Stelle!
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt
Und obenein dir ein Panis-Brief beschert.

39. Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten;
Der Abt soll sein pflegen nach unserm Gebot
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod." G. Bürger (1784?)

141. Das Lied vom braven Manne.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Welschland trüb und feucht;
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
Auf Seeen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
Der Sturz von tausend Wassern scholl,
Das Wiesenthal begrub ein See,
Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
Und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
Aus Quaderstein von unten auf,
Lag eine Brücke drüber her,
Und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind:
„O Zöllner, o Zöllner entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran;
Laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
Und blickt' in den Tumult hinaus:
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! verloren! Wer rettet mich?"

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß,
Von beiden Ufern hier und dort;
Von beiden Ufern riß der Fluß
Die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
Er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß,
An beiden Enden, hier und dort;
Zerborsten und zertrümmert schoß
Ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich:
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!"

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
Ein Schwarm von Gaffern groß und klein,

Digitized by Google

Und jeder schrie und rang die Hand;
Doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
Durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang?
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich:
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

10. Rasch galoppiert' ein Graf hervor,
Auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff.
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
Dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag' an, mein braver Sang, sag' an!
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav;
Doch weiß ich einen bravern Mann.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

12. Und immer höher schwoll die Flut,
Und immer lauter schnob der Wind,
Und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter, Retter, komm geschwind!
Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach;
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Hallo! hallo, frisch auf gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt;
Aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
Der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

14. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
Am Wanderstabe schritt daher,
Mit grobem Kittel angethan,
An Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
Und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen sprang
Er in den nächsten Fischerkahn;
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
Der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
Und dreimal kam er glücklich an,
Bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
So rollte das letzte Getrümmer fort.

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag' an, sag' an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
Doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
So wagte der Bauer vielleicht kein Blut.

18. „Hier", rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! komm her, nimm hin!"
Sag' an, war das nicht brav gemeint?
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn.
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
Das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,
Der Hab' und Gut verloren hat!"

Digitized by Google

So rief er mit herzlichem Biederton
Und wandte den Rücken und ging davon.

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer solches Muts sich rühmen kann,
Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.

G. Bürger (1776).

142. Johanna Sebus.[1]

Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluten spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut;
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! . . . Du gehst davon!“
Sie trägt die Mutter durchs Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch, harret derweil!
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluten wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt.
„Wohin? wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willst du hinein!“
„Sie sollen und müssen gerettet sein!“

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein':
So sollten sie alle verloren sein!
Schön Suschen steht noch strack und gut:
Wer rettet das junge, das edelste Blut?

1) Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten aus dem Dorfe Brienen (bei Griethusen unfern Kleve), die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Kleverham Hilfe reichend unterging.

Digitized by Google

Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind alle fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf —
Da nehmen die schmeichelnden Fluten sie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Turn den Ort.

Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt! W. v. Goethe (1809).

143. Harras, der kühne Springer.

1. Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht;
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

2. Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
Wie Brausen des Sturms und Gewitter,
Und voran auf feurig schnaubendem Roß
Der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen
Und die feindliche Burg zu besteigen.

3. So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen;
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt;
Das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

4. Wie der Wald dumpf donnernd wiederklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klirren, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut;
Sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freiheit gilt's oder Leben,

5. Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Übermacht muß es erliegen;
Das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
Und sein Roß trägt den mutigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Digitized by Google

6. Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege;
Denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle,
Und er sprengt zur lichteren Stelle.

7. Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen;
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhn
Sieht er seine schimmernde Feste stehn;
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

8. Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief' —
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
Schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel.
Und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört, wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Scharen umreiten.

9. Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod in den Wogen er wähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
Und befiehlt dem Herrn seine Seele.
Und näher schon hört er der Feinde Troß,
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß;
Doch er spornt's, daß die Ferſen bluten,
Und setzt hinab in die Fluten.[1] —

10. Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt;
Ihn beschützen höh're Gewalten.
Wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohlerhalten;
Und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen stehn an des Ufers Rand
Und begrüßen freudig den Schwimmer.
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

Th. Körner.

144. Deutsches Weihelied.

1. Stimmt an mit hellem, hohem Klang,
Stimmt an das Lied der Lieder!
Des Vaterlandes Hochgesang!
Das Waldthal hall' ihn wieder!

2. Der alten Barden Vaterland,
Dem Vaterland der Treue,
Dir niemals ausgesungnes Land,
Dir weihn wir uns aufs neue!

3. Zur Ahnentugend wir uns weihn,
Zum Schutze deiner Hütten;
Wir lieben deutsches Fröhlichsein
Und alte deutsche Sitten.

4. Die Barden sollen Lieb' und Wein,
Doch öfter Tugend preisen,
Und sollen biedre Männer sein
In Thaten und in Weisen.

5. Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reißen,
Und jeder echte deutsche Mann
Soll Freund und Bruder heißen.

M. Claudius.

1) Die Volkssage verlegt die kühne That in die Gegend von Lichtenwalde im sächsischen Erzgebirge. Dort zeigt man noch heute den „Harrassprung", und ihm gegenüber erhebt sich am Ufer ein Denkmal mit der Inschrift: „Harras, der kühne Springer."

Digitized by Google

Erläuterung

einiger mundartlichen und weidmännischen Ausdrücke in den Gedichten Nr. 8. 11. 30. 67. 68. 69. 71. 72. 73. 75. 83. 109. 110. 140.

Achterſten, von achter = hinten.
Awergahn = über-, vorübergehn.

Baben = oben.
Bet = bis.
Beet = biß.
Binn = drinnen.
Bi't = bei dem.
Blard = Blätter.
Bracke = Jagdhund, Spürhund, Hetzhund.
Brahm = Ginſter (spartium).

Candidel = luſtig.
Chilche = Kirche.
Chunnt = kommt (cho = komme).

Da = dir.
Dak = das Dach.
Dal = nieder.
Dede = that.
Doanza = tanzen.
Druſeln = rieſeln.

Echt = etwa, wohl.
Eckerſch = etwas.
Einhotzeln = einſchrumpfen, einfallen, eigentl. vom Zuſammentrocknen ſaftiger Fleiſchfrucht.
Er (ſprich ehr) = ihr.

Geit = geht.
Geniſt (Nr. 109.) = wohl für Ginſter (genista).
Gev = gab.
Gibſch = giebſt (du).
Glöiend = glühend.
Glöv = glaube.
Grias = Gries.
Gümple = ſpringen (ſich überſchlagen).

Hart = Herz.
Heigs = hätte es; hemmers = haben wir's; heſch = haſt (du).
Hendal = hernieder, hinunter.
Höner = Hühner.
Hupen = Haufen.

Jappen = ſchnappen, eigentl. luftſchnappend den Mund öffnen (onomatop).
Ick = ich.
Johlen = in langgezogenen Tönen ſchreien, aufjubeln, aber auch heulen.

Kamp = ein (meiſt mit Strauch und Baum umfriedetes) Feld- oder Wieſenſtück.
Ked = Kette.
Keem = kam.
Koehuet = Kuhhaut.
Kolk = eine ſchlund- oder trichterartige ſtrudelnde Waſſertiefe, oft nur ein Waſſerloch, manchmal auch ein kleiner tiefer Teich.
Koſt (das en) = (das iſt) ein Biſſen.
Kreeg = kriegte.
Krei = Krähe.
Krevet = Krebs.
Künfti = künftig.
Kütt = kommt.
Kurn = kauern.
Kurrig = (keck und) leicht zum Zorn geneigt.

Lauf = Bein (vom Hirſch, Reh, Fuchs, Haſen).
Lenken = Gelenke.
Liſen = leiſe.
Lo = laſſen.
Lunte = Schweif des Fuchſes.
Lütt, lüttje = klein, kleiner.

Mak = machte.
Matten = Martin (Name des Haſen).
Mer = man.
Ma = mir.
Moth = Mut.
Mönch (Nr. 109.) = vielleicht Name für ein (urſprüngl. zu einem Kloſter gehöriges) Gehölz wie anderer Orten der Ausdruck Nonne.

Nechte = zu Nacht.
Ned = nicht.
Nett = nicht.
Näumis = etwas.
Niemet = niemand.
Numme = nur.

Pabben = Füße (eines Tiers).
Pot = Pfote.

Rihv = rieb.
Rören = rühren.

Digitized by Google

Rükt = riecht, duftet.
Rusch = rauschen.

Schart = Scherbe, auch Tiegel.
Schmehle = Windhalm (Agrostis spica venti, eine Grasart).
Schurn = sich schützen (gegen einen Regenschauer).
Sieder = seit, seither.
Sitt = sitzt, sitzen.
Slapri = schläfrig.
Stärke = junge Kuh (eigentl. Sterke, zu Stier gehörig.
Sünn = Sonne.
Schwehlen = ohne Flamme, oder nur mit trüber, rauchumhüllter, brennen; verkohlen.

Taffere = Wirtshaus (taberna).
Tosam = zusammen.
Trau = meine ich (traue ich).

Umma = um.
Uns = unser.

Vage = Vogel.
Verthoalt = verteilt.
Voet = Fuß.
Voß = Fuchs.

Wassen = wachsen.
Weger = wahrlich.
Win = Wein.
Wonis = welcher uns (eigentlich so oder wo uns).

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY,
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

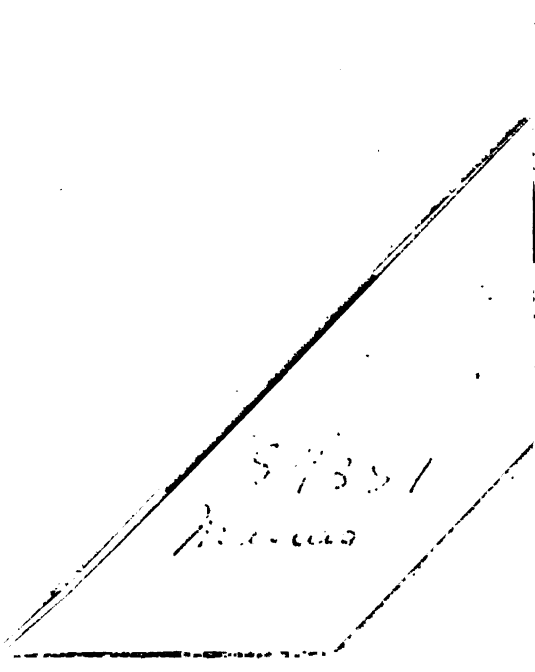
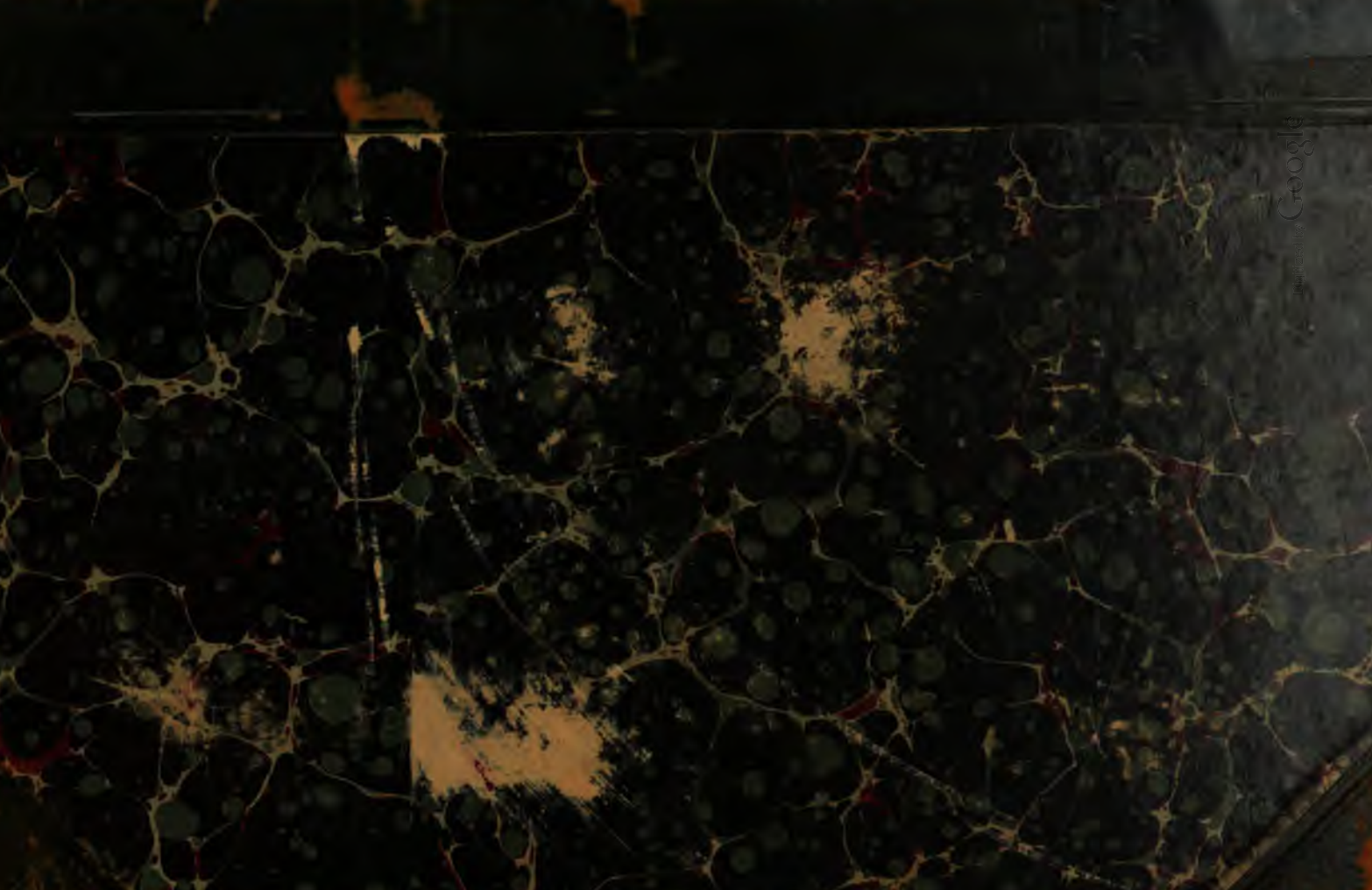
JUN 26 1928

DEC 28 1928

50m-7,'27

Digitized by Google

YC 71287



Digitized by Google